Die verkannte Nonne

in der

Geſchichte

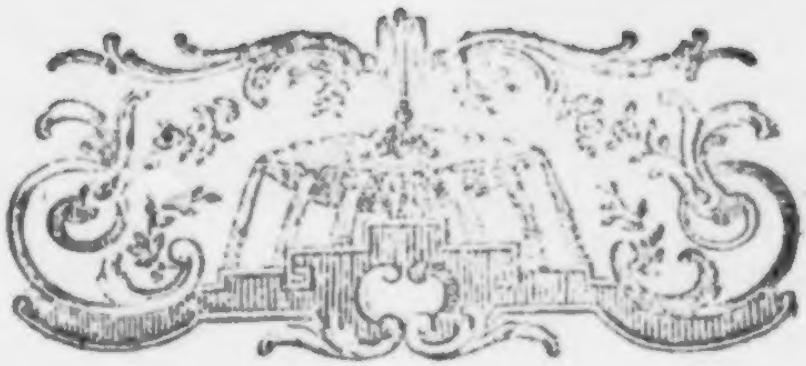
der

Caroline Henriette P. . .

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Johann Philipp Haug.
1781.



Heinrich an Sophien.

B * * den 8. Nov.

Lange schon hast du mich gebeten, liebe Sophie, daß ich dirs einmal recht ausführlich schreiben soll, wie meine Verbindung mit Henrietten entstand, wie der Anfang unsrer Liebe war und ihre Fortdauer. Glaube mir, gutes Mädchen, ich habe mein Versprechen nicht vergessen gehabt, ob ich dir seine Erfüllung gleich so lange schuldig blieb. Wie könnt' ich auch eine Beschäfftigung vergessen, die mir selbst so herzlich angenehm und süß ist? Du kennst meine Verfassung, weißt, wie so wenig Augenblicke ich auf meine Freude wenden kann, und du mußt mir also vergeben. Wenn ich manchmal ein Stündchen von Geschäfften frey bin, nun, da kannst du dirs leicht vorstellen, daß ich mich dann, so viel als möglich, mit meiner lieben Henriette beschäfftige.— Aber, wozu erst die weitläuftigen Entschuldigungen? Du bist ja meine Freundinn, meine Vertraute, und dies ist mir genug, um deine Ver-

zeihung, aber auch zugleich freundschaftliche Theilnehmung an meiner Herzensgeschichte mit Zuversicht zu erwarten. Also zur Sache selbst!

Du weißt, gutes Mädchen, was ich schon in meinen Kinderjahren für ein muntrer, flinker Pursche war. Ich will dich jezt nicht etwa mit den vielen schnakischen Begebenheiten, von denen meine frühe Jugend so voll war, unterhalten, denn dies wäre ganz wider meine Absicht, ich fordre dich vielmehr nur auf, daß du dich erinnerst, wie ich schon damals immer lieber mit Mädchen umgieng, als mit Knaben. Dies ist etwas seltnes, denn sonst sind die Jungens immer lieber vor sich, treiben mit vieler Aemsigkeit ihre Spiele, wo's denn oft über Stock und Stein geht, und achten ein so schwaches Geschöpf, wie die kleinen Mädchen ihnen vorkommen, gar nicht vor würdig, ihren heroischen Unterhaltungen beyzuwohnen. Bey mir war dies ganz anders. Wenns nur auf irgend eine Art möglich war, so ließ ich, bey unsern vermischten Gesellschaften, meine Gespielen immer fortlärmen, blieb bey den Mädchen, band ihnen die aufgefahrnen Hals- und Armbänder zu, haschte ihnen einen buntfarbigten Schmetterling, den sie bey ihrem Anzuge im hohen Grase nicht selbst kriegen konnten, brachte ihnen die verlornen Schleifen und Steinnadeln wieder, wobey ich mich oft, aber mit heldenmäßiger Entschlossenheit, der größten Gefahr aussetzte, gab ihnen Stecknadeln, die ich meiner Mutter entführt hatte u. s. w. Hierdurch erlangte ich bald ihre Gunst, so wenig sie auch sonst die wilden Jungens ausstehen konnten. Sie fiengen ohne mich

nichts

nichts mehr an, und ich mußt' ihre Spiele, ihre Spaziergänge und alles bestimmen. Ich war dabey so zufrieden, so heiter, und fragte viel nach den Spötereyen der andern Knaben, die mich nach und nach gar nicht mehr gern bey sich sahen. Als ich mehr heranwuchs und mirs der Wohlstand nicht mehr recht erlauben wollte, daß ich mich allein zu den Mädchen hielt, da sucht' ichs denn gemeiniglich so zu veranstalten, daß wir uns gemeinschaftlich unterhielten. Dies gieng um so viel mehr an, weil wir nun von den fatalen Muhmen frey und öfter allein waren, und die Jungens wußt' ich durch allerley Kaupeleyen schon auf meine Seite zu bringen. So wuchs ich nach und nach empor, und das Kind, das schon in der Husarenuniform empfand, daß es nicht gut für den Menschen sey, allein und ohne Gefährtinn zu wandeln, fühlte diese Wahrheit auch als Jüngling in all' ihrer Stärke. Ich liebte dies und jenes Mädchen, las empfindsame Bücher, und hieng oft mit ganzer Seele an einer Dirne, die etwa einmal in zärtlichem Tone mit mir gesprochen hatte, wobey mir denn immer die Subordination unter einem monarchischen Schulrektor, der mir gleich mit Nichtslernen drohte, wenn ich einmal eine Stunde von den alten punischen Kriegen, oder von Wolfs Logik versäumt hatte, äußerst fatal war. Ich fieng auch einigemal schon wirkliche Verbindungen an, aber sie dauerten nicht lange, denn ich hatte immer das Unglück, daß ich ausgestochen wurde. Auch dich, Sophie, liebt' ich einst ein bischen. Es war nur gut, daß du meinen zärtlichen Brief recht ernsthaft und

mit recht ſchweſterlicher Freundſchaft beantwortete ſt, wer weiß, wie weit mich ſonſt meine unnüze Zärtlichkeit noch geführt hätte. Mit Henrietten war ich auch ſchon bekannt, aber damals nicht beſonders für ſie eingenommen. Sie war entſezlich flatterhaft und etwas ſtolz und ſpröde, wie denn nun die guten Mädchen in den Jahren gemeiniglich ſind. Man kanns ihnen auch ganz gern verzeihn: denn das Bewuſtſeyn, daß ſie immer gröſſer wachſen, und dann die Schmeicheleyen ſüßer junger Herrchen fordert ſie dazu auf. Warſt du nicht auch einmal ſo, Sophie? Sey nicht böſe, meine Gute! Du weißt ſchon, daß ich immer ſo offen und frey ſpreche!

Meine Empfindungen wurden nun nach und nach ernſthafter und geſezter. Ich verließ meine Vaterſtadt, nahm damals noch mit ganz gleichgültigen Empfindungen von Henrietten Abſchied, und gieng mit ganz freyem verbindungsloſen Herzen nach Leipzig. Dort blieb ich, wie du weißt, vier Jahre. — Hierbey fällt mir was ein: Du haſt mir in dieſer langen Zeit ſehr ſelten geſchrieben, böſe Sophie! Warte nur, ich will dir deswegen ſchon noch in einem andern Briefe den Text leſen. — Izt nur weiter! — Ich kam von Leipzig zurück, gieng ins P.. ſche Haus; aber welche Veränderungen fand ich an Henrietten! Sie war nicht mehr jenes flatterhafte, leichtſinnige, ſpröde Mädchen, das ſie vormals war. Beynah' als Kind verließ ich ſie, und nun fand ich eine vollkommne, ausgebildete Dirne. Die Natur hatte die herrlichſten Reize über ſie ausgebreitet. Unter der hochgewölbten Stirne ſtrahlt' ein feuriges, unter-

unerschrocknes, aber zugleich sanftes Auge, das die Unschuld ihrer Seele verkündete; die zarten Wangen voll jugendlicher Röthe zeigten von ihrem schuldlosen unverletzten Herzen, und der schlanke Bau ihres vollen gesunden Körpers glich der erhabensten Linde im Walde Gottes! — Ein gewisser unwiderstehlicher Zug führte mich sehr oft in das Haus ihrer Aeltern. Bald fühlt' ich in mir, daß ich sie gern sah, und ich war allemal nicht aufgeräumt, wenn ich die Aeltern besuchte, und Henrietten nicht zugleich antraf, so freundschaftlich sie mich auch immer empfiengen. Noch kannt' ich jedoch meine Empfindungen nicht recht, oder besser gesagt, ich dachte gar nicht dran, sie genau zu untersuchen. So strichen einige Monate hin, ich ward immer unruhiger, und endlich — einige aufmerksame Blicke von ihr — einst beym Weggehn ein sanfter Druck der Hand — und ich war tief verwundet! Nun sagte mirs jede Scene meines Lebens, daß ich sie liebte. Ich suchte die Einsamkeit, dichtete, war gern auf Kirchhöfen, fieng an, allen in die Augen leuchtenden, ausgesuchten Anzug zu verachten, gieng Abends spät zu Bette, stand sehr früh wieder auf, und öfterer, als vormals, führt' eine heilige Empfindung ganz im Stillen meinen Blick hinauf zum Throne des Allbeglückenden. — Dies sind gemeiniglich die Kennzeichen einer edlen, tugendhaften Liebe! — Das Klavier war mir jezt mehr als jemals, aber ich spielte nur das, was ich entweder von ihr selbst erhielt, oder von dem ich wenigstens überzeugt war, daß es ihren Beyfall hatte. Jede Gesellschaft, war sie auch noch so gut, deuchte mir

leer und öde, wenn Henriette nicht dabey war; und wenn ich mit einem andern Mädchen sprach, trat mir allemal Henriettens Bild dazwischen. Nun kreuzten tausend Anschläge durch meine Seele, das Mädchen überzeugen zu können, wie so herzlich gut ich ihr war. Du weißt schon, liebe Sophie, bey mir gehts gleich fort. Lange abzuwarten, wies etwa kommen könnte, aufzupassen, ob etwa hier und da ein Schlupfwinkel entstände, den man hindurch wuschen könnte, das ist meine Sache nicht. Bey mir gehts, wenns möglich ist, gradezu, vorwärts und unaufhaltsam; und schwer — schwer zurück! Das war mir nun unausstehlich, daß ich Henrietten so selten sprach. Wir kamen zwar wenigstens alle Wochen einmal zusammen, aber was ist das für Liebende? — Allein, so voll Anschläge ich auch jezt war, so blieb doch immer noch beym Alten. Das merkt' ich nun wohl, daß mich Henriette ganz gern leiden möchte, aber doch war ich immer zu furchtsam, ihr grade heraus auf irgend eine Art zu entdecken, daß ich sie wie mich selbst liebte. Wenns manchmal der Zufall so glücklich fügte, daß wir ein Weilchen allein bey einander im Zimmer waren, da saß der Einfältige da, hielt, wenns viel war, ihre Hand in der seinigen, sprach von gleichgültigem Zeuge, indeß sein Herz voll zärtlicher Unentschlossenheit mächtig empor schlug. — Aber endlich an einem glücklichen Nachmittage — ach! noch bin ich außer mir vor Freude, wenn ich an die Augenblicke zurückdenke! — Ich kam hin. Die Mutter hatte Besuch. Der Vater war auch ausgegangen. Henriette war nicht zu sehn. Ich ver-

zog einige Zeit im Wohnzimmer ganz allein, denn dies war nichts Ungewöhnliches, weil ich schon sehr bekannt war. Die Mutter kam endlich ins Zimmer. Ich sahs gleich an ihren Mienen, daß ihr ihr Besuch lieb und interessant seyn mochte, denn das ist so rechte Seelenwonne für die Weiber, wenn sie so manchmal ohne Beyseyn der Männer sich unter einander recht satt schwazen und ihr Herz für einander ausschütten können. Zu einer andern Zeit würde sies wohl haben bleiben lassen, zu mir zu sprechen: „Vergeben sie, liebster Vetter, daß ich mir ihren Besuch jezt nicht zu Nuze machen kann. Ich hab' einige gute Freundinnen bey mir, und nicht wahr? sie würden mirs doch eben keinen großen Dank wissen, wenn ich sie zu der Gesellschaft führte. Ist ihnen aber mit der Gesellschaft meines Mädchens etwas gedient, so gehn sie nur in den Garten, sie ist unten." Ich küßt' ihr die Hand und machte, daß ich fortkam. Du kannst dirs leicht vorstellen, Sophie, wie mirs ums Herz war. Kannst du dirs wohl einbilden, daß der junge Herr recht ernsthaft drauf sann, was er sprechen wollte, wenn er nun zu Henrietten kommen würde? Ja, ja, so wars! Und dennoch verbarg sich meine Denkkraft immer mehr, je näher ich der Thüre kam. Ich muß ziemlich schnell durch den Hof gewandelt seyn, denn alles Federvieh floh furchtsam vor mir auf die Seite. Endlich macht' ich die Thüre leis' auf. Ich hört' einen Gesang. Sie warts selbst, die Holde, mit ihrer Engelstimme. Nun schlich ich mit großer Behutsamkeit immer an der Seite, aber mein Herz schlug nicht so leise, wie ich gieng. Ich

trat hinter die Laube, in der sie saß. — Ach, Sophie, wie das so göttlich war! Ich war ganz außer mir. — Sie hatte weibliche Arbeit vor sich, die sie aber mit ziemlicher Gleichgültigkeit verrichtete. Ihr Blick war etwas ernst und traurig, aber dies harmonirte ganz mit dem Inhalte dessen, was sie sang. Es war die Arie: Wie eine Blume sinket ꝛc. Sie hatte nur erst angefangen. Ich ließ sie einige Zeilen singen, dann stimmt' ich ein. Gott! wie das Mädchen erschrak. Schon war ich unwillig auf mich, daß ichs so anfieng; aber nun war weiter nichts zu thun, als mich ihr augenblicklich zu zeigen. Was ich sprach, was sie zu mir sagte, das weiß ich gar nicht, aber das weiß ich, daß ich ihr sogleich in den Arm sank — ohne mirs vorgesezt zu haben, ohn' es kaum selbst recht zu wissen. — Ein großer Augenblick, Sophie! Eine mir ewig unvergeßliche Scene, der Anfang einer ächten unzertrennbaren Liebe! Sie riß sich bald wieder aus meinem Arme los, und ich stand betäubt. Sie schlug die Augen nieder, aber ich sah mit starrem Blick auf sie hin. Bald erhielt ich wieder Fassung, und nun war die Unterredung angefangen. Du weißt alles, Sophie! kannst dirs ganz lebhaft denken, was wir sprachen, und wies nach und nach wurde, denn du liebst selbst. Mit einem Worte: Wir sagten uns jezt das, was wir so lange schon verborgen im Busen getragen hatten. Nun war ich recht beredt, so furchtsam ich vorhin war. Aber das hätt' ich doch um alles in der Welt noch nicht gewagt, sie zu küssen. Das unschuldsvolle Mädchen saß nun so neben mir, voll innern

Entzü-

Entzückens, voll neuer, ungewohnter Gefühle, schlug die Augen nieder, und drückte mir manchmal mit einer so sanften, lockenden Zärtlichkeit die Hand, daß ich ganz außer mir kam, so wohl war mir ums Herz! — So verstrichen einige Stunden, ohne daß man uns störte. Endlich rief sie ihre Mutter. Sie erschrak heftig, verlangte, daß ich nicht mit ihr herauf gehn sollte, und erst jezt fiel mirs ein, ihr zu sagen, daß mirs die Mutter selbst erlaubt hatte, herunter zu ihr zu gehn. Sie war äußerst froh über diese Nachricht, ergriff mich nun mit einer gewissen Entschlossenheit selbst beym Arme, und da wandelte nun das Pärchen so durch den Hof hin, indeß die Mutter oben aus dem Fenster herab sah. Wir kamen endlich herauf. Die Alte war freundlich, aber sie hatt' ein sehr aufmerkendes Auge auf ihr Mädchen. Das Ding gefiel mir gar nicht, und eben aus dem Grunde schlug ich auch die Bitte, den Abend da zu bleiben, sogleich aus. Doch verzog ich noch eine lange Weile, während der ich mich meist mit der Mutter unterhielt. Einigemal hatt' ich noch Gelegenheit, auf ein paar Minuten mit meiner lieben Henriette allein zu seyn, und da beschlossen wir, einander bisweilen zu schreiben, weil wir doch etwas selten zusammen kommen können. Sie wandte zwar erst viel ein, wegen ihres Schreibens und dergleichen Zeugs mehr, welches aber gar nicht erst angenommen wurde. Sie machens anfänglich meist so, die Mädchens, wie ichs aus der Erfahrung vieler meiner Freunde weiß. Da ist manchmal ein Geziere, eine Furcht, ein um Vergebung bitten, daß der gute, deutsche Jüngling oft gar nicht

weiß,

weiß, wie er dran ist. — Du bist nicht so, Sophie. Das gefällt mir von dir. Da Ernst an dich schrieb, o du besannst dich nicht lange wegen der Antwort, in etlichen Tagen war sie schon fertig. Das ist brav, Mädchen! Frey, offen und gradezu! Meine Henriette ist jezt auch so. Sie hatte schon vormals einen Hang dazu, aber er wäre bald durch einen allzuzarten ihr beygebrachten Begriff von Lebensart unterdrückt worden. Ich habe sie wieder vollkommen deutsch gemacht. — Nu! das war ein Ausfall! — Jezt war also Heinrich und Henriette fest mit einander verbunden. Wie mir und ihr damals zu Muthe war, wie unsre Herzen von der neuen Zärtlichkeit immer so ganz voll waren, was wir redten, thaten und schrieben, das alles dir jezt zu erzählen, wäre nun freylich nicht für einen Brief, wär' auch ganz überflüßig, du weißt gewiß noch recht gut, wie einem im Anfange der Verbindung immer so wohl, die neue Empfindung so süß ist, und was es überhaupt für ein herrliches Ding ist um einen treuen, zärtlichen Geliebten. — Nun komm' ich aber auf etwas, das mir nicht gleichgültig ist und ich schlechterdings nicht übergehn kann. Die Mutter merkte nach einigen Monaten, was unter uns vorgieng. Das war nun gar nicht gut, denn sie schiens gleich nicht recht gern zu sehn. — Warum aber? — Kannst du noch fragen, Sophie? Henriette — reich! — und ich — ein ehrlicher junger Advokat, dem die Vorsicht weiter nichts gegeben hat, als ein gutes Herz, und der sichs vier Jahr in Leipzig recht sauer hat werden lassen, um einst dem Staate nicht als ein Schelm zu dienen,

der,

der, wenns viel ist, eine entfernte Aussicht hat, vielleicht einmal der Würde eines Protonotarius, eines Aktuarius, eines Sekretarius, oder wohl gar eines Rathsherrn theilhaftig zu werden! Ich dächte, du könntest nun wohl den Abstand endlich fühlen, den die Mutter zwischen mir und der Tochter eines reichen Appellationsrath fand! — Im Ernst gesprochen, sie schien über unsre genaue Freundschaft unzufrieden. Nach und nach ließ sies Henrietten merken, und endlich machte sie ihr sogar Vorwürfe. Diese läugnete ihr unsre Liebe gar nicht erst, sie suchte sie vielmehr durch sanftes kindliches Bitten zu erweichen. Sie erlangte aber dadurch nichts. Man erlaubt' ihr zwar, mit mir umzugehn, aber mit dem ausdrücklichen Verbot, nicht an mich zu schreiben, und sich noch vielweniger einfallen zu lassen, vielleicht einmal mit der Zeit meine Frau zu werden. — Ich weiß gar nicht, wie die Mutter gleich aufs Schreiben fiel. Sie muß um das Ding wissen, muß vielleicht in ihrer Jugend auch einmal in der Lage gewesen seyn, daß sie ihrem Lieblinge geschrieben hat. — Immer noch Glück genug für uns, daß man uns den Umgang nicht ganz verbot. Ich kann dirs gar nicht beschreiben, meine Gute, wie traurig und niedergeschlagen wir damals waren, als die Mutter Henrietten das erstemal Vorwürfe gemacht hatte. Da floß manche bange Zähre. Doch wie glücklich waren wir noch dabey, denn wir konnten einander diese Zähren selbst abwischen, aber sollten wir einst Thränen vergießen, ohne sie einander trocknen zu können, o Gott! welch ein harter zerfleischender Gedanke für mein

Herz!—

Herz! — Die gute Henriette mußte nach und nach viel dulden über unsre Liebe, hielt manche harte Verfolgung aus, besonders da's der Vater auch zu merken anfieng, denn er hatt' etwa einmal ein paar Blicke über Tische aufgefangen. Dennoch hat uns die Vorsicht bisher noch immer in ihrem liebevollen Arme gehalten, troz allen Verfolgungen des Schicksals. Wir lieben uns mit unaussprechlicher Treue, versüssen uns die trüben Tage der Leiden durch gegenseitige Tröstungen, üben uns gemeinschaftlich in der Kenntniß der Pflichten der Tugend und Religion, suchen vereint unsre Herzen vollkommner zu bilden, und eine öftre vertrauliche Unterhaltung in Briefen bestimmt einen großen Theil unsers Glücks und unsrer Zufriedenheit. So geht ein Tag nach dem andern schnell vorüber. Wir leben, ohngeachtet wir unsrer vollkommnen, der Trennung nicht fähigen Vereinigung nicht viel näher kommen, dennoch in einer stillen Zufriedenheit, freun uns der Gnade des Himmels, und sind des Beystandes dessen, der alles vermag, gewiß und versichert. — O Liebe, welch ein unaussprechliches Geschenk des Himmels bist du. Holde Tochter des göttlichen Hauchs, sey mir gesegnet in den schönen Augenblicken des Lebens! O Sophie, was wär' ich, wenn ich Henrietten nicht hätte, ihr treuer Busen mir nicht immer neue Zärtlichkeit entgegen schlüge, ich noch einsam durchs Leben irrte ohne Gefährtinn, noch ungetheilt Thränen der Freude weinte beym Anschaun jedes hohen, himmelwürdigen Auftritts der prachtvollen Natur, oder Thränen des Traurigen beym Anblick gedrückter Unschuld, leiden-

der

der Tugend, und ungerechter, gottloser Verbrecher! — Nicht irr' ich mehr einsam, denn sie ist mein, die meine Seele liebt, ist mein auf ewig! O ein grosser Gedanke: Heinrich und Henriette sind Eins! Nie kann ich dirs so recht ausdrücken, meine Freundinn, was ich bey dem Gedanken für süsse Wonne fühle. —

Aber nun ists auch Zeit, daß ich schließe. Hier, Sophie, hast du also einen kleinen Schattenriß der Geschichte meiner Liebe, von ihrer Entstehung bis auf diese Augenblicke. Der ganze lange Brief hat freylich fast keinen andern Inhalt, als diese Erzählung, aber dies war auch seine Bestimmung. Bald schreib' ich dir wieder, und da will ich dich auch schon von etwas andern unterhalten. — Deinen Ernst hab' ich lange nicht gesprochen. Ich weiß gar nicht, warum der Jüngling immer noch so ein bischen zurückhaltend gegen mich ist? Gewöhn' ihm das ab, Sophie! Ein andermal mehr davon. Jezt leb wohl! Komm bald einmal zu uns. Henriette ist recht begierig, dich näher kennen zu lernen. — Gott sey mit dir. Nie hör' ich auf, dich zu lieben! Grüß Charlotten und Henrietten recht freundschaftlich von mir.

Heinrich.

Adolph an Heinrich.

P * * den 3. Nov.

Im Rosenschatten sizen, und doch nicht sehn, nicht riechen, oder gar nicht da seyn; die Freuden des Lebens zu genießen unfähig seyn, oder gar nicht leben,

ist immer eins. — Du hast gut reden, Heinrich, daß man auf der Welt heiter seyn, und nicht dem Mißmuth Platz geben soll, weil das der liebe Gott nicht gern sieht! Der Knabe, der den schönen rothbäckigten Apfel in der Hand hat, kann den andern gut vermahnen, daß er nicht so begierig nach Aepfeln seyn soll. Sage mir nicht ein Wort mehr, daß die Welt schön ist. Mir ist sies wenigstens nicht. Alles so leer — alle Freuden sind gar nicht so recht aus der Tiefe geschöpft, man fühlt sie kaum halb! —

Da sitz' ich nun hier in P*** und vertröble die Zeit. Meine Geschäfte gehn äußerst langweilig. Ich braucht' eigentlich gar nicht da zu seyn. Aber es ist Gott zu erbarmen, daß es bey unsrer Lebensart so viel Angelegenheiten giebt, bey denen man, so zu sagen, nur zum Staate gegenwärtig seyn muß. Da könnt' ich nun bey meinen lieben Freunden und Freundinnen seyn, die mir doch wenigstens manchmal eine Stunde die Mißlaune hinwegscheuchten, aber nein! da ist die Sache so beträchtlich, daß ich jeden Tag gegenwärtig seyn muß, ob ich schon die Woche kaum zweymal etwas vornehmen kann. Höre, Heinrich, es geht doch toll in der Welt zu mit dem Bücherschreiben. Weil ich hier viel müßige Stunden habe, so lass' ich mir denn manchmal ein Buch geben. Da ist ohnlängst eins herauskommen, mit dem Titel: Marionettentheater. Höre, das ist ein schreckliches Buch! Möchte wissen, von wems wäre? Vor einigen Jahren schrieb man so viel, um den Wohlstand weiter auszubreiten und die Sitten zu bessern, und jezt trägt man Wohlstand und Sitten mit lachendem Muthe zu Grabe.

Ich

Ich habs schon lange bemerkt, daß es um unsre neuern Schriften des Wizes sehr kläglich aussieht. Was ist nicht der Wiz für ein unausstehliches Ding, wenn er seine Grenzen übersteigen will? — Wenn nun vollends das bischen Annehmliche weggenommen wird, was etwa bisher noch meistens dabey war, dann ists wirklich sehr elend. Ausdrücke, die man sich sonst auch nur vom gröbsten Bauerkerl anzuhören geschämt hätte, die trägt man jezt mit dem zierlichsten, schönsten Drucke auf das sauberste Papier, und will damit unterhalten. Das ist also die rechte Art, pedantischen Zwang zu verdrängen, und einen freyen, ungezwungenen, natürlichen Ton anzustimmen, wenn man immer von nichtswürdigen Dingen redet, unsaubre Worte braucht, um dadurch Sachen auszudrücken, die nun wahrhaftig eben nicht die annehmlichsten sind, schimpft, närrisch flucht, und sich überhaupt beständig so aufführt, wies etwa der böhmische Bauer machen würde, wenn er ein launigtes Buch schriebe. — Aber, ein Wort im Vertraun, Heinrich, mir fällt eben ein, ob das Buch nicht vielleicht zur Satyre für unsre allerneusten Herren Wizlinge und launigte Dichtergenies geschrieben ist. Sollte dies seyn, so bitt' ich den Herrn Verfasser höflich um Vergebung, und nick' ihm noch obendrein einen Dank zu. Ich muß das Buch genauer durchsehn, vielleicht find' ich so etwas, das meine Vermuthung bestätigt. — Laß dirs doch bey Gelegenheit im Buchladen holen, Bruder. Mir ists gar zu sonderbar vorkommen, deswegen schreib ich dir so viel davon. — Leb jezt wohl, Heinrich! Ein Amtsbedienter kömmt mit einem eil-

ſezlich groſſen Packte! Wie er doch ſo herablaſſend lächelt, und mit einer recht erhabnen, theilnehmenden Miene!

Den 4. Nov.

Heut' iſt mirs ſo wehmüthig in der Seele. Ich weiß gar nicht, was mir fehlt. Laß dir etwas erzählen, Heinrich, und urtheile denn, ob nicht der Vorfall Einfluß auf meine Ruhe haben mußte. Heute Nachmittags gieng ich, ohngeachtet der rauhen Herbſtluft, vors Thor ſpazieren. Mein Geiſt trauerte über die dahinſterbende Natur. Die Sonne ſchien frey, aber mit entfernten Strahlen, durch die kahlen Zweige und auf dem Fußboden war alles mit gelben Blättern überſtreut. Als ich eben noch an einem Thore war, da trug man einen Sarg heraus. Wie herrlich harmonirte das mit meinen jezigen Empfindungen über den Tod der Natur. Du wirſt, ſo dacht' ich, wieder neu und herrlicher hervorkommen, liebe Natur, und du, Jüngling, wirſt auch wieder leben und herrlich verklärt, wenn einſt der Richter kömmt zu dem groſſen Tage der Aerndte. — Ich gieng näher zum Sarge. Die Träger ruhten und einige Leute ſtanden dabey. Die Leichenbegleiter waren in Wägen. Unter den Zuſchauern ſtand ein Mädchen, das die bitterſten Thränen vergoß. Alle beklagten den frühen Tod des guten, rechtſchaffnen, edeln Jünglings, aber ſie trieb's vorzüglich, und redte vieles, das man ihr vor Schluchzen nicht verſtehn konnte. Nach einem Weilchen ſagte ſie zu der bejahrten Dame, die bey ihr ſtand, und das konnt' ich deutlich hören: Nun iſt er

doch

doch weg, auf ewig, der gute Schulenburg, und meine Wägnerinn ist ganz verlassen. Ach das arme Mädchen! Was soll aus ihr werden? Ich bin zu schwach, sie zu trösten. Ihre Mutter wußte schon gestern nicht mehr, was sie mit ihr anfangen sollte! — Sie schwieg, aber als wir endlich den Zug ganz aus dem Gesichte verloren, sagte sie wieder, jedoch mit mehr Gelassenheit: „Nun ist er fort! Wer wird nun der erste Jüngling seyn, der ihm nachfolgt?“ Sie sah mich bey den Worten dringend an, und dieß machte auf einmal einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mich wegwenden mußte. Sie gieng bald drauf mit der Alten fort, und brachte das Schnupftuch nicht vom Gesicht hinweg, so lange ich sie sehn konnte. Ich schlich auch wieder, aber die Scene hatte mich um meine ganze Ruhe gebracht. — Heinrich, wenn ich nun der erste Jüngling wär, der ihm hier nachfolgte? — Eine gewisse Ahndung sagt mirs ohn' Aufhören, daß ich nicht lange leben werde. Was hält mich auch zurück in der elenden Welt? Liebe nicht! Kein edles Mädchen würd' um mich weinen, wenn ich nun dahin wäre! Eins noch, das mir meinen Tod traurig machen würde. Dies seyd ihr, ihr warmen herzlichen Freunde! Hätt' ich euch nicht, gewiß, der Tod sollte mich wenig Ueberwindung kosten. Bekannt mit den Verheissungen des Himmels und gleichgültig gegen die Güter und Freuden der Erde könnte mirs nicht schwer werden, diese Welt zu verlassen. Freundschaft allein ists, die mein Herz noch an sie bindet. Wärt ihr, meine Lieben, alle schon droben, dann wär' auch dies Band zerrissen; aber euch mir um mich

weinend zu denken — so süß der Gedanke in gewiſſem Betracht iſt, ſo traurig macht er mich doch. — Sieh, mein Bruder, ſo ſiehts ungefehr in meiner Seele aus. Du mußt mirs ſchon vergeben, daß ich dich gemeiniglich mit ſo etwas Traurigen unterhalte. Doch, was ſag' ich? Ich weiß ja, daß du dieſe Unterhaltungen immer gern haſt. Wie oft haben wir nicht ſchon einander im Arme, uns von Grab und Tod, von der Vergänglichkeit der Freuden dieſer Welt unterredet. Oft weinte da dein Auge, wenn du den dir ſonſt nicht unangenehmen Tod zugleich mit der Trennung von deiner Henriette dachteſt; aber mein Auge blieb trocken, und mein Buſen war zugleich mit bangen und mit freudigen Empfindungen erfüllt.

Meine Geſchäfte werden mich noch lange hier aufhalten, wenigſtens noch einige Wochen. — Ich dächte, Heinrich, nun wär' die Reihe des Schreibens bald einmal an dir. Du haſt nun von mir zwey Briefe ſeit den vierzehn Tagen, die ich weg bin. Tauſend Grüſſe an deine Henriette und an alle Freunde! — Gott befohlen, lieber Heinrich!

Adolph.

Heinrich an Henrietten.

den 18. Nov.

Wie ſo innig froh bin ich über Ihre neuerrichtete Bekanntſchaft mit Julianen. Das Mädchen iſt herzlich gut, liebt auch, und ſowohl ihr geliebter

Jüng-

Jüngling als auch ihr Bruder sind meine Freunde. Wie viel wonnevolle Augenblicke seh ich schon im Geist, die uns dies verschaffen wird. Julianens Aeltern haben ein Landgut; o meine theure Henriette, wie ist mir so wohl, wenn ich daran denke. Sie wissen, welche unaussprechliche Reize die ländlichen Scenen haben, und wie sie so ganz für Liebende sind. Und sollten wir nicht auf künftigen Sommer oft das Glück genießen, vereint in dieser herrlichen Gegend zu seyn? Gewiß, gewiß, meine Liebe, wird uns ein frohes Geschick dieser Wonne theilhaftig machen. Meine Hand bebt für Freude. Welch ein süsser unerwarteter Anblick war mirs, da ich Sie gestern an Julianens Seite in ihrem Hause am Fenster stehn sah! Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen traun sollte, oder nicht. Mein Glas ward zu Rathe gezogen, und es überzeugte mich ganz unwiderstehlich, daß ich nicht weiter zweifeln durfte. Die Dinger sind doch herrlich, die Aerzte mögen sagen, was sie wollen. Ich lege meins nicht ganz weg, ausgenommen in der Komödie, denn da möchts dem Auge doch wohl vielleicht Schaden thun. Ich kanns auch da am ersten entbehren; denn wenn ich bey der lieben Henriette size, weiß ich ohnedies manchmal nicht viel von dem aufgeführten Stück.— Ich wäre nun gestern lieber gleich hinauf zu Julianens Bruder gelaufen, aber ich dachte doch, es möchte nicht gut gethan seyn, wenn ich Ihnen auf Ihren ersten Besuch gleich nachfolgen wollte.— Ich kann gar nichts recht im Zusammenhange denken, so froh bin ich über die neue Erscheinung! Noch was fällt mir ein: Wenn wir jezt einander schreiben, da müssen

wir allemal so lange warten, bis wir zusammen kommen und die Blätter einander selbst geben können. Dies könnt' uns nun die Sache recht süß machen. Sie, liebes Mädchen, müßten sich Julianen so nach und nach entdecken, und wenn Sie denn so recht bekannt und vertraut mit ihr wären; husch! einmal einen Schub zu ihr hin, oder sie zu Ihnen! Wir könnten ihr dann Beyde unsre Briefe geben, und so wäre das Ding recht herrlich. Ich bin schon in etwas mit ihr bekannt. Wenn ich zu ihrem Bruder komme, welches denn nun aber freylich bisher eben nicht gar zu oft geschehn ist, da ist sie manchmal auf seinem Zimmer, oder er führt mich auch zuweilen in das ihrige. So viel ich noch jezt von ihr urtheilen kann, so ist sie das beste, edelste Mädchen. Könnten wir nicht auch schon diesen Winter manchmal vereint in diesem Hause seyn! Sie wissen, unter welchem Zwange wir leben müssen, wenn wir jezt zusammen kommen. — Welch eine Menge Anschläge und Bilder der Zukunft kreuzen durch meine Seele! — Aber ich kann's gar nicht begreifen, wie Sie gestern auf einmal zu dem Mädchen kamen.

Morgen, meine liebste Henriette, wird uns der festlichste Tag vereinen! Mein Herz schwebt in froher Unruhe. Sie feyern morgen Ihren Geburtstag. O ein grosser Gedanke für den Jüngling, der Sie mit so reiner, heißer Zärtlichkeit liebt. Könnt' ich Ihnen meine Gefühle doch so recht aus dem Innersten mittheilen! Aber sie sind unaussprechlich. Wenn ich mir den Gedanken so ganz denke — Das Mädchen, die mich so himmlisch liebt, mit ganzer Seel' an ihrem

Jüng-

Jünglinge hängt, alle Verfolgungen für nichts achtet gegen der festen Verbindung mit Heinrich, die ganz für mich geschaffen ist, die ich über alles liebe, ohne die ich fast nicht zu leben vermag, diese Holde feyert morgen den Tag, an dem sie einst das erstemal auf dem Schooß der Mutter lächelte und weinte — lächelte und weinte! eine Vorausverkündigung, daß ihr Gott oft Freude und oft auch Schmerz geben würde — feyert den großen Tag ihrer Geburt, den ersten ihres mir unaussprechlich theuren Lebens! Eine Thräne! Sey mir willkommen, du Thräne der süssesten Wehmuth! O möchte mein leitender Engel, oder ein andrer seliger unsichtbarer Priester Gottes diese Zähre als ein anbetendes Dankopfer in güldner Schale hinauftragen zum Throne des Hochgelobten! — Ach, wie ist mein Busen so voll göttlicher Seufzer! Freundinn, ich eile hin an den Thron Gottes, ihn anzubeten im Staube. Beten, die einzige Wonne, die einzige Seligkeit des Christen! —

Es ist vollbracht: Ich habe gebetet und Gnade errungen! Sanfter, segnender Friede Gottes säuselt nun durch meine Seele! Wie kanns der Christ wagen, er, der den schönsten, herrlichsten Namen nicht umsonst trägt, wie kann ers wagen, den ewigen Schöpfer des Weltkraises die Ehre der Anbetung zu entziehn? Und doch giebts eine so zahllose Menge, die mit verwegner Sorglosigkeit immer fort leben, ohne Dank und Flehen zum Dreyeinigen. — Sollte sie nicht dies herrliche Gebäude, diese Schauspiele der Natur, dies alles, das Gott so schön schuf, auf ihn hinleiten? — Ja, sie ist schön, zum Entzücken, die

Natur, von einem ewigen Wesen gegründet! Auch jezt bey der Stille der Mitternacht in den Augenblicken, da sich wohlthätger Schlummer erquickend über Verbrecher und Freunde Gottes ausgießt, prangt sie in prachtvoller himmlischer Schöne. Troz dem rauhen Herbste ist die Luft rein und heiter, und ihr Rauschen durch die abgefallnen Blätter unter meinem Fenster klingt mir harmonisch. Aber dies ist das einzige Geräusch, das mein Ohr hört. Kein Wagengerassel — kein Wiehern muthiger Pferde — kein Gewimmel in ihrem Kraise wirkender Menschen — kein lauter Zuruf der Freude oder des Schreckens — Alles schweigt! Nur noch hier und da schimmert in der Entfernung der Schein einer schwachen Lampe. Bey ihr betet vielleicht ein Liebling Gottes mit seliger Andacht — weint ein Mädchen über den Tod ihres Jünglings, ohne Trost, mit zerfleischendem Jammer — weint ein Jüngling über den Verlust seines Vaters, seines Versorgers — seufzt ein reuvoller Sünder um Vergebung und Gnade, und wird sie nun bald, nun bald errungen haben — seufzt ein bekümmerter Kranker unter der Last der bängsten Schmerzen, und ringt voll Todesschweiß nach der Ruh im einsamen Grabe! — Der Verbrecher sinnt seinen verübten Bosheiten nach, macht Entwürfe zu neuen Schändungen der Tugend, bey den dickſten Finsternissen der Nacht! Er bedarf keiner melancholischen Lampe! — Aber warum irrt mein Geist unter diesen Bildern des Schreckens umher! Blick empor, thränendes Auge, und sieh, wie der Vater der Wesen in der blauen Ferne majestätisch auf dich herabschaut.

Eine

Eine Saat glänzender Welten und Sonnen verkünden sein Daseyn, ihre abgemessne unverrückbare Laufbahn seine herrliche Größe. Aber noch mangelt die prachtvollste Schönheit der Nacht, der Gefährte der Erde. Bald, bald wird er hervorkommen, mit seinem silberfarbnen, sanften, vertraulichen Glanze. Schon verkündigt ein röthlicher feurvoller Schimmer seine nahe Ankunft. Bald wird er hervorhüpfen, sein dämmerndes Licht ausbreiten und lächelnd über die träumenden Sterblichen hinwandeln. — Er ist da! O daß jezt meine Henriette an meiner Seite wäre, daß ich ihr meine seligen Gefühle mittheilen, ihr bey dem heiligen Schimmer des Mondes, bey den tausend glänzenden Welten, ja bey dem, der dies alles so schön schuf, den Schwur der ewigen Treue geloben könnte! — Aber vielleicht schlummert sie schon in ruhiger Stille. O möchtet ihr um ihr Lager her euch versammeln, ihr Engel Gottes, mit wachender Sorgfalt, daß dies Kind des Himmels unverlezt sey — ich bete für sie! — Ach, liebes, theures Mädchen, wenn Sie einst ganz mein, wenn Sie — welch großer Gedanke! —, einst meine Gattinn seyn werden, wenn wir gewürdigt würden dieses unaussprechlichen Erdenglücks, wenn wir alle tobende Stürme überwiegen könnten, dann, dann wollten wir oft mit den heiligsten Gefühlen die Augenblicke des vertraulichen Abends feyern, und alle feyerliche Schauspiele der Natur, wollten vereint, Arm in Arm, all' das Göttliche fühlen, das wir jezt einsam empfinden! — So bin ich eingeweiht zu dem morgenden festlichen Tage. Er rückt näher! Seine Ankunft am Morgen mit stiller

Andacht

Andacht feyern, und dann hinfliegen zur Auserwählten, den ganzen Tag mit ihr vereint seyn — o ein unaussprechliches Glück, das ich in seinem ganzen Umfange fühle.

Aber, meine gute Henriette, ich hab' auch ein Angebinde für Sie. Was dächten Sie wohl, daß es ist? Rathen Sie einmal. Ich geb' Ihnen diesen Brief einige Stunden eher als das Angebinde, damit das Mädchen ein bischen neugierig wird. . . O wie freu ich mich drauf, wenn ichs ihr nun geben werde!

Noch eins. Wenns doch möglich wäre, daß ich morgen den Grund Ihrer neuen Bekanntschaft mit der S. . . erführe. Aber ich weiß schon, wies geht. So bald wir ein paar Worte mit einander sprechen, da schielt gleich die Mutter auf uns, und da darfs ihr nur ein bischen vertraut scheinen, so trägt sie ihrer Tochter bald diese oder jene Beschäftigung auf. Das ist gleichwohl traurig! Nun, vielleicht ists doch wohl möglich, daß wir einige Minuten allein seyn können — Ha! die Glocke der ersten Stunde! O daß diese Nacht bald vorüber wäre, und auch der Vormittag des morgenden Tages! — Gott segne meine liebe Henriette! Jezt eil' ich zur Ruhe. Leben Sie wohl, meine Theure!

Heinrich.

Hein-

Heinrich an Sophien.

B. . . d. 19. Nov.

Guten Morgen, liebe Sophie! Heut' iſt ein herrlicher Tag! Denk einmal, Henriettens Geburtsfeyer! Süßer Gedanke! — Feyerlicher Morgen! Wie iſt mir doch dieſer kühle Herbſttag ſo ſchön! Welche himmliſche Empfindungen durchſäuſeln meine Seele! Zwar, die Natur iſt getödtet. Nur noch hin und wieder rauſcht ein gelbes Blatt auf den trauernden Zweigen. Dennoch iſt mein Geiſt ſo heiter, ſo ſtill und voll innern Wohlbehagens. Ihm deuchts Frühlingsmorgen? Gute Sophie, du kannſt dirs ſo recht im ganzen Umfange vorſtellen, was ich empfinde. Die Feyer des Tages an dem die geboren wurde, die ich über alles liebe — erhabner, groſſer Gedanke! Wenn nun der holde Tag nie kam, ſie mir nie geboren wurde; ach was wär' ich ohne ſie? — Wie herrlich glänzt er da, der kleine Ring der Treue! Das iſt Henriettens Angebinde. Wird das liebe Mädchen nicht Freude haben! Sie weiß noch gar nichts davon. — Und dieſe Schleife — ihre Lieblingsfarbe — die Farbe der Unſchuld — weiß! Ich werde ſie an dieſen Blumenſtrauß binden. Es ſind Spätlinge von Roſen und Levkoien, die die gütge Natur recht für mich ſo lang' aufbehalten zu haben ſcheint. Aber nein! Ich will ja das Sträuschen an meinen Buſen ſtecken. Alſo weg mit der Schleife! Vielleicht gelingt mirs, daß ich ſie ihr ſelbſt an den zärtlichen Buſen binden kann. — Erſt ſieben Uhr? Alſo

Also noch vier Stunden, ehe ich zu meinem Herzensmädchen komme! Entsezlich! — Aber um eilf Uhr — ja! dann bricht der fröliche Augenblick an. Da geh ich mit meinen Aeltern und Bruder Adolph in ihr Haus. Fliegt, fliegt ihr Augenblicke — auf dem Fittig der Liebe! Aber was soll ich in dieser öden Zwischenzeit anfangen? Akten hernehmen? Zänkereyen untersuchen? — Das wär' jezt eben eine Beschäftigung für mich! Weg damit! — Wenn ich nur bey dir seyn könnte, traute, schwesterliche Freundinn! Du solltest mich auf den schönen Tag vorbereiten! — Aber, wirst du sagen, er schwazt mir auch beständig nur von seinem Glück und von seiner Liebe vor! Ich habs recht gern, aber lieber wäre mirs doch, wenn er mir auch so manchmal was von meinem E.. sagte. Meinst du, Mädchen? Ja, liebes Kind, ich wollts herzlich gern, aber du weißt ja, wie selten ich ihn spreche, und wie so zurückhaltend er immer noch zuweilen gegen mich ist — Aber dennoch — wenn du mich schöne bittst — so wollt ich dir doch wohl was sagen — Nun, unter der Bedingung, daß du mich, wenn ich dir so recht viel von meiner Herzensangelegenheit vorschwaze, auch geduldig anhörst!

Ohngefehr vor acht Tagen war ich bey deinem Ernst im Conzert. Er spielte, wie du leicht denken kannst, auch mit, und zwar erste Violine. Du kennst seine Stärke auf diesem Instrument. Er spielte mit dem tiefsten, innersten Gefühl, gab auch lauter ernsthafte, zärtlichtraurige Stücken aus. Dies war auch so etwas für mich. Wir trauerten Beyde über die Abwesenheit unsrer treuen Mädchen. Ich

stand

stand fast immer neben ihm. Einst kam in einer Haidenschen Sinfonie ein Adagio — ein herrliches, himmlisches Ding — ganz für Liebende, die so recht voll banger Sehnsucht sind, nach der einzigen Freundinn! Er hatt' eine kleine Pause. Während derselben ergriff er meine Hand, und holt' einen recht tiefen Seufzer aus der Brust hervor, der zulezt in ein sehnsuchtsvolles: Sophie! ausbrach. Ich war im Innersten gerührt, wär' ihm gern um den Hals gefallen, aber er spielte schon wieder, hätts ohnedies bald verpaßt. Die darauf folgenden immer herrlichern Ausdrücke des Dichters stimmten mein Herz immer mächtiger zur Wehmuth; aber das seinige noch vielmehr. — Die Gesellschaft war nach der Musik sehr aufgeräumt, auch ich ward zulezt recht heiter, aber Ernst saß die ganze Zeit in einer entfernten Ecke des Zimmers, stüzte den Kopf auf den Arm und sprach sehr selten. Darf ich dirs erst sagen, daß ich mich, so viel als möglich, zu ihm hielt, ihm recht viel von Sophien vorschwazte, und von ganzer Seele mit ihm sympathisirte? Sein Herz war wirklich recht krank, und so verließ ich ihn auch. Seit der Zeit sprach ich ihn einmal bey meinem Bruder. Ich erinnert' ihn an jenen Tag, und da lächelt' er mir so recht freundschaftlich zu. Weiter kount' ich nicht mit ihm davon sprechen, denn es waren mehr junge Leute da. — Wäre das nun so was für dich, Sophe? Ich dächte! Wenn dus gewußt hättst, gewiß, du wirdest den Abend recht herum geschwärmt haben. Ich glaube, die Hirtenflöte deines friedlichen Dorfs, vermischt mit dem Discantgesange junger, wachender

Laub-

Landmädchen, dem du so oft am spöten Abend am hinteren Thore deines Mayerhofes auf einer Bank zuhorchst, indeß der silberne Mond dich belauschte, und der Finsterniß des dichten, vorliegenden Waldes ein heiliges, schauervolles Ansehn giebt, würde dir in diesen Augenblicken viel, viel reizender gewesen seyn, als sonst. Du hättst dir wohl gar unter dem entfernten Klingen Schäfer deinen Ernst vorgestellt, wozu deine schmachtischen Schwestern durch übereinstimmende, schwärmerische Gefühle schon das ihre würden beygetragen haben. — Aber vergieb mir den Scherz! Wer weiß, was ich gethan hätte, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre!

Eben war meine Mutter im Zimmer. Sie sagte mirs, daß wir zu P... s gebeten wären. Ich that als käme mirs ganz unerwartet. Gute Mutter, ich wußts eher als du! Wußts schon vor zwey Tagen! Sie war recht vergnügt über die Einladung und fragte mich, ob ich den Vormittag noch ausgienge? Ich bejahte es. „Nun, sagte sie, daß du auch zu rechter Zeit wieder da bist!“ Die Sorgfalt war vergebens. Das möcht' ich nun wohl nicht versäumen; eher einen Tag min. — Aber was denn im Ernst jezt anfangen, Sophie? Von meinen gewöhnlichen Arbeiten kann ich jezt ohnmöglich was vornehmen! — Ich gehe zu B... einem meiner Bekannten. Der muß mit mir ins Freye. Freylich wirds ihm etwas zu kalt seyn, aber das hilft nichts. Der Jüngling muß Feuer haben! — Vorjezt seys genug, liebes Mädchen! Aber auf dem Abend, wenn ich von Henrietten zurückkomme: dann beschäftige ich mich wieder mit

dir,

dir, und schreibe dir all das wieder, was mir das Merkwürdigste dieses Tages war. Leb wohl, Sophie!

Abends 11. Uhr.

Meinem Versprechen nach erhältst du hier die Geschichte des heutgen Tages, der so süß, so herrlich war, und mir ewig unvergeßlich bleiben wird. — Um die bestimmte Zeit zogen wir alle vier zusammen mit langsamen und gesezten Visitenschritt in Henriettens Haus, ich neben Adolph und hinter uns Vater und Mutter. Henriette erwartete unser an der Thür. Ich sah sie schon von weitem, und da fieng mein Herz an zu pochen. Und nun, da wir endlich hinkamen, küßt' ich ihre Hand und sagt' ihr ein paar läpsche Complimente, die sie mit eben so unnüzen Worten erwiederte. Nun hättst du nur sehn sollen, Sophie, wie gefällig und liebevoll, wie so recht kindlich sie sich gegen meine Aeltern bezeugte, daß michs recht im Innersten rührte. Sie führte meinen lieben alten Vater die Treppe herauf, und sprach so geschäftig und unterhaltend mit ihm, daß es eine Lust anzusehn war. Er ist auch nun ganz für sie eingenommen, und sprach, da wir jezt zu Hause kamen, verschiednes zu ihrem Lobe, das mich recht freudenvoll machte. Als wir nun endlich herauf kamen, war die übrige Gesellschaft, die meist aus alten Personen und Bekannten der Aeltern bestand, bis auf einige Gespielinnen Henriettens, noch einem Jünglinge und uns zwey Brüder, schon ganz beysammen, und da war denn des Complimentirens, Bückens und Handküssens kein Ende. Ich

habe mich manchmal so entsetzlich an die Steifröcke gestossen, daß ich ganz aus meiner Fassung kam. Hör, Sophie, komme mir nicht etwa einmal mit einem Steifrocke aufgezogen. Ich kann die Dinger gar nicht ausstehn. Henriette trägt auch keinen. Sie sind ganz wider die Natur. Vor einer nicht gar langen Zeit würde man entsezlich drüber gespottet haben, denn man war sehr froh, daß dieser einfältige Staat zu Grabe getragen war, und jezt ists wieder ein allerliebster Puz in den Augen galanter Damen. Sie sprechen zwar immer, es wären keine Steifröcke. Der Himmel weiß, wie sie sie nennen! Ich will das nicht so genau untersuchen, ob sie grade wie die vormaligen gestaltet sind. Aber das weiß ich doch, daß sie sehr viel Aehnliches mit ihnen haben, und mir manchmal sehr im Wege waren, wenn ich in der Allee spazieren gieng. Ich gebe gern zu, daß ich eigentlich gar kein Recht habe, euern Puz zu richten, aber bey dieser Sache hab' ich schon so viel gelitten, und da kann ich ohnmöglich ganz schweigen. Was den erhabnen Kopfpuz anbetrift, so erkühn' ich mich gar nicht, ein Wort darüber zu sagen. Ihr seyd damit Niemand im Wege, und eh' ihr den Himmel erreicht, könnt ihr noch lange baun, aber was die Steifröcke betrift, so behaupt' ich schlechterdings, daß dies Dinge sind, die Aergerniß geben, weil sie manche Gegend oft beynah' unwegbar machen, und sie sollten mithin in einem wohleingerichteten Staate durchaus nicht gelitten werden. — Wie lange hab' ich mich doch bey dem Zeuge aufgehalten! — Nun nur weiter! — Nach vollbrachten Complimenten

stand

stand die ganze Gesellschaft auf einem Plaze; eins schwazte mit dem andern, und fast alle über nichtswürdige Gegenstände. Ich stand einsam in einem Fenster und tändelte mit meinem Schnupftuch. Denk' dirs nur recht, Sophie, wie mirs ums Herz war. Ich war nun Henrietten so nah, wußts, daß ihr Geburtstag war, und konnte noch nicht ein einzigs Wort mit ihr sprechen, das ihr die Fülle meines Herzens gezeigt hätte. Sie mochte viel in der Wirthschaft zu thun haben, und kam nur so manchmal einen flüchtigen Augenblick ins Zimmer. Ich winkt' ihr einigemal, sie merkts, zuckte die Achseln und lief wieder hinaus. Noch war ich so glücklich, daß sie kurz vor dem Essen auf einige Minuten zu mir hinkam, weil eben Niemand besonders auf uns Acht hatte. Da stand sie nun neben mir, die ich schon lange mit so heisser Sehnsucht hergewünscht hatte. Ich wollt' ihr recht viel sagen, viel Rührendes, Herzliches, Theilnehmendes, und nun sagt' ich ihr — nichts! Mein Gefühl war zu heiß! Was sollt' ich ihr zuerst sagen, und welcher Ausdruck war fähig genug, ihr das, was ich empfand, so recht auszudrücken? Doch auch ohne Worte hatt' ich ihr genug gesagt. Sie merkts, was in mir vorgieng, nahm meine bebende Hand, drückte sie an ihr Herz, und eine stille Zähre rollte über die glühenden, lächelnden Wangen. Sie däuchte mir in diesem Augenblick ein Engel Gottes. Ich trocknete ihr diese Zähre mit meinem Schnupftuch, aber mein Auge ward auch naß. Beste, ewig geliebte Henriette! Dies war es alles, was ich zu sagen vermochte. Sie stand noch ein Weilchen vor

mir, sah mich mit einem Blick voll zärtlicher Unruh an, und dann verließ sie mich schon wie er. Caroline A. . . eine ihrer Gespielinnen, das liebenswürdigste Mädchen, kam jezt zu mir — ohne Zweifel, um nicht Jemand anders auf meine Zerstreuung aufmerksam werden zu lassen. Sie mochte wohl gemerkt haben, was unter uns vorgieng, denn sie sah mich mit einer so liebreichen, theilnehmenden Miene an, die ihr sogleich mein ganzes Zutrauen erwarb. Ich glaube, sie würde es gewagt haben, mit mir über die Ursach meiner Unruh zu sprechen, wenn sie nicht bey ihren sonst so offnen Charakter noch zuweilen etwas furchtsam wär und oft durch ein einzig Wort gleich zu beleidigen glaubte. Ihre Gegenwart war mir sehr angenehm. Ich nahm mirs gar nicht erst vor, mich vor ihr zu verbergen. So sammelt' ich mich nach und nach aus meiner Zerstreuung, und war ziemlich beruhigt, da uns unser Wirth ins Speisezimmer führte. Am Eingange stand Henriette. Da ich Carolinen führte, so gieng sie einige Schritte neben uns her und sagte leise zu mir: Ich habs so eingerichtet, daß wir bey einander sizen! Du kannst wohl denken, Sophie, daß mir diese Nachricht gar nicht zuwider war. Hierauf folgten nun eine Menge leerer Scenen. Henriette gieng oft von meiner Seite weg, um etwas zu veranstalten. Zur andern Hand saß mir Caroline. Ich und mein Mädchen konnten nur selten mit einander sprechen, und daß war immer unsre beste Zeit, wenn manchmal alle zugleich redten, alles so recht durch einander gieng. Noch wars der Gesellschaft unbekannt, daß heute

Hen-

Henriettens Geburtstag war. Kurz vorm Aufstehn sagte der Vater: „Sie wissen ohne Zweifel allerseits nicht, warum ich mir eben heute das Glück ausbat, sie bey mir zu sehn. Dies Mädchen da ist die Ursache. Sie feyert heut ihren Geburtstag, und ist nunmehr neunzehn Jahr alt. Dem guten Kinde zu Ehren stellt' ich auf heute dies kleine Freudenmahl an, und sie, meine Freund' und Freundinnen werden nun so vorlieb nehmen!" Drauf wandt' er sich zu seiner Tochter. „Meine liebe Tochter, sagt' er, meinen Glückwunsch und Segen gab ich dir schon heute früh, da du bey mir warst. Ich wiederhol' ihn jezt nochmals, und versichre dich meiner väterlichen Treue. Dies sey dein Angebinde." Es war etwa ein kostbarer Schmuck mit allem Zubehör. Ich habe mir die Sachen nicht so genau betrachtet. Der Vater sezte noch mit scherzendem Tone hinzu: „Wer meine Tochter so lieb hat, wie ich, wird mir folgen, und sie auch anbinden." Sophie, der Augenblick war herrlich zu nüzen! Ich nahm sogleich den Strauß von meinem Busen, gab ihn ihr mit niedergeschlagnen Augen und glühenden Wangen, und küßt' ihr zugleich mit überströmendem Gefühle die Hand. Alles ward dadurch aufmerksam und lächelte mir Beyfall zu, über den geschwinden glücklichen Einfall. Hätt' ich doch auch sehn können, was Vater und Mutter dabey empfanden! Aber ich war zu furchtsam, ihnen ins Auge zu blicken. — Die Mutter kam zu Henrietten, küßte sie, und steckt' einen allerliebsten Ring an ihren Finger. Beyde weinten, da sie sich so umarmt hielten. Henriettens Freundinnen

küßten sie auch mit schwesterlicher Innbrunst und mit Thränen in Augen. Sophie! das waren rührende Scenen! Ich kann dies gar nicht ausdrücken, was mein Herz alles fühlte. Wie dankte meine Seele Gott in der Stille, daß sie meine Henriette alle so lieben. — Bey diesem Vorfall ward ein allgemeiner Aufstand. Wir beteten, und hierauf lief Henriette sogleich aus dem Zimmer. Caroline ihr nach. O wie sehnsuchtsvoll war ich da, ihr auch zu folgen, aber ich durfts nicht wagen. Ich trat wieder still an das Fenster, wo ich vorhin stand. Ein Glück, daß man mich auch diesmal nicht störte. Nach einer kleinen Weile stand Henriette an Carolinens schwesterlichem Arm vor mir. „Wo waren Sie, meine Liebe? fragt' ich, und warum verließen sie uns gleich nach dem Tischgebet?" Mit einem Blick, der tief in mein Innerstes drang, der mir ewig unvergeßlich seyn wird, sprach sie zu mir. „Ich habe geweint. Dies war zu viel süsse Wonne auf einmal, die ich ohne heisse Zähren nicht fassen konnte." Caroline stand so unschuldsvoll, gut, edel und theilnehmend dabey, daß wir beyde recht zu ihr hingerissen waren. Henriette würde gewiß nicht unvorsichtig handeln, wenn sie sie zu ihrer Vertrauten wählte. Wenn sie nun vollends auch liebte — und dies scheint mir ihr so herzliches, sanftes Wesen ganz zu bestätigen — o welch eine herrliche Theilnehmerinn aller Leiden und Freuden wär dies für uns! — Liebe Freundinn, noch eine Reihe Scenen der Zärtlichkeit könnt' ich dir erzählen, die zwar immer nur kurz währten, aber mir doch sehr theuer und süß waren; aber thät ich dies,

so

so müßt' ich Bogen anfüllen. Ich eile, um dir nur vollends alles das zu sagen, was mir ewig unvergeßlich seyn wird; denn dies war ein großer Tag, der das Band unsrer Liebe unauflöslich fest zuzog, und den lezten erhabensten Gipfel auf den längst gegründeten Bau sezte! — So bald's die Umstände erlaubten, gab ich Henrietten einen Brief, den ich gestern Abends an sie schrieb. Sie nahm ihn mit einem Händedruck und mit einem Betragen, welches so viel sagte, daß er ihr gar nicht unerwartet kam, und sie ihn schon recht zuversichtlich gehoft hatte. Sie blieb hierauf nicht mehr lang' im Zimmer. Nun schlug mein Herz voll freudiger Erwartung. Ich gieng ans Clavier, um meine Unruh zu verbergen. Caroline folgte mir bald und noch einige von der Gesellschaft. Ich spielte, aber ich warf alles um. Caroline löste mich ab. Ich stand nun hinter ihr, lehnte mich mit dem Arm auf ihren Stul, und wenn ich Jemand hereinkommen hörte, wendete sich mein Gesicht allemal sogleich ganz willkührlich nach der Thüre. Dennoch hatt' ich Henriettens Zurückkunft verpaßt. Eh ich mich's versah, stand sie neben mir, drückte mir mit überströmendem, durchdringendem Gefühl die Hand, und blickte mich mit einem Aug' an, daß mich nichts, als die Gegenwart der übrigen zurückhalten konnte, ihr mit heisser Zärtlichkeit ans Herz zu sinken, und die Zähre der Liebe auf ihren Busen hinzuweinen. — Nach einiger Zeit sagte sie leise zu mir, daß sie sehr neugierig auf das Angebinde wär, daß ich ihr dies vergeben müßte, weil nun die Mädchen schon einmal so etwas neugierig, oder, wie ich mich

immer gern nennen ließe, wißbegierig wären. Sie hätt' einen Anschlag, wie wir uns vielleicht auf ein Weilchen allein sprechen könnten; ich sollts nämlich mit Bruder Adolph so veranstalten, daß wir jungen Leute alle in den Garten giengen. — Das war ein herrlicher Einfall! Ich sagts Adolphen sogleich. „Ja, antwortet' er, was würden denn die Alten sagen, wenn wir bey dem rauhen Wetter hinunter giengen? Der Einwurf war zu wenig. Ich ließ nicht nach, bis er mit seiner gewöhnlichen, aufrichtigen, ernsthaften Miene die übrigen jungen Leute aufredte, den Garten auf heuer noch einmal zu besuchen. Sie warens bald zufrieden. Nun gieng die Reise fort. Adolphs Prophezeihung traf ein. Die Alten wolltens uns ausreden, aber das half nichts. Wir sagten, wir würden bald wieder da seyn, und Caroline lief mit ihrem Führer immer auf die Treppe los. Wen werd ich wohl anders geführt haben, als Henrietten? Ich kann dirs gar nicht beschreiben, wie so herzlich froh wir waren. Wir hiengen einander recht fest im Arm, kümmerten uns viel, was um uns her vorgieng, und ich suchte mit der andern Hand, die ich frey hatte, immer den Ring in etwas hervor. — Wir kamen nun in den Garten — zu der Laube, Sophie, wo wir das erstemal einander in Arm sanken, uns zum erstenmal den Schwur der Treue gelobten. Besinnst du dich noch auf diese Scene, die ich dir im lezten Briefe erzählte? Wie feyerlich war uns dieser Anblick. Die liebe, theure Henriette erinnerte mich sogleich daran, und ich fühlte mit ihr die Heiligkeit dieses süßen Andenkens. Aber wie traurig sahs jezt hier aus!

Der

Der Laubentisch, die Bänke, alles war mit gelben Herbstlaube überstreut. Der finstre Gang war licht und faßte die entfernten Strahlen der minder, wohlthätigen Herbstsonne auf. Jezt hörte man nicht den kleinen, liebenswürdigen Stieglitz, der uns an jenem ersten heiligen Tage unsrer Liebe das Brautlied sang. Nur noch hie und da rauscht' ein gelbes Blatt auf den trauernden Zweigen. Keine Blume war zu sehn, alles trauerte, alles war in Bereitschaft, den ersten Schnee zu empfangen, der seine baldige Ankunft schon einigemal durch mitternächtliche Reife verkündet hatte. — „Kommen Sie ins Gewächshaus, Heinrich!" sagte Henriette zu mir. Wir gaben auf die übrigen Acht. Eben merkten sie nicht auf uns, und — weg waren wir. Stumm und mit heißen Gefühlen wankten wir die Stufen des Gewächshauses hinauf und durch die Thüre. Gleich am Eingange stand ein Stul. Ich sezte mich drauf. Henriette sank in meinen Arm. „Den feurigsten, zärtlichsten Dank, bester, einziggeliebter Jüngling, den ich habe, für all' ihre Liebe! Ich vermag sie mit nichts bessern zu belohnen. Ja Dank und die treuste Gegenliebe, dies ists alles, was ich kann. Aber, Sie! Sie! wie artig klingt mir das jezt! Schon in dem Briefe, den Sie mir heut gaben, kam mirs so sonderbar, so unnatürlich vor. Du! Du! so wollen wir uns nennen. Heinrich, wenn dus wüßt! Das ist ein Ausdruck für uns, der mir unendlich besser klingt. — Ja, du bist mein, auf ewig!" und nun drückte sie mir einen heiligen, keuschen Kuß der Zärtlichkeit auf die glühende Stirne. Ich war im Innersten gerührt.

„Ja, wiederholt ich ihre lezten Worte, du bist mein auf ewig! Aber womit soll ich dich belohnen, du theure Henriette, womit dir all die himmlische Liebe vergelten? Da, dies Pfand der Liebe, der ewigen Treue! Nimms. Ich bin dein, ich schwör dies im Angesicht Gottes!“ Ich steckt' ihr in diesem Augenblicke den Ring mit nahmloser Empfindung an den treuen Finger. Eine Zähre schwamm in ihrem Auge. Ich trocknete sie ihr. Sie sprach kein Wort und verbarg ihr Gesicht in meinem Busen. Bald richtete sie sich wieder auf, befah den Ring, blickte zum Himmel auf, und dann sagte sie mit einer Miene, die das Innerste ihres Herzens verrieth: „Gott sey mein Zeuge, daß ich dich ewig liebe. Nur der Tod soll mich von dir trennen.“ — Wir küßten uns, und in diesem Augenblicke gieng die Thür' auf. — Gott, welch Schrecken! — Aber die Gefahr war nicht so groß. Es war Caroline. „Freunde, sagte sie, kommt sogleich mit mir herauf, die übrigen sind schon auf der Trepp'. Sie wollten euch nicht erst suchen, und sagten, ihr würdet schon nachkommen. Vergebt mir, daß ich euch unterbrach. Ich glaubt' euch dadurch eine Gefälligkeit zu erzeigen, denn ich kenne schon die Vorurtheile der Menschen. „Ihr Herr Bruder, sagte sie zu mir, erwartet uns an der Thüre.“ — Sophie, erkenne nun den edlen Charakter Carolinens. Sie ist nicht die genaueste Freundinn von Henrietten, und doch so liebevoll, so gut! Wie sollen wirs ihr verdanken? — Wir machten jezt nur, daß wir fortkamen. Adolph gab uns einen kleinen Verweiß, nach seiner gewöhnlichen treuherzigen Art. Ihn

jezt

jezt weitläuftig die Urſachen unſrer Entfernung anzuführen, war nicht möglich. Wir giengen die Treppe herauf. Mit Vorſaz führt ich Carolinen und mein Bruder Henrietten. Man erwartete uns ſchon oben im Zimmer. — Nun wars aber auch nöthig, daß wir uns weniger mit einander unterhielten, um die Aeltern nicht vielleicht aufmerkſam zu machen. Ich ſezte mich mit Henriettens Mutter und noch einigen andern an einen Spieltiſch. Sie, die andern Mädchen und Adolph, nahmen auch ein Spiel vor. „Nun, hör' ich dich ſagen, da hätt' ich doch wohl lieber bey dem lezten mitgeſpielt!“ Du haſt gut reden, Sophie. Wenn die Mutter nun ſpricht: Kommen Sie, Herr Vetter, wir wollen ein Spielchen machen, muß ich da nicht mit fort? — Ich weiß am beſten, wie mir die erſten Spiele zu Muthe war. Ich verlor alles, aber am Ende war auch dieſe Zerſtreuung noch mein Glück, die andern gewannen, und das erwarb mir ihre Freundſchaft. Du weißt ſchon, wies geht im Spiel. Da wird man entſezlich bedauert, wenn man verliert, aber im Grunde wünſcht doch Niemand, daß ich wieder gewinne, und er dadurch das ſchon Gewonnene wieder einbüße. Mir iſts denn immer ſehr gleichgültig, ob ich verlier' oder gewinne, ich bin auch nicht ſo ſtrenge, wenn gleich hier und da in die Karte geguckt wird, oder ſonſt ein Fehler vorgeht. — Ich fand mich nun heute ſo nach und nach in mein Schickſal, daß ich an dem Tiſche verharren muſte; doch aber gieng ich während dem Kartengeben einigemal herüber zu den andern. Es gieng da ziemlich lebhaft zu. Fünf Mädchen hatten den einzigen Jüngling

ling

ling unter sich, aber er war eben bey guter Laune, und schwazt ihnen so viel schnakisches Zeugs vor, daß sie gar nicht aufhören konnten, zu lachen. Henriette blieb ernsthaft, aber doch war sie heiter, und so recht voll innern Wohlbehagens. — Die übrigen bejahrten Damen saßen in einem vertraulichen Kreise sprachen sehr geschäftig vom Gesinde, Hünern, Enten und Gänsen, klagten sich ihre wirthschaftlichen Widerwärtigkeiten, und freuten sich über manche glückliche, höchst wichtige Kleinigkeit. Die Männer saßen voll innern Seelenfriedens bey ihren Pfeifen und unterhielten sich von Amtsgeschäften. So floß der Nachmittag unvermerkt dahin. — Hierauf giengs zum Abendessen. Wir saßen wieder, wie Mittags. Nun ward Henriettens Gesundheit getrunken. Mit welchen lebhaften Empfindungen stieß ich an des Onkels Glas, der die Gesundheit ausbrachte. Ich war auch der erste, der anschlug, und das hätte der junge Herr können bleiben lassen. Des Onkels Frau Gemahlinn hatte, wie mir Adolph hernach sagte, das Maul ziemlich dabey gezogen. Doch, was geht mich die Frau an! — Um neun Uhr standen wir wieder vom Tische auf, und nun rückte die Stunde der Trennung und mit ihr der lezte Augenblick dieses herrlichen mir ewig unvergeßlichen Tages näher. Noch hatt' ich die weisse Busenschleife bey mir. Sie ihr selbst an den treuen Busen zu stecken, das wollte niemals angehn, ich drückte sie ihr also beym Abschiede in die Hand, welcher wirklich um zehn Uhr schon erfolgte, weil mein Vater gern zeitig zu Bette

geht.

geht. O wie viel hätt' ich Henrietten noch zu ſagen gehabt.

Da ſiz' ich nun ſo einſam da, und ſinne dem verfloſſen ſchönen Tage nach. Ich möcht' ihn gern zurückrufen, aber er iſt vorüber. Wie ſtill und feyerlich iſt die Nacht! Bald wirds zwey ſchlagen. O meine Henriette, über dich hat ſich wohl lange ſchon ein wohlthätiger Schlummer ausgegoſſen! Gewiß entſchlieſſt du mit dem Gedanken an mich, und wirſt nun vielleicht von mir träumen. Nun, dein Buſenfreund wacht noch, wird bald noch einmal für dich, für ſich und für all' unſre Freunde flehen; noch einmal dieſen Tag mit ſtillem andachtsvollen Gebet feyern, und dann zur Ruh eilen. Leb auch du wohl, Sophie! Morgen ſchick ich dir dieſen langen Brief, und dann bitt ich mir bald einmal mit gehorſamer Ergebenheit eine hochgeneigte Antwort aus. Deine lieben Schweſtern, Charlotte und Henriette, grüß tauſendmal von mir! — Da lebt ihr drey zärtlichen Schweſtern nun ſo vereint mit einander fort in euerm einſamen, friedlichen Dorfe. Das Ding kömmt mir recht allerliebſt vor. Ein Liebhaber könnt' einmal auf den glücklichen Einfall kommen, euch mit den drey Grazien zu vergleichen. Deine Schweſtern haben wohl noch keine Kerls? Wenigſtens ſollt' ich doch was davon wiſſen. — Nun, lebt wohl! Ich bin unausgeſezt Euer redlicher Freund. Gott ſegne Euch alle!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

Den 19. Nov.

Diese Nacht ist mir die feyerlichste meines jungen Lebens! Den lieben, herrlichen Ring — ach! Heinrich, um alles in der Welt gäb' ich ihn nicht hin! Nun bin ich deine Verlobte. Ich wars lange schon, aber noch nicht so feyerlich. Was liegt daran, daß wir uns nicht unter dem Zeugniß einiger Freunde den Schwur der ewigen Treue gelobten? War doch Gott zugegen, der Allgegenwärtige, der Allgütige, und der gerechteste Richter! Heinrich, Engel feyerten um uns her, da du den Ring der ewigen Treue an meine Hand steckteſt, und ich nun mit einem betenden Schwur zum Himmel aufblickte! — Gott ist mein Zeuge! schon oft dacht' ich in der Stille und mit Thränen im Auge nach, ob ich auch meine Aeltern durch meine Liebe beleidigte, weil sie mir dieselbe untersagt haben. Aber ich mag mich prüfen wie ich will, ich finde kein Verbrechen. — Ich versuchte vormals schon oft, dich zu vergeſſen, dir ganz zu entsagen, aber es ist nicht möglich. Eher biet' ich meine Brust dem geschärften Dolche dar, lieber duld' ich die schrecklichsten Quaalen, ehe ich mich entschlieſſe, meinem Heinrich zu entsagen! Nun fiel mir dabey der Gedank' ein, daß es nur Härte, nur Vorurtheil ist, daß ich dich nicht lieben soll. Eigentlich haben sie gar nichts an dir auszusezen, sie müssen vielmehr selbst einräumen, daß wir uns recht gut zusammen schicken würden. Und du bist auch ein so guter, lieber Jüngling,

der

der beste, den ich kenne, so rechtschaffen, so edel! — Du thust auch alles, um dich meinen Aeltern immer gefälliger zu machen, und doch — o wie trauert meine Seele, wenn ich den Gedanken fasse? — doch soll ich dich nicht lieben, doch könnten sies geschehn lassen, daß wir einst getrennt würden! — Heinrich, alle Rechte, die Aeltern über ihre Kinder haben, sind mir heilig. Ich schäze sie mit tiefer Ehrfurcht. Aber können diese Rechte sich bis auf die Empfindungen, auf die Herzensgefühle der Kinder erstrecken? Auch in allen Kleinigkeiten sind ja die Neigungen verschieden, einer fühlt für das, was dem andern ganz gleichgültig ist, und doch sollt' ich armes Mädchen gezwungen seyn, den zu lieben, den mir vielleicht einst meine Aeltern zum Gatten erwählten, von dem sie vielleicht noch oben drein selbst nicht besonders eingenommen wären, den sie mir nur gäben, weil die Partie von aussen vortheilhaft schien! Und dabey sollt' ich den ganz vergessen, den ich so über alles liebe, ohne dessen Besiz ich niemals glücklich werden kann, der so treu und gut ist; sollts mit ansehn, daß er, ohne mich, einsam umher irrte, um mich trauerte; und die jugendliche Blume seines Lebens so nach und nach hinwelkte! Aeltern, ihr fühlt den Schmerz nicht, den eine unglückliche Ehe euern Kindern bringt, wir müssen ihn tragen. Ihr fühlts nicht, was wir leiden, wenn der, den wir liebten und mit Gewalt verlassen musten, so bang' und traurig für uns dahin lebt, wir fühlens. Und das ist doch wohl im unveränderlichen Gesez der Natur gegründet, daß es harter Schmerz seyn muß, wenn der leidet, den wir

lieben.

lieben. Und können wir denn je dem Gatten, den man uns aufzwang, ganz gehören? Und wenn dies nicht ist, wie können wir glücklich seyn? Läg' euch also unser Glück am Herzen, ihr würdet nicht so hart gegen uns handeln. Ich verlange gar nicht, daß man uns erlauben soll, gleich nach einiger Neigung geschwind einen Gatten zu wählen, ohne Rücksicht und Prüfung. Aber wenn nun der Jüngling eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften hat, wenn er fähig ist, dem Staate zu nützen, wenn er die Religion verehrt und alle Pflichten eines rechtschaffnen Mannes zu erfüllen mit dem größten Eifer bemüht ist, warum will man da dem armen Mädchen nicht wenigstens erlauben, ihn zu lieben, mit ganzer Seel' an ihm zu hangen, und mit stiller, ruhiger, tugendhafter Zärtlichkeit die Zeit der festen Vereinigung gelassen zu erwarten, welche zu vollziehn ihm seine Verdienste gewiß bald Gelegenheit verschaffen werden? — Wenn du gleich nicht reich bist, Heinrich, hat doch mein Vater! — Warum soll denn das Geld grade wieder an einen Reichen kommen? Ists nicht widersinnig, dahin immer mehr zu thun, wo schon zuvor viel war, und dabey das, was leer ist, gar nicht in Betracht zu ziehn? Und wenn wir auch nun beyde kein Vermögen hätten, unser guter Gott würd' uns schon beystehn. Du bist rechtschaffen und gut, lieber Jüngling, und der Welt nicht unnütz. Gewiß, wir würden auch ohne Vermögen in der größten Zufriedenheit unsre Tage durchleben. — Es thut mir recht weh, daß ich in dem Falle ungehorsam gegen meine Aeltern seyn muß. Sie sind sonst in allen

Stücken

Stücken so liebevoll gegen mich, lassen mirs an nichts fehlen, erzeigen mir mit jedem Tage neue Wohlthaten — und doch muß ich hier ihren Befehlen zuwider handeln. Empfindungen überwiegen nur gar zu oft wirkliche Vernunft, wie vielmehr werden sie nicht Vorurtheile ganz unwiderstehlich überwiegen. Und im leztern Falle begehn sie auch gewiß kein Verbrechen. — Nun, lieber Heinrich, der Allbeglückende wird für uns sorgen. Ich bin voll süsser Hofnungen! Nur selten mischt sich ein trübes Wölkchen in meine Seele, aber ich vertreib' es bald durch die Kraft Gottes, die immer in mir wirket. Laß uns ihm nur recht fest, recht zuversichtlich vertrauen, er wird uns gewiß nicht verlassen, wird das Herz unsrer Aeltern noch gütig gegen uns schaffen, wird uns durch die furchtbaren Pfade hindurch leiten, wird alles zum Preise seines Namens herrlich hinausführen. — Sey also ruhig, einziger Freund meiner Seele! Gott liebt uns, er, der alles vermag! O welch ein erhabner, trostvoller Gedanke!

Wie doch der liebe Ring so herrlich schimmert beym matten Glanz des vertraulichen Mondes! Ach er ist mir über alles theuer! Heinrich, wenn ich dir nur ein einzigsmal deine himmlische Zärtlichkeit belohnen könnte! Wenn ich dir nur einmal an deinem treuen Busen so recht sagen könnte, wie über alles ich dich liebe! Aber da ist alles, was ich red' und thue, so schwach, so unvollkommen — Wie mächtig erinnert mich die Betrachtung des Ringes an die Augenblicke, da du mir ihn gabst. Heinrich, bey den Freudenthränen, die wir beyde vergossen,

bey der Pracht des Mondes, der seine matten Stralen auf den Ring der Treue hinwirft, bey diesem Pfande der Liebe selbst, ja endlich bey dem, der die Himmel trägt, beym Hochgelobten, wiederhol' ich dir noch einmal den Schwur unverbrüchlicher Treue! Menschen trennen mich nicht von dir! Der Tod ist der einzige, der's vermag, aber er ists auch, der uns wieder vereinigt, sollt' er vielleicht bald über unsre Scheitel dahin schweben, bald eins von uns beyden hinwegleiten aus dem Thale des Lebens. Wie bang' ist der Gedanke — aber, wie herrlich ist auch der Trost der vollkommnern Wiedervereinigung und der verklärten Auferstehung! — Eine sanfte Zähre träufelt meinen Wangen herab. Sie rinnt aufs Blatt, Heinrich! Sie sey dir heilig, sey ein neuer Zeuge meiner ewig treuen Liebe! Auch du sollst naß werden, lieber herrlicher Ring! — Ach freylich, lieber Jüngling, kann ich ihn nicht immer an meiner Hand tragen, aber doch werd' ichs oft können. Nur den Augen meiner Aeltern muß ich ihn entziehn, außerdem seh' ihn Jedermann, und denke dabey, was er will! — Wenn du einst ganz, auch für den Augen der Welt, mein bist, dann soll er Tag und Nacht an meiner Hand prangen, soll nie mehr vom zärtlichen Finger hinwegkommen!

Aber, Heinrich, welch ein liebes, herrliches Mädchen ist doch Caroline! Womit haben wir die freundschaftliche Liebe verdient, die sie an uns beweist? Noch mehr: womit sollen wir sie ihr vergelten? Denk einmal, wenn sie nun nicht zu uns ins Gewächshaus gekommen wär! die andern wären alle heraufgegangen,

gen, und wir wären erst in einer Weile [illegible] allein nachgekommen, was das für Folgen hätte nach sich ziehen können! — Vorhin, beym Abschiede, küßte sie mich recht zärtlich, und sagte zu mir, ich sollte ganz ohne Zurückhaltung gegen sie seyn, ich würde sie gewiß als eine treue Freundinn kennen lernen. Ob ich mich ihr vertraue? Du weißt, mein Bester, daß ich gar Niemand habe, für den ich mein Herz ausschütten könnte, wenn mirs manchmal so bang' ist, mein Busen so sehnsuchtsvoll nach dir, du Einziger, schmachtet! — Eine Vertraute würde mir viel seyn, und wer ist wohl fähiger dazu, als Caroline? Rathe mir, Lieber, was ich thun soll? Ohne dich unternehm ich nichts.

Nun muß ich dirs auch noch sagen, auf was vor Art ich mit Juliane S... bekannt worden bin. Ich fuhr mit meiner Mutter spazieren. Mitten im freyen Felde ward ein Pferd scheu, und gieng mit dem Wagen einige Schritt über Stock und Stein. Ein Rad brach entzwey und der Wagen fieng an auf die eine Seite zu sinken. Du hättst nur sehn sollen, Heinrich, wie deine Henriette in Angst war. Zu Hülfe konnten wir Niemand rufen, denn es war Niemand in der Nähe. Der Kutscher hatt' inzwischen das Pferd wieder zurechte gebracht, und es stand jezt wie ein Lamm. Ich sprang nun aus dem Wagen, und half meiner erschrocknen Mutter auch heraus. Endlich erblickten wir ganz in der Ferne eine Kutsche. Wer war froher, als wir! Der Kutscher mochte gewahr werden, was vorgegangen war, denn er fieng auf einmal sehr schnell an zu fahren. Ich lief ihr, als

sie näher kam, entgegen. Juliane saß drinn mit ihrer Mutter. Ihr Kutscher eilte dem unsrigen gleich zu Hülfe, und die beyden Frauenzimmer bedauerten uns recht von Herzen. Meine Mutter kam endlich auch näher, und die beyden Matronen sprachen sehr bekannt mit einander, welches mir ganz unerwartet kam, denn ich kenne wohl die Frau S... und ihre Tochter, aber noch nie hatt' ich mit ihnen gesprochen, auch wußt' ich nicht, daß meine Mutter mit Julianens Mutter bekannt war. Aus den folgenden Unterredungen vernahm ich, daß sie in ihren jüngern Jahren viel mit einander umgegangen waren. Nach ihrer Verheyrathung waren sie aus verschiednen zufälligen Ursachen nur sehr selten zusammengekommen, und seit ohngefehr zehn Jahren hatt ihr Umgang ganz aufgehört. Es war also sehr natürlich, daß die Töchter nicht mit einander bekannt waren, außer dem Namen nach. Du kannst leicht denken, lieber Heinrich, daß sie uns sogleich zu sich in den Wagen nahmen. Der eine Kutscher hatt' indessen einige Menschen herbey gerufen. Diese machten sich nun über den zerbrochenen Wagen, und wir fuhren fort. — Die beyden Matronen schienen sehr vergnügt über ihre ganz unvermuthete Zusammenkunft, erinnerten sich an die vormaligen Zeiten, und versprachen sich, von nun an wieder einander bisweilen zu besuchen. Ich und Juliane wurden auch bald mit einander bekannt. Wir verabredeten, wie du dir leicht vorstellen kannst, auch einen Besuch, und Juliane hatte sogar den Einfall, meine Mutter zu bitten, daß sie mir erlaubte, schon diesmal mit in ihr Haus zu fahren,

ren, und den Abend bey ihr zuzubringen. Ich wars zufrieden, meine Mutter auch, und es ward also festgesezt.

Bey diesem Vorfalle, lieber Heinrich, dacht' ich recht lebhaft an dich, wünschte recht innig, daß du uns hättest können zu Hülfe kommen, und stellte mir schon im Geist vor, daß du eben dies denken würdest, wenn ich dirs nun erzählen werde. Daß ich durch den Zufall mit einem so liebenswürdgen Mädchen bekannt wurde, war mir sehr angenehm, aber ich wußte noch nicht, daß sie die Schwester von dem Freunde meines Heinrich war, noch weniger hätt' ich mir vorgestellt, daß sie die Geliebte auch eines deiner Bekannten wär. Ich besinne mich zwar, daß du mir vor einiger Zeit einmal sagtest, du wärst mit einem gewissen G... einigermaßen bekannt, der auch ein Mädchen hätte, und die beyden liebten sich recht edel und tugendhaft; du nanntest mir auch den Namen, aber ich hatt' ihn aus der Acht gelassen gehabt. Nun wundr' ich mich nicht mehr, daß mein Herz gleich so laut für Julianen sprach, und ich gleich so bekannt mit ihr umgehn konnte. Da du, als ich gegen Abend mit ihr am Fenster stand, das Haus vorüber giengst und herauf grüßtest, nennte sie deinen Namen. Dies kam mir einigermaßen fremd vor; aber ich wollte sie doch nicht gern fragen, wie sie mit dir bekannt wär. Desto mehr innere Wonne hat mirs verschaft, da du mir im lezten Briefe sagtest, du wärst mit ihrem Bruder bekannt! Es ist schon sehr spät, Bester, sonst wollt' ich dir jezt noch viel sagen. Ja, mein Trauter, ich hoffe mit dir, daß uns die Bekanntschaft

mit diesem Mädchen viel Stunden der Wonne gewähren wird! Es sey dir vorjezt genug, wenn ich dir sage, daß ich Julianen nächster Tage zu mir bitten, und ihr Herz genauer ausforschen werde. Nichts so bald als möglich ein, daß du wieder in unser Haus kommst. Ich weiß wohl, daß es eher nicht als ohngefehr in acht Tagen geschehen kann, aber nur dann verzieh nicht länger, mein Guter! Ich will dir dann sagen, wie ich Juliannen befunden habe. —

Nun, noch einmal tausend Dank für alle deine treue Zärtlichkeit, mein Verlobter! Laß diesen Tag ewig vor deinen Augen schweben, und vergiß nie, daß es der große Tag war, der ein unauflösliches Band zwischen Heinrich und Henrietten knüpfte. Der Allgütige sey mit dir! Jezt schläfst du, aber deine Henriette wacht noch, und ihre Seele ist zur feyerlichsten Andacht gestimmt. — Ich wags, und lege diesen Brief in die Musikalien, die ich dir morgen zu schicken versprochen habe. Deswegen muß ich auch den Brief heute noch schließen. — Ich bin deine treue Verlobte.

Henriette.

Sophie an Heinrich.

F** den 26. Nov.

Ich gebs gern zu, daß das Landleben viel Vorzüge hat, aber nur im Winter nicht. Man ist ins Zimmer eingesperrt, kommt nur selten ins Freye, und wenn man aus dem Fenster sieht, da ists recht traurig

traurig anzuschaun, wie die herrlichen grünen Wiesen, die dunkeln Wälder, die Felder im Sommer voll gesegneter Früchte, nun jezt so kahl da vor uns liegen, und oft über und über mit Schnee bedeckt sind. Ihr habts in der Stadt besser. Da geht der Jüngling zu seinem Mädchen, spielt mit ihr auf dem Clavier, oder liest ihr aus einem Buche vor und fragt viel darnach, obs im Freyen kalt oder warm ist. Ihr stellt Gesellschaften an, geht ins Concert, auf den Ball, in die Komödie, fahrt auf dem Schlitten, und wer weiß all' die Zeitvertreibe gleich zu nennen, die im Winter den Städtern nach vollbrachter Arbeit die Seele erheitern. Ich mag immer da alleine sizen bleiben, indeß Heinrich mit seinem Mädchen manche selige Stunde genießt. Könnt' ich nur an deiner Stelle seyn, ich wollte dir gern davor das so gepriesne Landleben überlassen! Ja, wenn etwa Ernst hier Amtssecretar wär, oder sonst in der Nähe, da bekäm die Sache eine ganz andre Wendung. Dann fragt ich viel nach euerm Stadtleben. Denn im eigentlichen Verstande ist mirs um eure Kostbarkeiten nicht zu thun, sondern nur um den öftern Umgang mit Ernst. — Wozu aber nun all das leere Geschwäz, und was hilft michs. — Ich will nur abbrechen, damit mein Brief nicht zulezt in den Ton eines Klageliedes falle!

Deine zwey lezten Briefe, lieber Vetter, waren mir sehr werth und angenehm. Ich besinne mich noch sehr gut auf den kleinen Husarenkornet, und wie er immer so gern unter den Mädchen herumschwärmte. Ich machte mir allemal eine große Ehre daraus, in deiner Gesellschaft zu seyn, ob ich gleich schon etliche

Jahr älter war, als du. Die Leute sagten oft, es schickte sich gar nicht für einen Soldaten, daß er immer mit Mädchen umgienge. Heut zu Tage könnte man das nun wohl nicht mehr sagen. Im lezten Kriege hab' ichs gesehen, daß die Herren Officiere mehr mit Frauenzimmern umgiengen, als der kleine Heinrich in der Uniform. Es lag damals unter andern ein Lieutenant hier im Dorfe, der hat manchmal zu meiner Schwester Lotte gesagt, er wollte zu ihren Füssen sterben. Das arme Ding wußt' immer gar nicht, was sie ihm drauf antworten sollte. Dabey bedacht' er nicht, daß sein Leben gar nicht mehr sein war, daß ers dem Fürsten und der Ehre seines Vaterlands gelobt hatte, und nun wollt' ers zu den Füssen eines Weibes von dannen seufzen. Bey solchen Scenen stand ihm der Portepeedegen sehr übel, noch besser der Federbusch auf dem Hute.

Auch erinnre ich mich noch gut darauf, daß du bey zunehmenden Jahren immer sehr zärtlich und empfindsam warst. Immer hab' ich mir eingebildet, daß du ein Mädchen finden würdest, die so recht nach deinem Herzen wär, die dein zur Liebe geschafnes, edles, würdiges Herz der Einsamkeit entreissen würde. Und nun ist sie dein, dies Kind des Himmels! Meine Erwartung ist erfüllt. O wie freu ich mich, daß mein guter, trauter Heinrich, mit dem mich nahe Blutsfreundschaft verbindet, den ich von Kindheit an als Bruder geliebt habe, nun nicht mehr ohn' eine treue, zärtliche Gefährtinn umherirrt. Bester! die Scene, da du ihr den Ring gabst, den Ring der ewigen Treue — und überhaupt der ganze Tag, an

dem

dem sie ihr Geburtsfest beging — o Heinrich, manche süsse wehmuthsvolle Thräne befeuchtete den Brief, da ich das alles so las! — O wie sehnsuchtsvoll bin ich nach dem trauten Umgange mit deiner Verlobten! Wir sind zwar einander nicht ganz unbekannt, sind als Kinder oft mit einander umgegangen, weil ich damals immer bey meiner Grossmutter in der Stadt war, aber jezt seit langen Jahren haben wir uns kaum zweymal gesprochen, und dies noch oben drein unter der Aufsicht der Etikette. — Nun will ich gewiß diesen Winter einmal auf dem Schlitten zu euch kommen, und will einige Wochen bey euch bleiben, wenns anders möglich ist, und da werd' ich schon näher mit ihr bekannt. Ich hab' auch meinen Ernst so lange nicht gesprochen, daß mir nun äußerst bang nach ihm ist, und ich fast gar nicht mehr leben kann, bis ich nun wieder einmal aus seinem liebevollen Munde süssen Trost und Stärke geholt habe, und mein Auge sich an seiner treuen Brust recht müd' geweint hat. Gewiß, ich komme diesen Winter noch.

Carolinen möcht' ich auch näher kennen. Mein Herz spricht laut für sie und beneidet ihr beynah ihre holde Engelseele. Sollte dies Mädchen nicht eine recht traute Freundinn für deine Henriette seyn? Geh, sag ihr, sie soll sich in ihren Arm werfen, ihre Leiden und Freuden in ihren Schooß ausgiessen, soll sich die schöne Seele zum Muster wählen, immer vollkommner zu werden. O welche gute, herrliche Geschöpfe giebts noch auf Gottes Erde! Die Welt ist nicht so bös, als man immer glaubt.

Das Concert, Heinrich — wie Ernst so in ein schmachtendes Sophie ausbrach — und dann alles, was du mir von diesem reizenden Abende sagst, ach! wie theuer ist mir alles. Aber sag, Lieber, bist du nicht viel beglückter, als ich? Dieser Jüngling, der mich so unaussprechlich liebt, mit ganzer Seel' an mir hängt, von dem muß ich nun immerfort getrennt leben, kaum kaum des Jahrs drey oder viermal auf einige Wochen in seiner Gesellschaft seyn, und dann diese Wochen hindurch noch nicht einmal alle Tage — aber ich hab mirs einmal vorgenommen, dir diesmal kein Klaglied zu schreiben, weil du dergleichen so genug von mir erhältst. — Ich will dir vielmehr jezt noch eine Geschichte erzählen, die viel Trauriges, aber auch eben so viel Sonderbares in sich faßt.

Ohngefehr vor einem Jahre ward in unserm Dorfe ein junges, liebes Paar verlobt. Während der Handlung entfällt der Braut das Kränzchen. Was dächtst du wohl? Der junge Kerl glaubt nun, seine Braut sey entehrt. Er sagt' ihr gleich den Tag nach der Verlobung den ganzen Kauf auf, verläßt sie, und ist schlechterdings nicht wieder dazu zu bereden, das Mädchen zu heyrathen. Man versuchts mit ihm auf alle nur mögliche Art, aber umsonst. Die Aeltern der Braut übergeben die Sache nun der Obrigkeit. Da der Kerl viel Geld hat, so sezt ers bald durch, sie nicht heyrathen zu dürfen. Er hat nach der Zeit vielmal gesagt, er wär dem Mädchen von ganzer Seele gut gewesen, könnte sie auch noch nicht vergessen, und es würde schwer bey ihm halten, wieder eine zu finden, die ihm so anstände, aber jene

könnt'

könnt' er ohnmöglich heyrathen, denn sie gehört' ihm nicht, gehört' einem andern. — Sag mir, Heinrich, ists möglich, daß bey unsern aufgeklärten Zeiten noch solche ganz entsezliche Vorurtheile herrschen können? Kaum im Traume hätt' ich mir solch Zeug einkommen lassen! — Ich kannte das Mädchen gar sehr gut. Sie war ein liebes, unschuldiges Geschöpf und lebte so in der Stille fromm und tugendhaft für sich hin. Sie ward jedoch von dem Augenblick an das Räthsel des Dorfs und der ganzen Gegend. Sie zog sichs so sehr zu Gemüthe, daß sie nach und nach recht bleich und abgezehrt aussah. Vor einigen Wochen sank sie endlich aufs Krankenbette hin, und morgen begraben wir sie schon. Du kannst leicht denken, Heinrich, daß ich da mit zu Grabe gehn, und dem armen dahingewelkten Mädchen manche theilnehmende Thräne weihn werde. — Aber ist der Fall nicht sonderbar? Ihr Herren Gelehrten wollt immer durch euer philosophiren und ander dergleichen Zeugs alles möglich machen. Nun geht einmal hin, und benehmt dem Pöbel Irrthum, Aberglauben und Vorurtheile. Das könnt ihr in Ewigkeit nicht, aber es ist sehr traurig, daß ihrs nicht könnt!

Ist dir nun der Brief lang genug, Heinrich? — Nun, so will ich denn schließen, und mich deiner Freundschaft empfehlen. Wen du grüßen sollst, das weißt du schon, und ich bin gewiß versichert, daß du keins vergessen wirst. Meine Schwestern empfehlen sich zu Gnaden. Lotte will auch immer an dich schreiben, aber das gute Mädchen ist zu furchtsam. Sie befürchtet von dir eine strenge Kritik wegen ihrer

Recht-

Rechtschreibung. Artig ists doch, daß wir Mädchen uns in dem Stück immer nicht so recht gewiß wissen. Ich mag wohl auch manchmal einen großen Buchstaben sezen, wo ein kleiner stehen sollte, aber ich frag immer nicht viel darnach. Ernst und Heinrich verstehn mich schon, wenn auch manchmal ein Buchstabe fehlt. Es wär freylich sehr zu wünschen, daß die neue Schreibart völlig eingeführt würde. Das wär so was für uns. Da könnte mancher Fehler ganz unbemerkt hindurch wuschen! — Aber wo gerath ich wieder hin, und wollte doch schließen, muß schliessen, weil ich in die Küche muß. Ich habe die Woche, und da weißt du schon, daß es immer viel anzuordnen und rauszugeben sezt. Leb wohl, lieber Heinrich!

Deine

Sophie.

Henriette an Heinrich.

den 30. Nov.

Sieh da, den ersten Brief durch die Hand der lieben Juliane besorgt. — Aber wie nah geht mirs, daß ich dir in diesem ersten Briefe, den du auf die Art erhältst, gleich etwas Trauriges schreiben muß! Es wird dir jedoch hoffentlich nicht unerwartet kommen. Was dachtst du gestern zu meinem Betragen? Diese anscheinende Gleichgültigkeit, die seltnere Unterhaltung mit dir — o welch ein unaussprechlicher Zwang für deine treue Henriette! Nur ein Glück für mich,

mich, daß ich dirs durch einige Blicke zu verstehn geben konnte, warums geschah, sonst hätt ichs nicht ausgehalten. — Nun sollt ichs dir noch erzählen, welche Vorwürfe mir meine Mutter machte, wie so hart und streng sie gegen mich war — aber, nein! ich schweige. Heinrich: Sie ist meine Mutter. — Aber geweint hab' ich, bittre, bange Zähren, und noch jezt bey der nächtlichen Stille ist mein Auge voll Wassers. — Ich will nicht klagen. Der da oben über uns ist, der sieht uns und kennt unsre Leiden. Alles sey auf ihn hingeworfen; er ist allmächtig und gut und voll väterlicher Gnade. —

Hör nun, Liebster, wie ich mit Julianen stehe, und auf was vor Art ich mich ihr entdeckte. Gestern komt' ichs dir nicht erzählen, so schwer mirs auch wurd, dir davon zu schweigen. Du weißt, daß ich sie zu mir bitten ließ. Sie kam, aber nicht allein. Rath einmal, wen sie mitbrachte — Carolinen! Dies war mir ganz außerordentlich angenehm, aber doch sezt's mich in einige Verlegenheit. Da ich mit beyden Mädchens noch nicht sogar genau bekannt bin, so giengs im Anfange etwas feyerlich zu. Auch war meine Mutter oft bey uns. Dieser Zwang hörte jedoch bald auf. Die theure Caroline, ein feuriges, theilnehmendes, aber auch zugleich ein Mädchen mit einem sehr lebhaften fähigen Geiste, lenkte bald unsre Gespräche auf angenehme Unterhaltungen. Wir kamen unter andern auch auf die neuen Romane, Siegwart, Burgheim u. a. Caroline war, wie du leicht denken kannst, sehr vor diese Bücher eingenommen. Ich und Juliane nicht weniger. Die lose Caroline

führte

führte mich immer weiter, brachte mich auf Sachen, die mit meinem Zustande viel ähnlichs hatten. Ich sprach nun mit dem größten Feuer gleichgestimmter Empfindungen. Mein Mund floß über von dem, womit das Innerste meines Herzens erfüllt war. Dies wollt' eben Caroline. Sie schlang ihren Arm um mich, sah mir starr ins Auge, und ich erröthete. Denk dir, lieber Heinrich, einmal solch eine Scene zwischen drey jugendlich gefühlvollen Mädchen. Juliane gieng an ein Fenster und seufzte; ich sank Carolinen ans Herz, und verbarg mein vor süßer Wehmuth glühendes Gesicht in ihrem Busen, und Caroline schloß mich mit einem zufriednen, schwesterlichen Wohlwollen in ihre Arme. Nun folgt' eine Stille. Ich brach sie zuerst. „O, sagt' ich, wenn ich nur eine so allerliebste Schwester hätte, nur eine, die euch gleich wär, ihr guten, theuern Mädchen! Wie viel schöner würde mir dann das Leben seyn, wenn ich so mit fester Vertraulichkeit an ihr hangen, und Schmerz und Freude mit ihr theilen könnte!"

Juliane. „Sie sind unsre Schwester, liebe Henriette, sie sinds! und wir sind ganz die ihrigen! — Aber wollen wir uns nicht mit dem Worte der Vertraulichkeit nennen?"

Caroline. „Ja, Henriette, du bist unsre Schwester. Aber sey nur auch recht schwesterlich gegen uns. Du hast etwas auf dem Herzen. Verbirgs uns nicht. Ich und Juliane haben schon viel von dir mit einander gesprochen."

Diese zärtliche Theilnehmung der beyden Mädchen an dem Glück ihrer Freundinn, rührte mich im

Inner-

Innerſten, und ich war jezt völlig entſchloſſen, mich den beyden Mädchen ganz zu entdecken, aber noch wußt' ich nicht recht, auf was vor Art ichs thun ſollte, und mein Herz ſchlug ſo furchtſam.

Caroline bahnte mir den Weg. „Von wem, ſprach ſie, iſt die weiſſe Schleife und das ſeidne Tuch, das das Mädchen hier in der Hand hat?“— „Von Heinrich!“— rief Juliane mit einem recht zuverläſſigen Tone. Ich geſtands mit niedergeſchlagnen Augen, und die beyden liebenswürdgen Mädchen brachtens durch ihr treuherziges Betragen bald ſo weit, daß ich aus vollem Herzen meine Zärtlichkeit zu meinem ewiggeliebten Heinrich geſtand. Du hättſt nur ſehn ſollen, mein Guter, wie unterhaltend nun unſre kleine Geſellſchaft wurde. Jedes ſprach ſo recht aus der Fülle ſeiner Empfindungen ohn' alle Zurückhaltung, ohne Zwang und Geheimniß. Juliane erzählte mir viel von der Geſchichte ihrer Liebe, und wie glücklich ſie wär in der Verbindung mit ihrem treuen Auguſt.— Etwas, das dich wundern wird, Heinrich: Die liebe Caroline, die beſte ihres Geſchlechts, die eine Menge liebenswürdiger Eigenſchaften beſizt, durch den erſten Anblick bezaubert, die ein ſo königliches Herz hat, iſt noch frey von allen Verbindungen, gehört noch ganz ſich ſelbſt, noch kein edler Jüngling iſt in dem Beſiz ihres Herzens. Kaum würd' ichs ihr glauben, wenn mich nicht ihr ganz ofnes, aufrichtiges Betragen, das ſie bey jedem Falle beobachtet, von der Wahrheit ihrer Verſicherung überzeugte. Dennoch hat ſie ein ſo zärtliches, ſo tieffühlendes, theilnehmendes Herz; iſt ſelbſt ganz zur

Liebe

Liebe geschaffen; wie vielmehr also nicht zur trauten Freundschaft für Liebende? — Wie glücklich ist der Jüngling, dem sie einst in den zärtlichen Arm eilt, der das herrliche Kleinod einst zur Gefährtinn erhält im Thale des Lebens!

Der Nachmittag floh uns unvermerkt dahin, und so schnell, daß es uns deuchte, als wär er kaum die Hälfte vorüber. Wenn die Mutter manchmal ins Zimmer kam, da wars auf einmal ganz still, und die lebhafte, sich immer gleich gegenwärtige Caroline fieng dann gemeiniglich ein Gespräch mit ihr an. Doch kann ich eben nicht sagen, daß ihre Ankunft uns oft unterbrochen hätte. Auch wars ein glücklicher Zufall, daß Carolinens Schwester eben mit ihrer Mutter ausgefahren war, sonst wär' sie zugleich mitgekommen. Ich bin dem Mädchen auch von Herzen gut, aber — ist sie auch grade zur Vertrauten für mich geschaffen? Sie ist überdies nicht so theilnehmend, auch nicht so tieffühlend, wie die gute Caroline. Und wärs wohl überhaupt möglich gewesen, daß ich mich gleich drey Personen auf einmal entdeckt hätte? Du siehst also, lieber Heinrich, wie lieb mir diesmal Carolinens Besuch ohne Wilhelminens Begleitung war, so ein gut Mädchen diese auch sonst in meinen Augen ist.

Nun war also der Nachmittag verstrichen, und, nach Art der Staatsvisiten, die Stunde des Abschieds um sechs Uhr vorhanden. Ich hatte jedoch noch was auf dem Herzen, das ich Julianen zu sagen noch nicht Entschlossenheit genug gehabt hatte, nämlich in Ansehung der Bestellung der Briefe. Ich war schon

recht

recht bös auf meine Furchtsamkeit, überlegte hin und her, wie ichs ihr nun noch in der Geschwindigkeit entdecken wollte. Kein schicklicher Gedanke fiel mir ein. Ich hielt immer Julianen bey der Hand, that schon den Mund auf, um ihr was zu sagen, und doch schwieg ich wieder, denn ich konnte keinen Ausdruck finden, wußte nicht, wie ichs ihr sagen sollte. So sind die Empfindungen bey Angelegenheiten des Herzens. Sie merkte sogleich meine Verlegenheit, drang in mich — und in dem Augenblicke kam meine Mutter herein, bat die beyden Mädchens, daß sie den Abend bey uns blieben, und sagte zugleich, daß sie schon nach der Erlaubniß ihrer beyderseitigen Aeltern geschickt hätte. Das war ein herrlicher Einfall von meiner guten Mutter! Die Mädchen ließen sichs nun freylich nach einigen vorausgeschickten Complimenten sehr gern gefallen. Du hättst nur sehn sollen, mein Einziger, wie vergnügt und froh wir einander anblickten, da die Mutter wieder aus dem Zimmer war und auch vorher schon. Nun hatt' ich noch eine ziemliche Zeit, um Julianen meinen Wunsch zu entdecken. Es geschah aber bald. Sie wußt' einmal, daß ich was auf dem Herzen hatte, und da ließ sie nicht nach, bis sies heraus hatte. Wie ichs ihr gesagt habe, Heinrich, das weiß ich selbst nicht, aber das weiß ich, daß sowohl sie als Caroline mich recht zärtlich umarmten und sich herzlich freuten, daß wenigstens eine von ihnen mir einen so angenehmen Dienst leisten könnte. Caroline sagte, sie beneidete Julianen, daß sie keinen Bruder habe, um mir die nämliche Gefälligkeit erzeigen, und auch mit meinem

theuren Heinrich näher umgehn zu können. Sieh, bester Jüngling, wie sehr die beyden Mädchen uns lieben! O wie preiß ich die Vorsicht für die Freundschaft dieser zwey liebenswürdigen, schwesterlichen Freundinnen!

Wie angenehm floß uns nun noch der Abend dahin! Ich sprach mit allem Feuer der Beredsamkeit von meinem Heinrich, Juliane von ihrem August, und Caroline stimmt' unsern wonnevollen, schwärmerischen Unterhaltungen durch eine herzliche Theilnehmung bey. Juliane schuf die süssesten Empfindungen in meiner Seele, wenn sie mich dran erinnerte, wie zufrieden und glücklich ich in Zukunft bey ihr oft eine Stunde im Arme meines theuergeliebten Jünglings zubringen würde. Ich dankt' ihr mit einem heissen, schwesterlichen Kusse, und in meinem Auge schwamm eine wehmüthig süsse Thräne.

Auch der Abend war endlich vorüber geeilt. Die Nacht kam heran und wir mußten uns trennen. Wir verließen einander mit der nochmaligen Versicherung einer ewigen Freundschaft und eines unverbrüchlichen Stillschweigens.

Ich kann dirs gar nicht beschreiben, mein Lieber, wie mirs so artig ums Herz war, da ich mich wieder allein befand — so wohl und so weh zugleich, und voll schwankender Phantasien. Nun bin ich nicht mehr so allein, so verlassen, habe nun auf einmal zwey so herrliche Mädchen, deren vertrauter Umgang mir ganz unaussprechlich theuer ist! — Und doch ist bey diesem süssen Gedanken auch eine gewisse Bangigkeit, die ich mir nicht erklären kann. Aber vielleicht

leicht kenn' ich diese Empfindung nicht recht. Es ist nicht Bangigkeit, ist nur das Neue, Ungewöhnliche, das mich beschäftigt, da ich nun alle Empfindungen meines Herzens ausgeschüttet habe, die sonst immer tief, tief verschlossen lagen in dem verschwiegnen Busen. — Meine Mutter war sehr für die beyden Mädchen eingenommen, und erlaubte mir, recht oft mit ihnen umzugehn. Ach Heinrich, auch die Freude über diese angenehme Erlaubniß konnt' ich nicht ganz fassen. Wenn sie wüßte, daß ich durch den trauten Umgang mit Julianen vielleicht oft in den Stand gesezt würde, in der Gesellschaft des Jünglings zu seyn, den zu lieben sie mir schlechterdings verboten hat, würde sie mir wohl da die schmeichelhafte, gütge Erlaubniß gegeben haben? Wie traurig macht mich dieser Gedanke! Aber dennoch spricht mich mein Herz vom Verbrechen frey. — Gütiger Vater im Himmel, leite mich durch diese Pfade! Ach wie schwach ist meine Seele ohne deine Kraft bey deiner unerforschlichen Regierung!

Morgen früh kömmt Juliane einen Augenblick zu mir, und da geb ich ihr diesen Brief. Du wirst ihn durch die Hand ihres Auguſt erhalten, dem wir nun freylich aus unsrer Liebe kein Geheimniß machen dürfen. Er ist auch so rechtschaffen und gut, daß ich ihm mit der gröſten Bereitwilligkeit meine so wichtige Herzensangelegenheit anvertraue. Das Bild, das mir Juliane von ihm gemacht hat, ist reizend, und ich hoffe, der Jüngling wird dir in der Folge viel seyn.

Gott sey mit dir, du einziger Freund meines jungen Lebens! Er segne dich mit Seelenruh und sanfter Zufriedenheit. Ewig bin ich deine treue

Henriette.

Caroline an Heinrich.

Den 5. Dec.

Es mag Ihnen immerhin sonderbar vorkommen, daß ein Mädchen an Sie schreibt, ich kehre m ch daran nicht. Sie sind meinem Herzen sehr nahe, denn Sie sind der Busenfreund meiner Henriette, die ich mit schwesterlicher Zärtlichkeit liebe, und das ist mir genug. Freundschaft weiß nichts von Etiquette, oder besser gesagt, von Vorurtheilen. — Sie sind sehr glücklich, lieber Freund, in Henriettens Besitz. Das Mädchen liebt Sie mit unaussprechlicher Stärke. Und ihr Herz — o es überwiegt Kronen! Diese Theilnehmung an den Leiden ihrer Nebenmenschen und überhaupt an dem Schicksal der Armen — die zärtliche Besorgniß, nie fehlerhaft zu handeln, oder vielleicht Jemand zu beleidigen — dieser kindliche, liebevolle Gehorsam gegen ihre Aeltern — diese Sanftmuth und Geduld in trüben Stunden — diese Rechtschaffenheit und Festigkeit in ihren Entschlüssen und Handlungen — diese sanfte, fromme Theilnehmung bey rührenden Scenen — und endlich diese unnachahmlich feste Zuversicht auf den Dreyeinigen; diese heisse Andacht, mit der sie zu ihm hinauf betet — o,

Hein-

Heinrich! — wär ich ein Jüngling, ich würde Sie beneiden!

Ich weiß, mein Herr, daß Sie dies alles beſſer fühlen, als ich, daß Sie eine vollkommnere Schilderung der Annehmlichkeiten ihrer Freundinn entwerfen würden, als ichs vermögend bin: Aber ich ſchrieb Ihnen dies nur nieder, um Sie zu überzeugen, wie im Innerſten gerührt ich von Henriettens liebenswürdigen Charakter bin, und wie ſehr ſie alſo mein ganzes Herz beſizt. — Und nun frag' ich Sie, mein Herr, mit meiner ofnen Miene, und mit einer zuverſichtlichen Unerſchrockenheit, ob Ihnen meine genaue Freundſchaftsverbindung mit Ihrer Henriette auch recht angenehm, oder vielleicht einigermaßen zuwider iſt? — Nein! dies leztre gewiß nicht, lieber Heinrich! Freylich hab' ich mich eigentlich zu Henriettens Vertraulichkeit gedrungen, habe nicht eher nachgelaſſen, bis ſie ſich ganz in meinen Arm warf. Gern geſteh ich dieſes Vergehen, aber — ich bekenne — und Heinrich, der gute, liebevolle, menſchenholde Jüngling, ſollte dir nicht verzeihn, ſollt' er nicht noch mehr thun und mir voll Größe der Seelen auch ſeine ganze Freundſchaft ſchenken? — Ja, das werden Sie, das müſſen Sie, junger Mann! Ich fordre Sie darzu auf im Namen Ihrer treuen Henriette, die Sie ſo über alles liebt! Wie glücklich wollt' ich mich dann preiſen in der unumſtößlichen, traulichen Freundſchaft eines ſo glücklichen, ſo liebenswürdigen und edlen Paares!

Noch nie fühlt' ich die Süßigkeiten der Liebe! Noch kein edler Jüngling hat mein Herz davon getragen.

tragen. Es ist noch ganz mein. Vielleicht bleibts auch auf immer mein, denn — soll ichs Ihnen sagen? — ich fand noch keinen Jüngling, der ganz nach meinem Sinn gewesen wär — und die wenigen Edeln, die jezt hienieden wandeln — was hab' ich vor Anspruch auf den Besiz eines von ihnen? — — Mein Herz sey der Freundschaft ganz allein geweiht. Mit den süssesten Empfindungen, entfernt von allem aufkeimenden Neide, seh ichs, wie die Verbindungen der Zärtlichkeit jeden Tag neue Wonne über meine Freundinnen ausgießen. Ich theile diese Wonne mit ihnen, und da ist meiner Seele so wohl dabey, daß ichs Ihnen gar nicht genug sagen kann! — Dennoch entsag' ich der Zärtlichkeit nicht mit unumschränkter Gewißheit. Ich würde Vorzüge zu schäzen wissen, aber — ich bin sehr verwöhnt. Ich sehe Augusts und Julianens, Heinrichs und Henriettens Verbindungen, seh sie mit all dem Erhabnen und Guten, das sie mit sich führen: Wie schwer ists aber, eben so glücklich zu werden, und in eine eben so himmlische Verbindung zu kommen! — Ich sags noch einmal, mein Herz sey der Freundschaft allein heilig — es sey ganz für Henrietten und Julianen, für Heinrich und August geschaffen!

Aber nun, mein Freund, müssen Sie mir auch eine Bitte nicht versagen. Sie müssen unser Haus bald einmal besuchen. Sie werden mir zwar einwenden, daß Sie mit meinen Aeltern ganz und gar nicht bekannt sind. Ich weiß, was Sie damit sagen wollen. Ich sag' Ihnen aber, daß dieser Einwurf für ganz ungültig erklärt und schlechterdings nicht

ange-

angenommen wird. Meine Aeltern sind von keinen Vorurtheilen eingenommen, und haben einen bessern Begriff von Etiquette, als den gewöhnlichen. Sie kommen zu mir und meiner Schwester, nicht zu meinen Aeltern, und mit uns sind Sie doch bekannt — nicht wahr? Juliane soll nicht allein das Glück haben, Ihnen so wichtige Dienste zu leisten. Vielleicht gelingt mirs, daß Sie auch bey mir zuweilen mit Ihrer Henriette vereint seyn können. Wie unaussprechlich froh bin ich, wenn ich dies wenigstens einigemal bewirken kann, gesezt auch, daß es nur selten geschäh. Freylich darf Henriette nur selten ihre Freundinnen besuchen. Oefters ists ihr erlaubt, bey sich Gesellschaft zu haben; aber dennoch soll meine Hoffnung nicht ganz vergeblich seyn.

Vorjezt gehts ins Concert. Wilhelmine hat mich schon einigemal gefragt, was ich da schriebe. Ich möchts ihr gern sagen, denn wenns möglich ist, hab' ich nicht gern viel Geheimnisse. Doch hier ist eine Ausnahme. Wenns seyn muß, und überhaupt in Angelegenheiten, die die Liebe betreffen, bin ich die Verschwiegenheit selbst. Meine Schwester ist ein recht gutes Mädchen, aber — kann Henriette zehn Vertraute haben? — Sie ist schon in völligem Anputze, und ich soll noch anfangen. Das wird wieder einmal etwas schnell gehn müssen, wie gewöhnlich, und unter beständigem Geschmähle meiner Mutter und Schwestern. Ich muß nun gehn, sonst krieg ich Execution. — Leben Sie wohl, mein Herr, und vergessen Sie meine Bitte nicht. Siegeln kann ich ohnmöglich erst. Es ist auch gar nicht nöthig, denn

Ihre Henriette wird die Stelle des Briefträgers vertreten. — Die Execution kömmt wirklich. Noch einmal, leben Sie wohl. Ich bin ganz Ihre Freundinn

Caroline.

Heinrich an Sophien.

B. . . d. 16. Dec.

Seit meinem lezten Briefe an dich, liebe Sophie, hat sich viel, viel Merkwürdiges zugetragen in Ansehung meiner Liebe. Alles will ich dir recht ausführlich erzählen, wenn du zu uns in die Stadt kommen wirst. Nur was weniges sag' ich dir jezt davon.

Meine Henriette ist durch einen ungefähren glücklichen Zufall in eine genaue Verbindung mit Julianen S. . . gekommen. Du kennst das Mädchen nur dem Namen nach. Ich will dich aber schon näher mit ihr bekannt machen. Sie hat einen Bruder, der mein Freund ist. Noch mehr, sie liebt, und auch ihr lieber Jüngling ist mein Freund. Sophie, ist das nicht herrlich? Schon zweymal hab' ich die theure Henriette bey Julianen gesprochen.

Nun noch etwas Trauriges. Henriettens Mutter wird mit jedem Tage strenger und aufmerksamer. Oft macht sie dem armen Mädchen die bittersten Vorwürfe. Zuweilen scheints, als wär sie etwas gefälliger, aber gemeiniglich ist sie bald drauf wieder desto härter. Ich komm' jezt seltner in ihr Haus.

Sieh,

Sieh, meine Sophie, wie so liebevoll der Himmel vor uns sorgt. Mitten in den Augenblicken, da unsrer tugendhaften Liebe immer mehr Verfolgung droht, da ich mich genöthigt sehe, das P. . . sche Haus seltner als vormals zu besuchen, da führt uns die gütge Vorsicht einige Freund' und Freundinnen in die Arme, die an unserm Geschick lebhaften Antheil nehmen, und um die Wette bemüht sind, mir und meiner treuen Henriette eine wonnevolle Stunde zu verschaffen. Wie unaussprechlich viel würden wir leiden, wenn wir uns nun nur so selten sprechen könnten! Nun ist dies bange Geschick ersezt, eh es noch recht anhob!

Caroline dringt sich immer tiefer in mein Herz. Solche Mädchen giebts nicht viel in der Welt. Dies würd' ich nun freylich nicht zu jedem andern Mädchen sagen. Bey dir aber gehts wohl an, denn da red' ich, wie mit mir selbst. — Sie hat an mich geschrieben, einen recht allerliebsten, ofnen, freundschaftlichen Brief, der ihren ganzen Charakter völlig darstellt. Sie verlangt sehr dringend von mir, sie zu besuchen. Die Gute! Sie darf nicht so dringend bitten. Ihr Verlangen ist mir ohnedem schäzbar. — Auch dies holde Mädchen mußt du ganz kennen lernen.

Und nun geb' ich dir die wohlmeynende Ermahnung, daß du die Erfüllung deines Versprechens beschleunigst, und bald zu uns kommst. Die Schlittenbahn wird nun bald in der besten Verfassung seyn. In vier Stunden kann die ganze weite Herreise vollbracht seyn. Bringst du deine Schwestern mit, so

iſts deſto ſchöner. Ihr werdet wohl bey der Groſsmama abtreten? Ja, ja, das muſst ihr nun ſchon, ſonſt nimmt ſies ſehr übel. Gut, daſs ihr da nicht weit von mir ſeyd!

Noch muſs ich dir ein paar Worte von meinem Bruder Adolph ſagen. Er wird mit jedem Tage mißmuthiger, ſpricht mehrentheils in einem kalten, oft in einem verdrüßlichen Tone, und verräth die äuſserſte Gleichgültigkeit gegen die Welt. Sprech' ich mit ihm von meiner Liebe, ſo hört ers geduldig an, ſagt manchmal einige Worte dazu, und das iſts alles. Wenn ich ihm Kälte vorwerfe, ſo iſt er unzufrieden und willS nicht einräumen. Sag mir, was ich mit ihm anfangen ſoll? Es iſt nur noch ein kleiner Sprung zum völligen Hypochondriſten. Was ihm fehlt, das weiß ich ſo gut, als irgend etwas, aber er ſelbſt weiß es nicht, oder wills wenigſtens nicht wiſſen. Nun hat er ſich noch obendrein den ſonderbaren Gedanken tief in die Seele gefaſst, er werd' in einigen Jahren ſterben. Dieſe Einbildung nennt er Ahndung. Er iſt jedoch ruhig dabey und ſpricht mit der gröſsten Gelaſſenheit davon. — Sophie, ich hoffe, deine Tröſtungen ſollen etwas über ihn vermögen. Er hält viel auf dich. Doch, was ſag' ich: Tröſtungen? Die bedarf er eben nicht, denn er iſt ruhig, wohl aber bedarf er Heilung von ſeinen hypochondriſchen Phantaſien. Wer wär dazu wohl fähiger, als eine holde, zärtliche Freundinn, eine jugendliche Gefährtinn des Lebens? Ich ſagt' ihm dies ſchon einigemal. „Ja, ſpricht er, es iſt ganz gut, wenn nun aber für mich keine geſchaffen wär? Und

ſind

ſind alle Mädchen Henrietten und Sophien?“ Dabey bleibt er und hört weiter nichts an. Uebrigens aber iſt er in Geſellſchaften ſehr luſtig, und es ſieht ihm die Stimmung ſeiner Seele gewiß Niemand an. Ich hoffe, er iſt noch zu heilen. Thu dabey, was du kannſt, gute Sophie, denn du vermagſt viel über ihn.

So viel vor diesmal. Nun nicht ein Wort mehr, bis dich umarmt

Dein

zärtlicher Vetter
Heinrich.

Heinrich an Henrietten.

Den 24. Dec.

Eine herrliche Chriſtbeſcheerung! Sophie iſt da, lieber Engel, mit ihrer Schweſter Charlotte. Das ſollten einmal fröliche Weihnachten werden. Einen Feyertag geh ich und Bruder Adolph mit den Mädchen zu Carolinen, da muß Henriette hinkommen, den andern zu Julianen, da muß Henriette auch hinkommen — und auf den Donnerſtag — Du denkſt doch an den feyerlichen Tag, den Geburtstag deines Jünglings? — Da ſollſt du zu mir kommen, und Caroline mit Ihrer Schweſter, Juliane und alle meine Freund' und Freundinnen. Deine Aeltern werdens ſchon erlauben. Ich komme ſelbſt hin, ſags zugleich, daß die zwey Mädchen von F***, mit deren Aeltern ſie genaue Bekanntſchaft haben, jezt hier ſind.

sind. Sie können mirs unmöglich abschlagen. — Hier ist doch einmal der Fall, wo die Etiquette was gutes stiftet. Wenn sie nicht in der Welt wär, so könnts doch wohl vielleicht geschehn, daß es deine Mutter nicht erlaubte, aber nun — unsre Familien sind verwandt, unterhalten immer gute Freundschaft — es ist also an kein Abschlagen zu denken. — O Gott! wie mirs da so wohl seyn wird, wenn ich dich in meinem Hause haben werde. Seltnes Glück! Und noch dazu an einem so feyerlichen Tage — begleitet von einer Menge Freund' und Freundinnen, die uns alle von ganzer Seele lieben! — Ach, wie so voll zärtlicher Unruh schlägt heute mein Herz! Diese Freude, dies Entzücken! — wies so frölich pocht in mir! Wie viel kleine Jungen und Mädchen werden heut' über ihre Christbescheerung in süßer, jubelnder Wonne schweben, aber kaum können sie so jauchzen, wie Heinrich!

Die Mädchen sind mir auch so ganz unverhofft gekommen. Zum Fest hätt' ich mir nun ihren Besuch grade nicht eingebildet. Aber wie herrlich, daß sie kamen! Nun kann ich desto leichter zu meinem Geburtstage ein kleines Freudenmahl anstellen, welches sonst vielleicht nicht geschehn wär. Mein Vater hat nicht gern starke Gesellschaft in seinem Hause. Nicht etwa aus Eigensinn und übler Laune, sondern nur um des Vorurtheils willen, denn du weißt schon, wie dumm der gemeine Haufe bey uns ist. Ein Geistlicher soll immer bey der größten Stille ganz einsam in seiner Wohnung stecken bleiben, wie der Mönch in der Zelle, soll gar sich nicht kümmern, wies in

der

der Welt zugeht, soll allen Freuden, wohl gar allen gesellschaftlichem Umgange, entsagen. Ich weiß auch sogar Leute von Stande, die so denken. Es macht unsern aufgeklärten Zeiten viel Ehre, aber was hilfts! Wer kann wider Strom? Diesmal aber ist nun kein andrer Rath. Ich mach auch zugleich Concert, und das muß vollstimmig werden. Auf einmal wirds nicht ankommen, und mein Vater wirds schon zulassen. Es heißt — dem angenehmen fremden Besuche zu Ehren! Ja! ich weiß besser — vor meine Henriette!

Eben kömmt Sophie aufs Zimmer. Sie will wissen, warum ich weggelaufen bin? Wie einfältig! Als ob sie sichs nicht denken könnte, was ich da vorhabe! — Ich thu', als hört ich gar nicht auf sie. — Sie schreyt mir entsezlich ins Ohr — He! Mamsell, nicht so laut in einem fremden Zimmer!

— — . — .

Meine beste Freundinn! Vetter Heinrich läßt nicht nach mit Bitten, daß ich einige Zeilen unter den Brief schreiben soll. Ich weiß aber nicht was? Dies einzige, daß ich ganz Ihre Freundinn bin, mit der größten Sehnsucht wünsche, näher mit Ihnen umzugehn, und die genaue Bekanntschaft, die wir vormals als kleine Mädchen unterhielten, aufs neue und noch viel fester zu errichten. Daß Sie mich lieben, oft an mich denken, das hat mir Heinrich schon oft versichert, und ich bin gewohnt, dem ehrlichen Purschen aufs Wort zu glauben. Wie sehr freu ich mich also, die liebenswürdge Henriette mit allem Feuer der

Freund-

Freundschaft zu umarmen. O möchte doch der glückliche Augenblick bald hereinbrechen. Lassen Sie ihn nicht vergeblich erwarten

Ihre

zärtliche Freundinn
Sophie.

Ja freylich hörte Heinrich nicht auf zu bitten, und doch wollte 's Geziere kein Ende nehmen. Ich sagt' ihr aber, daß sie ihren Ernst recht oft bey mir sprechen würde. Sie ward dadurch gleich zahmer, sezte sich und schrieb. Der Hauptgrund ihrer Weigerung war wohl das Bewußtseyn ihrer fehlerhaften Rechtschreibung. So gehts, wenn man in der Jugend zu leichtsinnig ist. Was hats denn aber auch bey einem Mädchen viel zu bedeuten? Die Sache ist ja was gewöhnlichs. — Sie bat mich, ich sollte das Geschriebne corrigiren. Ja, das werd' ich bleiben lassen, da hätt' ich viel zu thun! — Aber, liebe Henriette, sie ist gleichwohl ein herrliches, theilnehmendes, liebevolles Mädchen! Ich bin versichert, daß du ganz zu ihr hingerissen wirst, wenn du einigemal in ihrer Gesellschaft gewesen bist.

Aber bald hätt' ich bey den vielerley Dingen was vergessen. Vor einigen Tagen bin ich bey dem A.. s gewesen. Ach kann dirs gar nicht beschreiben, wie höflich und freundschaftlich man mich in dem Hause aufnahm. Wilhelmine ist auch ein recht liebes Mädchen, so recht gelassen und biegsam, aber auch zugleich sehr unterhaltend im Gespräch. Ich habe zwey recht frohe Stunden bey ihnen zugebracht. Wenn

ich mit Carolinen einmal allein im Zimmer war, da unterhielt sie mich gleich von meiner theuren Henriette, und dies machte sie mir mit jedem Augenblick schätzbarer. Sie spielt, wie du weißt, ein gutes Clavier. Alle unsre Lieblingsarien, meine Henriette, spielte sie mir vor. Die gute Wilhelmine sang dazu. O welch eine Stimme hat das Mädchen! Und eine Höhe — da muß auch meine Henriette still seyn, so gut das Mädchen immer singt. Auch die Harfe spielen beyde Schwestern.

Die Mutter war einige Zeit da, eine Herzens gute Frau, die sehr gefällig ist. Ihre Töchter liebt sie sehr, vorzüglich Wilhelminen, und versagt ihnen nicht gern eine Freude.

Auch der Vater kam geschwind einmal ins Zimmer, und hieß mich willkommen. Wie doch der Mann so flüchtig ist! Alles lebt an ihm. Caroline ist ganz seine Tochter. Sie ist auch, wie ich merken konnte, sein Liebling. Er kam von einer Visite und bracht' einge Blumen mit, die gab er ihr gleich, und sie küßt' ihm dafür mit einer so kindlichen Liebe die Hand, daß ich äußerst gerührt davon wurde. Er fragte mich, ob ich Clavier spielte, und da ichs bejahte, mußt' ich ihm gleich was vorspielen, aber was Lebhaftes, das bat er sich gleich aus. Da hätt' ich nun wohl mit keinem Adagio von dem herrlichen Hayden dürfen aufgezogen kommen. — Er verweilte nicht lange, und lief bald wieder weg.

O Henriette, warum sind Carolinens Aeltern nicht die deinigen? Doch, vergieb mir! Ich schweige. War nicht mein Ausruf Verwundrung, daß Gott so,

und nicht anders, gehandelt hat? Wie leicht kann man sich doch übereilen! Vergieb mir, fromme, tugendhafte Freundinn! Ich bete die göttliche Regierung mit tiefer Ehrfurcht an. Deine Aeltern sind ja auch recht herzensgut, und ihre Härte in dem einzigen Falle — nur ein Wink vom Allmächtigen, so ist sie in mildes Wohlwollen verwandelt!

Caroline steckte den Strauß von ihrem guten Vater an den einsamen Busen. Mir war der Anblick sehr traurig. Dort, dacht' ich, welkt er dahin, und ihn benezt kein Auge der Zärtlichkeit mit zufriednen Freudenthränen. Nein, es ist nicht reizend, einsam zu wallen auf Gottes Erde! Tausendmal schöner ist der Besiz eines Gutes, wenn man ihn mit dem zärtlichen Gatten theilen kann, mit heißerm Gefühl wird man den Geber preisen! Ich wagts jedoch nicht, Carolinen diese Empfindungen mitzutheilen.

Morgen Nachmittags geh ich selbst ins A.. sche Haus, um mir die Mädchen zum Donnerstage von den Aeltern auszubitten. Da werd' ich ihnen zugleich Sophiens Ankunft kund thun, auf die sich Caroline schon lange gefreut hat, und sie fragen, obs ihnen auf den zweyten Feyertag gelegen ist, daß ich mit meinem Bruder, Sophien und Charlotten, hinkomme. Du, gute Henriette, darfst weiter nichts thun, als daß du dich zu dem Tage nicht weiter versprichst. Caroline wird schon selbst zu dir hinkommen, und dich ausbitten, daß du auch dabey seyn darfst. Sie wird überhaupt schon vor die Bestellung aller unsrer jezt vorhabenden Besuche Sorge tragen, und alles in Ordnung bringen.

Nun

Nun muß ich schließen, Kind! Es geht zu Tische. Aber ists denn schon Mittag? Sieh, so schnell verläuft mir die Zeit, wenn ich mich mit dir unterhalte. Die beyden Mädchen speisen die ganze Zeit ihres Hierseyns bey uns. Nun muß ich fort. Nachmittags geb' ich den Brief Julianen. Sie muß noch heute auf einen Augenblick zu dir laufen. Leb wohl, Herzensmädchen!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

den 29. Dec.

O mein theurer, ewiggeliebter Heinrich, wie soll ichs der Vorsicht genug danken, daß sie mir dich in die Arme führte? Was wär' ich ohne dich? Vielleicht ein eitles unachtsames Mädchen, das von lauter leeren nichtsbedeutenden Freuden umgaukelt ist! Würd' ich so unaussprechlich fest an Gott hangen, mit jedem neuen Morgen auch aufs neue bedacht seyn, meine Seele dem ganz zu heiligen, der sie schuf, wenn du michs nicht gelehrt hättest, tugendhafter Jüngling? — Und wie so treu, so zärtlich liebst du nicht das glückliche Mädchen! Womit soll ich dich belohnen, du Einziger? Was vermag ich? — die innigste treuste Gegenliebe — dies einzige, was ich vermag, sey dir ganz geweiht! Bist du zufrieden? Kannst du seyn? Ja, du bists, Heinrich, Einziger, Erster, der in meinen Busen Liebe hauchte, nimm dies einzige, was ich dir geben kann! — Ach Gott! wie so unaussprechlich lieb' ich dich, du Theurer!

Und heut' ist aufs neue der Tag da, der dich einst für mich der Welt gab! O Heinrich, ich schweige — denn wer könnt' all die himmlischen Gefühle ausdrücken, die sich durch meine Seele drängen! — Jener Morgen, mein Verlobter, an dem ich meinen Geburtstag begieng, war dir so feyerlich, und auch der vorhergehende Abend. Glaubst du, daß mirs der Morgen des heutgen Tages weniger seyn könnte, der liebe, theure Brief, den du mir damals gabst, liegt jezt da vor mir, bey der heiligen Stille des Morgens. Alles um mich her ist voll Schnee und rauchender Winternebel, alles todt — aber in meiner Seele nichts als Leben, Heiterkeit und Wärme. Eine Zähre süsser Wonne rollt auf den Brief hin. Ich lese, und das Auge thränt fort. O du Geliebter, wenn ich dir nur ganz gleich werden, dir nun auch meine Empfindungen so recht aus dem Innersten mittheilen könnte, wie dus gethan hast! Wie du mir doch alles so nah legst, alles so deutlich vors Auge hinmalst — ach, ich schwaches, armes Mädchen, was bin ich gegen dir?

Aber beten will ich, gleich dir, will hinsinken an den Thron des Erbarmers, und nicht zurückkehren, bis der Geist der Kraft mit Erhörung mich überschattet hat! Komm, mein Erwählter, Ewigtheurer! Blick in mein Aug', und sieh, wie es so voll Thränen der Freude und des herzlichsten Dankes zu Gott aufblickt, daß ich dich gefunden, daß du mein, auf ewig mein bist, daß der Allgütge über unsre Liebe wacht, und unsre Seelen voll väterlicher Milde täglich mit neuen Segen begnadigt! Komm und sieh

deine

deine Verlobte knieen, die für dein Wohl, für dein ganzes Leben mit der heiligsten Inbrunst betet!

Nachmittags.

O mit welchen seligen Empfindungen ist mir dieser Morgen verflossen. Immer war ich ganz bey dem, der uns schuf, und ein nie gefühltes Entzücken durchdrang meine Brust! Noch einmal sag' ichs, ich bin unfähig, dir auch nur eine von alle den himmlischen Empfindungen darzustellen! Vergieb meiner Schwäche. Bald bin ich mit dir vereint, und dann leg dich an mein Herz, und fühl', obs dir nicht doppelt stark entgegen schlägt!

Alles dies ist Segen des Himmels! Diese Freudenthränen, diese feste Zuversicht auf seine Gnade, dieser Dank zu ihm, diese innere Zufriedenheit, dies reine, sanfte, tugendhafte Feuer der Liebe, das in unsern Herzen lebt, alles Wohlthaten des Allbeglückenden! Ja, wie viel dieser Wohlthaten hat er uns schon erzeigt. Wie sehr überwiegen sie die Leiden, die er uns gab! Oft ersezt er sie in den Augenblicken, da sie uns treffen, sogleich mit neuen wohlthätgen Freuden.

Wo ich hinblicke, nichts als sanftes Wohlbehagen und Spuren unsers günstigen Geschicke. Gott! wie froh verflossen uns die zwey Weihnachtsfeyertage! Wie wir da so ungehindert unsern Empfindungen freyen Lauf lassen und so recht aus der Fülle unsrer Herzen ungestört mit einander sprechen konnten! Das waren selige Augenblicke!

Ihr Andenken führt mich auf Sophien. Ich kenne sie nun ganz, und ihr edles Herz in seiner erhabnen Größe. Du hast selbst gesehn, mein Theurer, wie viel sie mir ist, und wie wir fast immer an einander hiengen. Ich bin durch die zwey Nachmittage, die ich in ihrer Gesellschaft zubrachte, schon so an sie gewöhnt, daß ich recht nach ihr schmachte. Es würde mir höchst traurig seyn, daß sie uns so bald wieder verläßt, wenn ich nicht Julianen und Carolinen hätte. Aber diese zwey theuern Schwestern ersezen mir ihren Verlust. Sie hat mir versprochen, recht oft an mich zu schreiben. Süsse Hofnung! O könnt' ich ihr doch auch eben so oft antworten! Aber ach! du weißt, mein Lieber, wie selten ich einige Augenblicke allein bin, und wie so schwer mirs wird, nur manchmal an meinen treuen Heinrich schreiben zu können. Ich würd' jezt nicht so glücklich seyn, wenn nicht meine Mutter, wie gewöhnlich, bis drey Uhr Mittagsruhe hielte. — Nun möchte sies zwar wissen, daß ich an Sophien schriebe, aber könnt' ich da ein Wort von meiner Liebe hinsezen, könnt' ich dem Mädchen so recht aus der Fülle meines Herzens schreiben? Denn wie leicht könnts meiner Mutter einfallen, daß sie den Brief lesen wollte. O was würden das vor leere Blätter werden! Nun ich bin von Sophiens Liebe überzeugt, daß sie mirs vergiebt, wenn ich ihr nur selten schreibe.

Wer kömmt doch? Fatale Störung! und habe dir noch so viel zu schreiben!

— — —

Wilhel-

Wilhelmine und Caroline ließen mir sagen, sie wollten mich abholen. Ich ließ mir aber ausbitten, sie möchten mir erlauben, daß ich sie abholte, denn, nicht wahr, mein Lieber? es ist besser, wenns meine Mutter nicht erst weiß, daß du mit den Mädchen auch bekannt bist.

Aber ich eile nun zu einem mir recht süssen Geschäft. — Lieber, Herzensguter Heinrich, du gabst mir an meinem Geburtstage den Ring der ewigen Treue. Was kann dir dies mir so theure Geschenk besser belohnen, welch besser Angebinde von deiner treuen Henriette zu deinem Geburtstage kann wohl gedacht werden, als — auch ein Ring! — Ja, mein Geliebter, nimm ihn hin, diesen Ring der ewigen Treue! Ja, nimm es hin das theure Kleinod, das mir so werth ist. Schon seit einigen Jahren besitz' ichs. Mein nun verklärter, nun unaussprechlich-glückseliger Großvater schenkte mir diesen Ring auf seinem Sterbebette. Er ließ ihn erst kurz vorher, da er seinen herannahenden Tod fühlte, verfertigen. — Heinrich, ach! solltst du den Strom von Thränen gesehn haben, der mir entstürzte, da mir der herrliche Mann, der mich immer mit besondrer Gewogenheit beschenkte, der Niemand besser um sich leiden konnte, als seine Henriette, bey dem ich, während seiner Krankheit, manche wehmüthige Nacht zubrachte, indeß er mir mit seinem schwachen Munde tausend väterliche Lehren mittheilte und den besten Segen mir gab, diesen Ring mit der todtenbleichen, aber noch einmal lächelnden Wange, an den bebenden Finger steckte. Mein Gefühl war in diesem Au-

genblick unaussprechlich, und nie kann die Saite der Wehmuth höher hinauf gestimmt werden. — Er lebte hierauf noch einen Tag, und dann starb der Christ, der Menschenfreund, der Verehrer der Tugend, der beste Vater, der liebenswürdigste unter allen Greisen! — Er ist nun dahin, und meine Thränen sind zu ohnmächtig, ihn ins Leben zurückzurufen. Aber sein Andenken ist noch tief in meiner Seele und verherrlicht durch den Anblick dieses Kleinods! — Aber hör' auch nun, was er sagte, da er mirs gab. „Er ist nicht auf immer dein, meine Tochter. Er ist unzertrennlich mit deinem Herzen verbunden. Verschenkst du einst dies, so gehört auch der Ring dem, den du dir erwähltest!“ — Nun, du Erwählter, vergieb mir, daß ich dein Eigenthum so lang' im Besitz behielt. Ich erwartete nur den heutgen festlichen Tag. Aber nun ist er da, und ich will nicht länger strafbar, nicht länger dem Befehl eines sterbenden Großvaters ungehorsam bleiben. Bist dus nicht, dem ich mein Herz schon längst gab? Ja, du bists. Mein Herz ist dein, auf ewig, und nun gehört auch dir das herrliche Kleinod. Nimm es hin, o du, den meine Seele liebt! Es sey das Unterpfand unsrer festen Verbindung! Zu diesem Entzwecke bestimmt' es jener würdige Greis, und nun sey sein Befehl erfüllt!

Gewiß, das Schicksal wird uns einige günstige Augenblicke gewähren, da ich dir den Ring selbst, mit dem Kusse der ewigen Treue und dem überströmenden Gefühl zärtlicher Wonne, an deinen Finger stecken kann! Trage dann, so oft es die Umstände erlauben,

lauben, dies herrliche Kleinod, und sey allemal der treuen Liebe deiner Verlobten eingedenk, so oft ihr kleines Bildniß dich anlächelt. Es tröste dich in Stunden der Trauer mit den erquickenden Gedanken: Sie ist mein — auf ewig!

Nun kömmt der Augenblick näher, der mich mit dir vereinigt. Wie werd' ich mit so freudigem Beben auf dein Haus zuwanken! Deine Aeltern werden mich wohl recht liebevoll empfangen? O ja! ich weiß, wie gut sie mir sind. Nun, Gott ist mein Zeuge, wie theuer ich ihre Gewogenheit schäze!

Diesmal wird mirs leichter, zu schließen, als sonst, weil ich in deinen Arm eile. Wär dies nicht, o wie schwer würd's da gehn! Heinrich, leb wohl! Längst in einer Stunde bin ich bey dir! Ach des unaussprechlich süßen Gedankens!

Henriette.

Heinrich an Henrietten.

den 30. Dec.

O meine Henriette! was war das für ein seliger Tag, den uns ein günstiges Geschick gestern gewährte! Wo soll ich zuerst anfangen, dir, du Erwählte, und all meinen Freunden und Freundinnen Dank zu stammeln, für die süße Wonne, die ihr gestern in meiner Seele verbreitet habt? — Der Ring der Treue — da steckt er an dem froh bebenden Finger — Dein sanftes Auge lächelt mir Frieden in die Seele! Wies so herrlich getroffen ist. — Dies tief-

dringende Feueraug, diese hochgewölbte Stirne, diese vollen, lächelnden Wangen, diese blaßrothe Lippe, diese übers ganze Gesicht ausgegoßne Sanftmuth, die das Feuer des Auges hinreissend mildert, und endlich diese Hoheit der Seele, die aus jedem Zuge hervorstralt — O Maler, sollt' ich dich kennen! Könnt' ich dich zu mir herrufen! Mit Entzücken wollt' ich dir danken, dich in meinen Arm schließen und segnen!—

Nie werd' ich den Blick der ewigtreuen Liebe vergessen, mit dem du mir das unschäzbare Kleinod gabst, nie vergessen die betende Thräne, die in deinem Auge zitterte, da du mir zugleich den Kuß des unverlezlichen Verlöbnisses auf drücktest und voll himmlischen Entzückens in meinen Arm sankst. — Ach! zu viel Wonne auf einmal! Werden auch diese seligen Augenblicke wieder zurückkehren? Ja! ich hoffs zu Gott! O welch eine erquickende Hofnung! Nimm mir jezt den Trost der göttlichen Regierung und stürze mich hinab in den Abgrund — 's ist immer eins. Ja, wenn du, Henriette, nicht einst ganz mein würdest, ich ohne dich verleben sollte die langen Pilgertage. o Gott! was würd' aus mir werden! Aber weg jezt mit diesen bangen, schreckenvollen Gedanken!

Ernst ist doch ein allerliebster Jüngling! Wie so schön, so ganz hinreissend hatt' er nicht die Arie komponirt! Und die Arie selbst — von meinem guten, ewiggeliebten Bruder, ach, wie war sie doch so ganz aus der Fülle seines brüderlichen Herzens geflossen! — Nicht ein Wort wußt' ich von diesem liebevollen Geschenk meiner Freunde. Während einer klagenden,

ganz

ganz für mein Herz gesezten Sinfonie stand ich tiefsinnig im Fenster, du neben mir, Geliebte, und deine Hand in der meinigen. Die Sinfonie war zu Ende. Ihr folgte sogleich ein sehr vollstimmiges, lautes, freudiges Allegro. Bald am Ende desselben giengen einige Mädchen und Jünglinge an etliche noch leere Pulte. Du ließest auch meine Hand fahren, ohn' ein Wort zu sagen, und tratst zu ihnen. Noch begierig, was das nun werden würde, stand ich da. Auf einmal hob eine sanfte, melodische Musik an, die mich in Entzücken sezte. Ihr fiengt an zu singen. Ich horchte — und war außer mir, da ich den Gesang vernahm. Eine Freudenthräne stieg in mein Auge, und ein entzückter Seufzer aus der beglückten Brust. Du konntest nicht länger aushalten, konntst vor weinen nicht mehr mitsingen, verließest das Pult und kamst an meine Seite. Nichts, als die Gegenwart meiner Aeltern konnte mich zurückhalten, mit nahmloser Empfindung in deinen Arm zu sinken. — Mit jedem Augenblick ward die Musik rührender, und mit ihr gerieth auch meine Seele in immer tiefres Entzücken. Du trocknetest meine Thränen, aber du weintest auch! — Jezt war die Arie zu Ende, und nun eilt' ich auf meinen Bruder los, sank in seinen Arm. Aber nicht einen Dank konnt' ich ihm zusammeln, nur eine brüderliche Zähre rollt' aus dem dankenden Auge auf seine Wangen. — O meine Einzige! ists noch tief in deiner Seele, wie ich hierauf auch Ernst, und allen, die mitgesungen hatten, allen meinen Freund' und Freundinnen den gerührtesten Dank stammelte — wie ich dich, unbemerkt im Gedränge, so fest an mein

Herz drückte, dann zu meinen Aeltern eilte, sie mich küßten und noch einmal segneten? Ach das waren selige Augenblicke! — Solche himmlische Scenen sind die reizenden Folgen so fester, treuer, inniglicher Freundschaftsbündnisse!

Mit diesem Gesange beschloß das Concert. Bald waren wir nun allein in unserm freundschaftlichen Zirkel. Und nun — immer warst du mein, immer an der Seite deines treuen Verlobten. Welche selige Gefühle durchströmten gemeinschaftlich unsre Herzen! Gebet und Flehen, und Dank und Freude — alles Opfer der Gnade des Allbeglückenden. Und wie liebevoll, wie theilnehmend waren unsre Freunde gegen uns! —

Aber welcher Anblick war süßer, schätzbarer der zärtlichen Freundschaft, als die frohe Vereinigung Ernsts und Sophiens? Wie waren sie so zufrieden, daß sie sich einmal so ganz gehören konnten! — O meine Henriette, sind wir nicht glücklicher, als dies liebenswürdge Paar? Würden wirs aushalten, wenn wir nur so selten vereint seyn könnten? Könnt' ich doch dem Theuern oft so fröliche Augenblicke gewähren! Aber wie wenig kann ich dabey thun! — Nun, der, der alles vermag, wird ihnen zu seiner Zeit mehr Freude geben. Er ist gut, und liebt seine Geschöpfe mit väterlicher Gnade.

Nun noch einmal den feyerlichsten, innigsten Dank für all deine Liebe. Der gestrige Tag bleibt mir ewig heilig und unvergeßlich! — Der Himmel wird dich, wird all meine Freund' und Freundinnen, die mir gestern so viel Freude machten, für eure Herzens-

zensgüte segnen. So bald du Carolinen sprichst, so sag ihr den wärmsten Gruß der Freundschaft. O wie oft durchsäuselt der Gedanke an dies holde Mädchen meine Seele! Ach, wenn sie doch auch die Freuden der Liebe genießen könnte, auch fühlte, welche Seligkeit es ist, so recht mit ganzer Seele an einem treuen Gatten zu hangen! Dieser Eigensinn — fast das einzige, was ich aus der Seele dieser Edeln hinwegwünsche, die so einnehmend und schön gebildet ist. Wie oft hab' ich schon die allliebende Vorsehung gepriesen, daß sie dich Carolinen zur Freundinn finden ließ! Hänge dich fest an ihr Herz, meine Theure, sie ist ganz für dich geschaffen, und gehört dir auch ganz!

Diesen Brief geb' ich Wilhelm. Hör Mädchen, das ist auch ein recht guter Jüngling. Er läßt sichs sehr angelegen seyn, mein Herz immer mehr zu gewinnen, und es wird ihm auch nicht fehlen. Seine Theilnehmung an allen unsern Schicksalen, und seine öftere liebevolle Unterhaltung mit mir von meinem theuern Herzensmädchen, stimmt meine Seele ganz für ihn. Freylich wird er nie so sehr mein Freund werden wie August, denn seine Empfindungen, seine Neigungen sind den meinigen nicht so vollkommen gleich, wie Augusts. Doch aber lieb' ich ihn recht von Herzen und seine Freundschaft ist mir theuer.

Sophie und Charlotte grüßen dich herzlich. Nun wartet noch ein Tag einer langen, glücklichen Vereinigung auf uns, nämlich, wenn die beyden Mädchen dich besuchen werden. Ich begleite sie. Nur Schade, daß sie diesmal nur so kurze Zeit hier

bleiben,

bleiben, und daß du schon so bald wieder den Umgang mit so liebenswürdgen Mädchen, so nahen Blutsfreundinnen deines Heinrichs entbehren sollst. Kaum daß du sie kennen lerntest, so sind sie auch schon wieder weg.

Nun, meine theure Henriette, ich empfehle dich dem mächtigen Schuze Gottes! Immer sey deiner jugendlichen Seele dein treuer Heinrich gegenwärtig!

Heinrich an Henrietten.

den 8. Jenner.

Sophie und Charlotte sind fort. Dieser Vormittag ist mir recht öde. Einige Tage daher hatt' ich an den lieben Freundinnen immer eine so unterhaltende Gesellschaft, die ganz für mein Herz war. Nun ists auf einmal wieder leer. — Innig froh war ich, da mir die Mädchen erzählten, mit welchem heißen Freundschaftsgefühl du von ihnen Abschied genommen hättest. Du thatst recht dran, meine Theure. Sie verdienen, wie ich dir schon oft sagte, ganz deine Zärtlichkeit, und du wirst auch diese Wahrheit schon selbst in ihrem ganzen Umfange empfunden haben. Sophie hat mir versprochen, meiner lieben Henriette bald zu schreiben. Ich bat sie auch recht dringend darum, und ich glaube, ihr Herz wird sie selbst nicht lange ruhn lassen.

Ach, du Ewiggeliebte, wie schmachtend ist heut mein Busen nach deiner treuen Umarmung! Wie ist meine Seele so voll, sich dir ganz mitzutheilen, ihre

ganze

ganze Fülle dir zu enthüllen — und ich muß einsam bleiben, muß die aufsteigende Sehnsucht tief unterdrücken in der bangen Brust. Warum kann ich nun nicht zu dir hinfliegen, daß mein Geist aus deinem Anschaun Ruh' empfänge! — Und nun hab' ich auch wieder so viel zurückgebliebne Arbeit vor mir, muß mich losreissen von dem einzig süssen Gedanken; muß Geschäfte vornehmen, die meiner heutgen Lage ganz zuwider sind! O das wird sehr schwer gehn! Und doch werd' ich mich nie entschließen, solche Arbeiten zu vernachläßigen, denn ich kenne die große Pflicht in dem Stande, dem man sich einmal geweiht hat, dem Staate so nüzlich als möglich zu werden, in ihrem ganzen Umfange.

Eben fällt mir was ein, das ich dir erzählen muß. Du bist den kleinen Jungens so herzensgut. Die Geschichte schlägt dahin ein, und wird dir also, wie ich hoffe, angenehm seyn. Du kennst den kleinen Frize. Er ist der drolligste Junge von der Welt, so verständig zu seinen fünf Jahren, und doch fließt manchmal so was äußerst Kindisches mit unter, und das sticht alsdenn so komisch von einander ab, daß man sich krank lachen möchte. Er besucht mich und meinen Bruder oft, und siehts allemal gern, wenn man seinen Besuch als eine ordentliche Staatsvisite betrachtet, auch läßt er sich sehr ungern von seiner Muhme, sondern lieber vons Vaters Bedienten begleiten. — Er spricht immer, wer meinem Papa und meiner Mama gut ist, dem bin ich auch gut und besuch' ihn recht oft.

Aber

Aber nun zu dem, was ich eigentlich jezt sagen will! Gestern war er auch bey uns. Ich unterhielt mich viel mit ihm, und er war mir eine angenehmre Gesellschaft, als mancher erfahrne, hochgelahrte Schwäzer. Er hört eben nicht gar zu gern vom Tode sprechen. Dennoch bracht' ich ihn drauf, und fragt' ihn: Ob er wohl gern sterben wolle? Er sah mir starr in die Augen. Endlich sagt' er:

Frize. Nein, ich mag jezt noch nicht sterben, ich bin noch viel zu klein dazu!

Ich. O, der Tod fragt nichts nach der Größe. Laß dich einmal deine Muhme zu einer kleinen Leiche führen, da wirst du sehn, wie der kleine Knabe todt und erstarrt da liegt. Das kömmt blos auf den lieben Gott an. Aber sag' mir nun, Frize, wenns nun der liebe Gott schlechterdings haben wollte, daß du bald, bald sterben solltest, wie da? Würdest du da gern sterben?

Frize, mit einem sehr ernsthaften und wehmüthigen Blicke: Ja, dann will ich wohl! Ich thu' immer gern, was mein Papa haben will, und der liebe Gott ist ja.— hier hob er seinen kleinen Arm so hoch er konnte — viel, viel mehr und größer, als der Papa! — Aber wie sieht denn der Tod aus?

Ich. Wie du!

Nun sah' er mich mit Staunen an. Seine Standhaftigkeit hätt' ihn bald verlassen, und ich hatte viel Mühe, ihn durch die Erklärung, wie ich das eigentlich gemeynt hatte, zu beruhigen. Die Unterredung mocht ihm jedoch in die Länge zu ernsthaft werden. Er griff nach den Karten, die man ihm gegeben hatte,

und

und baut' ein Haus. — Mir drangen seine Worte tief ins Herz. Du hast Recht, Kleiner! Gott ist unendlich mehr und gröſser, denn alle seine Geschöpfe. Und doch — ach! wie oft entzieht der schwache Sterbliche dem Allmächtigen einen Blick der Verehrung, und wirft ihn auf eines seiner unvollkommnen Geschöpfe hin! — Zürne nicht, o du, der du uns das süße Glück gönnst, dich Vater zu nennen! — Frize merkt's, daß ich in tiefes Nachdenken gehüllt da bey ihm saß. Er streichelte mir die Hand und bat mich, auf ihn nicht bös zu seyn. Ich war im Innersten gerührt, und küßt' ihn mit heisser Zärtlichkeit.

Nach einer Weile kam Sophie und Charlotte ins Zimmer. Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß der Junge schon so zärtlich wär. Er sah nur die Mädchen zum erstenmal in seinem Leben, aber er ward bald so bekannt mit ihnen, als kaum mancher Bräutigam mit seiner Braut nach der Verlobung ist. Er verliebte sich so sterblich in Lotten, daß er gar nicht mehr von ihrer Seite gieng, und sie aller Augenblicke um einen Kuß bat. Als die Mädchen um fünf Uhr fort und zu dir gehn wollten, da sezt' er sich mit allen Kräften darwider, wenigstens verlangt' er, man sollt' ihm erlauben mitzugehn. Wenns zu einer andern Zeit gewesen wär, so hätten sie ihn wirklich zu meiner lieben Henriette mitgenommen, aber da sie vor diesmal nur sehr kurze Zeit bey dir verweilen konnten, es auch überdies die Augenblicke des Abschieds waren, so befand mans gleichwohl vor besser, die kleine Störung jezt zu Hause zu lassen. Er weinte bitterlich, und konnte durch nichts beruhigt werden,

als durch das Versprechen, daß ihn die Mädchen morgen selbst besuchen würden. Ich behielt ihn hernach noch bey mir bis acht Uhr, aber es war weiter nicht viel mit ihm anzufangen. Er dachte, und sprach von nichts, als von Lotten, und sagt', es wär' ihm immer vorn Obren: Charlotte! Charlotte! — Auch hier, dacht' ich, hast du Recht, guter Junge! Mir ists auch immer vorn Obren: Henriette! Henriette! und ich möchte manchmal weinen, wenn mir ein trauriges Vorurtheil oft mit aller Gewalt die süsse Vereinigung mit ihr versagt. — Nächstens bring' ich den kleinen Frize zu dir, du sollst sehn, was er dir für Freude machen wird.

Ich eil' an meine Geschäfte, Kind! Leb' wohl! Vielleicht erwarten uns bald wieder einige glückliche Stunden bey Julianen. Ohne Zweifel werd' ich sie heute noch sprechen, und ihr diesen Brief geben. Dich segnet dein treuer

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

den 11. Jenner.

Die Trennung von meiner theuern Freundinn Sophie und ihrer lieben Schwester hat eine recht bange, schmachtende Empfindung in mir zurückgelassen. O wie viel hab' ich beym lezten Abschiedskusse auf Sophiens Busen hingeweint, und sie mit mir! Lottchen ist auch ein allerliebstes Mädchen. Man merkts dem guten Kinde an, daß sie erst anfängt, auf den

Schau-

Schauplaz der Welt zu treten. Es kömmt ihr alles noch so neu vor, und sie hängt sich immer mit vieler Sorgfalt fest an ihre Schwester. Ihr kleines blaues Aug' ist so schmachtend, daß man ganz zu ihr hingerissen wird. Mich wunderts sehr, daß sie noch mit keinem lieben Jünglinge in Verbindung steht, denn ihr zartes Herz ist gänzlich zur Liebe geschaffen. Ich steh dafür, sie bleibt nicht lang' einsam. — Meine Mutter war ausserordentlich gefällig gegen die Mädchen. Denk nur, Heinrich, was sie ihnen versprochen hat! Sie wills mir einmal erlauben nach F*** zu reisen, und meine Freundinnen zu besuchen! Freylich ists nur noch Versprechen, und noch weit entfernt von der Wirklichkeit, aber doch hab' ich einige Hofnung, und diese ist mir so unaussprechlich süß, daß ich sie ohn' Aufhören nähre. Ach, Heinrich, was müßte das für Seligkeit seyn, wenn wir in den F**schen Gegenden, die du mir schon oft so herrlich vorgemalt hast, Arm in Arm, und ganz unsern Gefühlen überlassen, so herumwandeln könnten, begleitet von den dortigen Freundinnen, vielleicht auch von Carolinen, und von unserm lieben Bruder Adolph! Ist dir der Gedanke nicht auch voll süsser Freude? — Auch mir hat Sophie versprochen, ihrer redlichen Henriette bald und recht oft zu schreiben. Womit soll ich ihr all' ihre Liebe belohnen? Was vermag ich anders und herrlichers, als sie und ihren R... segnen? Ja, es sey gesegnet, vom Allgütgen, dies liebenswürdge Paar, und ihre Liebe grüne fort mit der festen Verbindung Heinrichs und Henriettens!

Mein Lieber, vor die Erzählung von dem kleinen Frize bin ich dir vielen Dank schuldig. — Solche Kinder, wahre kleine Engel, da vor sich hinwandeln zu sehn, und dabey sagen zu können: sie sind mein, sie sinds, die uns Gott gegeben hat! o Heinrich, ein Gedanke, der über alles geht! Wie glücklich müssen sich nicht die Aeltern des kleinen Frize preisen? Müssen sie nicht mit jedem Tage aufs neue den Augenblick segnen, da die erste Liebe zu einander in ihren Busen hauchte, wenn sie diese holden Pfänder ihrer Ehe anblicken? — Vergiß ja dein Versprechen nicht, den Kleinen bald einmal mit zu mir zu bringen. Ein zärtlicher Kuß von meinen treuen Lippen soll dich belohnen für die angenehme Unterhaltung, die du mir damit machst!

Noch muß ich dir, mein trauter Heinrich, etwas entdecken, das mich bang' macht. Du sprichst in deinem lezten Briefe so warm von Julianens Bruder. Bester, ich bin weit entfernt, ihn etwa der Falschheit zu beschuldigen, und ihn durch zu frühzeitige Urtheile vielleicht zu beleidigen. Aber, vergieb mir, wenn ich dir sage, daß mirs einigermaßen sonderbar vorkömmt, daß Wilhelm so eifrig ist, deine traute Freundschaft zu erlangen. Mir scheints, und ich urtheile aus fast untrüglichen Erfahrungen, als ob Wilhelm eine unglückliche Neigung gegen deine treue Henriette in seinem Busen nährte. Schon einige Zeit daher empfand ich bey mir diesen Argwohn. Furcht, dich unruhig zu machen, und Besorgniß, daß ich mich vielleicht nur getäuscht habe, hielten mich immer zurück, dirs zu entdecken. Jezt aber scheint mirs gefährlich, dir länger davon zu schweigen. Wilhelm

ist

ist gleich da, wenn ich bey seiner Schwester bin, begleitet mich immer sehr sorgfältig an seinem Arm bis an die Thüre, ergreift zuweilen meine Hand, und ist unruhig, wenn ich sie wieder wegziehe. Den Brief, den du ihm zur Bestellung gegeben hattest, erhielt ich nicht durch ihn, sondern durch seine Schwester, ob ich schon beyde zugleich sprach, auch dacht' er nicht mit einem Worte gegen mich davon. Du siehst also, Heinrich, daß mir sein freundschaftliches Betragen gegen dich ganz unerwartet kömmt, und mich beynah etwas unruhig macht. Laß inzwischen die Sache so, wie sie ist. So bald wir uns wiedersehn, wollen wir, wo möglich, mehr darüber sprechen.

Jezt zu einer angenehmern Beschäftigung! Vor einigen Tagen fand ich in einem Buche ein allerliebstes Gedicht, das ganz für unsre Verfassung ist, grad' als wärs für uns gemacht. Mit dem wärmsten liebevollsten Herzen schreib ich dirs hier nieder. Du wirst bald selbst finden, wie sehr es den Plaz verdient, den ich ihm hier einräume.— Schon oft regte sich der Wunsch in mir, ein Gedichtchen, das aus meinem eignen Herzen geflossen wär, dir, du Geliebter, weihn zu können. Aber, da siz' ich, und denke, und verdenke mir die paar ungestörten Minuten— dann lach' ich selbst über mich, daß ich schwaches Geschöpf mir so hohe Gedanken einfallen ließ, und ärgre mich, daß die Zeit vorbey und nichts fertig ist. Da, nimm dies, als wärs von mir, denn es ist ganz nach meinem Herzen, drückt all meine Empfindungen vollkommen aus. Gewiß, der theure Verfasser davon würde mir diese Freyheit vergeben, wenn ers auch wüßte!

Freund! Du lebst in meinem Herzen,
Und mein Blick in deinem Blick.
Troz der Liebe tiefen Schmerzen
Bleibt sie doch das größte Glück!

Schöner sind mir nie die Stunden,
Die der Himmel mir verlieh,
Schöner, schneller nicht verschwunden,
Als bey ihrer Sympathie —

Wenn mein redlichs Herz dem deinen
Zärtlichkeit entgegen schlug;
Wenn des Freundes Hand der meinen
Lieb' und Treu entgegen trug;

Wenn wir eine Welt vergaßen,
Die dies Glück kaum halb verstand,
Und aus unsern Augen laßen,
Was die Seel' in uns empfand! —

Freund, der Liebe frechen Spöttern
Sey Verachtung, Schaam und Spott!
Liebe nur kann uns vergöttern!
Lieb' ist selbst der Christen Gott!

Der die edelsten der Triebe
In die weiche Seele schuf,
Machte tugendhafte Liebe
Seinen Menschen zum Beruf.

Nun soll mich kein Hohn betrüben!
Ich darf meinen treuen Freund
Selbst mit Gottes Beyfall lieben —
Ewig lieb' ich dich, o Freund!

Ja, einziger Freund meines jungen Lebens, ewig lieb' ich dich, troz allen Spöttereyen, die uns vielleicht

vielleicht von vielen unsrer Scheinfreunde treffen, oder von andern Bekannten, die durch ohngefähren Zufall unsre Liebe wissen; ewig lieb' ich dich, troz aller Scheelsucht der Neider unsers Glücks, troz allen Verfolgungen des oft so harten Schicksals!

Ja, laß uns immer so treu und innig lieben, du Einziggeliebter! Gott verschmäht uns nicht. Er selbst wars, der die reine unschuldige Flamme in uns anzündete, er wars, der uns bis jezt in seinen Liebesarmen hielt, uns seinen allmächtgen Beystand verlieh. Wir wollen ihn oft gemeinschaftlich dafür loben und preisen, und ihn bitten, daß er uns auf seinen Wegen fortwallen und in Ausübung der Religion und Tugend immer stärker und fester werden läßt. Der Allgütge hört gewiß unser Flehn. Er wird uns nicht sinken lassen, wenn wir auch zuweilen schwach sind, er, der unsre kleinsten Empfindungen kennt! — Ach, mein Lieber! oft, oft fühl' ich mich schwach — aber du bists, den Gott mir zum Führer und Leiter meiner Jugend gab. Du bists, der mir ewige Lieb' und Treue schwur, aber nun seys dir auch heilige Pflicht, daß du dirs angelegen seyn lässest, mich, wenn du merkst, daß ich in dem festen, heilgen Vertraun auf die Gnade des Hochgelobten wanke, aufrecht zu erhalten! Ja, bessre immer an meinem Herzen, bring' mich näher zu dem, der uns schuf, und mach mich auch deiner treuen Liebe immer würdiger und verdienter! Troz sey dann allen Verfolgungen und Trübnissen! Gelassen wollen wir der Zeit unsrer ewigen Verbindung entgegen sehn, und nie aufhören uns so treu und zärtlich zu lieben! — Laß, du einziger Freund

meiner Seele, dieſe Worte immer tief in deiner Seele leben. Sie floſſen aus dem Herzen deiner unveränderlichen und treuen Geliebten

Henriette.

Heinrich an Sophien.

B** den 14. Jenner.

Armes Kind! nun biſt du wieder einſam, verlaſſen, getrennt von dem treuen Geliebten deines Herzens. Ich fühls ſo recht im Innerſten, wie dirs jezt ſeyn mag — immer voll von Andenken an die jüngſtverfloßnen ſeligen Stunden der Vereinigung mit Ernſt, und traurig, daß ſie ſo ſchnell vorüber geeilt, und wenigſtens unter einigen Monaten nicht wieder zurückkehren! Auch Ernſt iſt in dieſer Stimmung. Er kömmt oft zu meinem Bruder, und da ſind denn unſre Unterhaltungen meiſt Sophie und Henriette, öftrer noch Sophie, denn Ernſt iſt doch mit Henrietten nicht ſo nah bekannt. Nun, der Himmel iſt euch gewiß gnädig, meine Sophie! Ueberwiegt nicht dieſer ſüße Gedanke alle Leiden der ſchmerzhaften Entfernung? Faß' ihn recht im Innerſten. Gewiß, er wirds! Die Vorſicht wird euch noch, und vielleicht bald, mit ſüßer Ruh und Freude beglücken, wenn ſie euch einſt vereint hat mit einer ewigen und unauflöslichen Verbindung für den Augen der Welt. Ob du gleich deinen Ernſt vorjezt nur ſo ſelten umarmen kannſt, du biſt doch einem glücklichen Ausgange noch näher, als ich. So bald Ernſt nur ein zureichendes

Amt

Amt hat, so hat der Vater gewiß weiter nichts dawider einzuwenden, dich ihm zu geben; aber, o Himmel! welche unübersehbare Hindernisse muß ich noch überwinden. Gesezt auch, daß ich versorgt werde, dann bin ich nur einen kleinen, kleinen Schritt näher. Und was hab' ich für Hofnung, reich zu werden, um dadurch des eigensinnigen Vaters geheimen Willen zu befriedigen, oder was hab' ich für ein Recht, eine sehr beträchtliche Bedienung mir nur ganz vom weiten in Gedanken zu wünschen, um dadurch seiner Ehrbegierde ein Gnüge zu thun? Dennoch harr' ich mit festem, unabläßigen Vertrauen auf den Beystand des Allbeglückenden, der in einem einzigen Augenblicke da helles Licht schaffen kann, wo zuvor nichts als Nacht und Dunkel war. Folge mir, meine Freundinn, und laß Ruh und sanften Gottesfrieden deine Seele jeden Morgen aufs neue beleben!

Nun muß ich dir auch was erzählen, liebe Schwester. Freylich schlägts in meine Liebe ein, das kannst du dir leicht denken. Du mußts mir zu Gefallen schon lesen, es ist mir zu merkwürdig, als daß ich dirs nicht mittheilen sollte.

Vor einigen Tagen ließ ich mich bey den A. . . s melden. Die Meldung ward angenommen, und der Alte ließ mir selbst sagen, ich sollte gleich nach Tische kommen, wenn ich anders Willens wär, mit auf dem Schlitten zu fahren. Ich sagts zu. Gleich nach Tische wandert' ich fort. Die Mädchen waren, wie ich hinkam, noch ohn' alle Bereitschaft allein im Zimmer. Sie empfiengen mich mit vieler Freude, bedauerten aber, daß die Schlittenfahrt nun nicht vor

sich gienge. Der Papa hätte selbst wollen mitfahren, da er aber dringende Geschäfte bekommen, so wär sie nun ganz aufgeschoben worden. Ich ließ mirs auch gefallen, legte meinen Pelz weg, und nun giengs ans Clavier. Nach einer Weile kam der Alte ins Zimmer gelaufen. „Ist denn die Mamsell P... noch nicht da? rief er. Und ihr Mädels seyd auch noch nicht angezogen? Wenn wollt' ihr denn fortkommen?" Nun begrüßt' er mich erst, sagte, daß er sich hätte vorgenommen gehabt, heut' in meiner Gesellschaft zu seyn, da er aber einige nöthige Verrichtungen hätte, und seiner Frau nicht recht wohl wär, so würd' ich ihm diesmal verzeihn. Seine Töchter hätten indessen vor eine andre Gesellschaft gesorgt. „Freylich, sezt' er hinzu, ists eigentlich nur eine Gesellschaft für meine Kinder, aber ich hoffe, sie werden sich schon vertragen."

Denk dirs nun, Sophie, wie mir wunderlich ums Herz war! Die Schlittenfahrt, aus der nichts werden sollte, meinen Gedanken nach, gieng nun noch vor sich, aber was so Süßes, so Unerwartetes noch dabey, das ich mir lange Zeit gar nicht recht vorstellen konnte. Ich wußte nicht, was ich dem guten Vater antworten sollte, so sezte mich die unerwartete Scene in Verlegenheit. Wilhelmine stand von weitem und lachte ins Schnupftuch, und Caroline war fortgerennt, denn die hatte noch viel mit ihrem Anzuge zu thun. Der Alte lief bald wieder weg, und nun wandert' ich schon auf Wilhelminen los, um ihr den Text zu lesen. In dem Augenblicke gieng wieder die Thür' auf — Henriette! Sie wars wirklich!

Ich

Ich flog ihr entgegen, umarmte, küßte sie, ohne daran zu denken, daß Wilhelmine noch nicht ganz meine Vertraute war. Cholerischer, unbesonnener Jüngling! Henriette machte, daß sie wieder loskam, und eben daraus merkt' ich erst, daß ich übereilt gehandelt hatte.

Nach einer Weile war der ganze Wirwar wieder in Ordnung. Ueber die Freude, daß Henriette da war, vergaß ich nun das Textlesen. Meine Seele war so recht innig froh, und hieng immer mit liebesaugendem Blick an dem holden Herzensmädchen — Mit einem Worte, der Schlitten stand angespannt vor der Thüre, die Pelze wurden angelegt, die Treppe herabgestiegen und aufgesezt. — Neben wem ich saß? Hätt' ich dir doch kaum eine so einfältige Frage zugetraut! Wenn Henriette zum Besuch bey den Mädchen ist, wird sie doch wohl an keinem andern Orte sizen, als rechts obenan; und ich, als Mannsperson, saß natürlich links untenan. Die älteste Schwester saß nun allerdings mit rechts. Kannst du dirs nun etwa überrechnen, neben wem ich meinen Plaz hatte? Etiquette muß doch beobachtet werden! — Unterwegs ward im Anfange nicht viel gesprochen, aber man sahs der lieben Caroline am Aug' an, was für Freude sie über unsre glückliche Vereinigung hatte. Nur Wilhelminens Gegenwart konnte sie noch einigermaaßen abhalten, uns diese innere Freude recht laut und lebhaft mitzutheilen.

Noch wußten weder ich noch Henriette, wohin wir fahren wollten, und die losen Mädchen hatten nun so ihr Fest mit uns, daß sies uns nicht sagten.

Henriette ist manchmal ein bischen neugierig. Sie stellt's auf vielerley Art an, ihre Wißbegierde zu befriedigen, aber vergebens.

Nach einer guten Stunde sahen wir endlich, daß wir auf R... losfuhren. und nun wußten wir auch gleich, daß es sonst nirgends hingienge, als zum Hrn. B... Diesmal wars getroffen. Wir stiegen ab, und Herr B... empfieng uns selbst. Er sagt' uns, daß wir noch viel Gesellschaft antreffen würden, welche Nachricht mir nun eben nicht besonders angenehm war. Also nun die Treppe herauf und in das laute Zimmer, das voll lustiger Schlittenfahrer war. Wie ein Bliz fuhr mirs durch alle Glieder, da ich gleich beym Eingange Henriettens Onkel mit seiner Frau erblickte. Ich muß leichenblaß ausgesehn haben. Sogleich gieng ich auf Beyde zu und begrüßte sie mit strenger Höflichkeit, aber wie sie sich gegen mich betrugen, das weiß ich nicht im geringsten. Ich war viel zu erschrocken, als daß ich ihnen ins Gesicht hätte sehn sollen. Du kennst die Tante, meine Sophie, wirst dich erinnern, daß ich dir schon in einigen meiner vorhergehenden Briefe verschiedne ihrer Charakterzüge niederschrieb. Nun war mein gehofftes Vergnügen ziemlich vorüber, wenigstens sehr verbittert. Nun konnt' ich sicher drauf rechnen, daß jeder Blick, mit dem ich Henrietten ansah, aufgefangen und streng beurtheilt würde. Auch Carolinen sah man den äußersten Verdruß an, denn sie konnte nun sogleich auf meine und Henriettens Lage schliessen. Nach dem Caffee spielten Herr B... ich und Wilhelmine Tarrok, Caroline und Henriette saßen dabey,

haben, und die Tante konnte doch ohnmöglich unterlassen, sich der Ehre unsrer Gesellschaft theilhaftig zu machen; sie sezte sich auch dazu, und mit einem so tiefdringenden Beobachtungsaug' als kaum der Recensent auf die ersten Bogen eines Romans werfen kann, die er sich zu lesen versezte, um alsdann sein vollkommnes, tadelfreyes Urtheil der Welt mitzutheilen. Wir mußten uns nun ängstlich in Acht nehmen; denn sie möchte, wenn sie irgend etwas Anmerkungswürdiges gefunden hätte, nach dem Sprichwort, sogleich aus der Mücke einen Elephanten gemacht haben. Wir thaten auch alles Mögliche, um uns nicht im geringsten zu verrathen, aber erst die Zukunft wirds uns lehren, ob sie wirklich nichts bemerkt hat. Hat sies, so wird sies gewiß Henriettens Aeltern bald mittheilen, und wir werden dann die traurige Wirkung davon schon empfinden. Aber da doch schon vier bis fünf Tage verstrichen sind, und man Henrietten noch keine Vorwürfe gemacht hat, so hoff' ich zum Himmel, daß es nun so vorüber gehn wird.

Die klügste Handlung aber, die wir verrichten konnten, war wohl die; daß wir, so bald als möglich, wieder wegfuhren. Dies geschah, und noch vor sechs Uhr. Von jedem insbesondre Abschied zu nehmen war zu weitläuftig, wir empfohlen uns also nur der Tante Aufseherinn, die uns mit einigen spöttischen Blicken von sich ließ, und noch einigen, die unsern Abschied bemerkten. Der Onkel saß wie angeheftet am Lombertische, rauchte seine Pfeife mit phlegmatischer Ruhe und verwandte kein Auge vom Bierglase und den bezaubernden Karten. Bey ihm konn-

konnten wirs auf keine Art so sehr verschütten, als wenn wir ihn gestört hätten. Ich glaube, wenn ich meine Henriette in seiner Gegenwart geküßt hätte, es würd' ihm nicht halb so sehr aufgefallen seyn. Wir thaten also so wohl, und unterbrachen ihn nicht, ließen uns ihm aber durch seine Gemahlinn empfehlen. Nun giengs fort. Wilhelmine bot mir ihre Stelle, und ich, ganz unbekannt mit den Pflichten der Etiquette, nahm das Erbieten sogleich an. Wir waren jezt aufgeräumter, als im Herauswege, und theilten einander unsre komischen Bemerkungen mit.

Wie glücklich, wie unaussprechlich froh hätt' uns nun noch der Abend im A...schen Hause dahinfließen können! Aber hier mußte Vernunft über Empfindungen siegen. Henriette stieg nicht bey den Mädchen mit ab, sondern sie fuhr sogleich vollends nach Hause, und dies deswegen, weil man doch nicht wissen konnte, was etwa die Tante im Schilde führen möchte. Ich begleitete die Mädchen zwar herauf, blieb aber den Abend, ohngeachtet alles Bittens, nicht bey ihnen, denn ich hatte mirs einmal vorgenommen, diesen Abend, gleich meiner Henriette, einsam zuzubringen. Was ich da gethan habe, kannst du dir leicht denken. — Geschwärmt, an Henrietten geschrieben, mich in ihren Arm hingeträumt, und so endlich die Nacht empfangen!

Nun sähst dus vermuthlich gern, wenn ich dir auch was von deinem Ernst schreibe! Kind, ich weiß viel, sehr viel von ihm, aber etwas, das du längst besser, als ich, weißt, nämlich, daß er dich mit heissem Feuer liebt, immer an dich denkt, von dir spricht,

und

und nach deiner treuen Umarmung schmachtet. Gestern wirst du ohne Zweifel durch Adolph einen Brief von ihm erhalten haben.

Dein Versprechen, bald an Henrietten zu schreiben, bitt' ich, nicht aus der Acht zu lassen. Wenn du wieder für Ernst einen Brief an mich schicken wirst, so werd' ich im Umschlage sehr nach dem beyliegenden an Henrietten suchen. — Grüß deine Schwestern von mir, meinem Mädchen, Wilhelminen, Carolinen und Adolph. Leb' wohl!

Heinrich.

Sophie an Heinrich und Henriette.

F * * den 21. Jenner.

Ihr seyd eins! Warum sollt' ich an jedes insbesondre einen Brief schreiben? Künftig sollen all meine Zuschriften an euch beyde zugleich gerichtet seyn. Ich bin versichert, daß Ihrs zufrieden seyd, und mir ist dann die Beschäftigung des Schreibens auch noch einmal so süß.

Wohl recht sagst du, mein Heinrich, daß ich nun wieder einsam, verlassen bin, getrennt von ihm, der mein Alles ist! O wie tief fühl' ich den Schmerz der Trennung, die nun wieder Monate dauert, im Innersten der Seele. Freunde, beklagt mich, und werft in den Stunden eurer süßen Vereinigung einen mitleidigen Blick auf eure arme Sophie, die so entfernt, getrennt von dem einzigen Freunde ihres Herzens leben muß. — Aber warum will ich mit meinen

nen Klagen Euer sehr oft auch wehmüthiges Auge noch mehr trüben? —

Das neue Freundschaftsbündniß mit dir, meine Henriette, ist mir unaussprechlich theuer. O könnt' ich immer mit dir leben! Kronen überwiegt deine edle Seele! Aber dies alles leuchtete schon in den Jahren deiner Kindheit hervor. Dein Herz ist des rechtschafnen Heinrich ganz würdig, und das seinige der sanften Henriette nicht minder. Wenn sah ich noch auf Gottes Erde ein Paar, das so ganz für einander geschaffen war, so unauflöslich fest an einander hieng, wie Ihr, Ihr Beglückten! Euch krön' ewige Ruh, und der Allvater müß' einen Strom Erdenwonne über Euch ausgießen, bis Ihr Arm in Arm hinüber gewallt seyd in die Hütten des Friedens. Dann hebt erst der Lohn an, deß ihr so würdig seyd. O wie oft unterhält sich von Euch der trauliche Krais dreyer einmüthigen Schwestern. Alle lieben Euch gleich stark, und könnt' Euch ja noch eine etwas stärker lieben, als die andern zwey, so ists Sophie, Eure Sophie, die Ihr mit Euerm süßen Wohlwollen beschenkt!

Noch herrscht der tödtende Winter um uns her. Reif, Schneegestöber und Frost bedecken die Wälder und Gefilde, und um die erhabne Linde Gottes hat sich noch kein wohlthätger Schatten ausgebreitet. Noch ist alles im Trauerkleide über den Abschied des Lenzes und Sommers, aber bald wird er zurückkehren, der entzückende Frühling, von der Anmuth begleitet und umgaukelt von süßen Gerüchen. Bald wird der Zephir den allbelebenden Odem hauchen —

und

und dann alles in seiner vollen Pracht, würdig des großen Meisters, zauberisch dastehn, im grünen, segenvollen Gewande. Dann ist doch eine Zuflucht für mein oft so banges Herz. Wenn mir die Last zu schwer wird, und ich einsame, heisse Thränen weinen möchte, zur Erquickung des bedrängten Busens, da eil' ich in die Gefilde Gottes, und weine mich müde. Ich besuche den nahliegenden, melancholischen Wald, da stimmen die Vögel in meine Klaglieder, und das Echo wiederholt meine Seufzer. Dann will ich oft in diesen einsamen Stunden auch Euch, Ihr Geliebten, eine Thräne der Freundschaft weihn, aber auch eine Thräne der Freude über das Glück, das der allmächtge Freudengeber Euch wird zu zu Theil werden lassen. Zwey vertrauliche Bäume im Walde sollen Euern, meines Geliebten, und meinen Namen tragen. Dann will ich auch oft mit meinen vertraulichen Schwestern dahinwandeln in die heilige Gegend. Da wollen wir uns unter ihren Schatten hinstrecken, und einander zulispeln: Dies sind die jungen herrlichen Bäume, in denen Heinrichs und Henriettens, Ernsts und Sophiens Namen gegraben sind. Siehst du, Schwester, wie sie emporragen, sich weit ausbreiten für den andern Bäumen im Walde! Zwar, noch einige Zeit hält die Vorsicht ihre Früchte zurück, aber desto milder werden sie kommen, desto anhaltender werden sie dauern. — Und wenn ihr, meine Geliebten, auch einst Arm in Arm in unser friedliches Dorf kommt, um Eure schwesterliche Freundinn zu besuchen, dann leit' ich auch Euch hin in die paradiesische Gegend unter die heiligen Bäume. Dort sollt ihr Euch noch einmal den Schwur

der ewigen Treue geloben, Euch ans Herz drücken und küssen — dann auch Sophien umarmen und segnen!

Ach welche süsse, himmelvolle Empfindung giessen diese Bilder der nahen Zukunft in meine Seele. Sie haben auf einmal den Gram von meiner Stirn gescheucht. Mit Trübsinn nahm ich die Feder an Euch zu schreiben, und mit Entzücken werd' ich sie wieder hinlegen. War dies nicht ein Segen des Himmels? Allemal, wenn mich künftig wieder Mißlaune und Bangigkeit überfallen wird, will ich an Heinrich und Henrietten schreiben. Und wenn ich vor diesen Geliebten mein gepreßtes Herz ausgeschüttet habe, dann wird wieder Friede und sanfte Stille in meine Seele zurückkehren. Herrliches, unvergeßliches Mittel, den Unmuth in süsse Ruh zu verwandeln!

Lebt wohl, Ihr guten, mir ewigtheuern Freunde! Der Himmel segne Eure treue Liebe mit göttlicher Gnade! — Grüßt die herrliche Caroline, grüßt alle Freund' und Freundinnen! Bis in den Tod bin ich Eure schwesterliche Freundinn

Sophie.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Heinrich an Sophien.

V... den 1. Febr.

Erſt den wärmſten Dank für deinen herzlichen Brief an mich und meine Henriette! Es entſtand ein Streit unter uns, welches von Beyden ihn behalten ſollte. Wer wird wohl am Ende den Streit anders gewonnen haben, als Henriette? Sie hebt den Brief auf, und auch alle, die du, meine Sophie, künftig an uns Beyde ſchreiben wirſt. Sie hörte nicht auf zu bitten, bis ich ihr dies zugeſtand; und wer kann dem Mädchen was abſchlagen?

Meine Gute, ſey nicht ſo ſorgſam, uns keines deiner traurigen Gefühle mitzutheilen. Verbirg ſie uns nicht, und brich nicht ſo jählings ab, wenn du mitten im Klagtone biſt. Freylich machſt du unſer Herz dadurch traurig, aber warum willſt du das nicht? Dieſe Traurigkeit iſt uns zugleich ſüß, denn ſie iſt ein Opfer, das unſre traute Freundinn ſo ſehr verdient. Wir trauern gern mit dir, und o könnten wir dir dadurch deine einſamen Tage froher ſchaffen! — Theil' uns alſo künftig all deine Empfindungen mit, bange und heitre. Sieh, ich thus ja auch, unterhalte dich oft mit meinen unangenehmen Begebenheiten, und verberge dir keine meiner ſchmerzhaften Empfindungen!

So muß ich dir gleich jezt wieder etwas mittheilen, das mein Herz bange macht. Julianens Bruder, Wilhelm, den du auch kennſt, liebt — o daß

ich den Gedanken denken muß — liebt Henrietten! Schon eine Menge Scenen haben uns dies verrathen, und Merkmale, die ganz untrüglich sind. Ist dies nicht ein neuer Schlag des Schicksals? Wie nachtheilig kann uns diese Liebe in der Folge werden: Oder wenigstens wird uns doch manch unsrer unschuldigen Freuden durch sie verbittert. Helm ist ein Jüngling, in den man sich nimmermehr finden kann. Oft schon war er so hinreissend freundschaftlich gegen mich, daß ich ganz für ihn eingenommen wurde, und doch ist er zu andrer Zeit wieder so kalt, daß er kaum zehn Worte mit mir spricht, wenn ich in seinem Hause bin. Nun bin ich äußerst begierig, sein Betragen zu sehn, wenn er einmal in meiner und Henriettens Gesellschaft zugleich seyn wird. Dieser Auftritt kann und wird ohne Zweifel sehr bald einmal geschehn. Ich würde den tiefsten Schmerz über die Lage dieses Jünglings empfinden, wenn ich wüßte, daß sein Herz so gut wär, wie ich mir jezt noch schmeichle, aber — glaube mir, ich hab' auch einige Gründe, ihm nicht ganz zu traun. Er scheint mir überdies sehr wenig Kraft zu haben, seine Leidenschaften zu beherrschen, und vielleicht ist er fähig, ihnen sehr viel aufzuopfern. — Nun die Zukunft wirds uns bald lehren, wie eigentlich seine Gesinnungen sind, und was für ein Betragen wir gegen ihn zu beobachten haben.

Noch eine kleine Geschichte. — Gestern Abend war ich in der Komödie. In einiger Entfernung von mir blieb eine Loge lang' unbesezt, da doch wegen

gen des schönen Stücks, welches aufgeführt wurde, sonst alles sehr gedrungen voll war. Endlich gieng die Thür' auf, und Henriette trat herein in Begleitung eines jungen Herrn, den ich gar nicht kannte und in meinem Leben noch nicht gesehn hatte. — Nicht im Traum hätt' ich mir diese Erscheinung einkommen lassen. Henriette kömmt sonst fast gar nicht, oder wenigstens nie anders, als in Begleitung ihrer Aeltern ins Schauspielhaus, und jezt ist sie auf einmal da von einem Fremden begleitet, der jung und schön ist! Dies konnt' ich mir nicht zusammen räumen. Das kann ich zwar theuer versichern, daß ich wegen des Gesellschafters nicht einen Augenblick unruhig war, aber doch war ich sehr neugierig, ihn zu kennen. Zum Unglück hatt' ich mein Glas nicht bey mir, und konnt' also gar keine Beobachtung anstellen, denn du weißt wohl, wie weit mich mein bloßes Auge trägt. Es kam inzwischen weiter Niemand in die Loge, und das Pärchen saß recht ehrbar und gelassen neben einander. Während den Handlungen stand Henriette allemal auf, und sah sich sehr begierig um. Ohne Zweifel suchte sie mich, denn sie weiß, daß ich nicht so gar selten da zu finden bin, besonders bey solchen Stücken, wie das heutige eins war. Es war Shakespears König Lear. Sie konnte mich aber ohnmöglich gewahr werden, denn ich saß in einer sehr dunkeln Loge, und noch dazu eine Treppe höher, als sie war.

Das Stück war zu Ende, und ich drängte mich nun mit heldenmäßiger Stärke durch das viele Volk.

An der untern Thüre blieb ich stehn, jedoch so, daß mich Niemand erkennen konnte. Henriette kam endlich, am Arm ihres Begleiters, durch die Thüre, hart bey mir vorüber, aber sie konnte mich auch hier wieder nicht bemerken, weil ich ganz im Finstern stand. Er hob sie in den Wagen, sezte sich zu ihr, und fuhr mit ihr davon. Ich gafte dem Wagen voll Verwunderung nach, wußt' aber nun so viel, als vorhin. Die Miene des Fremden schien mir etwas stolz und zugleich unbiegsam, nicht im mindesten gefällig, und dies war die ganze Entdeckung, die ich g macht hatte. Meinen Christoph hatt' ich mit seinem Stern ein Stückchen von mir entfernt. Er stand sehr unruhig dort, und mochte sich wundern, auf was wir in der Kälte so lange warteten?

Ich wanderte hierauf nach Hause, und erzählt' Adolphen die Geschichte. Nun weiß ich also noch nicht, wer Henriettens Begleiter war, aber Morgen werd' ichs erfahren. Henriette hat mir versprochen, Morgen Vormittags auf einen Augenblick zu Julianen zu kommen, und dort werd' ich sie sprechen. Sie wird dann auch, wo's die Umstände erlauben, noch einige Zeilen unter diesen Brief schreiben. Ich siegle also noch nicht. — Schlaf wohl, Sophie!

— — —

Die wenigen Augenblicke, liebste Sophie, die sich mir darbieten, kann ich ohnmöglich ungenüzt vorbeygehn lassen, um dich aufs neue meiner innigen

Liebe

Liebe zu verſichern. Nimm ihn hin, den beſten, zärtlichſten Dank, den ich habe, für deinen liebevollen Brief. Mein Heinrich wird dir ſchon mit mehrern Worten dafür gedankt haben. Nimm alles, was der liebe Jüngling geſagt hat, zugleich ſo an, als wärs von mir.

Wollte der Himmel, ich könnte meine traute Sophie verſichern, daß ich immer froh, zufrieden und glücklich wär. Ja, ich bins zwar in dem Beſiz meines Heinrich. Aber oft, oft miſchen ſich trübe, traurige Stunden in unſre jugendliche Freuden! Doch, einige der ſeligſten Augenblicke in ſeinem Arme, und die erſtern ſind vergeſſen!

Nun, meine beſte, theuerſte Freundinn, fahre fort, deinen Heinrich, deine Henriette ſo zärtlich zu lieben. Denk ſo oft an uns, als wir an dich. Und dann noch eine Bitte: Schreib uns bald wieder einen ſo zärtlichen, lieben Brief. So bald mir das Geſchick nur ein ruhiges Stündchen gönnt, ſchreib ich auch dir. Du wirſt mir vergeben, daß ichs jezt noch nicht thue, denn du kennſt meine Verfaſſung. Der Himmel ſegne dich und deine liebenswürdgen Schweſtern. Grüß mir dieſe herzlich!

Henriette.

— — —

Der Herr, der Henrietten ehegeſtern ins Schauſpielhaus begleitete, iſt ein junger Doktor der Rechte aus Z... nicht Meilen von hier. Er kömmt erſt von der hohen Schule und iſt ſehr reich. Sein Vater iſt

mit dem Appellationsrath genau bekannt, und da besucht' er ihn im Durchreisen. Man konnt' ihm also, als einem so seltnen Besuch, ohnmöglich Henriettens Gesellschaft in die Komödie abschlagen. Er ist schon wieder fort: Henrietten wollt' er nicht recht gefallen. —

Nun Gott befohlen, meine gute Sophie. Schreib uns bald wieder und grüß deine Schwestern!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

den 10. Febr.

Ach, lieber Heinrich, wie bin ich erschrocken! Eben schickten Carolinens Aeltern zu mir, und liessen mich bitten, ihre Tochter zu besuchen, die sehr krank darnieder läge. Eine jählinge Ohnmacht hat sie befallen, dann ein Frost, und nun fängt sie an, durch einander zu reden. Ich ziehe mich an, und laufe sogleich zu Julianen, die muß mich begleiten, und diesen Brief übergeb' ich Wilhelm zur Besorgung. Ich muß es diesmal mit ihm wagen, damit du die Sache nur bald erfährst. — Gott, über das Mädchen! Noch vor einigen Tagen blühte sie so gesund und feurig, und war die Heiterkeit selbst. Nun ist sie auf einmal hingeworfen ins Krankenbette. — Ach, wenn du mich sehn solltest, wie mir alle Glieder beben! Wenn sie mich nun mit dem matten kraftlosen Auge, oder mit dem wilden Auge, das von der Fieberhitze

berhitze glüht, anblicken wird. — Gott, wie soll ich das aushalten? — Und dennoch muß ich sie sehn, muß hin in ihren Arm, mein Herz dringt mich, ich muß zu ihr!

Heinrich, du frommer, tugendhafter Jüngling, bete für unsre kranke Freundinn. Dein Gebet vermag viel beym Dreyeinigen, denn du hängst fest an ihm. Ich hoffe zu Gott, daß er unsrer Caroline wieder aufhelfen wird. Sollte die beste der Mädchen schon so früh der Welt entrissen werden, schon so früh die noch unenthüllte Knospe hinwelken? Nein, Erbarmer, dies wirst du nicht wollen! — Aber deine Weisheit ist groß! Dein Wille geschehe!

O wie viel hab' ich schon geweint! — Nun muß ich meine Zähren trocknen. Ich eile zu dem kranken Mädchen. Ich bitte dich noch einmal, Heinrich, bete für sie! Morgen mußt du sie auch besuchen. Gott segne dich!

Henriette.

Caroline an Henrietten.

Den 11. Febr.

Die Stunde ist da! die bestimmte Bahn vollendet! Da steh' ich am Ziele, und das Grab öfnet sich. Ich habe genug gelebt, denn die Vorsehung ruft mich hinüber.

Henriette! meine Freundinn, meine Schwester, ich preise den Himmel, daß er mir noch so viel Kräfte

giebt, dir mit meiner Hand den lezten Segen zu geben, damit du auf immer ein Andenken von deiner redlichen Caroline hast. — Ich liebt' alle meine Freunde, aber dich liebt' ich mehr, als sie alle. Oft schlug in einsamen Stunden mein Herz so laut, so sorgsam für dich, und deiner reinen, tugendhaften Liebe zu deinem Heinrich hab ich manche gefühlvolle Thräne geweiht. Sey gesegnet! Die Hand des Herrn sey über dir und deinem jungen Freunde! Laß erbarmender Vater den Segen einer sterbenden Verehrerinn deiner Größe nicht umsonst aus ihrem Munde gehn.

Mit welcher Zufriedenheit, mit welcher himmlischen Stille schwingt sich mein Geist zu Gott auf. Der Tod macht meine Seele nicht traurig. Mit zwanzig Jahren ist mirs als hätt' ich schon ein Greisalter durchlebt. Ich blicke zurück auf die durchlebten Tage, und seh nichts als Gnade Gottes. Der Erbarmer hat mich für andern geliebt. Dies ists auch, daß er mich nun abfordert aus dem Thale des Lebens, denn er sah vielleicht, daß es besser ist, wenn ich am Erdenleben keinen Theil mehr habe. Siehst du, wie sehr er mich liebt! Ach, ich seh schon im Geist mit seraphischem Auge, wie sein segnender Vaterarm mich empfängt und zur Himmelsbürgerinn einweiht. — Ihm sey Preis und Ehre und ewiges Halleluja! — O der unaussprechlichen Begeisterung!

Um 8. Uhr.

Weint nicht um mich, Ihr Geliebten! — Wir sind nicht lange getrennt, meine Henriette. Die Jahre rauschen sehr schnell vorüber, und auch der Sterbliche, der ein hohes Alter erreicht — frag ihn, ob sein Leben nicht wie ein Traum vorüber geeilt ist? — Ja, weine nicht so sehr um mich, meine Schwester! Du gehörst deinem Heinrich, du wirst mit ihm noch eine Reihe Tage durchleben. Wolltest du viele dieser frohen Tage, die dennoch bald genug vorüber sind, mit ihm verweinen? vielleicht deiner Gesundheit schaden, und eure frühere Trennung befördern? — Zwar, du hast eine Freundinn verloren, die dich über alles liebte und mit ganzer Seel' an dir hieng — aber der Erbarmer wird dich trösten! — Heinrich, Henriette, klagt nicht zu laut um mich, unsre Wiedervereinigung ist nahe, und dann sind wir auf ewig vereinigt. — Ja, mein Heinrich, fassen auch Sie diesen Trost! Ich scheid' ungern von Ihnen, aber die Vorsehung winkt, und ihr Wille ist heilig und weise.

Meine Schwester Wilhelmine sizt da am Bette, und zerfließt in Thränen. Sie erringt keinen Trost. Gutes Kind, warum bist du so traurig? Bald wird deine Schwester namlos glücklicher seyn, als du. — Und daß du nun verlassen bist, ohn' eine treue Schwester, einsam — o meine Gute, eil' hin an Henriettens Busen, sie wird dich zu ihrer Schwester aufnehmen, wird dich innig lieben, wird dir das seyn, was dir Caroline war!

Die Lampe brennt sehr matt. Wo ihr nicht aufgeholfen wird, so verlöscht sie bald. Sie sey mir ein Vorbild. Mit jedem Augenblick wird sie schwächer — so werd' auch ich nach und nach vergehn — und endlich verlöschen. — Wie ist doch der Schimmer so melancholisch und düster! Ha, welch ein Schauer durch meine Glieder! Was ist dies? Sey stark, Seele, und ermanne dich zum herrlichsten Siege!

— — —

Ich werde sehr matt! — Noch einige Stunden, dann hoff' ich bey Gott zu seyn. — Noch einmal: Seyd gesegnet, Heinrich und Henriette, seyd gesegnet, all' ihr Freund' und Freundinnen. Liebste, sag' allen von ihrer sterbenden Caroline das lezte Lebewohl! — Meine Hand wird sehr schwach! — Und nun das leztemal noch den Namen deiner treusten Freundinn

Caroline.

Heinrich an Henrietten.

den 12. Febr.

Gott, welch ein fürchterlicher Schlag! Unsre Freundinn, unsre Caroline — todt — auf ewig von uns getrennt! Wer kann den Gedanken fassen? Wie sie blühte, wie sie lächelte, wie sie durch einen ihrer Blicke aller Herzen zu sich hinriß! Und nun — kein Athemzug mehr! — Ach, unsre Freundinn, unsre Vertraute, ausgeschmückt mit einer Engelsseele — sie ist von uns geschieden, wird nie mehr hienieden

mit

mit uns wandeln! — Aber die Erde war ihrer nicht werth. Sie konnt' ihre Gröſse nicht faſſen, Gott ſah den Engel in ihrem Ringen nach Vollkommenheit, und er war mit ihr. Er rüſtete ihren Geiſt immer mehr mit Kraft aus, und ſie ward mit jedem Augenblick vollkommner. Aber nun befand er ſie würdig, in ewiger Klarheit für ſeinem Antliz zu wandeln. Er winkt' ihr, und ſie riß ſich los aus den irdiſchen Banden — und ſchon ſchwebt ſie in den Wohnungen der ſeligen Geiſter, die mein Mund auszudrücken nicht Kraft genug hat!

Beſte, ewiggeliebte Henriette, ſo nöthig ich ſelbſt Troſt habe, ſo bang' auch mein Herz jezt noch ſeufzt, ſo wag' ichs dennoch, für dich einen Troſt zu ſuchen. O möcht' ich ihn ſchon einigermaßen gefunden haben, durch das Gedicht, das ich heut' am finſtern Morgen erſann und dir hier beylege. Faß es auf mit zuverſichtlicher Seele, und laß dabey immer den Gedanken dir gegenwärtig ſeyn, daß es von deinem Heinrich iſt, daß es aus dem Innerſten ſeines Herzens floß, aus dem tiefgebeugten, aber dem Troſte nahen Herzen des Jünglings, der auf ewig dein iſt. — Dies iſts alles, was ich dir ſagen kann. Aber Gott wird ſtark in dir ſeyn und deine Thränen ſtillen. Er wird dich tröſten mit dem heiligen Gedanken, daß unſre Freundinn bey ihm iſt, den wir ſo über alles lieben, daß wir bald wieder mit ihr vereint werden, und ſie uns dann als ein verklärter, hellglänzender Seraph empfängt! Ja, der Erbarmer überſchatte dich mit erquickendem Troſte aus ſeiner Höhe, und

ſey

sey dir gnädig! Laß auch den Trost in deinem Herzen leben, den die sterbende Caroline uns selbst noch mit schwacher Hand gab, eh' ihre Seele zu Gott gieng? Freylich ists eine wehmüthige Tröstung, aber ich hoffe, sie wird uns in der Folge viel seyn.

Schon oft hab' ich heut' und gestern an Sophien gedacht: Welch ein unerwartetes Schrecken wird der jähle Tod unsrer Freundinn für sie seyn! Meine Henriette, ich dächte, du übernähmst's, ihr davon Nachricht zu geben. Du kannst recht deine Empfindungen vor ihr ausschütten, und vielleicht erleichtert das dein gepreßtes Herz. Schlag mir die Bitte nicht ab, Herzensmädchen! Gewiß, es wird etwas zu deiner eignen Beruhigung beytragen! — Morgen sprech' ich dich, und da mußt du mirs gewiß sagen. Dann wollen wir auch unsrer für uns verlornen Freundinn noch eine recht bange Thräne weihn, aber ich will dich auch dann an meiner lautschlagenden Brust trösten, und deine Thränen wieder abtrocknen. O wär doch der morgende Tag schon da, daß wir einander selbst mit dem Munde der Liebe trösten könnten! Wie schwach ist die ohnmächtige Feder! Doch, was sag' ich! Oft ist sie stärker, als der Mund, den der allzumächtige Schmerz im Busen oft ganz verschließt. — Es kreuzt noch sehr durcheinander in meiner Seele. Erkläre dir daher das Verworrne, das in meinem Briefe herrscht. Aber ich fühls, daß der erquickende Trost Gottes nun bald, bald zurückkehren wird in meine Seele!

Gott sey mit dir, du einzige Freundinn. Wo ich Julianen heut nicht sprechen kann, so geb' ich dir den Brief morgen selbst. Das Briefchen, das du mir ehegestern schicktest, erhielt ich durch Friedrich. Er und seine Juliane sind gewiß auch untröstlich. Ich zittre, sie zu sprechen. Nun Gott wird uns allen beystehn!

Heinrich.

Heinrich an Henrietten.

Auf Carolinens Tod.

Die schönste der Früchte gefallen,
Noch eh sie reifte! —
Da liegt sie, vom Sturme geworfen,
Im Garten Gottes! —

Die schönste der Mädchen gefallen,
Am Lebensmorgen! —
Da liegt sie, vom Tode geworfen,
Im Grabes Schatten!

Die lächelnde Wange voll Unschuld,
Das Aug' voll Hoheit,
Der Zug der geselligen Freundschaft —
Dahin gestorben!

Die lächelnde Wange deckt Bleichsucht,
Und Nacht das Auge;
Der Zug der geselligen Freundschaft
Rang mit dem Tode!

Die reine, geheiligte Seele,
Ein Gotteskengel —
Sie glich dem ätherischen Authauch
Am Frühlingsmorgen —

Schwang jauchzend und rein sich zu Gott auf,
Nach heissem Ringen;
Vollendet den schönsten der Siege,
Und wallt hinüber! —

Ihr fließt keine Thräne der Liebe.
Kein Jüngling zittert,
Vom dumpfen Gerolle des Wagens,
Mit Todtenblässe!

Doch fließt ihr die trauernde Zähre
Der heissen Freundschaft.
Dem dumpfen Gerolle des Wagens
Folgt heilge Stille!

Die göttliche Weisheit, voll Wunder,
Und voll Geheimniß,
Schreckt unsern zerfleischenden Jammer
Zu stummer Wehmuth!

Umhüllet, Gespielen, dem Antlitz
Den Todtenschleyer!
Bedecket voll heiliger Ehrfurcht
Die Trauerzähre!

Dich segne das Angesicht Gottes —
Des Mittlers Auge!
Dich schmücke mit ewigem Glanze
Die Siegeskrone!

Ach! aber — wir bleiben verlassen! —
Du flohst auf ewig
Aus unserm vertraulichen Kraise —
O Caroline!

Henriette an Sophien.

B * * den 15. Febr.

Ach, daß der erste Brief, den ich an meine geliebte Sophie schreibe, ein Klaglied seyn muß! — Weine, weine mit mir! Sie ist dahingewelkt, die herrlichste Blume im Garten Gottes — ist auf ewig dem Arm ihrer Freunde entflohn, das himmlische Mädchen. Caroline! Caroline! warum lässest du uns so einsam zurück! — Ich vermag keine Thräne mehr zu weinen. Die Wehmuth bleibt stumm in meiner Brust verschlossen. Da nagts mit Macht an dem bangen Busen. Aber ich kämpfe, ringe nach Ruhe, denn ich beleidge die göttliche Weisheit, wenn der Schmerz mich aufreibt. Und doch bin ich so schwach, so unvermögend: — Fast würd' ich unfähig seyn, einen Trost zu fassen, wenn mir ihn nicht schon der Alliebende durch meinen treuen Heinrich zugesendet hätte. Dieser liebe Jüngling hat viel über mich vermocht mit seinen Stärkungen. Er hat mir ein Gedicht niedergeschrieben auf den Tod unsrer Freundinn. Ich hab dirs abgeschrieben, meine Sophie. Wein' eine heisse Thräne darauf, dies ist das einzige Dankopfer, das wir dem herzlichen Verfasser für sein Klaggedicht darbringen können. O wie tief drang jede Zeile davon in mein Herz! — Wenn ich nun unsrer

Ver-

Verklärten bald folgte, und man mir auch solch ein Trauergedicht sänge. — Aber wer sollt mirs dichten? Würds mein Heinrich vermögend seyn? O nein! Der Schmerz würd' ihn zu Boden werfen und alle Kraft der Seelen ihm rauben! Aber warum nähr' ich jezt einen so schreckenvollen Gedanken? Dies sind die Bilder, die sich ein angegriffnes, durch den zu heftigen Schmerz überspanntes Gefühl erzeugt! Weiche, weiche von mir du Schröckenbild. Um meines Heinrichs willen bist du mirs, sonst solltest du mir ein Anblick der Freude seyn! — Wie matt bin ich! Ich bedarf der Ruhe. Ob ich sie finden werde? Vater, erbarme dich mein! — Morgen früh, wo ich mich stark genug dazu fühle, schreib' ich dir die ganze Scene von Carolinens Tode nieder.

den 16. Febr.

Guten Morgen, meine Sophie! Ich hab' einige Stunden geschlafen, und bin etwas erquickt. — Nun fang' ich ein sehr trauriges Geschäft' an. Manche Thräne wird mir dabey aufs Blatt rinnen. — Es sey gewagt!

Am vorhergehenden Sonntage waren Caroline, ihre Schwester, Juliane, ich und noch einige andre Mädchen sehr vergnügt bey einander. — Unter freundschaftlichen Scherzen und Zeitvertreiben floß uns der Tag frölich dahin. Caroline war, wie gewöhnlich, die heiterste unter uns und stimmte zu mancher Schäkerey den Ton an. Wer hätte denken sollen, daß sie nur noch wenige Tage hienieden wallen würde?

So

So überrascht der lezte Augenblick die vergängliche Hütte! — Wir verließen uns am Abend mit Zufriedenheit und Freude, mit dem Versprechen, einander bald wieder zu besuchen. Die Woche hindurch sprach ich jedoch Carolinen weiter nicht. Donnerstags schickten ihre Aeltern zu mir, und ließen mich bitten, ihre sehr gefährlich kranke Tochter zu besuchen. Denk dir das Schrecken, das durch meine Glieder bebte. — Ich schrieb an meinen Heinrich einige Zeilen, und gab ihm mit zitternder Hand von dem Vorfall Nachricht, dann lief ich zu Julianen. Sie wußts auch schon, kleidete sich an, und nun giengen wir mit einander zu unsrer kranken Freundinn.

Sie empfieng uns mit ausgestreckten Armen und mit ziemlichen Kräften. Ihr Blick war wild, aber ihre Miene lächelte uns sanft und hold entgegen. Ach mit welcher Geistesstärke forderte sie uns zur Gelassenheit auf! Ich weinte bitter, und sie rief mich näher, schloß mich in ihren Arm und sagte dabey: „Bey der Umarmung deiner kranken Freundinn fodre ich dich auf, daß du dich tröstest. Bald werd' ich wieder mit dir leben. Gott wird mir wieder aufhelfen!“ Sie brachts wirklich so weit, daß wir sie mit einiger Gelassenheit verließen. Den folgenden Tag Vormittags gieng ich allein hin. Alle Hofnung zur Besserung war auf einmal verschwunden. Sie fühlte sich auch selbst, aber o Gott! mit welcher himmlischen Gelassenheit sprach sie von ihrem Tode. Sie selbst wars, die mich stärkte, sonst hätt' ichs nicht aushalten können. Ohngefehr eine Stunde blieb ich

bey ihr, dann mußten wir uns trennen. — Sie hub an mir das lezte Lebewohl zu sagen, zwar mit Thränen, aber mit einer Stärke — ach! — Sophie, hier muß ich abseze, muß diese Scene übergehn, ich bin zu schwach, sie dir niederzuschreiben! — Doch, dies einzige: Sie bat, daß man uns allein lassen möchte, segnete dann mich und meinen Heinrich mit tausend himmlischen Segnungen und winkte nun ihren Freunden, wieder näher zu treten. Auch nicht ein Wort konnt' ich ihr sagen. Unter dem lautesten Schluchzen führte man mich aus dem Zimmer, und fuhr mich in einem Wagen nach Hause. Dort hab' ich den ganzen Tag in dem tiefsten Seelenschmerze zugebracht. — Ich würde noch untröstlicher gewesen seyn, wenn nicht immer noch ein Keimchen Hofnung in meinem Herzen gewesen wär, daß sie Gott mir dennoch vielleicht wiedergeben könnte.

Nachmittags besuchte sie Heinrich. Das schleichende Fieber, hatt' eben in ihr gewüthet. Sie sprach gar nichts zu ihm, reicht' ihm aber mit einem himmlischen Lächeln die glühende Hand, und drückte die seinige mit dem tiefsten Gefühl. Sie gerieth bald hierauf in einen Schlummer und Heinrich verließ sie.

Gegen Abend bekam sie neue Kräfte. Sie verlangte ein kleines Bret, das sie vor sich hin aufs Bette legte. Sie nahm dann Papier und Feder, und neben ihr auf ein Tischchen mußte man ihr Dinte sezen. Nun schrieb sie. Man wollt' es ihr widerrathen, aber sie bat dringend, und ließ sich nicht abhalten. Nach einer Weile sezte sie ab, behielt aber

das

das Blatt vor sich liegen. — Um acht Uhr schrieb sie wieder. Ihre Freunde saßen um ihr Bette, und waren untröstlich. Sie tröstete sie mit göttlichem Muthe. Da sie endlich aufhörte zu schreiben, bat sie Wilhelminen, den Brief sogleich vor ihren Augen zu siegeln, ihn aber so lange neben ihr liegen zu lassen, bis sies vollendet hätte, dann sollt' ihn ihre Henriette erhalten. Sie sank hierauf in einen ohnmächtigen Schlummer, in dem sie einige Stunden blieb.

Ohngefehr um Mitternacht nahm sie mit einer unaussprechlichen Ruhe von ihren Aeltern und Schwestern Abschied — und starb — ohne Zucken, ohne Röcheln — und den betenden Engelsblick gen Himmel gerichtet — — O Gott! Sophie, ich kann nicht weiter! Meine Brust bebt zu zerspringen!

Nachmittags.

Sonnabends früh gieng ich zu Wilhelminen, nachdem man mir schon vorher ihren Tod gemeldet hatte. Mit Zittern empfieng ich den Brief, und wagt' es nicht ihn sogleich zu lesen. — Mein Heinrich hat ihn für dich abgeschrieben, und du findest ihn hier beygelegt.

Wir all ihre Freund' und Freundinnen sind jezt stärker, als vor einigen Tagen. Morgen begraben wir sie, und ich wags mitzufahren. Gott verleihe mir Kraft, denn sonst würd' ich zu ohnmächtig seyn, meiner Freundinn dies lezte Opfer zu bringen. — Meinen Heinrich hab' ich jezt fast täglich bey Julia-

nen gesprochen, und dies war eine mächtige Erquickung für mich. Auch jezt werd' ich ihn bald wieder umarmen, den Theuern, und auf seinen Busen einige Thränen hinweinen. Aber er wird mir sie abtrocknen. Er läßt dich tausendmal grüßen. — Gott sey mit dir, meine Sophie! Tröste dich über Caroliuens Tod, denn auch wir sind schon um vieles beruhigt. Grüß deine Schwestern. Ewig deine

Henriette.

Adolph an Henrietten.

den 17. Febr.

Nun mag ich vollends von der Welt gar nichts mehr wissen. Vor war sie mir gleichgültig, nun ist sie mir verhaßt. Alles um mich her ist öde! Freuden giebts wohl für mich keine mehr, wenigstens siehts jezt nicht dazu aus in meiner Seele. — Ich wills Ihnen nur grade heraussagen: Ich habe Carolinen geliebt! Aber nur noch ganz im Stillen, auch ihr selbst hatt' ich noch nichts merken lassen. — Sie wissen jezt genug, um sich den Zustand meiner Seele vorzustellen.

Schon lange fühlt' ichs in mir, daß mich nichts anders heilen konnte von meiner öftern Mißlaune und Gleichgültigkeit gegen die Welt, als eine sanfte, theilnehmende Geliebte. Aber lange, lange sucht ich vergebens, eine aufzufinden, die für mein Herz wär. Ich lernt' endlich Carolinen kennen. Alles gefiel mir

mir an dem Mädchen, besonders das Freye, Ungezwungne in all ihrem Wesen. Ich war gar herzlich froh, daß Ihr Leute so eine genaue Freundschaft mit ihr anfiengt. Wenn ich in ihrer Gesellschaft seyn konnte, da wars mir wohl ums Herz, und auch alle andre Freuden, die mir sonst gleichgültig waren, fieng ich an stärker zu fühlen, wenn ich zugleich an Carolinen dachte. Ich würde mich ihr mit der Zeit entdeckt haben, aber ich wollte doch eines Theils vorher die Sache bey mir recht zur Reife kommen lassen, und zweytens wollt' ichs auch gern wissen, ob ich mir Hofnung machen könnte, dereinst ihre Gegenliebe zu erlangen, und ob ich nach ihrem Sinn seyn würde. Dies wollt' ich nun so nach und nach ausspähn, aber kaum daß ich angefangen habe, da legt sich das Mädchen hin und stirbt. Ha! das thut mir in der Seele weh! Wenns nicht Sünde wär — ich wüßte schon, was ich machte. Ich bin auf der Welt so nichts mehr nüze! — Aber was ich da rede! Möchten Sie doch ganz vor mir erschrecken: Vergeben Sie mir, liebe Schwester! Ich ließ mich hinreissen von der tiefsten Empfindung! — Aber das ist ein für allemal gewiß, daß ich von nun an auf die Liebe gänzlich Verzicht thue. Ich werd' ohnedies nicht lange leben, was sollt' ich also erst ein Mädchen zur frühen Wittwe machen. Dies scheint zwar einigermaßen widersprechend, weil ich vorher sagte, ich würde Carolinen mein Herz gegeben haben, aber — dort sprach mein Herz, und die ahndende Empfindung eines frühen Todes schwieg, konnte gar nicht mehr Raum in meinem Busen fassen. Jezt wachts wieder mit

desto stärkrer Kraft auf, und beschäftigt meine ganze Seele!

Gott im Himmel! warum mußte doch ein so liebes Mädchen so früh dahin sterben? Ach, 's ist gar nichts in der Welt! Wer nur schon droben wär. Da würds besser seyn! — Solch ein Mädchen, wie Caroline war, find' ich hier nicht wieder. Wenn ich mirs gleichwohl so recht bedenke, daß die nun gar nicht mehr ist, die die einzige Ruhgeberinn für mich hätte seyn können, ich nun auf immer verlassen umher irre, nie die Süßigkeiten der Ehe fühlen werde — ach, da tobts heftig in meinem Busen! Ich möchte weinen, aber es kömmt keine Thräne! —— Gott, was wird doch noch aus mir werden? Ists nicht äußerst traurig, liebe Schwester, gar nichts vor sich zu sehn, als öde Felsklippen, Irrwege und betrügliche Wasserbrücken?

Aber warum hör' ich nicht auf mit meinen Klagen? Der Herr hat sie genommen, sein Name sey gepriesen! Er hat nun einmal so gehandelt, und sein weiser Wille muß ewig seine erhabnen Rechte behaupten, muß tief im Staube angebetet werden! Ach du liebreicher Vater, vergieb mir doch meine öftre Unzufriedenheit mit meinem Schicksal. Freylich verirre ich mich jezt oft von dir, aber bald, bald kehre ich durch deine Kraft wieder zurück!

Was ich Ihnen jezt entdeckt habe, liebe Freundinn, das darf, außer Ihnen und unserm Heinrich, kein Mensch wissen. Ich will's tief verbergen in meinem

meinem Busen und einst mit mir ins Grab nehmen — Gern möcht' ich meine gute Henriette bald einmal sprechen. Ich werde Sie nächstens in Gesellschaft Ihres Heinrich besuchen. Dann sehn Sie mich doch wohl noch einmal so gern, als wenn ich allein käme? — Ach ich mag kämpfen, wie ich will, meine Seele kann den Tod der herrlichen Caroline nie vergessen. Sie schwebt ohn' Aufhören vor mir. Wenn ich auch einmal über die Traurigkeit siege, wenige Augenblicke — und mein Herz ist wieder so schwer wie vorhin! Bedauren Sie Ihren armen brüderlichen Freund

Adolph.

Heinrich an Henrietten.

Den 21. Febr.

Kann dich nichts aufrichten? O Geliebte, du mußt deine Zähren abtrocknen, mußt aufhören, den wühlenden Schmerz in deinem Busen zu nähren! — Ach ich fühls, was wir verloren haben, fühle dein innres Leiden mit dir, fühle den Kampf deiner Seele in meiner theilnehmenden Brust! aber — lebst du mir, ich dir nicht noch? Und, o des grosen Gedankens, lebt nicht der über uns, der mit ewiger Weisheit und Gnade all' unsre Schicksale regiert? Er hat unsre Freundinn genommen. Sie ist bey ihm, und dort werden wir sie einst auch wieder finden. Ist dies nicht ein erquickendes Bewußtseyn? Der Verlust eines unschäzbaren Gutes ist äusserst schmerzhaft, aber gewiß, er ists minder, wenn man versichert ist, daß

das verlorne Gut in die Hand eines Beſizers kam, der ſo ganz vollkommen und gut iſt, und gewiß beſſer damit umgehen wird, als wir; wenn man noch überdies die Zuverſicht hat, daß mans einſt wieder erhält, tauſendmal ſchöner, und mit vielfältigem Wucher?

Ja, ſie iſt bey ihm, die uns ſonſt immer ſo hold entgegen lächelte, ſich mit heiliger Freundſchaft in unſern Arm warf und an allen unſern Schickſalen ſo warmen Antheil nahm! dort lebt ſie in unausſprechlicher Klarheit, im Anſchaun Gottes, und ſchon hebt die Belohnung ihrer edlen Rechtſchaffenheit an.

Und mit welcher Geiſtesfreude verließ ſie dies Leben! So ſtirbt der, dem ein unbeflecktes Gewiſſen die herrlichſte Siegeskrone zeigt, wenn er den lezten Kampf hienieden vollendet hat! Wie kann der Tod nun ſolch einem Chriſten ſchrecklich ſeyn? Er blickt auf die durchlebten Tage zurück, und ſieht ſie alle mit ſchönen Handlungen bezeichnet, dort ſchleicht ein kraftloſer Alter, ſegnet ihn, und rühmts mit Jauchzen, daß er manche Wohlthat von ihm empfieng. — Freunde danken ihm laut für ſeine Liebe, weinen und ſegnen die himmelvolle Seele: Aeltern ſtehn am Todbette, preiſen und rühmen die Vorſicht, daß ſie ſolch' ein Kind ihnen gab, welches ſo gut, ſo rechtſchaffen und fromm war, ſegnen es mit den kräftigſten Segen und weinen eine anbetende Thräne. Aber was ſind all dieſe beruhigende Scenen beym lezten Zurückblicken ins Leben, was ſind ſie gegen den einladenden Blick Gottes? Dieſer überwiegt ſie erſt alle mit allmäch-

allmächtiger Stärke. Er lächelt dem Vaidvollendeten entgegen, segnet ihn und aus seinem majestätischen Munde tönen die feyerlichen Worte: Komm, du Geliebter! du warst über Wenigem treu, ich will dich nun über viel sezen! Geh' ein zur ewigen Freude deines Gottes! — Der Sterbliche horcht mit Entzücken, reißt sich los vom Erdengetümmel und schwingt sich zu dem auf, der so lieblich ihm zurief. Alle Unvollkommenheit und Schwäche bleibt hinter ihm zurück. Auch das Heer seiner Vergehungen, zu dem seine Schwäche im Leben oft ihn hinriß, traten noch einmal alle für seine Augen. Aber der Erlöser, zur Rechten des Vaters, stürzt sie tief in den Abgrund und spricht zum Vater: Nimm den Sterblichen auf, mit verzeihender Gnade, ich hab' ihn gerechtfertigt. — Nun dringt die Seele zum Throne, und ist glücklich — unaussprechlich — und ohn' Ende!

Faß dies alles recht tief in deine Seele, und sey dann getröstet. Ich bitte, ich flehe dich bey unsrer Liebe, unsrer unauflöslichen Verbindung. Gott, wenn der Schmerz so in dir fortwüthete, wie er dich gestern quälte, da ich bey dir war, wie lange würdest du das aushalten! Keine meiner Tröstungen vermocht' etwas über dich! Ich nahm deine Hand — du blicktest mich lächelnd an, aber in dem Augenblicke rollte wieder eine Thrän' aus deinem Auge hervor. Du nahmst nun meine Hand, trocknetest dies Auge damit, legtest sie dann an deine Wange, und, o Himmel, wie glühte sie, gleich den verzehrenden Stralen der Sonne am heissen Mittage! Weinen und

Lächeln wechselten unaufhörlich ab auf deinem Gesicht. — Ich war außer mir, wußte fast nicht mehr was ich sagen sollte. Bald hättst du mich auch hingerissen zur bängsten Ohnmacht. Aber noch zu rechter Zeit stärkte mich die Kraft Gottes! Dennoch konnt' ich dich nicht ganz beruhigen. Du zwangst dich zum Lächeln, da du den Abschiedskuß mir aufdrücktest, aber in deiner Miene lag tiefer Schmerz verborgen, und deine Umarmung war so bang, gleich als wär sie die lezte im sterblichen Leben. Was wars doch, das deine Seele wieder so zur tiefsten Trauer hinabstimmte? Du warst einige Tage daher so stark voll Fassung und Trost, und heute wieder so ganz außer dir, kountest durch nichts nur einen Augenblick aufgerichtet werden!

O laß unsre verklärte Freundinn nun unbeweint ihre Himmelswonne genießen. Sie ist namlos glücklicher als wir. Warum wollten wir fortfahren, den tobenden Schmerz in unserm Busen zu nähren? Sie bleibt entfernt von uns, trauerten wir auch durch unser ganzes Leben. Du kannst ihr eine Thräne weihn, oft in stillen Stunden heiliger Betrachtung, aber dieser zerfleischende Jammer — ach! er nagt am Herzen, wird die volle Wurzel untergraben und sie wird hinsinken, kraftlos, getödtet! Was soll dann Heinrich beginnen? Dann hat er Freundinn und auch Gattinn verloren! Nun wird der Schmerz in seinem Eingeweide wüthen und ihn auch hinstürzen zur Verwesung. So verlor nun die Welt drey gute Seelen statt einer, und die zwey, die der leztern nachstarben,

starben, waren doch dem Himmel vielleicht noch nicht so reif, wie die erste.

Veste, einzige Freundinn, hör dies Flehn der Liebe, das mit einem gerechten Seufzer aus meinem Busen empor steigt. Laß deinen Heinrich nicht vergebens bitten. Zwar, auch ich bin oft noch schwach, meine Seele zu trösten, aber ich kämpfe und hoffe den Sieg zu erringen. Um wie viel herrlicher wird er aber glänzen, wenn ich ihn mit Henrietten theilen kann! Ich verlasse dich mit der heissen Bitte, daß du Ruh erkämpfest. Der Segen Gottes weihe dich dazu ein! O möchtest du mir bald mit sanfter Seelenstille entgegen lächeln und mir zurufen: Ich bin beruhigt, und was die Vorsicht that, ist mir unerforschliche Weisheit!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

den 25. Febr.

Ich bin beruhigt, und was die Vorsicht that ist mir unerforschliche Weisheit! Heinrich, liest sie, die heiligen Worte, die deine Engelshand mir niederschrieb. Sie tönen zurück aus meiner Seele, die wirklich das fühlt, was sie ausdrücken! — Deine Tröstungen, mein Geliebter, vermögen viel über mich. Sie sind mir das, was der helle, erquickende Thau am Sommermorgen dem welken Grase ist. — Ich war bang' und untröstlich! Mein gepreßter Busen vermochte kaum zu athmen! Das müdgeweinte

Auge

Auge schmachtete nach Ruhe! — Da kam Juliane, brachte mir deinen Brief; ich riß ihn auf — und auf einmal schwands hinweg von meinem Auge, wie der Nebel bey der Morgendämmerung, wenn die Sonne nun emporsiegt. Alles ward hell um mich her, über mein Gesicht goß sich ein sanftes Lächeln, die Last fiel vom Busen, und ein bebendes, unnennbares Entzücken durchdrang meine Seele.

Vater! Vater! vergieb mir, daß ich mit meinem untröstlichen Schmerze dich so mächtig beleidigte! Er ist vorüber! Du hast mich durch meinen Heinrich erquickt. Ich fühle mich nun stark, deine göttliche Regierung zwar mit Staunen, aber mit Ruh anzubeten. Erbarmer, laß mir dies süße Geschenk der Ruhe! Laß mir diesen Segen, du, ohn dessen Beystand und Gnade all unser Bestreben nichts ist!

Ach Lieber, ich weiß selbst nicht, was es war, das mein Herz so zur tiefsten Trauer hinabstimmte! Fast möcht' ich diese Empfindung Ahndung nennen. Ich fühlte zugleich solch ein Beben in mir, und eine Furcht — Gott allein weiß, was es war. Heinrich, wenn ich nun Carolinen — bald — doch nein! Dies sind nur noch Nachwehen von dem zu heftigen Schmerze. Ich werde leben, mit dir verleben — eine Reihe wonnevoller Jahre! — O des süßen Gedankens! Er bringt mir vollends meine Ruhe wieder! Daß ich dich habe, daß du mein bist, du, der Jünglinge Bester — o welch ein kräftiger Trost für dies arme Herz, das jezt so gepreßt empor schlug!

Aber,

Aber, Heinrich, wenn ich nun diesen Kummer bekämpft habe, und die heilige Stille nun anhebt in meiner Seele, dennoch kann ich nie ganz ruhig seyn. Eine neue Traurigkeit schleicht sich in meine Seele. Wilhelms unselige Neigung zu deiner Henriette, ach! vor die zittr' ich. Schon oft verrieth mirs seine drohende Miene, die er, ohne daß dus bemerktest, auf dich warf, daß er dir Verfolgung geschworen hat. O er bedenkt nicht, daß er mir sie zugleich schwur. Wenn er uns nur nicht etwa verriethe! Gott! wenn er uns verriethe an den Vater, die Mutter, die schon zuvor so hart gegen mich waren, und unbeweglich bey der Trauer meiner Seele! Wie sollts denn deiner Henriette ergehn? Und was würd' aus dir werden.

So wechselt Ruh und Bangigkeit, Empfindung der Wonne und des Schmerzes in meinem Herzen ab. Der Erbarmer blicke mit einem Auge der Liebe auf mich herab, daß ich stark sey in den Augenblicken der Prüfung. Fahre fort, du Einziger, mit deinen erquickenden Tröstungen mich zu unterstützen. Sie allein machen mirs leichter ums Herz, und stillen den innern Kummer, denn sie flossen aus dem Herzen des ganz für mich geschafnen Heinrich, der so gut ist und mit ganzer Seel' an Gott hängt!

Gestern besucht' ich Wilhelminen. Auch in ihrer Seele wirds bald wieder still werden. Dein Gedicht auf den Tod ihrer Schwester ist ihr sehr theuer. Sie spricht oft von dir und läßt dich bitten, du sollst nun nicht etwa alle Bekanntschaft mit ihrem Hause aufheben.

heben. Auch die Aeltern sprachen von dir. Sie lieben dich alle recht herzlich. O Heinrich, wie mir das so süß war. Ich bin ihnen nun noch einmal so gut, da sie so warm von dir sprachen. — Aber wie mirs jezt so artig ums Herz ist, wenn ich in dem Hause bin! Alles so todt, so still und einsam. Die feurige Caroline belebt' alles. Wenn sie zur Thür herein kam, kam Anmuth und Leben mit ihr. Und wie ich ihr so gern zuhörte, wenn sie sprach. Wie sie mich so recht aus Herzensgrunde trösten konnte, wenn ich einen Kummer hatte! — Jezt ist alles leer, wo ich hinblicke. In dem Zimmer, das die beyden Schwestern zusammen hatten, steht und liegt alles noch so, wie sies verließ. — In dem einen Fenster ein Tischchen mit einem Schreibpult, worauf einige abgeschriebne Gedichte liegen. Drum eine Menge Briefe von ihren Freundinnen. Im Fenster Kretschmanns Bardenlieder, Klopstocks Meßias, Lavaters Predigten, Sintenis Menschenfreuden und einige französische Bücher. An der Seite noch eine ganze Glasköthe voll Bücher. Auf dem Sopha lag ein Band geistlicher Lieder und eine Bibel. Auf dem Klavierpulte waren Vanhallsche Sonaten und der Tod Abels. Ihr lezter Anzug lag zerstreut hier und da auf den Stühlen, noch so, wie sie ihn selbst hingeworfen hatte. Bester Heinrich, das war ein sehr wehmüthiger Anblick! Das vollendete Mädchen schwebte mir jezt lebhafter als jemals vorm Auge, und ich und Wilhelmine weinten beyde, so lange wir in dem Zimmer waren. Das gute Mädchen sagte, es wär' ihr fast unmöglich, die Sachen in Ordnung

zu

zu bringen. Sie wünschte, daß alles auf ewig so könnte stehn und liegen bleiben. Ich glaubs dem guten Kinde. Mir wärs selbst so, und ich würd' in dem Falle nicht nachlassen, meine Aeltern so lange zu bitten, bis sie mir erlaubt hätten, alles so lassen zu dürfen. — Heinrich, ich darf dich wohl nicht erinnern, daß du Wilhelminen bald besuchst. Gewiß, dein freundschaftliches Herz wird dich selbst dazu auffordern.

Nun muß ich fort. Ich hoffe dich bald bey Julianen zu umarmen, und dann will ich dirs mit meinem eignen Munde versichern, daß ich über Caroline's Tod um' vieles beruhigt bin, und dies durch deine Tröstungen, durch deine Liebe! Leb wohl, du Theurer!

Henriette.

Heinrich an Sophien.

B** den 5. März.

Deinen lieben Brief hab' ich gestern erhalten. Morgen stell ich ihn Henrietten zu. Mädchen, deine Empfindungen sind herrlich, und deine Tröstungen werden das Herz meiner Henriette, das sich, Gott sey Dank! wieder zur Ruhe neigt, vollends ganz aufrichten. Nimm ihn hin, den wärmsten Dank, für all deine freundschaftliche Liebe! Gott wird dirs vergelten und dich segnen!

Wilhelms Liebe zu Henrietten wird uns mit jedem Augenblick furchtbarer. Er verfolgt sie mit beständi-

ständigen Versuchen auf ihr Herz, und mich mit unversöhnlichem Hasse. Fast möcht' ichs nicht mehr wagen, auf sein Zimmer zu kommen. Er besucht auch mich jezt fast gar nicht, und gegen August nimmt er ein sehr zweydeutiges Betragen an, bald ausserordentlich freundschaftlich, bald wieder kalt. Laß dir einen Vorfall erzählen, der vor einigen Tagen im S...schen Hause geschah. August kam Vormittags zu mir, bat mich zu Julianen, und sagte mir zugleich, daß Henriette hinkäme, Wilhelm aber verreiste. Dies war nun eine herrliche Einladung, denn es ist seit einiger Zeit was sehr seltnes, daß ich und meine Henriette bey Julianen ohne Wilhelm vereint seyn können. Ich hofte auf einen Tag der süßesten Wonne, und eilte um drey Uhr zu Julchen. Wilhelm empfieng mich. Ich staunte, und kount' ihn kaum begrüßen, so erschrocken war ich. Er betrug sich sehr aufgeräumt und recht gefällig gegen mich. Juliane saß am Nebtisch. Ich küßt' ihr die Hand, aber sie wagt' es nicht, mich anzublicken, weil ihr Bruder sehr genau auf uns Acht gab. Er stellte sich hierauf in das eine Fenster, ich in ein andres, und unter uns Dreyen herrscht' eine tiefe Stille. Jezt kam Henriette die Strasse herab. Wilhelm, wie ein Pfeil vom Fenster und aus dem Zimmer. — Das mußt' ich nun so mit ansehn, meine Gute, mußt' im Fenster stehn bleiben, mußt' einen Jüngling, der noch dazu feindselig gegen mich gesinnt ist, meine Henriette, meine Gattinn mit ofnen Arm der Liebe empfangen lassen! — Seine Entfernung verschaft uns inzwischen den Vortheil, daß mir Juliane in der Eil

erzählen

erzählen konnte: Wilhelm hätt' unsre Veranstaltung gemerkt, und da hab' er sogleich seine Spazierfahrt eingestellt und es seinen Gesellschaftern aufsagen lassen. Wir sprachen noch von der Sache, als Henriette an Wilhelms Arm hereintrat. Solltst du nun die Siegsmiene gesehn haben, mit der er mich jezt anblickte. Aber Henriette war voll Unruhe. Ich wankt' auf sie zu, küßt' ihre Hand und konnte fast kein Wort aufbringen. August kam bald drauf, und nun wär mir die Scene bald komisch worden, so fatal sie mir eigentlich war. Er staunte auch, da er Wilhelm sah, und begrüßt' ihn mit einiger Kälte. Nun ward Pantomime gespielt. Die Mädchen flüsterten einander ins Ohr. Ich stand im Fenster. August nahm seine Zuflucht zum Klavier, und Wilhelm gieng mit sonderbaren Gesichtszügen im Zimmer auf und ab. Bald drauf kam der Caffee und gab der Scene eine andre Wendung. Es ward auch nun hin und wieder etwas gesprochen, besonders ward Wilhelm immer lauter. Sein Betragen gieng bald zur Unverschämtheit über. Denk, was er that. Henriette hatt' einen Veilchenstrauß vorstecken. Es waren die erstlen Veilchen, die ich bey dem zeitigen Frühjahr gestern schon gefunden, und meiner Henriette durch Julchen zugeschickt hatte. Dies Sträuschen riß er in der Geschwindigkeit weg, und beschönigte seine dumme Handlung dadurch, daß er sie für einen Scherz erklärte. Hier ward meine Geduld entsezlich geprüft. Henriette sprach kein Wort dazu, aber sie gab ihm einen Blick voll Verachtung. Dies rührt' ihn nicht. Er lief mit den Veilchen weg, kam sogleich wieder,

und brachte Rosen und andre Blumen, die er ihr davor gab. Sie wollte sie anfangs nicht annehmen, doch that sies hernach, und steckte sie, welches mir erstlich etwas fremd vorkam, sogar an Busen. Sie thats, wie sie mir hernach sagte, nur darum, um eines Theils Wilhelm nicht noch boshafter zu machen, mehr aber deswegen, um mir die Blumen hernach von ihrem Busen hinweggeben zu können. Nun bließ sich der theure Jüngling erst recht auf. Er fieng sogar an über die Veilchen zu spötteln, denn er mochts wohl merken, daß sie von mir gewesen waren. Der Einfältige! Gesezt auch, die Veilchen waren kein Straus der Liebe, sie verdienten dennoch Vorzüge, denn sie waren die ersten Blumen des Lenzes, die die Mutter Natur freywillig hervorbrachte, und die seinigen nur erkünstelte Blumen von der Hand des begierigen Gärtners.

So eilte nun ein großer Theil des Nachmittags hin, ungenüzt und ohne Freuden für die Liebenden. Aber der Himmel hatte beschlossen, uns heute noch Freude zu gewähren. Ohngefehr um fünf Uhr kam ein Bedienter und rief Wilhelm zu einem nöthigen Geschäft. Er wollte durchaus nicht gehn, mußte sich aber dennoch dazu bequemen. Ein altes Mütterchen auf einem zu B... gehörigen Dorfe, der er in Proceßsachen schon oft gedient hatte, war jählings krank geworden. Sie wollt' ein Testament machen, und da mußt' er als Notarius nothwendig dabey seyn. Er murmelte manchen Fluch vor sich weg, lief, da der Wagen kam, mit einem verdrüßlichen: „Ich empfehle

empfehle mich!“ fort, und warf sich in den Wagen. Dies alles gieng sehr jählinq hintereinander, so, daß wir ganz betäubt waren. So bald er aber fort war, sammelten wir uns wieder, und unser Herz öfnete sich nun der Freude. Ich lief sogleich zu Henrietten, von der ich bisher weit entfernt gesessen hatte, und sank in ihren Arm. Nun gehörten wir uns, und in der glücklichsten Vereinigung floß uns der übrige Theil des Nachmittags dahin. Wir beschlossen, nicht weiter an Wilhelm zu denken, weil dies unsre Freuden nur getrübt und Mißlaune in unsre Seelen würde gegossen haben. Wir unterhielten uns vielmehr mit dem Andenken an den gütigen Trost, den der Erbarmer uns zugesendet hatte, konnten mit sanfter Seelenruh an die verklärte, glückliche Caroline denken, und uns gemeinschaftlich auffordern, allen Gefahren muthig entgegen zu gehn, wärs auch selbst der fürchterliche Feind des Lebens, der über unsre Scheitel am Morgen der Tage dahinschwebte. August und Juliane, dies herliche liebenswürdge Paar, vereint oft seine Empfindungen mit den unsrigen. So rückte die Stunde der Trennung heran.

Noch ein Weilchen vorher begab sich ein komischer Auftritt. Der Bediente, der Wilhelm vorhin abholte, kam plözlich vors Haus gesprengt, und dann in vollem Rennen die Treppe herauf. Ganz außer Athem forderte er Wilhelms Notariatpetschaft, welches dieser vergessen hatte. Ein Glück, daß Juliane einen Hauptschlüssel hatte, sonst hätte sie nicht auf sein Zimmer gekonnt. Sie gieng, fand das Petschaft

bald, gabs dem Kerl und er sprengte wie unsinnig wieder fort. Ich bin kein Schadenfroh, das weißt du, Sophie, aber jezt mußt' ich recht aus Herzensgrunde lachen. Stell dirs vor, Mädchen: da mußte die ganze hochansehnliche Versammlung beym Licht in der kleinen Dorfstube sizen, auf Wilhelms Untersiegeln warten, und das Greißen der alten Mutter nun so ein Stündchen anhören: Und den Herrn Wilhelm selbst hätt' ich erst sehn mögen. Er mag manchen Fluch verschwendet haben, auch auf uns vielleicht, ob wir schon an seiner Unachtsamkeit nicht die geringste Schuld hatten.

Aber, meine Sophie, was denkst du im Ernst von Wilhelm? Der Vorfall, den ich dir jezt erzählte, ward zum Scherz, aber wirds immer so seyn? Und wird nicht Wilhelm alles mögliche anwenden, uns schädlich zu werden? Ich bin voll banger Furcht, wenn ich daran so recht mit Nachdruck denke. — Wenn die Vorsicht nicht unsre Schicksale regierte — o meine Freundinn, wie oft hab' ich schon erfahren, daß sie, die Allgütge, die einzige Zuflucht, die einzige Hofnung ist. Ich will mich fest, unzertrennlich fest an sie anhängen, und nicht von ihr weichen. Auch für dich, für dein Leben, meine Sophie, sieh ich sie mit heisser Zuversicht an!

Heinrich.

Hein-

Heinrich an Henrietten.

den 20. März.

Du batst mich, ich sollte dir schreiben, wie mirs in Z... gefallen hätte, wo ich mich gestern endlich entschloß, einen Besuch abzustatten. Hier hast dus. Gut und nicht gut! Ich habe viel gelacht, aber mich auch eben so viel geärgert. Der Herr von W. ist ganz Landjunker. Schon die zweymal, die ich ihn nebst seiner Frau in deinem Hause sprach, schien er mir der zu seyn, den ich gestern wirklich an ihm fand. Ich will dir einigermaßen die Geschichte des Tages erzählen.

G... begleitete mich. Der Herr von W. empfieng uns nicht selbst, sondern seine Schwägerinn, die Frölen Jeannette. Sie führt' uns durch ein Zimmer, in dem eine Menge Bauern mit vieler Ehrfurcht, die Mützen in der Hand, standen. In einem Fenster saß der Herr Gerichtshalter, sehr beschäftigt, und hatte kaum so viel Zeit, unsre kurze Begrüßung zu erwiedern. Hier sollt' also, wie du dir leicht denken kannst, ein Gerichtstag gehalten werden, und unsre ergebenste Aufwartung war ohne Zweifel heute nicht zur rechten Zeit angebracht. Jeannette blieb lang' allein bey uns, und unterhielt uns recht allerliebst. Eine weitausgebreitete Lektüre, ein leidlicher Verstand und ein gutes Herz, drey Dinge, die zureichend sind, die beste Unterhaltung zu verschaffen. Sie sprach auch viel von dir und deinem Hause mit uns, und du weißt schon, daß ich in den Ton im-

mer aus vollem Herzen einstimme. Sie sagt' uns unter andern auch, daß heut' ein außerordentlicher Gerichtstag wär, der wegen eines gewissen Ungehorsams der Unterthanen hätte müssen angestellt werden, und entschuldigte zugleich aus dieser Ursache die Abwesenheit des gnädgen Herrn. Sie sezte hinzu, sie fürchtete sich diesmal ordentlich davor, denn es würde gewiß viel Weitläuftigkeit sezen, und ihr Schwager übereilte sich dann oft bey solchen Gelegenheiten.

Ohngefehr nach einer halben Stunde hörten wir den Herrn von W. in die heilige Gerichtestube kommen. Da diese nur durch eine Holzwand von unserm Zimmer unterschieden war, so konnten wir fast alles vernehmen, was vorgieng. Der gnädge Herr sezte sich, als Präsident, als Gerichtsbeysizer und Schöppe, und alles, was sich nur von Beysizzungen denken läßt, denn er war der Einzige auf seinem bestimmten Plaz, und nun hub die Handlung an. Die Worte selbst konnten wir so genau nicht verstehn, doch aber so viel entdecken, daß sich die Bauern beklagten, sie würden entsezlich gedrückt, und würden sich den neuen Hofetag schlechterdings nicht gefallen lassen. Der Streit ward anhaltend und hart, und der Präsident hatte den Lüften schon manchen Fluch übergeben, woran sich aber die Inquisiten nicht im geringsten zu kehren schienen. Endlich beklagten sie sich auch noch, daß man so hart gehandelt, und ihnen, zur Strafe ihrer bisherigen Weigerung, ihre Kühe, das Beste ihrer Nahrung, aus den Ställen genommen hätte und indeß nuzte, ihnen vielleicht noch obendrein,

drein, als frembem Vieh, sehr wenig Futter geben würde. Nun dacht' ich, der Herr würde 's ganze Schloß auf einmal niederreissen. Du weißt, daß er mit der Sprache nicht fortkömmt und entsezlich stottert. Dies macht ihn immer aufgebrachter, und er konnt' auf die Lezt gar nichts mehr sagen, stampfte nur mit dem Fusse. Der Gerichtshalter that was er konnte, die Sache wieder in Güte beyzulegen, aber der Herr hatte die Vernunft verloren, die Bauern auch, und so wars denn unmöglich.

Die Bauern mochten das Ding endlich satt haben. Sie bedeckten ihre Häupter, und zogen nach der Reihe alle mit einander zur Thür hinaus. W... hinter ihnen drein mit entsezlichen Flüchen. Nun war die Frölen in Seelenangst. Sie riß die Thür auf und stürzte nach, um vielleicht etwas vermitteln zu können. Umsonst! Der Zug gieng die Treppe hinunter. Wir liefen ans Fenster. Das war ein schöner Anblick! Die Bauern lärmten im Hofe herum. W. . . stand mit einem armesdicken, knotigten Stocke beym äußern Thore, dräute den Bauern mit seinem Gewehr, und wollte sie nun auf die Art zum Gehorsam bringen. An der Hausthüre stand seine Frau mit Jeannetten, und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Uns war selbst äusserst bang' dabey, denn wir sahn jeden Augenblick, wenn die Bauern sich über ihren gnädgen Herrn hermachen und ihn derb ausprügeln würden. Der Gerichtshalter, der sich oben zum Fenster herauslegte und den Leuten mit guten Worten zuredte, trug das meiste bey, der fürchterli-

chen aber zugleich so lachenswürdgen Scene ein Ende zu machen. Die Bauern entschlossen sich endlich gutwillig wieder heraufzunehn. Hannchen kam jezt zu uns gelaufen, und führt' uns in ein ander Zimmer, damit wir nicht etwa noch einmal dergleichen Auftritten beywohnen dürften. Ich weiß nicht, warum dies nicht gleich geschehn war? Aber — beynah errath' ich die Ursache. Vielleicht sollten wir inne werden, wie erhaben es aussäh, Herr eines Dorfs zu seyn, und beym Gerichtstage zu präsidiren. Nur Schade, daß es so ablief!

In dem Zimmer, wo man uns nun hingeführt hatte, fanden wir die Frau vom Hause ganz entkräftet und auf einem Sopha. Sie zwang sich ruhig zu scheinen, und dachte nicht mit einem Wört an den Vorfall. Ich bin mit der Dame auch ganz gut zufrieden, und bedaure sie von Herzen, daß sie den wilden, unpolirten W... zum Mann kriegte. Nur eins möcht' ich an ihr tadeln. Sie scheint mir nicht ganz aufrichtig zu seyn, es oft gar nicht so zu meynen, wie sie redet, und gern andre im Stillen zu verkleinern, ob sie gleich gegen Leute, mit denen sie nicht genau umgeht, fast von Jedermann gut und liebevoll spricht. O meine Henriette! welch ein gewöhnlicher Charakterzug ist doch dies jezt unter unsern Brüdern und Schwestern. Alte deutsche Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit, wo bist du hin? Ueber deine Entfernung klagte schon manches Gedicht, manche Moral, manche Romane und Schauspiele; aber was hilft all' ihr klagen?

Laß

Laß dir nun noch das Entsezlichste erzählen. W. . . kam nach geendigtem Gerichtstage mit einer siegsvollen Miene zu uns und begrüßt' uns, seinen knotigten Heldenstab in der Hand. Ich glaubte, seine Frau würd' in Ohnmacht sinken, und doch konnte sies nicht ändern. Er war nicht so zurückhaltend wie sie, sondern fieng gleich an von der Sache zu reden. Er mochte froh seyn, daß er vor diesmal eine so gute Unterhaltung für seinen Besuch hatte, denn daran mags ihm sonst wohl sehr fehlen. Er war voll Siegs und glaubte, er hätts durch seine Drohungen so weit gebracht, daß sich die Unterthanen wieder stellten. Die Sache war endlich dahin eingelenkt worden, daß die Bauern ihr Vieh wieder bekommen, aber zur Strafe ihres heutgen Ungehorsams jeder zehn Thaler erlegen sollte. Wer das Geld in drey Tagen nicht schafte, sollte in den Thurm geworfen werden. Was den neuen Hofetag betraf, so sollte die Sache höhern Orts anhängig gemacht werden. Hier ein Zug von Hannchens menschhelden Charakter. Sie nennt' einige Bauern, die äußerst arm waren, sich überdies ohne Zweifel nur durch die Menge zum Ungehorsam hatten mit hinreissen lassen, und bat für sie um Erlassung der Strafe. Das war was für mich. Ich stimmt' ihr gleich bey. W. . . blieb erst unbeweglich, aber wir brachtens doch endlich so weit, daß ers uns versprach. — Um die Lezt ward uns der Mann fatal, denn er sprach kein andres Wort, als von der Zänkerey. Wir wollten um sechs Uhr fort, aber unsre Wirthinn ließ es schlechterdings nicht zu. Wir mußten vorher eine Abend-

mahlzeit einnehmen, und fuhren also erst ganz im Finstern weg. — Leb wohl Z... So bald komm ich nicht wieder hin, wärs denn in deiner Gesellschaft.

Hier, liebes Mädchen, hast du also die Geschichte des gestrigen Tages. Lang genug hab' ich mich dabey aufgehalten. Aber so ists, wenn man einmal ins Erzählen kömmt. Nun noch etwas, das uns betrift. Heute Vormittags war Wilhelm bey mir. Er ist sehr einfältig, wenn er glaubt, daß ich seinem freundschaftlichen Betragen traun soll. Er bat mich, ihn nächstens auf sein Landgut zu begleiten. Wie konnt' ich anders, als es ihm zusagen? An die theure Henriette haben wir nun freylich nicht mit einem Wort gedacht. Deste tiefer warst du mir in der Seele. Allein ich ward traurig, wenn ich mirs so recht dachte, daß der Jüngling, der unsrer Liebe Verfolgung droht und uns vielleicht noch viel frohe Stunden verbittern wird, da vor mir stand, eingehüllt ins Kleid der Aufrichtigkeit und redlichen Freundschaft!

Aber ich muß dich verlassen, meine Liebe! Geschäfte rufen mich weg. Gott sey mit dir! O möcht' ich dich bald wieder umarmen!

Heinrich.

Heinrich an Sophien.

B... den 29. März.

Diesmal schreib ich dir zwey recht verschiedne Dinge, das eine ist mir herzlich angenehm, aber an das andre möcht' ich lieber gar nicht weiter denken. Doch will ichs noch einmal, um es meiner lieben Freundinn mitzutheilen.

Vor einigen Tagen war hier ein weitläuftiger Ball, den ein gewisser Kaufmann gab. Henriette und ihre Aeltern waren eingeladen und auch ich, denn ich diene dem Kaufmann in verschiednen Processachen. Tags vorher war ich bey P...s. Seit vielen Monaten war die Mutter nicht so gütig gegen uns, wie an diesem Tage. Henriette und ich waren wie neugeboren, denn bisher waren wir nur verdrüßliche oder doch wenigstens kalte Blicke von ihr gewohnt. Du kannst dir leicht vorstellen, Schwester, daß ich mir die Augenblicke zu nuze machte und recht geschäftig um unsre Mutter her war. „Henriette, sagte sie einmal, was wirst du denn morgen anziehn?" Mir ists eins, Mama. Was sie befehlen. „Ich dächte, wir ließens den Herrn Vetter entscheiden."

Ich. Darf ich fragen, was sie vorhaben? — Ich wußts längst. —

Mutter. Wir sind zum Ball eingeladen zum Herrn M...

Ich. Sie sind beym Ball? Ich auch.

Mut-

Mutter. Wie kommen Sie dazu?

Ich. Ich bin Patron.

Mutter. Nun, desto besser! Sie können mit uns fahren, wenns Ihnen gefällig ist. Wir haben unsern eignen Wagen.

Henriette stand hinter ihrem Stuhl, mir gegen über, und lächelte mir mit freudigem Blick zu. Ich küßte der Mutter die Hand und dankt' ihr vor die gütge Erlaubniß. Sie blickte mich recht mütterlich an. Bis spät am Abend war ich hier. Der Vater war in Gesellschaft. Sie fuhr fort, ihren Kindern liebevoll zu begegnen, und erzählte mit vieler Laune die übrigen Gäste, sezt' auch hier und da komische Anmerkungen hinzu. — Wie die Sonne, die Monate hindurch in dicke, schwerbelastete nächtliche Wolken gehüllt war, neue Wonne, neues Leben in die Seele der Erdenbewohner ausgießt, wenn der anhaltende Regen nun aufhört, die finstern Wolken sich trennen, der blaue Himmel wieder herablächelt und auf Stauden und Bäumen die hellen Tropfen blinken: so goß dies ungewohnte aber längstgewünschte gütge Betragen unsrer Mutter neue Wonne, neues Leben in unser Herz. Auf einmal lag uns die glücklichste Zukunft vor den zärtlichen Augen. So bald uns die Mutter ein Weilchen allein ließ, flogen wir einander ans Herz und sprachen von nichts, als von der Hofnung, daß die Mutter mit der Zeit noch ihr Vorurtheil fahren lassen, und wir ohne schmerzhafte erschütternde Stürme die glücklichste Vereinigung erlangen würden.

Voll

Voll innrer Wonn' und Zufriedenheit verließ ich — meine Mutter — und meine Gattinn!

Tags drauf gieng ich, oder flog vielmehr noch vor der bestimmten Zeit wieder zu ihnen. Meine Eilfertigkeit brachte mir keinen Vortheil. Ich kriegte lange Zeit weder Mutter noch Tochter zu sprechen. Das hätt' ich mir zuvor denken können, daß man jezt mit Puzen beschäftigt war. Ich war ganz allein im Zimmer, und nahm meine Zuflucht zum Klavier. Da phantasirt' ich meine Empfindungen aus. Der Vater kam nach einer Weile herein. Ich lief auf ihn zu. Seine Miene trug den gewöhnlichen Ernst. O sagt' er, nach einer freundschaftlichen Begrüßung, lassen Sie sich nicht stören, ich hörs herzlich gern. Dieser Wink war mir süßer Befehl. Ich eilte wieder zum Klavier und spielte alle nur mögliche Stücken, von denen ich glaubte, daß sie nach seinem Geschmack seyn könnten. Ich trafs. Sehr lange hört' er mir aufmerksam und frölich zu. Sie spielen herrlich, Vetter, sprach er, und kam zu mir her. Nehmen Sie dies kleine Zeichen meiner Freundschaft. Er drückte mir ein Goldstück in die Hand. Ich wollts nicht annehmen, aber das hätt' ihn bald beleidigt. Ich mußte schlechterdings. Sein Einfall kam mir inzwischen nicht fremd vor. Ich kenn' ihn schon in dem Falle. Er ist in der Laune eben so freygebig, als er im Verdruß karg ist, und beydes auf eine sonderbare Art. So sind die meisten vornehmen Reichen.

Er

Er gieng hierauf bald auf sein Zimmer, ich blieb aber nun nicht mehr lang' allein. Eine Grazie trat herein und flog in meinen Arm. Ich war voll Entzücken, aber es durchdrang mich auch zugleich eine kleine Furcht. Fast schiens, als hätten sich all' ihre Reize versammelt und mit Kraft ausgerüstet, Jünglingsherzen zu verwunden. Sie trug das Kleid, das ich gestern vorschlug. Wir giengen einerley, beyde weiß, ohn' alles Glänzende. Eine einzige blaßgrüne Schleife — ich gab sie ihr gestern — prangt' an ihrem Busen. Wenns irdische Engel giebt, so war sies gewiß. Ihre Wange glühte und ihr Herz schlug mir freudig entgegen. Am zärtlichen Finger steckte der Ring der Treue, aber ein Handschuh bedeckt' ihn. Die Mutter kam nun auch. Sie war kälter, als gestern, aber doch noch voll Güte. Eine Frührose steckt' an ihrem Busen. Sie nahm sie hinweg und gab sie der Tochter. Dich, sprach sie, wird sie besser kleiden. Sie prangte nun über der Schleife, und verschwendete all' ihre Reize. Aber die lächelnde Wange des Mädchens beschämte die Rose.

Jezt schlug die bestimmte Stunde und der Wagen rasselte im gewölbten Hause hervor. Wir giengen die Treppe herab. Ich führte die Mutter. Henriette gieng mit dem Vater. Aeltern und Kinder sezten sich nun in den Wagen. Gott, wie war mir in diesem Augenblicke so wohl ums Herz! Ach, dacht' ich, wenn uns doch der Wagen jezt zum Traualtar führe. Ich träumte mich nun hinaus in die freudenvollste Zukunft, und saß schweigend im Wagen. Auf einmal

einmal hielt er. Unser Wirth empfieng uns mit herzlicher Freundschaft. Der Saal war schon voll, als wir heraufkamen. Die Gesellschaft war durchaus bürgerlich, bis auf einen Fähndrich, der sich selbst hatte melden lassen. Kaum waren wir herein, so waren Aller Augen auf uns gerichtet. Die Jünglinge staunten uns an und die Mädchen flüsterten sich ins Ohr. Henriette heftete den demüthigen Engelsblick zur Erde. Sie begrüßt' ihre Bekannten und sezte sich dann in ein Fenster.

Unser Wirth eröfnete mit Henriettens Mutter den Ball, nachdem vorher die belasteten Teller und die geistvollen Weingläser fleißig herumgegangen waren. Noch war die Solomenuet nicht ganz zu Ende, so eilt' ich schon zu Henrietten, und forderte sie feyerlich zum Tanz auf. Der Menuettakt leyerte fort, wir mußten uns also auch dazu bequemen. Da unser erster Tanz zu Ende war, komt' ich das Mädchen lange nicht wieder an meine Seite kriegen. — Eine Menge theils komischer, theils sonderbarer Scenen könnt' ich dir von dem Abend an erzählen, aber das wär nicht für einen Brief. Ich eile nur zur Erzählung dessen, wovon ich dir oben sagte, daß ich nicht einmal gern daran zurückdenke.

Der angemeldete Baron war ein ungeschliffner Fähndrich, der nur jüngst die Junkeruniform verlassen hatte. Er muß inzwischen in Ansehung des Frauenzimmers keinen üblen Geschmack haben. Mein Mädchen gefiel ihm. Ohn' Aufhören stand der Kerl vor ihr und schwazt' ihr einfältiges Zeug vor. Sie

klagte

klagte mirs bey erster, bester Gelegenheit, bat mich aber zugleich, nicht etwa Weitläuftigkeiten anzufangen. Wenn ich dem sanften Mädchen gefolgt hätte, so wärs gut gewesen. Aber dies Bitten war in Wind geredt. Ich sann auf Mittel, dem Kerl eins aufs Maul zu geben. Was ich dir nun erzähle, Sophie, macht deinem Heinrich freylich nicht viel Ehre, das muß ich vorher sagen. Aber, es ist doch einmal geschehn, und ich erzähl' dirs nun so, wies ist, ohne Veränderung. Die gesuchte Gelegenheit zeigte sich bald. Ich saß neben meiner Henriette. Er kam und foderte sie zum Tanz auf. Sie ist versagt, sprach ich, mit vieler Höflichkeit. Er gieng, aber mit boshaftem Lächeln. Wir tanzten nicht. Henriette gieng mit einigen Mädchen aus dem Saal, und ich blieb tiefsinnig sizen. Da sie wieder zurückkam, fieng man eben an pohlnisch zu tanzen. Wir traten an. Es verzog sich noch ein Weilchen mit dem Anfange. Ich sah mich nach Jemand um, gab grade gar nicht Achtung auf meine Tänzerinn, und auf einmal kam der Fähndrich, riß sie von meiner Hand hinweg, und trat gleich oben nach dem ersten Paare mit ihr an. Da stand ich nun — allein, und ohne Tänzerinn. Ein Gelächter entstand unter denen, die am nächsten dabey waren. Dies brachte mich noch mehr auf. Ich warf mich in einen Stul und mein Auge funkelte Rache. — Henriette würde sich gewiß von dem Kerl losgerissen haben, wenn sie nicht voll von der edeln Sorgfalt war, alle weitläuftige Zänkereyen zu vermeiden, und lieber eine Ungerechtigkeit zu dulden.

Der Tanz war zu Ende, und der Fähndrich gieng aus dem Saal. Ich folgt' ihm. Henriette wards inne, lief auf mich zu und wollte mich zurückhalten. Diesmal blieb ich taub bey der Stimme der Liebe, die meinem Ohr sonst immer so sanft ist, und schon von so mancher Uebereilung mich zurückhielt. Ich riß mich los und fort, dem Fähndrich nach. Ich fand ihn bald. Er stand im Vorsaal und schäkerte sehr vertraut mit einem Dienstmädchen. Ich gieng hastig auf ihn zu und sagt' ihm leis' ins Ohr: Die Musik geht noch pohlnisch. Wollen Sie mit diesem Frauenzimmer noch eins aufführen?

Fähndrich. Was unterstehn Sie sich?

Ich. Wer sind Sie denn, Junker?

Fähndrich. Fähndrich und Baron!

Ich. Es ist Gott zu erbarmen, dass unser lieber König solche Officiere unter seinen braven Soldaten hat!

Er. Keine Beleidigungen!

Ich. Keine Vorwürfe!

Er. Ey, wer mich beleidigt, den hab' ich ein Recht, Vorwürfe zu machen.

Ich. Ey, und wer mich beleidigt, so, wie Sie mich beleidigt haben, der muß nur ein ungesitteter Junker seyn, um meiner Rache zu entgehn.

Er. Wären Sie nur unter meiner Compagnie, mein Korporal sollts Ihnen schon zeigen!

Nun konnt' ich mich nicht länger mäßigen. Elender! sprach ich, und meine Hand bewegte sich unaufhaltsam nach seinem Gesichte, malte seine Wange so schön, wie den herrlichsten Purpur. Nun verschwand auf einmal alle Wuth aus meiner Brust. Ich fühlte,

wie sehr ich mich übereilt hatte. Aber es war nun einmal geschehn. Der Fähndrich, dem dies ganz unerwartet kam, wußt' in der Betäubung nicht', was er thun sollte. Ich ließ ihn stehn und gieng in den Saal. Einige Leute standen da, und gafften ihn an. — Henriette, der Engel, saß in einem Fenster und zitterte. Ich trat zu ihr, aber gleich wieder weg. Blicke mich nicht an, sprach ich, ich verdiens nicht. Ich sezte mich in eine Ecke, wo ich allein war. Sie folgte mir. „Heinrich, ums Himmels willen, was hats denn gegeben?" Die dümmste, einfältigste Handlung, die du dir nur von einem Menschen mit Vernunft denken kannst; und ich hab' sie ausgeübt! Sie sah mich mit einem verzeihenden Blick an, und mochte nun wohl merken, was vorgegangen war. Sie drang weiter nicht in mich, ergriff meine Hand und sprach: Komm, Heinrich, wir wollen antreten. Es wird eben englische Reihe getanzt. Der sanfte Druck ihrer Hand hieß mich folgen. Der Tanz zerstreute mich. Aber, was halfs? So bald er zu Ende, und ich wieder zur Ruh war, gab ich dem Verdruß wieder Raum in meiner Seele. Ich kann dirs nicht beschreiben, Sophie, wie aufgebracht ich auf mich selbst war. Nicht etwa um des Fähndrichs willen, sondern nur darüber, daß ich mich gerochen hatte, und meine cholerische Hize zu einer so verächtungswürdigen Handlung mich hinreissen ließ.

Der Fähndrich war so gescheut, vermuthlich auf Anrathen seines Bedienten, sich nicht weiter im Tanzsaal blicken zu lassen. Wie ich unter der Hand gehört habe, so hat er mich im Obergerichte verklagt.

Kaum

Kaum trau ich ihm noch diese rechtschaffne Ahndung zu. Wenns ist, so rieth ihm ohne Zweifel ein Andrer dazu, denn er selbst dachte gewiß auf eine dumme Niederträchtigkeit, durch die er sich rächen wollte. Die Zeit wirds lehren, was er vornehmen wird. Die Gegenwart des Herrn Baron ward weiter nicht sehr vermißt, doch aber mochte sich das Gerücht von der lieben Scene durch die Gesellschaft ausbreiten. Man flüsterte sich ins Ohr, und einige gafften mich sogar an. Doch war auch dies bald vorüber. Ich aber konnte mich lange noch nicht wieder beruhigen. Henriette gab sich alle mögliche Mühe mich wieder aufzuheitern. Ihr allein konnte dies auch nur gelingen. Ich kann nicht eher ruhig seyn, sprach ich nach langem Zaudern, bis du mir die bittersten Verweise gegeben hast. Heinrich, antwortete sie mit zärtlichem Ernste, du wirst dich die Hize nie wieder so übereilen lassen. Nicht wahr, Liebster? Sie drückte zugleich meine Hand an ihr Herz, und ihr Blick weihte mich wieder zur Ruh ein. O wie sehnsuchtsvoll machte mich dieser Engelsblick der Theuern in ihren Arm zu sinken, und Thränen auf ihren edeln Busen zu weinen!

Die Heiterkeit kehrte nun wieder in meine Seele zurück, und voll zufriedner Freude verfloß mir und meinem Mädchen der übrige Theil des schönen Abends. Die andern Jünglinge waren so gefällig, gar nichts nach meinem Mädchen zu fragen. Sie sahn vielmehr ihre Freude an dem Pärchen, und wir wurden oft aufgefordert, einen Tanz aufzuführen. Ich weiß gar nicht, wies kömmt, Sophie, so bald ich und

Henriette zugleich in einer Gesellschaft sind, so ists, als obs alle sogleich wüßten, daß wir zusammen gehören, wenn wir uns auch noch so wenig verriethen! Ich würde diesen Abend unter die glücklichsten meines Lebens gerechnet haben, wenn nicht die vorhergehende fatale Scene, und dann das aufmerksame Auge der Mutter meiner Freude Grenzen gesezt hätte. Doch dies leztre war, dem Himmel sey Dank! von keinen Folgen.

Um zwey Uhr fuhr ich mit Henrietten und ihrer Mutter weg. Der Vater war längst zu Hause. Unterwegs ward ich, wie du leicht denken kannst, von der Mutter sehr neugierig gefragt, was es gegeben hätte. Ich erzählt' ihr so viel, als ich dachte, daß es zu wissen gut für sie wär. Sie war selbst unzufrieden mit dem Fähndrich und seinem Betragen, und wunderte sich gar nicht, daß ich Händel mit ihm gekriegt hätte.

Da hast du nun die Geschichte. — Ich und meine theuergeliebte Henriette leben jezt in voller Zufriedenheit. Die Mutter ist zwar nicht immer so gefällig, wie an jenem Tage, aber doch ists noch leidlich. Vor Wilhelm nehmen wir uns, so viel als möglich, in Acht.

Ohne Zweifel werd' ich aufs Osterfest zu euch nach F... kommen, doch versprech ichs noch nicht ganz gewiß. Komm ich, so schreib' ich dir vor der Zeit weiter nicht. Aber dann werd' ich auch recht viel mit dir zu schwazen haben. Tausend zärtliche Grüße von meiner Henriette! Leb wohl, und liebe stets deinen brüderlichen Heinrich.

Hen-

Henriette an Heinrich.

den 12. April.

Welche Freude hast du mir mit dem kleinen Buch vom Maler Müller gemacht! Der Ton, der drinn herrscht, ist ganz für mich. Alle darinn vorkommende Charaktere sind so voll Unschuld, aber zugleich so erhaben und himmlisch! Wie tief rührte mich die Liebe unter den Geschwistern! Ich kann dies gar nicht ausdrücken, was ich alles dabey fühlte. Manche Thräne floß aufs Blatt hin. Einmal — o wie herrlich stellt uns der Dichter die schwärmerische Thirza dar. Ihre Seele schmachtet mit heißem Verlangen nach dem Himmlischen, und ihr einziger Gedank' ists, wieder so ganz unschuldig und engelrein vorm Schöpfer zu wandeln, ohne Sünde! Aber, sie fühlts mächtig in sich, daß das heisse Verlangen vergebens ist, sie umsonst hienieden nach dieser Seligkeit strebt! Dann verliert sie sich in tiefen Gedanken, alles Irdische, das sie umgiebt, verschwindet, ihre Seele schwingt sich empor zum Throne des Hochgelobten, und schmeckt schon im Vorgefühl Wonne des Himmels! — Mit ihr vergleicht er ein Mädchen, die fern von dem Einzigen, den ihre Seele liebt, um ihn trauert, einsam unter ihren Gespielen umherirrt, und immer fester, unzertrennlich fest auf den Geliebten ihr Herz hängt. — Sie denkt sich dann weit hinaus in die Zukunft, da sie ihn wieder hat, ohne den sie so ganz elend war, und nun fühlt sie die seligen, nahmlosen Freuden des Wiedersehns mit all ihrer Stärke — — O Heinrich!

denk dir dein zärtliches, tiefsühlendes Mädchen bey solchen Schilderungen, und du wirst im Geist ihre Thränen fließen sehn! Aber wem verdank' ich dies Vermögen, alle sanftere Eindrücke so geschwind aufzufassen, wem verdank' ichs, wer bildete meine jugendliche Seele dazu? — Du warst's, Jüngling! Bester! Einziger! O könnt' ich dir in diesem Augenblicke in deinen treuen Arm sinken, daß meine Lippen heißen Dank dir zustammelten, und mein lautpochendes Herz dir sagte, wie so unaussprechlich ich dich liebe, wie du mir so alles bist! Ja, was wär ich ohne dich? Ach, mein Heinrich, wenn ich dich nicht hätte, wenn du je aufhören könntst, mich zu lieben — was sollte dann aus deinem verlaßnen Mädchen werden! Aber, weg mit dem Gedanken! Du mich nicht mehr lieben, mich vergessen? Nein! das kann gar nicht gedacht werden. Schon zu tausendmalen schlug mirs dein Busen entgegen, daß du ewig mein bist.

Wenn ich mich so ganz hinaus denke in die Freuden der Zukunft, wenn wir einander ganz gehören und unauflöslich verbunden sind mit dem heiligen keuschen Bande der Ehe — o was sind da in meinem Augen all' unsre jetzige Leiden gegen die seligen Augenblicke der Zukunft! Der Erbarmer wird uns hindurch leiten durch so manche dürre Pfade, die unsern sterblichen Augen jetzt unwegsam scheinen. Mit fester Zuversicht harr' ich auf den, der uns schuf. Und dann fühl' ich seine Gnade erquickend und stärkend auf mich herab wallen. So fall ich gewiß nicht! Laß auch bange Schicksale mich umschweben, durch die Kraft Gottes steh ich unerschüttert, gleich einem hochempor-

vorragenden Berge Gottes, der Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstralen! — Auch diese feste Zuversicht auf den Beystand des Allmächtgen hast du mich gelehrt, einziger Freund. Du thatst's mit sanfter tiefdringender Güte, und mit einer erhabnen himmelvollen Würde! O mein Heinrich, wie viel hast du um mich verdient. Hier vermag ich dir nicht zu danken, aber dort — „dort werd ich dir den Dank bezahlen, daß du den Weg mich gehen hießt, und dich zu Millionenmalen noch segnen, daß du mir ihn wießt!" — Wie so heil ists um mich her! Aufersiehn nach dem bittern Trennungstode, einander wieder gehören, schöner, herrlicher und ewig — o Gedanke, wie groß bist du! zu groß, daß ich dich fassen könnte! Was sind alle Erdenleiden gegen die Herrlichkeit des Himmels? — Heinrich, wie soll ich dir das Entzücken schildern, in das ich jezt mit ganzer Seele gesunken war! Fast möchte mir bang werden, wenn ich um mich herblicke, und sehe, daß ich noch ganz irdisch bin, noch fest hange an unvollkommnen Staube. Doch, nein! um deinetwillen ist mir auch dies Leben theuer. An deiner Hand werd' ichs durchwallen und seiner mich freuen. Auch dies Leben hat Freuden die Fülle, und sie kommen von dem nämlichen Geber, der uns einst die bessern Freuden gewährt. — Ja, Liebster, du, du und kein andrer soll mich hindurchleiten durchs sterbliche Leben!

Bald soll ich dich nun auf so viel Tage von mir lassen? Heinrich! sechs Tage sind lang, sehr lang für deine Geliebte! — Doch, geh hin, unter der Begleitung Gottes! Sollte man sich nicht entschließen

können, lieben, herzlichen Freunden das unschätzbarste Gut, das man hat, auf einige Tage zu gönnen? Der Gedanke, daß unsre Freundinnen in F... süße Freude über deinen Besuch empfinden, daß sie dich überhaupt so innig lieben, und dich auch diesmal mit offnem schwesterlichen Arme empfangen werden; dieser schmeichelhafte Gedanke macht mir deine Entfernung leichter. Aber wie einsam, wie bang' wird mirs diese Tage ums Herz seyn, wie werd' ich so traurig nach dem Geliebten meiner Seele umherirren und nirgends ihn finden! — Doch auch in dieser schmachtenden Sehnsucht liegt was sehr Süßes! Geh hin in den Arm unsrer schwesterlichen Freunde! Wird dich nicht unser lieber Adolph begleiten? Juliane wird recht oft um mich seyn, und über deine Entfernung mich trösten. Aber vorher mußt du mich noch einmal besuchen! Nicht wahr, Heinrich? Das versteht sich! Du mußt deinem verlaßnen Mädchen noch einen belebenden Kuß zurücklassen. Dich erwartet mit heisser Liebe deine treue

Henriette.

Heinrich an Henrietten.

Den 14. April.

Freylich klingts hart, das, was uns am liebsten ist, auf eine Woche verlassen, aber — wenn ich auch bedenke, daß wir uns während der Zeit doch nur selten, vielleicht ein einzigsmal gesprochen hätten, und noch dazu unter der Aufsicht der Mutter oder

Wil-

Wilhelms — wenn ich nur im Gegentheil daran denke, daß unsre Freundinnen mich mit heissem Verlangen erwarten, daß es überdies Pflicht ist, sich bey der Zärtlichkeit nicht zugleich andern liebevollen Freunden ganz zu entziehn — wenn ich das überlege, da räth mirs mein Herz, daß ich hineile in den Arm der herrlichsten Freundinnen. Ich entferne mich von dir, aber du bleibst tief in meiner Seele. Wenn ich die Empfindungen meines Herzens den Lieben in F... mittheile, wenn ich ihnen sage mit allem Feuer der Beredsamkeit, wie sehr meine Henriette mich liebt, und sie sich nun recht innig mit mir freuen, mir aufmerksam zuhorchen, und an allem den lebhaftesten Antheil nehmen, gleich als beträf sies selbst, o welche süße Stunden wird mir dies verschaffen? Und dich wird unsre liebe Juliane trösten. Geh oft allein mit ihr, ganz allein. Laßt eure Empfindungen zu einander hinüberströmen, und so die einsamen Tage vorüber eilen.

Leb wohl, bestes, herrliches Mädchen! Du bittst mich, daß ich dich noch vor meiner Reise besuchen soll? Loses Kind! Ists ein Gedanke, daß ich dies unterlassen hätte? Zehn Abschiedsküsse für einen, und auch eine Thräne, aber eine sanfte Thräne der Liebe? Und du sollst mir auch einen Freundschaftskuß an Sophien und ihre Schwestern mitgeben. Die Mutter wird doch so gefällig seyn und uns ein Weilchen allein lassen. Und sollt es ja nicht geschehn, da mußt du mich bis zur Hausthüre begleiten! Hörst du Kleine? Diesen Brief geb' ich dir selbst. In F... schreib ich dir von jedem Tage meine Empfindungen nieder, und

du erhältst also, wenn ich zurückkomme, ein ordentliches Tagebuch. Vielleicht kannst du mir auch einige deiner Empfindungen von diesen einsamen Tagen aufsezen. Erquickender Gedanke für mich! Unterlaß dies ja nicht, meine beste Henriette! Doch wozu erst die dringende Bitte? Dein Herz treibt dich selbst dazu, denn du liebst deinen Erwählten mit heisser Zärtlichkeit! — Allerdings wird mich Adolph begleiten. Der hats eben angestellt. Er hat schon ein schreckliches Treiben gehabt. Ich hoff' er soll einige Tage heiter seyn, denn seit Carolinens Tode hab' ich ihn noch nicht ein einzigsmal lächeln sehn. Er spricht oft entsezlich verächtlich von der Welt. Möchte doch Gott seine Seele bald wieder mit Freude füllen! — Ich freu mich auf die Reise, und gleichwohl ist sie mir auch bitter. Wenn der Wagen nun fortrollen wird; immer weiter weg von der herrlichen Henriette, und auf so viel Tage immer weiter, und mit meiner eignen Bewilligung. — Aber, wenn er auch wieder zurückeilen, deinen Heinrich, gesegnet von unsern lieben Freundinnen, dir wieder in den ofnen Arm der Liebe führen wird — o der Gedanke überwiegt die Bitterkeit des erstern. Fort also, ohne Zaudern! Christoph, bestellt Pferde zum Donnerstag früh! — So bald ich zurückkomme, meine Henriette, eil ich in dein Haus, an dein Herz und begrüße dich, gleich als nach einer jahrelangen Trennung. — Der Erbarmer segne dich und sey mit dir, meine Verlobte. Bald drückt dein Jüngling den Abschiedskuß auf deine treuen Lippen!

Heinrich.

Heinrich an Henrietten.

F*** den 16. April.

Es ist Mitternacht. Da siz'.ich auf dem Zimmer meiner lieben Freundinnen, ganz allein! Sie wachen noch alle drey. Es konnte schon heute des süßen Plauderns kein Ende werden; wie wirds erst die folgenden Tage seyn, wenn uns immer mehr einfällt, das wir einander mittheilen wollen? Ich riß mich los. Sophie merkte gleich, was ich wollte. Sie führte mich dahin, wo ich jezt bin. Dann verließ sie mich, und gieng wieder zu ihren Schwestern und zu Adolph. Sie wollen noch so lange bey einander bleiben, bis ich zu schreiben aufhöre. Sophie sagte, ehe sie weggieng. „Tausend Grüße an unsre liebe Henriette!“ Das herrliche Mädchen! sie ist ganz unser. Wir können ihr ihre Liebe nicht genug verdanken!

Ich schreib' jezt mit den Federn, mit denen unsre Sophie ihrem Ernst schon so manchen Seufzer der Zärtlichkeit niederschrieb. Der Gedanke ist mir doch süß, so unbedeutend er immer scheinen mag. — Nun noch etwas vom heutgen Tage: Wir konnten Vormittags nicht fortkommen, sondern erst nach Tische. Unterwegs fiel uns nichts Merkwürdigs vor. Ich saß mit meinem Adolph so ganz einsam im Wagen. Unsre Unterhaltungen waren sehr ernsthaft, oft auch äußerst wehmüthig. Noch einige recht bittre Thränen weinten wir der verklärten Caroline. Ach liebe Henriette, schon ist sie nun länger als zwey Monat von unsrer Seite hinweggerissen. Adolph muß sie sehr geliebt haben. Er sagte, deine Tröstungen hätten

ten viel bey ihm ausgerichtet, aber er könne den Verlust dieses Mädchens nie vergessen. „Doch, was Verlust? sagt' er gleich drauf. Wenn sie auch gelebt hätte, wer weiß, würde sie mich geliebt haben? Für mich ist wohl ohnedies keine geschaffen!" Es geht mir allemal durchs Herz, wenn er so redet, und doch kann ich ihm nicht viel drauf antworten. Ich sucht' ihn diesmal nur zu beruhigen, lenkt' immer das Gespräch von Carolinen hinweg, so voll auch mein eignes Herz von ihr war, und macht ihn aufmerksam auf die glücklichen Stunden, die wir nun bald im B...schen Hause genießen würden. Dies vermocht' etwas über ihn, denn das Andenken, daß er Freunde hat, die ihn lieben, ist noch dasjenige, das seine Seele aufrichten kann. So legten wir die drey Meilen endlich zurück, und kamen ohngefehr um acht Uhr in F... an. Hier hatte man sich auf heute unsre Ankunft schon verziehn. Desto größre Freude verbreitete sie nun auf einmal. Alle kamen uns an den Wagen entgegen. O Mädchen, wie war mir der Anblick so theuer! Denk dir Sophiens Vater und Mutter, mitten im Kraise von fünf liebenswürdgen Kindern, vier Mädchen, immer eine ein Stück kleiner, als die andre, und einen kleinen, lustigen Knaben, alle um unsern Wagen herum, alle: Guten Abend, Vetter Heinrich, Vetter Adolph! — Ich war ganz entzückt!

Wir giengen herauf, und bald ward Abendmahlzeit gehalten. Sophiens Mutter, meiner Mutter Schwester, ist ein liebes, herrliches Weib! So sanft, so gelassen, bey allem, was ihr vorkömmt, und eine

so

so unschuldsvolle, zufriedne Miene! Sie zählt erst vierzig Jahre. Wie konnts anders seyn, als daß diese liebe Frau so herrliche Kinder der Welt gab? Auch der Vater ist ein braver, rechtschaffner Mann, immer launigt und aufgeräumt, und liebt seinen Vetter Heinrich recht herzlich. — Die Alten giengen zeitig zu Bette und ließen uns allein. Nun ward geplaudert, nun durcheinander geschryen! Ohn' Aufhören sprachen wir von meiner Henriette, von Ernst und auch von dem Verlust, den wir durch Carolinens Tod erlitten. Adolph war wehmüthig, aber für uns heut ein allerliebster Gesellschafter. Du fehltest, Einzige, um die glücklichen Augenblicke ganz vollkommen zu machen!

So eilte die Mitternacht heran. Du weißt nun die Geschichte des heutgen Tages bis auf diesen Augenblick. Nun verlaß ich dich. Aber noch etwas! Wie gütig war deine Mutter gestern! Ließ' uns so lang' allein, sprach so freundlich mit uns, bat sichs selbst aus, daß ich gleich, wenn ich zurückkäme, ihr Haus besuchte, und ihr Nachricht von der B... schen Familie brächte! Ach Liebe, warum ist deine Mutter nicht immer so? Wenn sie nach und nach einsähe, daß ihre Härte Vorurtheil ist — Du mein würdst — Der Gedank' ist zu groß! Ich kann ihn nicht auf einmal ganz denken. Aber ich kann nichts baun auf die Güte deiner Mutter. Wie oft war sie schon recht liebevoll, und doch das nächstemal drauf wieder so hart, wie vorhin. — Dennoch — gewiß sie wird noch ganz unsre gütge Mutter werden! Diese Hofnung müssen wir nähren, denn ihre Erfüllung ists

allein,

allein, die uns glücklich machen kann. Und sie wirds. Ich bin heute recht voll tröstlicher Zuversicht, meine Henriette! — Nun eil' ich wieder zu meinen lieben Freunden. Schlaf sanft, du Kind des Himmels! Ich bin ewig dein!

den 17. April.

Welch ein banger, trauervoller Tag! Herr, das Andenken an deinen Tod schlägt meine Seele nieder! Selbst die Schöpfung trauert. Der ganze prachtvolle Himmel ist mit dämmernden Wolken überzogen. So umhüllt eine Verlobte ihre unschuldsvolle Schöne mit einem Todtenschleyer, wenn ihr Bräutigam ins Grab sinkt. Eine dicke, melancholische Luft erfüllt die Sphäre! — Wundervolle That des Erlösers! Unerforschliches Geheimniß!

In meiner Seele herrschte den ganzen Tag eine feyerliche Traurigkeit. Sie ward am Abend zur bängsten Wehmuth. Vom hohen Kirchthurme tönten die ländlichen Glocken. Mit ihnen wechselte der Gesang der Jünglinge des Dorfs ab, die sich in zahlreicher Menge auf dem Kirchhofe versammelt hatten. Alles begieng einmüthig den Todestag des Erlösers! Ich stand an einem Fenster, das auf den Kirchhof führte. Adolph und unsre Freundinnen waren auch da, alle voll Wehmuth. Aus meinem Auge rollt' eine Thräne nach der andern hervor. Charlotte stand neben mir. Ich ergriff ihre Hand und sah ihr ins Aug'. Sie weinte. Komm, Liebe, sagt' ich, begleite mich in den Garten! Wir giengen — stumm — Arm in Arm und voll feyerlichen Ernstes. Bald war mirs,

mirs, als müßt' ich allein seyn. Ich verließ meine Freundinn. Sie folgte mir nicht, blieb auch einsam zurück, und sah schweigend zum Himmel. Ich eilt' in eine Laube. Nun war ich ganz allein, nun flossen meine Thränen unaufhaltsam. — Die Glocken schwiegen, auch die Töne der Sänger! Nun herrscht' in der ganzen Gegend umher andachtsvolle Stille. Ein bebender Schauer drang durch alle meine Glieder. Das heilige Geheimniß strahlte nun mit göttlicher Macht in meine Seele. Charlotte trat in die Laube. Sie hatte müdgeweinte Augen. Schwester, sagt' ich, vielleicht läutet man auch uns bald die Todtenglocke! Aber, es sey! Der Gottversöhner macht' uns unsern Tod schön, denn er blutete — und starb. Laß nun unsre Thränen uns abtrocknen und ins Leben zurückwallen! Freylich müssen wir zurückkehren, ohne das wundervolle Geheimniß der Erlösung ausgespät zu haben, aber dennoch fühlen wir ihre göttliche Kraft und das Heil, das sie uns brachte, tief im Innersten. — O Heinrich, rief Charlotte, du sprichst ganz in mein Herz! „Ich kann der Sonne Wunder nicht, noch ihren Lauf und Bau ergründen, und doch kann ich der Sonne Licht und ihre Wärm' empfinden: So kann mein Geist den hohen Rath des Opfers Gottes nicht ergründen, allein das Göttliche der That, das kann mein Herz empfinden!"

Henriette! Wenn du an Lottens Stelle warst — ach! nicht um die süßeste aller Erdenseligkeiten vertauscht' ich diese Scene. Warum konnt' ich nicht mit dir den heiligen Tag feyern? Aber wenn ich auch

nicht

nicht verreiſte, dennoch würd' ich nicht bey dir haben ſeyn können. So rauben denn Vorurtheile uns auch gottgeweihte, ſelige Empfindungen? — Was würden wohl die Aeltern geſagt haben, wenn ich am Abend des heutgen Tags zu dir gekommen wär? Und doch — wie heilig ſollt' unſre Unterhaltung geweſen ſeyn! Du hättſt auf dem Klavier geſpielt, einige Arien auf den Tod Jeſu, und dazu hätten wir geſungen. O Gedanke, warum mußt' ich dich denken, und zugleich trauern, daß du nicht erfüllt wardſt, da du doch ſo leicht hätteſt können erfüllt werden?

Ich wankte mit meiner Lotte die Treppe herauf. Es gieng ſehr ſtill im Zimmer zu. Die Aeltern waren auch da. Lottens Schweſtern, Adolph — wie kannſt du von den zärtlichen Seelen etwas anders vermuthen, als daß ſie auch tiefgerührt geweſen waren? — Nach und nach wurden wir alle wieder lebhafter. Das Zurückblicken auf den verfloßnen Tag macht' unſre Freuden zufriedner und ſanfter. Nach dem Eſſen ſaßen wir wieder in einem vertraulichen Kraiſe, und nun theilten wir einander unſre Empfindungen bey den vorigen Abendſtunden mit. Sophie hatte mich gleich vermißt, aber ſie errieth bald, daß ich mit Vorſaz die Einſamkeit gewählt hätte. Sie kennt meine Seele ganz, die gute, ſchweſterliche Freundinn. — Auch jezt hab' ich meine Lieben verlaſſen, um mich ein Stündchen mit dir zu unterhalten. So wirds wohl jeden Tag meines Hierſeyns werden. Was iſt alle innigliche Freundſchaftsliebe ohne die Gattinn, ohne die treuſte Gefährtinn des Lebens? — Der Erbarmer ſegne dich! — Leb wohl!

Den

den 18. April.

Mir ists, als wär ich einige Monate von dir weg, und es sind doch erst drey Tage. So schön mir auch der Aufenthalt hier in F .. ist, so schleicht sich doch zuweilen eine gewisse Leere in meine Seele. Was ist dies wohl anders, als Sehnsucht nach meiner Henriette?

Den ganzen heutgen Vormittag hab' ich unsre Freundinnen wenig gesprochen. Sie hatten sehr viel in der Wirthschaft zu besorgen, besonders sagten sie, müßten sie die Oberaufsicht übers Kuchenbacken verwalten. Ich war nicht so recht damit zufrieden, aber es half nichts. Sie liefen immer aus einem Zimmer ins andre, bald die Treppe hinunter, bald wieder herauf, grad' als lägen sehr wichtige Handlungsgeschäfte auf ihnen. Wenn ich einmal eine rief, da schryen sie: ich komme gleich, und kamen mir dann wohl unter einer Stunde nicht wieder nahe, oder wenn sie mich ja anhörten, da standen sie wie auf Nadeln. Sie haben mir Hofnung gemacht, daß es Nachmittags ruhiger seyn werde, ich seh aber noch keine Anstalt dazu, obs gleich schon drey Uhr ist. Nun seh' ichs bald, daß die Beschäftigungen der Weiber weit mehr Fleiß und Eifer erfordern, als die wichtigsten Staatsangelegenheiten der Männer — „Heinrich! — ich bitt' mirs aus" — Du hast recht! Ich verirrte mich. Der satyrische Ton ist unsern jezgen Zeiten gar nicht mehr angemessen. Ich hoffe, wir werden uns bald wieder der alten deutschen Offenherzigkeit nähern.

Jezt geh' ich ein Stündchen ins Freye, indeß die andern mit dem Caffee beschäftigt sind. Du weißt schon, daß ich keinen trinke. Das Wetter ist leidlich. Die Wiesen sind schon über und über grün. Es begleitet mich Niemand. Wie könnt' ich den Mädchen zumuthen, daß sie nach der vielen Unruhe nun noch obendrein den edeln Trank versäumen sollten? Und mein Bruder Adolph hat einige Geschäfte, trinkt übrigens auch gern Caffee. Mags doch! Allein bin ich am frohsten. Da träum' ich mich so recht lebhaft zu meinem lieben herrlichen Mädchen hin. Jezt wird sie einsam am Nehtisch sizen, und an ihren Heinrich denken, oder auf dem wohlthätgen Klavier herumphantasiren und da ausgießen aus ihrem Busen all' das Sehnen verlaßner Liebe und den Schmerz der öden Trennung. Ha! wie das traurig klingt, so flehend und lockend! — Fort ins Freye, daß ich da die Sehnsucht kann austoben lassen in der stillen Einsamkeit! O Henriette! unmöglich wärs, einst ganz ohne dich zu leben!

Abends.

Mein Spaziergang erstreckte sich vor diesmal nicht allzuweit. Man fühlt's heut sehr, daß der Lenz noch nicht ganz völlig da ist. Ein rauher drükgender Nordwind erfüllte die ganze Gegend, und ward immer stärker, so, daß er mirs recht düster im Kopf machte. Ich war noch keine Stunde im Freyen. Die Mädchen empfiengen mich, da ich zurückkam, am Thore mit einem recht schwesterlichen Wohlwollen. Sie gehörten sich nun ganz und kamen mit vollem

Herzen,

Herzen, um diese Zeit ihrem freundschaftlichen Heinrich zu weihn. Wir giengen, Arm in Arm, in ihr Zimmer Ich hatte ein Buch vom Hause mitgebracht, ganz für die zärtlichen Herzen der drey Mädchen. Es waren die Fragmente von Gustavs Geschichte, die ich dir nur jüngst zuschickte. Keinen klügern Einfall konnt' ich nun wohl nicht gehabt haben. Ich las, die Mädchen saßen um mich her und hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Gefühl zu. Henriette ist ein liebes, herrliches Mädchen, und ich bin ihr noch einmal so gut, weil sie den süßen Namen führt. Schon in der Knospe zeigt sie die herrlichste Blüthe. Sie ist dreyzehn Jahr alt. Ich erwarte viel von der Theuern, und vielleicht übertrift sie einst noch meine Erwartung. Ihr Herz ist weich und allen Eindrücken des Guten und Edeln offen. Sie besizt den gehörigen Grad weiblicher Geduld, Verdrüßlichkeiten und Mißlaune ihrer Verwandten zu verschmerzen. In Gesellschaften, wo sie nicht recht genau bekannt ist, ist sie still, behutsam, schweigt, horcht aufmerksam auf alles, und sucht sich hier und da etwas zu ihrer Bildung heraus; aber im Krais ihrer Gespielen, Verwandten und andrer sehr bekannten Freundinnen, da schökert sie mit einnehmendem Feuer, ist offen, gesellig und voll schnalischer Einfälle. Ihren Vetter Heinrich liebt sie recht herzlich. Sie geht ganze Stunden nicht von meiner Seite, bringt mich oft auf sehr ernsthafte Unterredungen von Gottheit, Religion und dem Moralischguten, und merkt mit innerer Begierde auf, wenn ich manchmal von ohngefähr ein bischen im Lehrton falle. Der

liebe kleine Engel weiß schon, wie sie mich am besten an sich lockt. Immer unterhält sie mich von dir, Herzensmädchen, erinnert mich an zärtliche Scenen, die ich ihr und ihren Schwestern erzählte, und das alles mit so einer ernsten Vertraulichkeit, gleich, als ob sie längst die Liebe in ihrem ganzen Umfange kennte. Sie ist überdies immer lustig und in beständiger Bewegung. Heute früh beym Kuchenbacken trieb sies vorzüglich, und rennt' immer von einem Ort zum andern. Einmal kam sie mir jählings in Wurf. Sie blieb sogleich vor mir stehn, sah mir starr ins Auge und sagte mit einem schelmischen Lächeln: „Ich heiße Henriette, lieber Heinrich!" Ich war voll Freuden und wollt' ihr eben antworten, aber sie war schon wieder über alle Berge. Ihre Absicht war erreicht. Sie hatte mich durch diesen Einfall so lebhaft an dich erinnert, daß ich nun den ganzen Vormittag weiter gar nichts denken konnte, als meine ewiggeliebte, entfernte Henriette. Ich gieng halb entzückt und halb traurig auf mein Zimmer, nahm den Ring mit deinem Bilde hervor und steckt' ihn am Finger. Ach, wie du mich so himmlisch anlächeltest! Mir wars, als müßt' ich sogleich in deinen Arm fliegen, du schienst mich zu rufen, mir Vorwürfe zu machen, daß ich dich verließ. Aber ich sah auch aus deinem Aug' einen holdseligen Blick hervorstralen, der mir sagte: Jünglina, bleib einige Tage bey unsern Freundinnen. Ich tret' ihnen mein Eigenthum auf einige Zeit ab, theils aus inniger Freundschaftsliebe, theils, um in dem neuen Besitz dieses Eigenthums doppelte Wonne zu fühlen!— So schwärmt' ich in süßen und traurigen

Phan-

Phantasien vor deinem Bilde herum, bis man mich zum Essen abrief. Voll Gedanken gieng ich über den Saal hin, und ließ den Ring ganz unbesorgt stecken. Alles war schon bereit, da ich ins Zimmer trat, und ich gieng eben auf meine Tante zu, um ihr die Hand zu küßen, weil ich sie heut noch nicht gesprochen hatte, als mich geschwind Sophie bey der Hand ergriff und mir leise zurief: „den Ring!“ Ich erschrack heftig, steckte die Hand sogleich in die Tasche, und nahm denn bey Gelegenheit den Ring weg. So ward eine Scene noch abgewendet, die vielleicht in Zukunft einmal nicht ganz ohne unangenehme Folgen für mich hätte werden können, wenn nämlich Sophiens Aeltern das Gemälde auf dem Ringe bemerkt und erkannt hätten. Sie hätten mich vielleicht mit der Zeit ganz unschuldig und ohne Vorsaz verrathen.

Aber ich bin ganz von der Erzählung des Abends abkommen. Keine von den Mädchen war bey Vorlesung der Fragmente so tief gerührt, als die kleine, liebe Henriette, von der ich dir jezt so viel Herrliches sagte. Ihr waren solche Dinge noch was ganz Neues. Sie hatte wohl immer von Liebe gehört, hatte manche Nacht mit ihren Schwestern gesessen und Sophien von ihrem Ernst vorphantasiren helfen, allein sie wußte noch nicht, daß es in der Liebe so viel bittres gäbe, wußte nicht, was lange Trennung wär, Verfolgung, und oft sogar Verlust und Tod des Geliebten. Gelesen hatte sie von solchen Schriften auch noch nichts, und da wars denn wohl kein Wunder, daß eine ganz sonderbare Empfindung ihre Seele einnahm. Sie war wie versteinert, sah mich oft starr an, und dann

griff sie wieder einmal geschwind nach ihrem Schnupftuch, um ihre Augen zu trocknen. Beym Abendessen war sie wie betäubt, auch wollt' ihr das Essen gar nicht schmecken.

Den lezten Theil des Abends war unser guter Adolph wieder bey uns. Wir waren den ganzen Nachmittag ohn' ihn, weil ihn unser gütiger Wirth um die Besorgung einer kleinen Arbeit ersucht hatte. Henriette hat ein ganz stilles Betragen angenommen, und fährt fort, im ernsten Nachdenken zu sizen. Ich hoffe, sie wird morgen fähiger seyn, uns ihre Empfindungen mitzutheilen, denn heut' ist sie zu sehr damit beschäftigt und ganz hingerissen. — Morgen bricht nun ein sehr festlicher Tag an. Wir werden Beyde im Hause des Herrn den Hochgelobten anbeten, du in B... und ich hier in F... O des Wonnegedankens, daß wir auch entfernt von einander dennoch fast zu einer Minute in der Kirche seyn und unser Herz zu Gott erheben können! Aber dies ist die Allgegenwart dessen, den alle Völker im Staube verehren. — Schon ists wieder sehr spät. Sey gesegnet, bestes Mädchen! Die Augenblicke unsrer Wiedervereinigung rücken näher.

Den 19. April.

Mit dem Morgen des heutgen Tages hub das herrlichste Wetter an. Eh noch, außer dem Gesinde, Jemand im Hause munter war, stand ich auf, zog mich an, und lief ein Stück hinaus ins Freye. Es ist nicht weit vom Gute ein allerliebster Teichdamm, über und über mit jungen Weiden besezt. Auf drey

Seiten

Seiten ist die Aussicht naher und entfernter Wald, und die vierte läuft längst dem Dorfe hin. Dorthin eilt' ich mit der heitersten Seele immer durchs kalte, bethaute Gras und die Furchen des vorliegenden Ackers. Hier schloß sich mein Herz den heiligsten Empfindungen auf. Entfernt von jedem Geräusch der Welt, nur allein umsäuselt von dem Gesange einiger Vögel, und dem sanften Rauschen des kühlen Morgenwindes, stand ich da, den einen Arm um einen jungen Weidenstamm geschlungen, mein gerührtes Auge gen Himmel gerichtet und mein Herz voll heisser, himmelvoller Gefühle! Still und freudig stieg mein Gebet zu Gott auf — Eingeweiht zu dem heiligen Tage, der jezt angebrochen war, stieg ich herunter, verließ den prachtvollen Schauplaz und kehrt ins Haus zurück. Hier wars indessen munter geworden. Sophie war's erste, das mir begegnete. Ich bot ihr den Morgengruß und erzählt' ihr sogleich die glücklichen Augenblicke, die mir jezt zu Theil wurden.

Nach dem Frühstück gieng ich mit Adolphen in die Kirche. Charlotte war nebst ihren Aeltern schon in der Loge. Denk dir nun deinen Jüngling voll der feyerlichsten Andacht, anbetend und preisend und voll Staunen über die geheimnißvolle Gnade des Gottversöhners. Aber wie schwach däuchte mir alle mein Gebet und Preisen, wenn ich auf meine Tante hinblickte und das unnachahmliche Feuer ihrer Andacht sah. Diese heilige Ehrfurcht, diese schmachtende Zuversicht, diese Unschuld in der lächelnden Mine — Sie kann nicht unerhörlich gebetet haben, denn

sie hieng fest an dem, für den sie ihr Herz jezt aufschloß. — Wir verließen zusammen die Kirche. Nachmittags giengen wir zwey Brüder auch wieder hinein, von Sophien und Henrietten begleitet. Am Nachmittage bekamen wir Besuch aus der Nachbarschaft. Diesmal war er uns nicht willkommen. Unser veranstalteter Spaziergang wurd' unterbrochen, und die Unterhaltungen in der Gesellschaft waren nicht genug, uns für unsern Verlust schadlos zu halten. Du weißt alles, wie wenig Vergnügen uns der Besuch schafte, wenn ich dir sage: Es war ein alter eigensinniger Landpriester mit seiner Tochter, einem ungesitteten, einfachen und unempfindlichen Mädchen. Der Abend war uns schöner. Vertraulich saßen wir Arm in Arm, so wie schon alle Abende unsers Hierseyns. Unser Herz schloß sich ganz den Gefühlen der Freundschaft auf. Lotte und Jette fassen meine Mittheilungen hungriger auf, als Sophie. Sie ist jezt oft so tief mit ihrem entfernten Geliebten beschäftigt, daß sie kaum halb hört, was man mit ihr spricht. — Sie mag ausschwärmen. Versammelt euch um sie, ihr zärtlichen Schwestern, und du, mein einsamer Bruder, den nicht das Andenken an eine entfernte Geliebte beschäftigt! Ich verlaß euch, und eile zur Unterhaltung mit meiner lieben, guten Henriette! — Ich nahm Licht, und gieng aus dem Zimmer. Keins wagte 's, mich ums Zurückbleiben zu bitten.

Hier hast du nun auch die kurze Geschichte vom heutgen Tage. Morgen kann ich F... noch nicht verlassen. Ich hab' schon gebeten, daß man mich wenig-

wenigstens den dritten Feyertag weglassen soll, aber die Tante will schlechterdings nichts davon wissen. Sie hat mich schon mehr als einmal eigensinnig gescholten. Ich wage jedoch noch einen Versuch. — Die Stille der Nacht ruft mich nun zur Ruhe. Adolph geht schon zu Bette. Gleich folg' ich dir, mein Bruder. — Süßer Gedanke für deinen Jüngling, daß schon lang' ein wohlthätger Schlaf sich über dich ausgießt!

Den 20. April.

Ach, Beste, von Evens Geschlecht, wie viel verdank ich dir und deiner treuen Liebe! Da bin ich ganz allein mit dem kleinen Frize hier im Hofe, indeß die andern alle, bis auf Lotten, welche die Wirthschaft besorgt, in der Kirche sind. Der kleine leichtfertige Bube hüpft um mich her, und drängt Frag' auf Frage. Der ganze Hof ist voll lockender Hühner, schnatternder Gänse, wackelnder Enten und zärtlicher girrender Tauben. Im nahen Pferdestalle stampfen feiste Pferde; hart daneben brüllt das käuende Rindvieh, und der lächerliche Ton der jungen Ziegen unterbricht es. In einer kleinen Entfernung blöcken die friedlichen Schafe in abwechselnden hohen und tiefen Tönen. Zuweilen kömmt eine Magd, aus dem Wirthschaftsgebäude, und schöpft am lautrieselnden Troge. Dies war aber auch das einzige Geräusch in der ganzen Gegend, die weit und breit eine einsame Stille beherrschte. Eine süße Beschäftigung wars für mich, dem lieben Kleinen seine vielfältigen Fragen zu beantworten, und ihn auf manche Gegenstände aufmerksam zu machen, die er zuvor noch nicht

bemerkt hatte, und nun darüber voll Staunen war. Unter unſern vertraulichen Geſpräch̃en kam mirs vor, als hört' ich von weitem einen Pferdetrott, und dies ganz deutlich, wegen der außerordentlichen Stille. Der Klang kam näher und ich lief ans hintre Thor. Der Junge hielt ſich an mein Kleid an, und lief mit mir. Es war ein Bedienter, der ſehr ſchnell immer auf den Hof zugeritten kam. Ich nahm mein Glas, und, ſieh da: Es war Seyffert, Auguſts Bedienter. So bald er mich gewahr wurd' ſpornt er 's Pferd, und — da war er! Seine heitre, lächelnde Miene ließ mich nichts Unangenehmes erwarten. Er ſtieg ab, und langte mir einen Brief hervor. 'Dies ahndete meinem Herzen, ſo bald ich den Kerl erkannte. Der Brief war von Auguſt überſchrieben. Der Kerl bat, ihn, ſo bald als möglich, wieder abzufertigen. Ich verſprach alles, und rennt' auf mein Zimmer. Der kleine Frize blieb bey dem Bedienten, und konnte ſein raſches Pferd nicht genug bewundern. Ich riß den Brief von Auguſt geſchwind auf, ſuchte — und fand — ein liebes Blatt von meiner ewiggeliebten Henriette! — — Da ſiz' ich nun noch voll Gedanken über den theils ſo ſüßen, theils auch unangenehmen Inhalt der beyden Briefe. Beantworten kann ich jezt keinen. Der Kerl muß fort, muß noch heute mit Friedrich ausfahren zu einer gerichtlichen nicht aufzuſchiebenden Unterſuchung. Beſtes Mädchen! Ich ſchick dir alles, was ich dieſe Tage über niederſchrieb. Das folgende bring' ich dir ſelbſt mit. Meine Rückreiſe will ich beſchleunigen, das verſprech' ich dir heilig und theuer. Auf den dritten

Feyer-

Feyertag müſſen ſie mich ſchlechterdings weglaſſen. An Auguſt ſchreib ich nur einige Zeilen, und bitt' ihn zugleich, daß er mir Morgen mit dem frühſten ein Miethpferd aus der Stadt ſchickt. Heraus und wieder hinein, ſechs Meilen, das iſt für einen muntern Gaul nicht viel. Auguſt wird mir vergeben, denn er weiß ſelbſt die Kürze der Zeit, die ich zum Schreiben hatte.

Nun, Gott befohlen, Herzensmädchen! Morgen umarm' ich dich. Grüß tauſendmal die ſchweſterliche Juliane. — Nun galoppire zu, Seyffert! — Leb wohl! Leb wohl!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

B... den 19. April.

So muß man den Purſchen überraſchen! Konnte der zärtliche Jüngling nicht den Einfall haben, ſeinen Chriſtoph heraus zu beſtellen, der indeß müßig herumgeht und gar nichts vor hat? Erſt heute früh nach der Kirche b[illegible]net' ich und Juliane ihm vorm Thor. Er gieng [illegible] einem netten Jungemädchen, und war recht galant gekleidet. Auch war er gegen ſeine Begleiterinn ſehr gefällig und zärtlich. Eben ſcheint mirs, als bildete er ſich nach ſeinem Herrn, wenigſtens in dem Falle, daß er auch ein Mädchen hat, recht vertra[illegible] mit ihr umgeht, und ſich um all' die andern weite[illegible] gar nichts kümmert. Was hilft nun aber mein Gerede? Chriſtophen mags vielleicht

gar

gar recht seyn, daß er keinen Kurier vorstellen darf, und ich kriege nun dadurch auch keinen Brief von dir, wenn ich mich nicht selbst kümmre. Aber das hab' ich schon gethan. So bald ich heute früh deinen Kerl erblickte, fiel mirs ein, wie süß mirs würde gewesen seyn, wenn ich von F... aus einen Brief von meinem Heinrich erhielte. Doch, da es noch nicht geschehn ist, dacht ich, so wirds nun auch nicht geschehn, aber ich will nun meinem Heinrich das Vergnügen verschaffen, das ich mir jezt so süß vorstellte. Sogleich sagt' ich meinen Einfall Julianen. Du bist ein komisches, aber recht liebes Mädchen, sagte sie. Dazu kann Rath werden. Seyffert wird fort müssen. Komm Nachmittags zu mir, schreib aber vorher deinen Brief und den bring mit. Vor das übrige laß mich sorgen. Wer war froher, als Henriette? Lieber hätt' ich nun gleich die Feder genommen, wenns angegangen wär. Mir wars grade, als könnt' ich nun nicht mehr im Freyen bleiben. Juliane mußte zum ersten, besten Thor mit mir herein, und nun eilt ich flüchtig nach Hause. Bald drauf giengs zu Tische. Die Zeit ward mir entsezlich lang. Nun, dacht' ich, nach Tische, wenn die Mutter schläft, da will ich schon ein paar Seiten voll schreiben. Noch dacht' ichs, als mein Vater zu mir sagte: Henriette, weil 's Wetter heut so schön ist, will ich doch einmal ausfahren, willst du mit? Denk dirs nun, wie ich erschrack! Der liebevolle, väterliche Ton, mit dem er mir dies sagte, gab mir jedoch Muth, und ich antwortete mit einem Händekuß: Liebster Papa, die Mamsell B... bat mich sehr, daß ich sie heut besuchen soll.

ſoll. Ich hab' ihr groſſe Hofnung gemacht, daß Sie mirs wohl erlauben würden. — Auch das ſollſt du, meine Tochter. Ich fahre gleich jezt nach Tiſche, und längſt um drey Uhr ſind wir wieder da. Gegen Abend iſt mirs ohnedies jezt noch zu kühl. Du willſt doch wohl nicht mit, Mama? „Geht mir mit euern Fahren. Ich will Mittagsruh halten, ſonſt bin ich den ganzen Nachmittag nichts nüze.“

Ich ſaß wie auf Kohlen. Ein Stein war nun wohl vom Herzen, daß ich nämlich zu Julianen gehn konnte, aber wenn ſollt' ich nun ſchreiben? Gleichwohl war nun gegen den Vater an kein Abſchlagen weiter zu denken. Diesmal muſt' ich wirklich meinen guten Vater belügen, da ich ihm nun noch für die Güte, daß er mich mitnehmen wolle, dankte, zu andrer Zeit hätt' ich dies gewiß aus vollem Herzen gethan, denn du weißt, wie herzlich und kindlich ich meine Aeltern liebe. Johann hatte bereits dem Kutſcher angekündigt, die Pferde vorzuſpannen. Nun war weiter vor der Hand kein Troſt für mich, als der, daß ich, während der Spazierfahrt wohl was ausfindig machen würde.

Die Reiſe gieng fort. Wir waren nicht lange gefahren, ſo ſchlief der Vater ein. Ich reiſte nun ungeſtört und mit ganzer Seele nach F. . . und war voll ſüßer Schwärmereyen. Auch fiel mir ein Mittel ein, wie ich gleichwohl noch an dich ſchreiben könnte. Du weißt das kleine Gärtchen bey Julianens Hauſe, weißt auch den breiten Hollunderſtrauch, unter dem ein Tiſchchen und Raſenbänke ſind. Dort, dacht' ich, will ich ſchreiben. Ich und Juliane ſind an dieſem

Orte

Orte einigemal schon zu Stunden allein gewesen. Ich hofte also, daß ich auch diesmal dort ungestört würde seyn können.

Ich war nun so heiter, wie der wolkenfreye Himmel. Mein Vater wacht' inzwischen auch wieder auf. Ich schwazte nun so viel mit ihm, sucht' ihn so lustig als möglich zu unterhalten, daß der liebe Alte oft recht aus Herzensgrunde lachen mußte. Er griff in die Tasche, und gab mir einen harten Thaler, wobey er sagte: ihr Mädchen habt so immer nicht viel Vorrath, und doch giebts oft was einzukaufen, das ihr dem Vater grade nicht gern sagt. Ich küßt' ihm die Hand, die er mir recht väterlich drückte, und nahm das Geld. Er hats so in der Gewohnheit, wenn er bey guter Laune ist! — Ach, guter Väter, dacht' ich bey mir selbst, wenn du mir nur meinen Heinrich gäbst! Möchtest du doch meinetwegen deine Thaler alle behalten. Der Gedanke zog wieder einige Wolken über meine Stirn.

So bald wir zu Hause kamen, rennt' ich ohne weitre Nachfrage zu Julchen. Sie kam mir bis zur Hausthür entgegen und schrye gleich:

„Gut, daß du kommst: 's wird nichts aus der Reuterey."

Nichts? Du hast mich zum Besten!

„Nein! im Ernst! G... speiste Mittags bey uns. Ich nahm ihn gleich auf die Seite, da er kam, und sagts ihm. Er schlug mirs aber ab, indem er Morgen selbst verreisen und seinen Kerl mitnehmen müsse.

Isis doch, als wenns nicht seyn sollte! — So muß ein andrer fort! Seyffert mag einen verschaffen.

Da

Da! Ich gebe gleich einen Thaler drauf, daß nur der Kerl gewiß reutet!

Auf diesen Ausweg hatte sich das lose Ding nicht gefaßt gemacht. Sie sah sich also nun genöthigt, dem Spaß ein Ende zu machen.

„Nein! sey ruhig! Aber es war wirklich nah, daß Augusts Kerl die Sache nicht besorgen konnte. G... sollt' in dringenden Geschäften Morgen früh verreisen. Doch ists nun noch aufgeschoben worden bis Nachmittags. Sey also ruhig, und gieb den Brief her."

Ja, so bald er wird geschrieben seyn!

„Jette, sag' mir nur, ob wir Komödie spielen? Der Kerl muß ja Morgen mit Tags Anbruch fort!"

Ich erzählt' ihr jezt die Ursache, warum ich noch nicht geschrieben hatte, und entdeckt' ihr zugleich meinen Einfall. Sie hatte nichts darwider einzuwenden. Nun giengs bald fort in den Garten, und der Caffee ward vorher sehr eilfertig eingenommen. Hättst du nur sehn sollen, wie sorgfältig wir Dinte, Feder und Papier herunter schaften. Oben durft' ichs nicht wagen mit dem Schreiben, Wilhelms wegen. Er ist zwar jezt ausgegangen, aber wer wollt' ihm traun. Er ist immer da, wenn man ihn am wenigsten vermuthet hätte.

Da siz' ich nun — unter dem wohlthätgen Hollunderstrauch! Er fängt schon recht stark an, Laub zu kriegen. Juliane geht voll Gedanken im Garten herum. Was wird sie wohl anders denken, als ihren August.

Julchen, kömmt er heute noch her?

„Ja!“

Da haben wirs! Sie wußts gleich, wen ich meynte. Grad' als gäbs außer August keinen: Er, weiter in der Welt! — In meinem Leben war ich beym Schreiben noch nicht so heiter, wie jezt. Aber ich schrieb auch sonst noch nie unter freyem Himmel. Doch fehlt mir etwas. So ein geheimes Schmachten! Heinrich! Das kann nur deine Gegenwart stillen. Ach, Bester, Ewiggeliebter, da könnt' ich dich nun jezt in meinem Arm haben, dich fest an mein lautklopfendes Herz drücken, und du bist weg, weit weg von dem armen einsamen Mädchen! O kehr bald zurück, wo du den Frieden meiner Seelen liebst! Morgen ists schon fünf Tage, daß du reistest. Wo du Dienstags noch nicht wieder kömmst. — Ich geh Dienstags Nachmittags nicht aus dem Hause. Wie mir so bang nach dir ist, und bist doch erst wenig Tage weg! Gott! wie ist doch Liebenden ums Herz, die immer getrennt leben müssen? Gute Sophie, jezt fühl' ichs dringender, als jemals, in welch einer traurigen Lage du bist!

Ha! wer kommt doch? Fort mit dem Blatte — und nun hab' ich weder Streusand noch Löschblatt —

Erschrackst du, Heinrich? Sey ruhig! Es war unser lieber August. Schon hab' ich ein Weilchen mit ihm gesprochen. Er war recht bös auf Wilhelm. Warum? das hat er mir noch nicht gesagt. Er spricht, es beträf nur ihn, aber es steckt gewiß was anders dahinter. Warum verbirgt ers doch so sorgfältig vor mir? — Ach! meine ganze Heiterkeit fängt auf

einmal

einmal an zu schwinden. Mir wird recht bang. Heinrich, mein lieber, bester Heinrich, komm doch bald zurück, daß ich nicht so allein bin. Laß mich nicht vergebens bitten. Magst lieber bald wieder einmal reisen, aber nicht mehr auf so viel Tage.

Ich muß nun schon schließen. Wilhelm wird gewiß bald kommen, und der solls grade nicht wissen. Wer weiß, was er draus schmiedete? Warum gleichen doch fast alle Tage meiner Jugend den heitern Tagen des Sommers, die am Morgen hell und klar, aber am Nachmittage oder Abende voll düstrer Wolken sind? So wills das Verhängniß, aber die Vorsehung wird liebevoller seyn und mir auch noch Tage geben, die vom Morgen bis zum Abend hell, klar und unumwolkt sind. — Gott laß mich dich recht glücklich wieder umarmen. Zaudre nicht lange, Freund meines Busens! Adolph, Sophien, Charlotten und den kleinen Engel Henriette grüß tausendmal, auch von Julianen und August. Wie süß ist mirs, daß du in F... eine Henriette fandst! Sollts dir nicht stärkere Erinnerung an mich gewesen seyn? Doch, du kannst mein ohnedieß keinen Augenblick vergessen. Sag' aber Henrietten, daß ich sie gern sehn und umarmen möchte. Ich bin ganz ihre Freundinn. Deine Schilderung von ihr hat sie meinem Herzen schon jezt sehr theuer gemacht. Sie soll so bald in die Stadt kommen! — Ich kann wieder einmal nicht aufhören. Aber nun muß ich! Ewigeliebter, leb wohl, leb wohl! Eile zurück in die schmachtenden Arme deiner treuen

Henriette.

August an Heinrich.

B** den 19. März.

Wenn ich keine Juliane kennte, nicht schon zu tausendmalen gefühlt hätte, welche Seligkeit es ist, von ihr geliebt zu werden, und der einzige Freund ihres sorgsamen, zärtlichen Herzens zu seyn, so würd' ich dich beneiden, würde sagen, du wärst der glücklichste unter allen Sterblichen. So treu, so innig lieben wohl wenig Mädchen. Wie sie so mit ganzem Herzem an dir hängt, wie sie schmachtet nach dem lieben Jünglinge, wie sie so alles dir nach empfindet, und ihre ganze Seele nach dir bildet! — Und was denkst du dazu, daß sie dich überrascht, dirs an Zärtlichkeit zuvor thut? War in F... kein Bauer aufzutreiben, der einen Brief hereingetragen hätte? Stell mir einmal ein zärtlicher Mädchen auf.

Mir wars zugleich angenehm, euch, ihr Lieben, in dem Fall einen Dienst leisten zu können. Wie konnt' ich unterlassen, an meinen rechtschafnen Freund einige Zeilen mit beyzulegen, da ich die Besorgung von Henriettens Briefe übernahm?

So ungern ich von Wilhelm rede, so muß ich dir doch jezt etwas mittheilen, das dich und deine Henriette sehr nah angeht, und das verderbte, niederträchtige Herz dieses Jünglings in seiner völligen Blöße darstellt. Gestern Nachmittags war er bey mir. Unvermerkt lenkt' er das Gespräch auf dich, fieng an zu sticheln, und über meine genaue Freundschaft mit dir zu spötteln. Du weißt, ich kann mich

mäßi-

mäßigen und meine Hize unterdrücken. Ich sagt' ihm nicht viel Entscheidendes auf seine Reden, und horchte, wo es hinaus wollte. Da er sah, daß ich ihn anhörte, gieng er immer weiter, und gab endlich unter andern auch zu erkennen, daß ihm deine Liebe zu Henrietten nur lächerlich vorkäm. Der Vater würde sie dir doch niemals geben, und es wär also sehr sonderbar, daß du dir solche Mühe gäbst. Ich antwortete nichts, und zuckte die Achseln. Dies legt' er falsch aus, und glaubte nun, er hätte mich schon ganz auf seiner Seite. Er fieng sich jezt an aufzublasen, und sezte hinzu: es schien ihm ohnedies, als ob Henriette sich nicht sogar viel aus dir machte, wenigstens wär sie gegen andre eben so gefällig. Er hätt' ihr schon verschiedenemal Blumen, oder auch andre Geschenke, gegeben, und allemal hätte sie sie mit vielen Empfindungen angenommen, auch die Blumen sogleich vorgesteckt. Bey diesen Worten hätt' ich ihm bald ins Gesicht lachen müssen. Doch giengs noch so vorüber. Ich hatt' inzwischen jezt noch nicht genug, und war sehr begierig, ihn, in Ansehung seiner Gesinnungen bey der Sache, noch weiter auszuforschen. Ich gab ihm also mit angenommener Kälte zur Antwort: daß ich mir das leztre nicht recht vorstellen könnte. Das erstre aber wär freylich einigermaßen wahr, ich glaubt' aber, daß Heinrich dieserwegen nicht Spöttereyen, sondern vielmehr freundschaftliches Mitleid verdiente, da er doch gewiß der beste, rechtschaffenste Mann von der Welt wär! Rechtschaffen? rief der Unverschämte. Da kenn' ich ihn besser. Wer ist wohl falscher, boshafter, blinden-

kender, als eben er? Ich hab' schöne Sachen von ihm gehört. Seine Proceßsachen vernachläßigt er aufs entsezlichste, schiebt einen Termin nach dem andern auf, oder versäumt ihn wohl gar, wenn er einmal festgesezt ist, und macht dadurch seinen Klienten beträchtliche Unkosten. Wenn er Gelder in Empfang nimmt, so zahlt er sie nicht aus, und speist die Interessenten mit seinem einnehmenden freundschaftlichen und gefühlvollen Betragen ab. Lange kann die Wirthschaft nicht dauern. Doch, ich will schweigen, denn es ist warlich nicht meine Absicht, ihn zu verkleinern. Aber ich habe sichre, zuverläßige Nachrichten, daß er gar nicht der rechtschafne, edeldenkende Mann ist, der er scheint.

Hier, lieber Heinrich, kam ich aus aller Fassung. Ich ward immer aufgebrachter, da ich sah, wie mir der Kerl mit der offensten, ruhigsten Miene ins Auge blickte. Den besten unter allen Jünglingen so anzuschwärzen, dazu gehört die boshafteste Seele, und die besizt also Wilhelm? So entsezlich hätt' ich mir doch den Bruder meiner einstigen Gattinn nicht vorgestellt. Ich verbarg auch meine Wuth jezt weiter nicht für ihm, nannt' ihn einen Verläumder, schäumte vor Unwillen und lief im Zimmer auf und ab. Denkst du, daß er beleidigt ward? Dazu war er zu geübt in der Niederträchtigkeit. „Das wußt' ich im Voraus, sagt' er nach einer Weile, daß dich meine Reden aufbringen würden. Ich nehm dir auch deine Hize gar nicht übel. Wer würde sichs träumen lassen, daß der einnehmende, von allen so geliebte Heinrich — diese Worte sprach er mit einiger Bitterkeit — ein

so

so schlechter Mensch ist? Ich staunte selbst, da ichs hörte, und doch* — Konnt' je meine Wuth aufs äußerste gebracht werden, so geschahs jezt, durch seine fortgesezte, schändliche Unverschämtheit. Wo will er aber mit dem allen endlich hinaus? Dieser Gedanke brachte mich wieder in etwas zu mir selbst. Ich wollt' ihn ganz ausforschen, zwang mich zur Ruhe, und that, als glaubt' ich ihm einigermaßen. Nun gab ich aber die äußerste Verwundrung zu erkennen, und sagte, daß, wenn diese Nachrichten von Heinrichs schlechten Charakter wahr wären, ich in meinem Leben Niemand mehr traun würde. Jezt dacht' er, er hätte mich da, wo er mich haben wollte. Du siehst also, sprach er, wie sehr die gute Henriette zu bedauren ist. Wenn wir den Engel aus seinen Klauen reissen könnten — wenn sie seine schlechte Aufführung erführe, ihn verliesse und Wilhelm dafür ihre Liebe schenkte — ach, August, ich liebe sie von ganzem Herzen, wollt' alles thun, um mich ihrer Liebe würdig zu machen! — Wie preißwürdig ist doch die Vorsicht, daß sie die Bosheit mehrentheils mit Dummheit schlägt! Der Einfältige! Sollt' ichs nun nicht auf einmal merken, daß er verläumdet hatte, wenn ich meinen lieben Heinrich auch nicht so mit der ganzen Größe seiner Seele kannte? — Du liebst sie! gab ich tiefsinnig zur Antwort. Ach! ich kann das, was du mir von Heinrich sagtest, noch nicht ganz glauben! —

Während dieser Worte trat er mit der zärtlichsten Miene näher zu mir, und schlang seinen Arm um meine Schultern. Ich fühlte den Schlangen-

druck, aber ich hielt ihn aus, so sehr auch das fast tödtliche Feuer durch mein Herz drang. August, sprach er schmeichelnd, nicht wahr, du liebst meine Schwester recht herzlich? Ich seufzte — jezt nicht aus Zärtlichkeit, nein! über den Greis in der Bosheit! Er hielts für Bejahung. Nun denn, fuhr er fort, kannst du dem Bruder deiner Juliane eine Bitte abschlagen? Ich hab' einen Anschlag, den unedeln Heinrich die kostbare Henriette aus dem unwürdigen Arm zu reissen, und dann vielleicht zu ihrem Besiz zu gelangen. Ich schauderte! Er ward einigermaßen aus seiner Fassung gebracht, aber bald ermannt' er sich wieder, und fuhr fort: Alle Briefe, die Heinrich und Henriette einander schreiben, gehn durch deine und Julianens Hände; wenn ihr nun einige nach einander zurückbehieltet?— „Nichtswürdiger!" Ich stieß ihn weg! Schreckliche Wuth loderte nun durch all' meine Glieder. Ich würde den Elenden sogleich zur Thür hinausgestossen haben, wenn ich nicht theils für euch, meine Theuern, theils auch für mich selbst nachtheilige Folgen hätte befürchten müssen. — Er mochte sich vielleicht nun selbst fühlen. Nur verstohlen blickt' er mich an, da ich auf ihn loslärmte, sprach kein Wort und nahm nach einer Weile den Hut. Auch dies, glaubt' ich, möchte nicht gut seyn, wenn er jezt weggienge. Nein, sprach ich gelaßner, bleib noch, ich bitte dich. Er blieb.

Heinrich! befürchte nichts weiter. Ich drang tief in sein Herz — und fast bis zu Thränen hab' ich ihn erweicht. Er fühlte seine Niederträchtigkeit, und gelobte Besserung. Länger als eine Stunde drang

ich

ich mit den beweglichsten, freundschaftlichsten Worten in ihn. Er gestand sogar, daß seine vorigen Erzählungen von dir Erdichtungen wären. Alles schob er auf die Stärke seiner Liebe zu Henrietten, und bat mich flehentlich, dir nichts von der Scene zu sagen. Ich habs ihm versprochen. Henriette weiß auch nichts davon. Ich überlasse dirs, es ihr einst in einer Stunde der Liebe zu entdecken. Ich würde dirs noch jezt nicht gesagt, nicht deine heitern Tage, die du in F... zubringst, so verbittert haben, wenn die Sache nicht einen so guten Ausgang gewann, und ich dir am Ende der Erzählung nicht die theure Versichrung geben konnte, daß das Ungewitter vorüber sey. Ich flehe dich also, sey ruhig! Befürchte nicht, daß dich Wilhelm etwa verräth. Wer weint, wenn man ihm ans Herz redet, der ist noch nicht im äußersten Grad gottlos. Vielleicht gelingt mirs noch, sein Herz ganz umzustimmen. Trau's meiner innigen Liebe gegen dich und dein Mädchen zu, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, dazu beytragen werde. Ich darf dich wohl nicht erst erinnern, daß du dich gegen Wilhelm beträgst, als wüßtest du gar nichts von der Sache? — Gewiß, mein Bester, es wird noch alles recht gut werden. Sey also ruhig, und wirf einen betenden Blick auf den Beystand des Allbeglückenden.

Einen Balsam auf die schmerzende Wunde! Heut Nachmittags fand ich dein Mädchen unten in Julianens Gärtchen, woselbst sie unterm Hollunderstrauch mit geschäftiger Zärtlichkeit an dich schrieb. Sie war zuvor verhindert worden. Doch, was sag' ich dir da Dinge, die du gewiß in ihrem eignen Briefe weitläuftig

läuftig findest? — In meinem Leben sah ich sie nicht so froh. Sie ward zwar in etwas niedergeschlagen, da ich ihr nur die wenigen Worte sagte: ich wär bös auf Wilhelm., Sie mag auch wohl den Brief nicht gar zu heiter geschlossen haben. Aber es gelang mir und meiner lieben Juliane, sie nach und nach wieder so heiter zu machen, als sie's vorhin war. Wilhelm kam uns den ganzen Tag nicht nahe. Ohne Zweifel schämt er sich vor mir. O wenn dies wär, so heft' ich mit Zuversicht, daß sein Herz noch nicht gänzlich verderbt wär, daß allein die Stärke seiner Empfindungen ihn zur Niederträchtigkeit verleitete. Vielleicht können wir ihn noch durch verzeihende Liebe gewinnen.

Aus meinen paar Zeilen, die ich versprach, ist ein voller Bogen geworden. Wenn er nur einen angenehmen Inhalt hätte, so wollt' ich mich drüber freuen. — Mittwochs werd' ich dich doch wenigstens gewiß wieder sprechen. Laß dich den Vorfall mit Wilhelm nicht etwa abhalten, so lang' in F... zu bleiben, als dirs dort gefällt. Noch einmal sag' ich dirs, glaube nur ganz sicher, daß alles in Ruh ist, und Wilhelm ist euch gewiß jezt weniger, als jemals, furchtbar. — Empfiehl mich deinen lieben Freundinnen, die ich, wie du weißt, vor einigen Monaten auch, und auf der vortheilhaftesten Seite, kennen lernte. Mein Julchen spricht sehr oft von ihnen. Vergiß auch nicht deinen guten Bruder zu grüßen. Spricht er in F... auch immer vom Tode?

Lieber Heinrich, fertige ja meinen Seyffert so bald als möglich ab. Henriette wird dir die Ursache geschrie-

ſchrieben haben, ich will ſie alſo nicht erſt wiederholen. Es iſt, als wenn ich nicht ohne den Kerl reiſen könnte. Ich wünſch' mir in meinem Leben keinen beſſern Bedienten. — Nun, lebwohl, lieber Herzensfreund! Ewig dein

Auguſt.

Heinrich an Henrietten.

F * * den 20. April.

Noch ein Wort vom Vormittage. Mein Herz ſchwamm in ſüſſem Taumel, da ich den Brief erhielt. Ich lief ſogleich damit herauf, aber der kleine Frize, welcher mir den ganzen Vormittag noch nicht von der Seite gekommen war, begleitete mich jezt nicht, und erzeugte mir auch dadurch eine groſſe Gefälligkeit. Er glühte für das fremde Pferd und machte ſich ſogleich mit Seyffert bekannt. So bald ich die Briefe auf meinem Zimmer geleſen hatte, rief ich Lotten. Sie kam. Ich gab ihr die Briefe. Während daß ich ſchrieb, las das Mädchen mit der innigſten Theilnehmung, aber jezt nur den Brief von dir, dann lief ſie weg und ſagte: ſie wolle nur dem Bedienten ein Frühſtück geben. Ich ward mittlerweile mit meinen Sachen fertig, ſiegelte, überſchrieb und rennte nun mit gröſter Eilfertigkeit in den Hof. Da kam mir der Junge entgegen geritten. Seyffert führt' ihm 's Pferd, und er ſaß ſo beherzt und anſtändig drauf, daß mirs recht freute. Er hatte ſich gleich mit dem Bedienten viel zu ſchaffen gemacht, erzählt, daß ſein

Papa auch Pferde hätte, die aber lange nicht so schön wären, wie dieses — dies sollt' eine Schmeicheley seyn — und hatt' endlich gebeten, er soll ihn reuten lassen. Der Ketl glaubte, er möchts nicht recht machen, wenn er ihn aufs Pferd sezte und schlugs ihm also ab, ob ihn gleich Frize sehr dringend bat und ihm ein großes Stück Kuchen versprach, das er sich von der Lotte wollte geben lassen. Er rennte hierauf rein zu seiner Schwester, und sie mußt' ihm ohne Barmherzigkeit Kuchen geben, mußt' auch, da er ihn hatte, mit ihm in den Hof gehn. Nun quält' er den Bedienten so lange, bis er ihn aufs Pferd hob, wozu die Schwester ihre Einwilligung gab. Hättst du nur das Schreyn hören sollen, mit dem er mir vom Pferde herab entgegen jauchzte! Das war Seelenwonne für ihn. Wie kommts doch immer, daß die kleinen Jungen, so bald sie nur laufen lernen, die Pferde so über alles lieben. Ich war den kleinen Mädchen in den Jahren sehr gut, aber wenn ich hätte können auf ein Pferd kommen, mit Freuden hätt' ich ihre Gesellschaft verlassen. Ich kündigte Frizen jezt an, daß er herunter müsse und die Reuterey nun ein Ende hätte. Das gieng sehr schwer, und kostete einige Thränen.

Es war bereits neun Uhr, und nun hohe Zeit zum Abmarsch. Seyfert schwang sich, so bald er abgefertigt war, aufs Pferd, und nun giengs in vollen Jagen fort. Frize war hierauf niedergeschlagen, schien etwas unwillig, und gönnte mir vorjezt nicht weiter die Ehre seiner Gesellschaft. Auch gut! Ich gieng mit Lotten wieder hinauf in die Stube, las

ihr

ihr nun auch Auguſts Brief vor, und wir unterhielten uns hierauf von dem Innhalte der beyden Briefe. Wilhelm war im Begrif die ſchändlichſte Zerſtörung unter uns anzurichten, und durch die niederträchtigſten Kunſtgriffe uns Argwohn der Kälte oder gar der Untreue gegen einander einzuflößen. Das Verhängniß führt' ihn mit ſeinem niederträchtigen Anſchlage in die Hand eines Engels, in dem er einen Verräther zu finden glaubte. Alles erzähl' ich dir in deinem Arm weitläuftiger, und vielleicht geſchch es ſchon, wenn du dieſes lieſeſt. Auguſt iſt ein wahrer, inniger Herzensfreund von uns.

Charlotte fühlt Herzensſcenen ſo tief, daß ſie ganz betäubt iſt. Beynah möcht' ich für ſie fürchten. Mit welcher heiſſer Zärtlichkeit wird ſie nicht einſt einem Jüngling' in den Arm der Liebe ſinken! Und wenns nun einer von jenen Verräthern der Unſchuld iſt, die mit ihren ſüßen Schmeicheleyen ein mit der Bosheit unbekanntes, unſchuldiges, gutes aber feuriges Mädchen ganz hinreiſſen an ihre Schlangenbruſt, und dann, wenn ſie in ihren Reizen geſchwelgt haben, die Unglücklichen verlaſſen, und ſie entweder der Verzweiflung oder dem Leichtſinn preiß geben! Die gute Lotte iſt ſo geſchwind hingeriſſen, glüht vor alles, was äußerlich das Gepräge der Unſchuld und Tugend führt, ſogleich im Innerſten, und denkt von allen gut, weil ſie ſo herzlich gut iſt. O wie leicht könnte ſie hingeriſſen werden, von dem ſüßen Gift eines ſo ruchloſen Verführers, der eingehüllt in die Geſtalt eines Engels des Lichts, ihr zartes Herz verwundete. Sie glaubt' einen Freund, einen treuen Begleiter des Lebens

bens gefunden zu haben, gleich einigen ihrer Freundinnen, und sah, überströmt von tiefdringendem Gefühl schmeichelnder Leidenschaften, nicht den Abgrund, den man ihr bereitet hatte, um sie auf ewig hinein zu stürzen! O meine Henriette, welch ein Schreckenbild von einer so herrlichen Freundinn, die ich als Schwester liebe? Und ist wohl meine Furcht übertrieben? Giebts der traurigen Beyspiele nicht zu tausenden? Muß ich also nicht um so viel mehr fürchten für ein jugendliches, feuriges, im höchsten Grade empfindsames Mädchen, das allen Eindrücken so offen ist, und wie ein erweichtes Wachs zu jeder Gestalt umgebildet werden kann? — Ich würde noch mehr für sie zittern, wenn sie nicht eine Schwester hätte, die schon über den Taumel der schmeichelnden, hinreissenden Empfindungen in etwas hinaus ist, oder doch wenigstens gesezter und geprüft in den Gefühlen des Herzens. Charlotte hängt auch mit ganzer Seel' an ihr, unternimmt oft nicht das kleinste Geschäft ohn' ihr Bewußtseyn, und verläßt sich ganz auf ihre schwesterliche Leitung. Dies läßt mich ruhiger an Charlottens Zukunft denken.

Lang saßen wir, ich und Charlotte, nachdem wir die Briefe gelesen hatten, auf einem Sopha, in tiefe Betrachtungen gehüllt. Sie saß schweigend an meiner Seite, der zärtliche Busen röchelt' empor und das kleine, blaue, schmachtende Auge warf nur zuweilen einen dringenden Blick zum Himmel auf, gleich als arbeitet' es unter einer drückenden Last hervor. Ich schlang den einen Arm um ihre Schultern und merkte genau auf jede ihrer Bewegungen. Sie erkämpfte

bald

bald wieder Ruhe, und lächelte mich dann wieder mit Heiterkeit an. Ich ergriff die kostbaren Augenblicke, gab ihr eine Menge brüderlicher, wohlgemeynter Erinnerungen an ihr empfindsames Herz, und sucht' ihr vorzüglich das betrügliche Gift, das in unsern Tagen so oft unter dem Schein gefühlvoller freundschaftlicher Liebe verborgen liegt, recht einleuchtend vorzustellen. Sie hält viel auf mich, und horchte mir auch jezt mit Aufmerksamkeit und dankender Liebe zu.

So eilte der Vormittag vorüber. Wir hörtens jezt unruhig werden unten im Hause, merkten auf, und, siehe da, unsre Anverwandten kamen aus der Kirche. Wir giengen herunter, und da hörten wir schon oben an der Treppe Fritzen dem Vater aus vollem Halse entgegen schreyn. Papa, ich habe geritten! ich habe geritten! Er erzählte hierauf, daß ein Bedienter da gewesen wär, der ihn aufs Pferd habe sitzen lassen. Da nun einmal von der Sache gesprochen wurde, so macht' ich mir die Gelegenheit zu nuze, und sagte, daß einer meiner vertrautesten Freunde krank geworden wär, der meine baldige Gegenwart in B... wünschte. Ich sähe mich also genöthigt, meine theuersten Anverwandten wenigstens Morgen Vormittags zu verlassen. Es kamen noch einige Einwürfe, die ich aber herzhaft widerlegte, und so ward denn die Abreise beschlossen.

Bald nach dem Essen ward nun der langgewünschte Spaziergang beschleunigt, damit nicht etwa wieder Besuch käme, der uns daran verhinderte. Die Mädchen wußten eine herrliche Gegend, einen hohen Berg, wo man viele Meilen weit die Gegend übersehn konnte,

der aber etwas weit entfernt von uns war. Dafür scheuen sich doch in unsern Tagen die Mädchen nicht mehr. Würde wohl vormals ein Frauenzimmer einen fast zwey Stunden entfernten Berg zu Fusse besucht haben, und dann noch daran heraufgeklettert seyn? Da müßten Karossen kommen und die Dame fortrollen. Darnach ward nicht gefragt, daß sie tausend herrliche Scenen der Natur gar nicht bemerken konnten, und also sehr viel dabey einbüßten. Mit einem Worte, wir giengen, die drey Schwestern, Adolph und ich. Wir suchten uns einen angenehmen Pfad, der hinter dem Dorfe heraufgieng, und auf dem uns die ganze prachtvolle Natur von jeder Seite ins entzückte Auge stralte. Denk dir, unsre Unterhaltungen auf diesem Wege selbst. Hier ein Wort der Liebe, dort ein Wort der Liebe, und so entstand ein allgemeines Geschwäz von Zärtlichkeit und Empfindungen, wies denn nun heut zu Tage zu gehn pflegt unter Mädchen und Jünglingen. Freylich seufzt mancher Greis im silberfarbnen Haare, und mancher rechtschafne Priester darüber, aber — ich weiß doch nicht, ob sie allemal recht daran thun möchten. Unsre empfindsame Welt ist mir immer lieber, als das vormalige, kalte, allen sanftern Eindrücken verschloßne Leben, wo man immer nur nach hergebrachter Gewohnheit handelte, die menschlichen Angelegenheiten, und besonders die des Herzens, nur so fortrollen ließ, wie sie ihren Lauf nahmen, und sich mit ruhiger und gelaßner Seele drein ergab; wo man Schönheiten der Natur ansah, allenfalls schön nannte, und nichts dabey fühlte, nicht drauf merken wollte, daß sie uns mit jedem

neuen

neuen Reize die Größe Gottes ins Auge stralte, und zufrieden damit war, wenns uns einmal der Priester von der Kanzel oder ein warmes, herzliches Lied sagte. Gewiß, meine Henriette, du wirst mich verstehn, und einsehn, daß ich bey der Empfindsamkeit, oder, wenn das Wort zu abgenuzt ist, und durch den Mißbrauch einen falschen Begriff darstellt, bey der dringenden Theilnehmung an allen Schönheiten der Schöpfung Gottes, nicht eben allemal Liebe verlange. Die ist nicht grade dabey nothwendig, wie einige von den geschwornen Feinden der jezigen Regierungsform im Reiche der Empfindungen uns Schuld geben. Denk einmal an Carolinen, liebe Freundinn. Diese wiederlegt unsre Gegner einigermaaßen. Wer war empfindsamer, gefühlvoller, theilnehmender, als sie, und wer fragte weniger nach der Liebe, als Caroline? — Und wenn nun auch am Ende recht viel geliebt wird unter Mädchen und Jünglingen, recht schwärmerisch geliebt wird, ich glaube, das Uzglück würde zu übersehn, würde mehr ein Vortheil als ein Unglück für den Staat seyn. Ists nicht besser, der Jüngling hängt mit ganzer Seele, schwärmerisch, aber keusch und treu, an seinem Mädchen, als daß er sich mit hohen Gedanken über alle Zärtlichkeit, die er dann Weichlichkeit nennt, wegsezt, und dafür in tausend schrecklichen Stunden mit zügellosen Unsinn wollüstig herumschwärmt, seinen Körper entnervt und seine Seele gegen die sanfte Stimme der Religion und Tugend taub macht? Oder ists möglich, alle Empfindungen der Liebe zu unterdrücken, tief zu vergraben in dem klopfenden Busen? Die sanfte, treue Liebe gegen

gen ein edles, rechtſchafnes Mädchen verdrängt alle aufkeimende, wüthende Begierden, heißt, unerlaubte Triebe ſchweigen, ſo lange, bis ſie Vernunft und das heilige Recht der Geſeze erlaubt machen, beſſert Sitten und Herz, ruft mit lauter Stimme zur Ausübung der Pflichten der Religion und Menſchheit, und bringt uns näher zu dem, der uns ſchuf. Du, meine Henriette, wirſt mir hier gewiß am feurigſten beyſtimmen. — Aber freylich muß die Empfindſamkeit in ihren Grenzen bleiben. So bald ſie überſpannt wird, ſo verwandelt ſie Jünglinge in ſchwärmeriſche, der Welt unnüze Thoren, und Mädchen in Affen oder romanhafte Dulderinnen.

Aber wo gerath' ich hin? Dieſer eifernde Ton kleidet mich nicht. Und wem ſagt' ich das alles? Meinem lieben Mädchen, die ohnedies ganz mit gleichdenkt. Dieſe Stelle gehört nicht hieher, eher noch in eine Schuzſchrift vor neuere empfindſame Bücher, die nicht überſpanntes Gefühl in ſich faſſen. Aber auch da würde ſie eine ſchlechte Figur machen, denn der Himmel weiß, ob ſie nach allen Regeln der Philoſophie durchgedacht iſt! Ich kann mir ohnmöglich die Mühe nehmen, ſie jezt wieder durchzuleſen, noch vielweniger ſie genau zu unterſuchen. Vergieb mir das Geſchwäz, liebes Mädchen. Gut, daß du kein Recenſent biſt! Du würdeſt mich ſonſt ſchön kriegen, würdeſt vielleicht den Brief in ein Journal einrücken laſſen, und dadurch deinem Heinrich keine Ehre machen, wenigſtens ihm dies Urtheil über den Hals ziehn: Die Stelle von der Empfindſamkeit könnt' auch beſſer ſeyn. —

seyn. — Ich fahre fort in der Geschichte unsers Spazierganges.

Etwas ermüdet langten wir an dem Berge an. Er war wirklich sehr hoch, und aus milder Vorsorge für unsre Gesundheit, sezten wir uns an seinem Fusse ein Weilchen ins Gras hin. Dann stiegen wir hinan und erreichten mit kurzem Athem die Höhe. Unsre Mühe ward uns reichlich vergolten. Süßes, himmelvolles Entzücken, das noch jezt meinen Busen durchströmt, wenn ich an die Augenblicke zurückdenke! O des herrlichen Anblicks! Ich hatt' ihn zuerst, denn ich gieng voran. Soll ichs wagen, zu schildern? Aber was werd' ich Schwacher vermögen?

Den lezten mühsamen Schritt mit einem tiefen Athemzuge — und ich stand auf einem weiten Gefilde, dessen Umfang fast unübersehbar war. Dunkles Gebüsch umfaßte den Umkreiß. Willkührlich, aber gleich dem genauen Maaßstabe des Künstlers machte die freye Natur in die Reihen der Erlen, Fichten und Tannen gleich abwechselnde kleine Einschnitte.

Schon der erste entfernte Anblick sezte mich in süßes Staunen. Adolph und die Mädchen langten inzwischen auch ganz athemlos auf der Höhe an. Heiterkeit goß sich auf einmal über uns alle aus. Jedes schrye: sieh das! sieh jenes! aber alle stimmten dahin ein, daß diese Gegend über alle Erwartung schön wär. Hierzu mocht' auch viel beytragen, daß es auf heuer der erste Spaziergang ins weite freye Feld war. Arm in Arm wandelten wir nun über die herrliche Flur hin. Junges Gras überzog bereits den ganzen Boden. Veilchen, Schmirgel, Gänseblüm-

chen und eine blaßrothe kleine Blume durchwebte das grüne Gefielde. An der einen Seite des Waldes hin ſchlängelte ſich ein kleines Gewäſſer, rieſelte ſanft, und ſtürzte ſich da, wo der Berg am höchſten iſt, an einer Felsklippe mit angenehmen Ungeſtüm in die Tiefe hinab. Viele Meilen weit ſahen wir die ganze umliegende Gegend. Hier ein kleines, armſeliges Dorf, dort ein prächtiges Landhaus mit einem kunſtvollen Garten; hier eine Windmühle; dort wieder ein groſſes weitläuftiges Dorf, deſſen leuchtende Gebäude von dem Wohlſtande und guter Nahrung der Einwohner zeugten. Dort bearbeitete ein geſchäftiger Pflüger einen breiten Acker; hier ſchlich ein mit Segen Gottes belaſteter Säemann durch die Furchen, und ſtreut aus die güldnen Körner, die dann zum vielfältigen Segen emporkeimen ſollten. Ein Haufe luſtiger, freudenvoller Kinder lermt' am Fuſſe des Berges umher mit lautem Jauchzen. Wir kamen immermehr auf die Mitte des Plazes und unſer begieriges Auge entdeckte mit jedem Augenblicke neue Schönheiten. Wenn man ſich durch eins von den kleinen Büſchchen hindurch drängte, da ſtand man wieder auf einer weiten Pläne, die auf allen Seiten Wald umſchloß. Wir giengen jezt nicht mehr Arm in Arm. Jedes wandelte einen Pfad, den ihm ſeine ſchwärmeriſchen Empfindungen führten. Wenn dann manchmal keins vom andern etwas wußte, da riefen wir einander zu. Manchmal ſtieſſen ein paar ganz unverhoft im Gebüſch auf einander, und dies ſchuf die lauteſte Freude. In eine junge, ſchlanke Erle ſchnitt' ich unſre Namen, meine Beſte! Wenn einſt auch ein Jüngling der Zärtlichkeit,

'lichkeit, oder ein liebendes Mädchen in dies Gebüsch
'kömmt, und diesen Namenzug weit ausgebreitet von
'der Mutter Natur, einst, wenn wir vielleicht schon
'verwest sind, findet, da wird ein heiliger Schauer
'durch ihre Seele dringen. Sie wird sich freun des
'Denkmals der Zärtlichkeit, wird die, die einst den
'Namen trugen, segnen, und ihrem lieben Jünglinge
'aus vollem Herzen den heiligen Anblick erzählen.
Diese paradiesische Gegend verherrlichte noch ein reizendes Echo. O wie oft ließ ichs den theuern Namen meiner entfernten Henriette wiederholen! Meine Sehnsucht nach dir ward jezt sehr groß. Nur allein die Hofnung, dich Morgen wieder zu umarmen, konnte mich in etwas trösten, daß du hier in diesen göttlich schönen Gefielden nicht an meinem Arm hiengst.

Müde des Herumschwärmens kamen wir alle wieder zusammen, und da ward einmüthig beschlossen, nun einen Ruheplaz zu suchen. Ich weiß einen recht niedlichen Ort, sagte die liebe Henriette. Kommt nur, er wird euch gewiß gefallen. Ich hab' ihn vorhin gefunden, da wir so jedes vor sich spazieren giengen, und da fiel mirs gleich ein, daß sichs hier recht gut ausruhn müßte. Wir folgten ihr. — Das liebenswürdge Mädchen hatte recht glücklich gewählt. Es war ein kleiner, länglichter bemoster Hügel! Eine weitausgebreitete Buche überzog mit ihrem jugendlichen Laube unsern Ruheplaz. Aus der Tiefe herauf stieg uns der erquickende Geruch des demüthigen Veilchens entgegen. Hoch über uns säuselte die Lerche des Frühlings, und die Lieder der Amsel tönten aus den vertraulichen Zweigen der Bäume hervor.

Kaum hatten wir uns gesezt, so zog Henriette ein Buch aus der Tasche. Es waren die Fragmente. Ganz im Stillen hatte sie das lose Mädchen eingesteckt, und nun sollt' ich lesen. Alle waren froh über den Einfall, alle stimmten ein: ja, du mußt lesen, Heinrich! Ich las. Eben trafs die rührendsten Scenen. Henriette weinte die bittersten Thränen, und wir andern waren auch tief bewegt. Alles war feyerlich um uns her. Eine ununterbrochene Stille durch die ganze Gegend. Zuweilen weht' ein düstres Lüftchen — der Winter, der nicht längst aus unsern Fluren wich, ließ es zurück — durch die rauschenden Bäume. Melancholisch rieselte der kleine Quell bey unsern Füssen vorüber. Wie konnts anders seyn, als daß uns bey all' den feyerlichen Gegenständen die rührende Geschichte noch rührender wurde? — Der lange Brief war zu Ende, und ich schlug das Buch zu. Stumm und wehmüthig saßen wir noch ein Weilchen. Ich sah nach der Uhr. Himmel! es war nicht gar weit von sieben Uhr. Wie sprangen wir alle auf! Der Abend hatt' uns unvermerkt und im Taumel übereilt. Wir traten aus dem Gebüsch hervor, und sieh! die Sonne eilt' ihrem Untergange zu. Gern hätten wir ihr Scheiden abgewartet, aber dies war unmöglich. Wir mußten ohnedies all' unsre Kräfte anwenden, um nicht ganz bey der Nacht nach Hause zu kommen, und unsern Freunden nicht bang zu machen. Mich reizte das herrliche Schauspiel zu mächtig. Geht, sprach ich, ich werd' euch schon noch einholen. Sie wandelten den Berg hinab. Adolph mit ihnen. Da stand ich nun auf dem weiten Gefielde—

stehe — ganz allein — um mich her prachtvolle Werke Gottes, die Seele voll hoher Gedanken und im jugendlichen Herzen eine sanfte Empfindung für die beste, treuste Freundinn meines Lebens. Nun schwebte die majestätische Scene am Rande meines Gesichtskraises. Ihr Umfang ward größer. Ein blosser dünngewebter Flor überzog die ganze Abendseite des hellen Himmels. Die glänzenden Stralen verschwendeten noch einmal all' ihre Kräfte, aber sie waren schon viel ohnmächtger als am hohen Mittage. Das dunkle Grün der Wälder ward dunkler. Ueber sie hin schwebt' ein gelblichtes stralendes Gewand. Die Schatten wurden mit jedem Augenblicke länger. Ein am Fusse des Berges stehender Teich stralte mir den Abschied der Sonne gedoppelt ins Auge. Der erleuchtende Glanz ward schwächer. Der hökrigte, rothgelbe Schimmer verbreitete sich weiter über den bleichen Himmel. Noch ein Lächeln — und sie hüpfte hinters Gebirge! Nun war die Scene vollendet. Ich wandte mich, und da stund hinter mir der silberne Mond. Beschämt stand er, so lange die Sonne noch prangte, aber nun schwang er sich zum herrlichsten Siege immer höher empor.

Ich sammelte mich aus meinen Entzückungen, verließ ungern das theure Gefielde — vielleicht auf ewig — und nun giengs mit der größten Geschwindigkeit den Berg hinab. Ich erreichte bald meine Gesellschaft. Uns ward bang wegen unsrer zurückgelaßnen Freunde, denn die Dunkelheit nahm überhand. Die Mädchen, die alle sehr gute Augen haben — eine herrliche Eigenschaft der meisten ländlichen

Bewohner — behaupteten, sie sähen eine Kutsche im Dorfe heraufgefahren kommen. Ich und Adolph sahen nichts. Wir nahmen unsre Gläser, und nun kams uns auch so vor. Wir hatten uns nicht geirrt. Der Wagen kam näher, und wir erkannten bald, daß es des Amtmanns Wagen war. Voll Besorgniß über unser langes Ausbleiben hatte der Kutscher vorspannen müssen. Sie hatten zwar nichts übels gefürchtet, aber doch wenigstens große Müdigkeit der Mädchen, und daß uns die Dunkelheit zu sehr übereilen möchte. Der Einfall, daß sie den Wagen entgegen schickten, war nicht übel. Aber nun waren fünf Personen und nur vier Size. Was war zu thun? Ich ließ den Kutscher hinten auftreten, und vertrat seine Stelle. Du weißt schon, daß ich den Pferden sehr gut bin, und gern was mit ihnen zu thun habe. Die Gaule trabten gut zu. Es war nicht viel über acht Uhr, als wir für unsrer Thür waren. Der Onkel gab uns halb im Scherz, halb im Ernst einen kleinen Verweis. Wer wollt' darauf achten, beym Zurückdenken an die Wonne, die wir genossen hatten?

Der Tisch war bereits gedeckt. Wir sezten uns. Es gieng sehr lebhaft zu. Frize sprach immer noch von seiner Reuterey. Er wird nun wohl täglich reuten wollen. Die Steckenpferde stehn ihm nicht mehr recht an, und darinn hat er auch sehr recht. Ich wüßte keinen dümmern Zeitvertreib für einen lebhaften Knaben, als daß er ein Stück Holz zwischen die Beine nimmt und wie unsinnig damit herumrennt. — Es ward über Tische noch viel davon gesprochen, daß ich Morgen schon fortwollte. Der Amtmann bot mir

seine

ſeine Jagdchaiſe an, ich ſagt' ihm aber, daß ich ſchon ein Reutpferd heraus beſtellt hätte.

Wir jungen Leute waren nach Tiſche wieder allein. Nicht länger, als ein Stündchen blieb ich noch bey meinen Lieben, dann eilt' ich zur Unterhaltung mit der trautern Freundinn. O meine beſte, ewiggeliebte Henriette, Morgen, Morgen drück' ich dich wieder an dies lautklopfende Herz! Wie viel Wonne liegt in dem ſüßen Gedanken! — Noch ein paar Worte mit meinen Freundinnen, auf lange Zeit die lezten! So bald möcht' ich wohl nicht wieder nach F.. kommen, wärs denn in deiner Geſellſchaft, Engel! Schon lang' hats zwölf geſchlagen. Es ſey! Wir müſſen gleichwohl noch ein Stündchen bey einander bleiben, unſer Herz noch recht für einander ausſchütten. Sophie wollte mir einen Brief an Ernſt mitgeben. Recht froh wär ich geweſen, wenn ſie da an meiner Seite geſeſſen, und, gleich mir, an den Liebling ihres Herzens geſchrieben hätte. Sie hats aber nun noch verſchoben, weil Adolph noch bis Donnerſtags hier bleibt, und der wird dann den Brief mitbringen. Ich werds ihr ſagen, daß ſie für dich auch was mitſchickt. Nicht wahr, Kleine, das ſoll ich? — Nun noch eine Nacht! Iſts doch, als hätt' ich dich ein Jahr nicht umarmt. Leb wohl, Herzensmädchen!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

Den 20. April.

Himmel! welch eine Entdeckung! Wie zittern noch alle meine Glieder. Heinrich, daß du nicht hier

bist — es macht mich mit jedem Augenblick bänger! Wo du Morgen nicht kömmst — aber, gewiß, dein Herz wird dich nicht länger ruhn lassen. Mit Zuversicht hoff' ich dich Morgen zu umarmen. Vielleicht könnt' ich dir dann die verabscheuungswürdige Scene nicht erzählen, und dies würde mir mein Herz immer schwerer machen. Ich schreib dirs also jezt nieder, bey dem Schatten der Nacht und voll Traurigkeit, daß die Bosheit so viel Kraft hat, sich ins Kleid des hellglänzenden, wohlthätgen Lichts einzuhüllen.

Einsam, aber heiter in der Seele, durchlebt' ich den heutgen Nachmittag. Schon wars vier Uhr, als mir meine Mutter die Erlaubniß freywillig gab, mein liebes Julchen eine Stunde besuchen zu dürfen. Ich ließ mich nicht zweymal bitten, zog mich an und gieng. Nun, dacht' ich erfreut, kann ich mir den Brief von meinem Heinrich selbst holen, den mir Julchen zu schicken versprochen, aber noch nicht geschickt hatte. Sie war, wie sie mir hernach sagte, willens gewesen, gegen Abend selbst zu mir zu kommen. Ich traf das Mädchen auf Wilhelms Zimmer. Dies war mir zuwider, aber, was halfs, ich mußte hinein. Der Jüngling wand sich wie die Schlange um mich. Seine Zunge war geschwäzig und voll einnehmender freundschaftlicher Worte. Wenn ich ihn nicht schon kannte, mit seinem falschen, betrüglichen Herzen, wenn nicht die wenigen Worte, mit den August gestern an ihn dachte, mich etwas Niederträchtiges oder Boshaftes von ihm befürchten hießen, wahrhaftig, er hätte sich mein Zutraun erworben. Aber ich kannt' ihn, und all seine Reden waren in meinen Ohren wie ein schlei-

chendes

chendes Gift. Eine halbe Stunde verfloß, während der wir drey von nicht ganz unwichtigen Gegenständen sprachen. Wilhelm zeigt einen sehr vortheilhaften Verstand. Auch sein Herz ist er bemüht auf einer edeln Seite darzustellen, aber dies ist er nicht ganz vermögend. Man entdeckt bald den unächten Glanz, mit dem er das Aug zu blenden trachtet. „Gehn wir in den Garten untern Hollunderstrauch?“ sagt' er schmeichelnd. Sein Vorschlag gefiel mir und auch Julchen. Wir giengen. Er bot mir seinen Arm. Ich mußt' ihn ergreifen — aber mit innerm Widerwillen.

Die Schwester war kälter gegen ihn, als jemals. Dies machte mich etwas unruhig, aber ich errieth nicht die Ursache, weiß sie auch noch nicht. Das Wetter war herrlich. Kein rauhes Lüftchen wehte mehr durch die Laube. Auf den wohlthätigen Obstbäumen prangten die herrlichsten Blüten, und verbreiteten erquickende Gerüche durch den Garten. Frühlingsblümchen, von mancherley Farben, überzogen die geschlängelten Beete. Die kunstvolle Fontaine, bewacht von vier weißen Statuen, sprang behende empor und stürzte sich mit schwirrendem Rauschen wieder in die Tiefe herab. Eine Menge lustiger Vögel wirbelten und lockten auf den beschatteten Aesten. Hier saßen wir unter dem breiten Hollunderstrauch, nicht Arm in Arm, nein, getrennt von einander, und wir Mädchen voll tiefer, aber stummer Empfindungen. Mein Auge sah anbetend zum hellen, wolkenfreyen Himmel auf. Ich dachte mir dich, wie du in F... s Fluren herumirrtest, am Arm der zärtlichsten Freundinnen, und

dieser Gedanke war mir Trost über deine Entfernung.

So saß ich da, in tiefes, melancholisches Nachdenken gehüllt, als Julianens Mutter die Tochter heraufrief. Ich wär ihr gern gefolgt, aber es wollte sich nicht thun lassen. Ich mußte bleiben, bey Wilhelm, und ganz allein! Mir war sehr bang ums Herz, bebend saß ich da, und wagts nicht, den Jüngling anzublicken. Er pflückt' einige Blumen und brachte sie mir. Ich nahm sie, und sah ihm ins Auge. Mit der Miene theilnehmender Freundschaft, nicht der Liebe, ergriff er meine Hand. Ich zog sie weg. „O, sprach er wehmüthig, woher dies Mißtraun, und was hat mir Ihre Freundschaft so sehr geraubt? Sie fliehn mich, und ich schäze Sie so sehr!" Ich konnt' ihm nichts antworten, schlug die Augen nieder. Jezt bot er alle seine Kräfte auf, seine niederträchtige Absicht zu erreichen. „Doch, ich habs einigermaßen verdient, fuhr er fort. Eine zärtliche Neigung gegen ein so liebenswürdges Mädchen keimte in meiner Brust auf. Ein zweydeutiges Betragen gegen Sie und meinen Freund Heinrich entdeckt' es Ihnen. Wie konnten Sie dabey ruhig seyn, und fortfahren, mir Ihr Zutraun zu schenken? Aber ich versichre Sie bey allem, was heilig ist, daß ich diese Neigung nunmehr bekämpft habe. Die rechtschaffenste Freundschaft ist an ihre Stelle getreten, und ich wünsche von Herzen, daß ichs Ihnen bald mit der That beweisen kann." Der Ton, mit dem ers sprach, war dringend und aufrichtig. Ich blickt' ihn an, und seine Miene verrieth eben dies. Ein kleines Zutraun zu ihm schlich

sich

ſich in mein Herz. Der Bruder des rechtſchaffenſten Mädchens, der vormalige Freund meines Geliebten, der ſelbſt ſehr oft zu ſeinem Vortheil ſprach — vielleicht, dacht' ich, iſt er nicht ſo bös, als wir ihn glauben, vielleicht waren die Beleidigungen, die er uns zufügte, Uebereilungen, zu denen die Stärke der Zärtlichkeit ihn hinriß. Ich ſtand auf, trocknete mein Auge, gieng zu einem nahen Bäumchen, das unſern Rasenzug trägt, und ſtüzte meine Stirn auf einen ſeiner Zweige. — Dazu war der Betrüger zu fein, daß er mich jezt ſogleich von dir unterhalten hätte. Aber er brachte auf eine gute Art eine andre meinem Herzen wichtige Unterhaltung. Er ſprach von der traurigen Lage, in der ein Mädchen ſeyn müſſe, wenn ſie gezwungen würde, einen Mann zu heyrathen, für den ſie nichts fühlen könnte, und dabey den Jüngling, den ſie innig und treu liebte, der ganz für ſie geſchaffen wär, und in allen Empfindungen mit ihr übereinſtimmte, dadurch auf ewig verlaſſen zu müſſen. Ich gab ihm mit gerührter Seele lauten Beyfall. Er ſezte das Geſpräch fort, ſtellte mir nun auch den Schmerz des Jünglings recht lebhaft vor Augen, und fiel in einen ſo wehmüthigen, herzlichen Ton, daß mein Buſen voll dringender Gefühle ſeufzend emporſtieg. So bahnt' er ſich den Weg, mein Zutraun nach und nach zu gewinnen. „Warum ſind Sie ſo traurig, liebe Freundinn?" ſprach er theilnehmend. Kann ich anders? gab ich zur Antwort. Sie wiſſen meine Verfaſſung. — Ich ſchwieg wieder, aber ich zog die Hand, die er während dieſer Worte noch einmal ergriff, jezt nicht zurück. Er drückte ſie feurig. Ich

hielts

hielts für Gefühl der Freundschaft. Schon empfand ich einen kleinen Gedanken der Freude in mir, daß Wilhelm zur Rechtschaffenheit zurückzukehren schien, und ich dir bey deiner Zurückkunft nun eine so gute Nachricht geben könnte. Aber, o daß diese Freude vergebens war! Jezt sollt' ich ihn ganz kennen lernen.

Während daß er noch meine Hand hielt, rief Juliane aus einem Fenster, ich sollte heraufkommen, es wär noch ein Besuch da, den sie nicht herunter bringen könnte. Ohne weiter auf Wilhelm Acht zu haben, lief ich sogleich weg. Ich war noch nicht ganz an der Thür, so ward ich inne, daß Wilhelm hinter mir war. Ich glaubt', er wollte mit herauf gehn. Nein! er hatt' eine andre Absicht. „Noch einen Augenblick!" rief er, schlang seinen verrätherischen Arm um mich, drückte mich fest an sich an, und wollte mich küßen. Ich war wie vom Bize gerührt, aber ich wand mich mit Ungestüm los. Er umfaßte mich noch einmal. Ich rang; aber nun unterlag ich der stärkern Gewalt. Er drückt' einen stürmischen Kuß auf meine glühende Wange. Ich schrie laut, und nun ließ er mich sogleich gehn. Mein Blut kochte in den bebenden Adern. Mit unglaublicher Geschwindigkeit lief ich nun durch den Hof und die Treppe herauf. So eilt die erschrockne schüchterne Taube mit bebendem Fittig in ihr kleines gesichertes Nest, wenn sie den begierigen Klauen des Raubvogels entkam.

Hastig stürzt' ich ins Zimmer zu meiner Freundinn. Wilhelmine war da. „Was ist dir?" fragte die bestürzte Juliane. Nichts, sagt' ich mit erzwung-

ner

ner Ruhe. Ich fiel einige Stufen auf der Treppe. Sie glaubt' es, fragte mich, ob ich Schaden genommen hätte, und da ich ihr versicherte, daß es nicht wär, ward sie wieder ruhig. Denk' dir nun meine Lage. Wilhelminen, das liebe Mädchen, hatt' ich lange nicht gesprochen. Ich hatt' ihr so viel zu sagen, aber jezt konnt' ich mich nicht aufs geringste besinnen. Welch eine Rolle muß ich doch in ihren Augen gespielt haben! Nur wenige Worte sprach ich mit ihr, und die heftigste Unruh leuchtete aus allen meinen Handlungen. Ein Glück, daß sie diesmal nicht lange verweilen konnte. Sie kam nur, um sich bey Julchen nach etwas zu erkundigen. Dies war auch die Ursache, daß sie unsre Freundinn nicht herunter in den Garten bringen konnte. — O meine verklärte Caroline, sähst du doch die Verfolgungen, die man deiner armen Freundinn bereitet hat! Die Gegenwart deiner Schwester erinnerte mich jezt lebhafter als jemals, an deine trauliche Freundschaft und an das, was ich in dir verlor. —

So bald Wilhelmine weg war, erzählt' ich Julianen die schreckliche Scene. Sie staunte. „Was hab' ich für einen Bruder!“ rief sie bestürzt. Ich weint' einen Strom Thränen auf ihren theilnehmenden Busen. Ich sah, daß es ihr zartes Herz zu sehr verwundete, wenn wir so viel von dem schlechten Charakter ihres Bruders sprächen, und verließ sie bald. Schüchtern sah ich mich im Weggehn überall um, ob etwa Wilhelm sich irgendwo blicken ließe, und schloß mich fest an Julianen an. Dies war seit Caroli-

nens

nens Tode das erstemal, daß wir uns mit bittern Zähren trennten.

Da siz' ich nun in banger düstrer Einsamkeit. Gott, wie gefährlich kann uns dieser Verfolger noch werden! Gewiß ist er nun voll Rachbegierde, und wird sie uns bey der nächsten Gelegenheit, die sich ihm darbietet, fühlen lassen. Mag er! Gott, du siehst unser Leiden! Nach deiner Weisheit wirst du über unser Schicksal gebieten! — Jezt fällt mir auch das ein, was August gestern von Wilhelm sagte. Sollt' er diesem Freunde auch eine Niederträchtigkeit bewiesen haben? Ich glaub' ihn von nun an zu allem fähig. Warum erklärte sich doch August nicht näher?

Noch mit ziemlicher Stärke hab' ich jezt mein Herz vor dir ausgeschüttet. Ich traute mir sie nicht zu, da ich die Feder nahm. Der Erbarmer macht uns zu allem stark.

Nun sey der Gedanke an Wilhelm und seine niederträchtigen Beleidigungen auf heut aus meiner Seele verdrängt! Ich eile zu einem süßen, herrlichen Geschäft. Bester Jüngling, nimm ihn hin den feurigsten Dank für deine lieben Blätter, die du mir von F... geschickt hast. Juliane gab mir sie im Garten, kurz vor der Scene, die ich dir niederschrieb. So bald ich nach Hause kam, mußt' ich bey meiner Mutter seyn, und dies bis nach dem Essen. Dann war ich allein, aber ich wollte vorher mein Herz erleichtern, und dir das Schreckliche des heutgen Tages mittheilen. Nun ists geschehn, und nun will ich mich ganz der süßesten Wonne überlassen, und mich in den Mitternachtsstunden mit den Empfindungen und Versichrun-

ſichrungen der Zärtlichkeit beſchäftigen, die die treue Hand meines lieben Heinkich für mich aufſetzte. Ich merks ſchon, daß recht viel für mein ganz dir geweihtes Herz darinn ſeyn wird. Ich überſah die Blätter ſchon mit einem flüchtigen Blick, und da fand ich ſogleich einige Stellen, die mir die herrlichſte Unterhaltung verſprechen. Länger kann ich nun nicht verziehn: Ich verlaſſe dich, Heinrich, um mich den Augenblick wieder mit dir zu unterhalten. Mein Herz pocht voll froher Erwartung, fühlt nichts mehr von der tiefen Wunde, die es heute erlitt. — Morgen umarm ich dich! Seliger Gedanke! — „Es iſt Mitternacht!“ fängt dein lieber Brief an. Jezt wirds auch bald Mitternacht ſeyn. Nun kein Wort mehr, als daß ich dich ewig liebe!

Henriette.

Heinrich an Sophien.

B. . . den 25. April.

Wie iſt doch unſer Leben ſo voll abwechſelnder Scenen! Das iſt ein Wirrwarr durch einander, ein Gewühl von Empfindungen und Geſchichten, daß man keinen Augenblick frey athmen kann. Denk einmal, Sophie, Adolph will fort von uns. Ein gewiſſer italieniſcher Graf, der ſich lange hier aufhielt, und unſern Bruder ſehr gut leiden konnte, will ihn auf einige Monate mit ſich auf ſeine Güter nehmen. Adolph hats ihm ſchon feyerlich zugeſagt. Auf einige Monate? Ja, wenn er nur einmal in dem paradieſiſchen Italien iſt, er wird ſo bald nicht zurückkommen. Und doch kann ichs dem guten Jungen auch nicht

ganz

ganz wiederrathen. Reisen sollte, denk' ich, noch das einzige seyn, das ihm seine Ruhe wiedergeben könnte. So seys denn! Der Himmel begleite dich, Herzensfreund! Sterbt alle um mich her, Freund und Freundinnen, verlaßt mich alle, laßt mir nur die einzige, ewiggeliebte Freundinn meines Herzens. Sie lehrt mich jeden Schmerz überwiegen, jeden Verlust vergessen. Mit ihr ist mir die finstre Wüste schön, doch, ohne sie, die Welt ein Grab.

Nun noch etwas, daß ich mit den unangenehmsten Empfindungen niederschreibe. Du und deine Schwestern habt den Brief gelesen, den mir August nach F... schickte. Er sagt' am Ende, daß er Wilhelms Herz nunmehr von bessern Gesinnungen eingenommen glaubte, als vorhin, und daß er meiner Zärtlichkeit von nun an nicht mehr furchtbar seyn würde: Ja, schön! Gleich den Tag drauf, da August dies schrieb, treibt er seine niederträchtige Falschheit zur entsezlichsten Höhe. Da lies den Brief, den ich hier beygelegt habe. Schick mir ihn aber sogleich wieder zurück. Er wird dir den Verräther in seiner ganzen Blöße darstellen. — Weißt du noch, Liebe, was ich für Freude hatte über Henriettens neue Bekanntschaft mit Julianen? Sag aufrichtig, soll ich diese jezt mehr ein Glück oder ein Unglück nennen? O Verhängniß, wie unerforschlich bist du!

Die Mutter ist jezt gütiger, als jemals. Nur von Liebe will sie durchaus nichts wissen, denn in dem Falle hat sie das schärfste Aug' auf die Tochter gerichtet. Sonst ist das Mädchen seit einiger Zeit weniger eingeschränkt, als vorher. — Aber warum nun

durch-

durchaus nicht Liebe? O ihr tyrannischen Vorurtheile, wenn werdet ihr aufhören, die erhabne Seele des Menschen zu entehren, und die schönsten Freuden des Lebens zu vernichten? — Dringende Geschäfte rufen mich. Lebt wohl, ihr Schwestern!

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

den 8. May.

Die Vorsicht ersezt doch den Schmerz fast jedesmal mit süßen Freuden. Bester Heinrich, kaum im Traume hätt' ich mir das einkommen lassen, was ich dir jezt voll Wonne sage. — Nun, was ist doch das? Nur geschwind! Ja, gehorsame Dienerinn, mein Herr Advokat. Ich bin nicht immer so mit allem auf der Flucht, wie Sie, mein junger Herr. Gedulden Sie sich inzwischen nur noch eine einzige Minute, und hören Sie erst meine Bedingungen, die Sie eingehn müssen, eh ichs Ihnen sage. Schlagen Sie sich nicht mehr mit den Junkern herum, und überhaupt wünscht' ich manchmal ein wenig mehr Herrschaft über das aufbrausende, cholerische Feuer! Aber, nein, Heinrich, du könntst mir böse werden! Das mußt du nicht, lieber Jüngling! Sieh, das Zeugs fiel mir grad' ein, und da schrieb ichs nun so hin. Nun hab' ich eine neue Bedingung, du mußt mir vorher vergeben, eh' ichs sage. Hast dus? Ja, er lächelt, und reicht mir die Hand! Nun zur Sache.

Künftgen Sonntag fahr' ich mit Julchen aufs Gut, und bleibe bis Donnerstags draussen. O das sollten frohe Tage werden! Du mußt diese Tage über

auch drauſſen ſchlafen. Es giebt der Zimmer da genug, und Julchens Aeltern ſind ſo lieb und gut — überdies iſt ja auch Auguſt ihr längſt erklärter zukünftiger Schwiegerſohn da, der ſo gut als Wirth anzuſehn iſt! „Aber Wilhelm?“ Ja, daß wir ſo einfältig wären und ſtellten ſo was in ſeiner Gegenwart an! Wilhelm verreiſt, kömmt vielleicht erſt ganz zu Ende der Woche wieder. Was ihn dazu bewegt, weiß ich nicht genau, daß es aber gewiß iſt, darauf kannſt du dich verlaſſen. Morgen früh um fünf Uhr iſt der Wagen beſtellt. Glück auf’n Weg! Am klügſten wärs, er käm gar nicht erſt wieder. Er hat ſich ſeit ſeiner lezten ſchönen Aufführung noch nicht vor mir ſehn laſſen. Hu! warum muß ich doch jezt an die Scene denken? Sie gießt wieder eine Schale Bitterkeit in meine jauchzende Freude.

Aber ich kanns noch gar nicht begreifen, wies möglich war, daß mir meine Aeltern die ſchmeichelhafte Erlaubniß gaben. Juliane mußte freylich ſehr bitten, und es hielt Anfangs hart, aber ſie drang endlich durch. Wenns die guten Aeltern nur nicht wieder gereuete. O wie will ich den Himmel bitten, daß er ihr Herz regiert! Ich glaub’ aber wohl nicht, daß es wieder zurückgehn ſollte, denn auf Julchens Veranſtaltung hat auch, um mehrerer Sicherheit willen, ihre Mutter zu der meinigen geſchickt, um mich feyerlich auszubitten, und da hat ſies mit vieler Güte verſprochen. Ich glaube wirklich, der Vorfall, da uns im vergangnen Herbſte der Wagen zerbrach, und wir die dir bekannte Zuflucht fanden, trägt viel dazu bey, daß meine Mutter gegen das S... ſche Haus wieder

ſo

so freundschaftlich ist, gegen das sie vorher immer sehr kalt seyn mochte. Wie doch in der Geschichte der Menschheit immer eins ins andre verkettet ist, und eins zur Entstehung des andern wirkt! Wer hätte wohl bey dem furchtbaren Radzerbrechen an Landgut und Freuden der Liebe gedacht? Freylich, wer hätt' auch an Wilhelm und schändliche Verfolgungen gedacht? aber — eins ist doch immer besser als das andre, und die Freuden müssen das Bittre versüßen. Wer wollt' eine Menge unvollkommner Erdenseligkeiten ohn' alle Leiden verlangen?

Morgen werd' ich dich doch sprechen? Ich lauf' einen Augenblick zu Julchen, ohngefehr gegen Abend. Da wollen wir verschiedner Einrichtungen wegen Verabredung nehmen. — Heute bin ich gefühlvoller gegen meine Mutter, als ichs nur je in meinem Leben seyn konnte. Ich möcht' ihr lieber all' Augenblicke die Hand küßen. — Nun muß ich schließen. Julchens Mädchen wartet schon auf den Brief. Leb wohl, du herzensguter Heinrich! Wer ist jezt wohl froher als deine

Henriette.

Heinrich an Sophien.

O... bey B** den 14. May.

Ich kanns ohnmöglich laßen, muß mich ein Stündchen losreissen, um meiner lieben Schwester meine Freuden mitzutheilen. Da bin ich nun schon seit Sonntags hier in O... Glücklichere, frohere Lebensstunden sind mir noch nie zu Theil worden. Eine Stunde bietet der andern die Hand, das volle Maaß der

Freude über uns auszugießen. Jede ländliche Freude ſtralt uns lächelnd ins Auge. Am Arm die zufriedne, fröliche Gefährtinn meines Lebens, und in unſerm Herzen ſanfte, überſtrömende Empfindungen! Wie ſchwach, wie unvollkommen drück' ich mich aus! Wirſt du durch das, was ich jezt geſagt habe, mir nachempfinden können, nur wenigſtens einen Schatten haben, von dem, was ich fühlte? Aber wer vermag all' die Wonne auszudrücken? Sophie, denk dir ländliche Scenen, himmliſche Gegenden, und zwey Liebende — und du weißt alles!

Da halten mir auf einmal ein paar Hände die Augen zu. Eine unbekannte Stimme verlangte nun einen Orakelſpruch von mir. Wer wirds wohl anders geweſen ſeyn, als das loſe Ding, die Henriette? Aber ſie hatte 's noch nicht klug genug angefangen. Ich merkte bald, wers wär, that aber, als dächt' ich nach, wers wohl ſeyn könnte, und legte meine Hände auf die unbekannten. Ganz leiſe zog ich den Ring vom kleinen Finger. So ſchnell, wie der Bliz hereinbricht, wars wieder Licht vor meinen Augen. Die Unbekannte war entdeckt, ſtand da vor mir, und bat mit recht wehmüthigen Gebärden, ja mit einer Art von Aengſtlichkeit, um ihren Ring. Sophie, da ſah ich einmal, wie viel ihr das theure Pfand der Treue iſt. Selbſt gegen mich war ſie in dem Falle mißtrauiſch, wenigſtens befürchtete ſie, ich möchte den Ring etwa verlieren, wenn ich ihn zu lange behielte. Das liebe Herzensmädchen! Mit einem Kuſſe mußte ſie ihn löſen. Sie umarmte, küßte mich mit dem heiſſen Feuer ſanfter, weiblicher Zärtlichkeit, und ich ſteckt' ihr indeß den

Ring

Ring wieder an den treuen Finger. Wie mir doch dieſe Augenblicke ſo herzlich waren! Lebhaft riefen ſie mir die Scene zurück, da ich ihr den Ring an ihrem Geburtstage im Gewächshauſe gab, und die nun ſchon vollendete Caroline uns den erſten Beweis ihrer edeln Freundſchaft ablegte. Jezt war mirs, als ſtänd ich am heiligen Altar, und gäbe da meiner Verlobten im Angeſicht des Prieſters den Ring der Treue. Sie ſteht noch da an meiner Seite, das herrliche Kind, ſchlingt ihren Arm um meinen Hals, und ihr kleines Herz klopft an meiner Schulter. Auf ihrem Geſicht iſt Zärtlichkeit und Unſchuld ausgegoſſen. Sie lieſt ernſthaft, ſpricht kein Wort — Nun, Jette, was ſoll die philoſophiſche Mine? Iſt was zu erinnern? „Eben iſt was zu erinnern. Ich dächte, die Freuden, die wir hier genieſſen, wären zu ſchön, als daß wir ſie Sophien nur ſo wollten denken laſſen. Fort, junger Herr! Er iſt ja ſonſt immer ſo geſchwind da mit ſeinen Schilderungen.“

Sophie, ich finde, daß das Mädchen Recht hat. Aber ich bin nun ein für allemal jezt unfähig zu dem Geſchäft. Meine liebe Henriette mag fortſezen, was ich angefangen habe. Ich ſagts ihr ſchon, und ſie iſt bereit. Juliane hat in der Wirthſchaft zu thun. Ich und Auguſt werden inzwiſchen auf den Teichdamm ſpazieren, und ſehn, was die wilden Enten machen. Leb vorjezt wohl, gute Sophie! Ich ſchreib' noch einige Zeilen ans Ende des Briefs.

Heinrich.

— — —

Schaden könnts nicht, wenn Heinrich manchmal ein bischen weniger cholerisch wär. Wenns nicht seyn muß, sizt er ungern lang' auf einer Stelle. Aber doch bin ich dem Jungen so gut — ach, liebe Sophie, auch ums glänzendste Erdenglück gäb' ich ihn nicht hin! Wie das feurige Jünglingsauge so voll fester Männertreu ist! Und seine Umarmungen — ach! wie sie so sanft und erquickend sind. — Ich schweige hier von den Reizen seiner Seele, bey denen man die jezt-genannten vergißt, wenn man diese in ihrem ganzen Umfange enthüllt. Ja, Sophie, den Heinrich gäb' ich dir nicht, wenn du mir auch tausend andre herrliche Geschenke, wenn du mir selbst deinen Ernst dafür geben wolltest. Ha! wenn der schlanke, feurige Jüngling mit seinem offnen schmachtenden Arm auf mich zukömmt, da pocht mir mein Herz für Entzücken. Es will davon, dringt mich fort, und ich flieg' ihm auf dem halben Weg' entgegen. Aber wie schön ist er auch in den Augenblicken des Ernstes! Wenn er mir das Dunkel enthüllt, Gottes Wege mich gehn lehrt, mit erhabner Weisheit mich beschäftigt und mein Herz immer vollkommner zu bilden, mit männlichem Eifer bemüht ist, o da empfind' ich in ihm ganz den Engel, den Gott mir herabschickte, meine Jugend zu leiten!

Jezt hat ihn nun August aufgeredt, mit ihm auf die Jagd zu gehn. Er fragt sonst nicht viel nach dem wilden Vergnügen, aber da 's nicht weiter geht, als nach dem Teichgeflügel, er auch überdies sah, daß ich Drang zum Schreiben fühlte, so gab er mir seine Stelle und gieng. — Dort geht er im Felde. Ich seh ihn noch.

noch. Die schnakischen Pursche haben beyde die Flinten übern Rücken gehangen. Eben schlichen sie hinter die dichten Weiden am Teichdamme. Nun seh' ich nichts mehr von ihnen.

Aber nun eil' ich an das Geschäft, zu dem ich mich anheischig gemacht habe. Obs gehn wird? Jezt werd ichs erst recht gewahr, wie so schwer es ist, das Empfundne auszudrücken, nun ich im Zusammenhange drüber nachdenke. Heinrich sieht doch immer ein paar Schritte weiter, als das Mädchen. Nun es sey gewagt. Mein Geliebter hat mir schon so oft ländliche Scenen, herrliche Gegenden und dergleichen geschildert, daß ich mich recht nach ihm gebildet habe, und da will ich auch jezt sehn, ob mein Nachahmungseifer Früchte getragen hat. Ich fange da an, wo unser Heinrich aufhörte.

Heinrich und Henriette sind jezt glücklicher, als sies je in ihrem Leben waren. Zwey Liebende auf dem Lande, zur herrlichsten Jahrszeit, wo die jugendliche Natur jeden Tag mit neuen Reizen verschönert wird, ungestört von allen, die sonst ihrer Zärtlichkeit bittre Grenzen sezten — welch ein reizender, angenehmer Gedanke! Aber das beste, was ich zuerst thun kann, ist wohl dies, daß ich dir die Lage des Gutes, und überhaupt die ganze Gegend, einigermaaßen schildre. Alle Gebäude, die dazu gehören, sind in einen Hof eingeschlossen, und stehn mittelst auf einer breiten Wiese. Drey Zugänge hat das Gut, auf deren jeden eine herrliche Lindenallee führt, die schon sehr weit vorher anfängt. Auch um den ganzen Hof herum stehn erhabne Linden, abgewechselt mit schat-

tigten Nußbäumen. Von der hintern Seite iſt die Ausſicht ein naher ſehr dichter Wald, an welchen noch ein Landgut anſtößt, das auch ganz einſam daſteht. Linkerhand geht die Ausſicht in das große, nach der Länge fortlaufende Dorf, von dem ein Theil die Herrſchaft zu dieſem Gute ausmacht. Aus den vordern Fenſtern des breiten Gebäudes ſieht man in einer etwas weiten Entfernung die Stadt liegen. Man hat da auch eine weite Pläne voll Wieſen und Aecker vor ſich, die faſt unüberſehbar iſt. Rechterhand geben die Ausſicht zwey Teiche, deren Dämme mit dichten Weiden beſezt ſind, und hinter ihnen erhebt ſich wieder ein dunkler Wald. Wollt' ich dir jeden der hinreiſſenden Gegenſtände, die verſchiednen Ausſichten auf den Wieſen, die abwechſelnden Höhen und Tiefen ins beſondre ſchildern, ſo müßt' ich Bogen füllen. Jezt zurück aufs Gut. Ein wohleingerichteter Luſtgarten ſchließt ſich gleich ans Gebäude an, und zwar unter den Fenſtern der Vorſeite. Linkerhand, hart unter den Fenſtern ſtehn zwey kleine Teiche. Heiliges Dunkel umgiebt ſie, denn die herrlichſten Linden ſind im Ringe an ihrem Ufer gepflanzt. Daraus entſteht nun in der Mitte der Teiche ein herrliches Lindenhaus, das mit Tiſch und Raſenbänken verſehn iſt. Hinter dem Wirthſchaftsgebäude ſchließt ſich ein Obſtgarten an, deſſen Bäume in Alleen gepflanzt ſind.

Das Sommergebäude iſt nicht groß und hat in allem nur vier Zimmer, die aber voll Geſchmack angelegt ſind. In jeder Ecke der Hauptſeite iſt eins, und dieſe beyden ſind durch eine lange Gallerie, die von einem zum andern läuft, verbunden. Eins von ihnen

hat

hat aus zwey Fenstern die Aussicht unter die hohen Linden, welche um die kleinen Teiche gepflanzt sind. Dies ist recht ein Zimmer vor Schwärmerischliebende. Es trift eben die Abendseite. Denk dir nun das Entzücken, wenn ich und mein lieber Jüngling so Abends beym Untergang der Sonne Arm in Arm an einem von den Fenstern stehn, in das schauervolle Dunkel hineinblicken, und nun hinter den dichten Bäumen die untergehende Sonne ihre lezten feurigen Stralen zwischen den breiten Blättern dringend hindurch wirft. O das ist ein göttlicher Anblick!

Solcher süßen Augenblicke genießen wir hier ohn' Aufhören. Wenn der schöne Frühlingsmorgen nun anhebt, neues Leben auf Stauden und Bäume und auf jedes Geschöpf ausgießt, o mit welchem innern Entzücken eil' ich da zum Throne unsers himmlischen Wohlthäters, um ihn mein Morgenopfer zu bringen. Dann verlaß ich mein Zimmer, geh allein, oder mit Jullanen, in die weite Schöpfung Gottes, und überlasse mich ganz der hinreissenden Freude über die Schönheiten der Natur, die mir sogleich in unzählbarer Menge ins Auge fallen. Wonnevoll hatte mich mein Jüngling belauscht. Er überrascht mich, hängt auf einmal an meinem Arm! Welche Freude! Nun theilen wir einander unsre Empfindungen mit, wallen durch die weiten Fluren, freun uns unsers Daseyns, aber noch mehr dessen, der es uns gab, der dies grenzenlose All so herrlich schuf, ihm Leben einhauchte und nun mit väterlicher Gnade selbst zu beherrschen beschloß. Sind unsre Freunde bey uns, so sind unsre Empfindungen allgemein. Zufrieden kehren wir zum

Frühstück zurück. Bald ist dann wieder die Betrachtung der herrlichen Natur unser Geschäft, denn diese Tage sind nun einmal ganz der Freude geweiht, und heissen die Beschäftigungen der Pflicht auf ein Weilchen ruhn. — Wenns uns warm ist, unser Herz nach Erquickung lechzt, da nehm' ich ein Glas, wir gehn zur Pachterinn und trinken frische Milch. Die Frau hat ihre herzliche Freud' an uns, und spricht immer, es wär gar nicht anders möglich, als daß wir ein Pärchen würden. Sie sehs uns am Aug' an, sagt das schnakische Weib. Dann wandeln wir unters Lindenhaus an die stillen einsamen Teiche, sezen uns auf eine Rasenbank und Heinrich liest mir aus einem lieben Buche vor, oder er holt seine Flöte, bringt Anzusten und eine Baßgeige mit, und nun hebt eine Musik an, die ich dem prächtigsten Concert in der königlichen Kapelle vorziehn würde. O wie sanft, wie hinreissend ist der silberne Ton der melodischen Flöte! Ein wildes Allegro, das alle feinre Gehörnerven auffordert. — Dann der schäkernde Vauhall, oder der melancholische Haiden — ach! dann kann ichs nicht länger aushalten. Strömendes Entzücken reißt mich hin in den Arm meines Jünglings. Er läßt die Flöte fallen, drückt das glückliche Mädchen fest ans Herz, und schaft mir die Augenblicke zu den herrlichsten meines Lebens!

Heute Vormittags fanden wir an einem hohen Nußbaume eine Leiter angelegt. Heinrich, der immer überall ist, war den Augenblick von meinem Arm hinweg und auf der Leiter. Beynah mit Gefahr erreicht' er die Höhe. Mir war Angst, aber er kam glücklich

wieder

wieder herunter. In seiner Hand hatt' er einen jungen Vogel, der dem Ausfluge sehr nahe war. Das war nun ein allerliebster Zeitvertreib. Die Mutter flog immer theils bittend, theils erzürnt um uns herum. Bald gaben wir dem kleinen Thiere die Freyheit. Er konnte fliegen, aber er wußts nicht. Die Alte lehrts ihn. Sie hüpfte auf den Sprossen der Leiter in die Höhe. Der Kleine ihr nach. Dann von einem Zweige zum andern, während dem die Mutter immer sorgfältig lockte, und so erreichten sie wieder ihr Nest. O wie wundervoll aber wie herrlich ist nicht Gottes Natur! — Unter so reizenden Abwechselungen verfließt uns der Vormittag. Mittags zum Essen sind Julianens Aeltern da, liebenswürdige Leute, die zugleich die gröste Ehrfurcht verdienen. Nachmittags wird im Lustgarten Caffee getrunken, und da sind wir alle sechs in einem freundschaftlichen Zirkel. Die Aeltern kennen ohne Zweifel den schlechten Charakter ihres Sohnes. Sie haben noch nicht mit einem Worte an ihn gedacht. Aber eben fällt mirs ein, daß weder ich, noch mein lieber Heinrich, dir ein Wort davon gesagt haben, daß Wilhelm gar nicht bey uns ist, du wirst dich längst gewundert haben, wie wir so ungestört hier auf seinem Gute seyn konnten. Er mußte in Angelegenheiten des Vaters verreisen. Dies bewog eben die liebe Juliane, das Landvergnügen anzustellen, sonst wärs gar nicht geschehn. August, der mit Julchen wirklich versprochen ist, vertritt hier Wirthsstelle. Die Aeltern nennen ihn Sohn. O Gott, wie mich das sehnsuchtsvoll macht, meinen Geliebten von meinen Aeltern auch so

nennen

nennen zu hören! Aber wie weit seyd ihr vielleicht noch entfernt, ihr seligen Augenblicke! — Still jezt mit dem Klagen, mein Herz! Du verkündigst deiner Freundinn jezt Freude, und in die mußt du nichts Trübendes mischen.

Wenn der Abend heran naht, verlassen die Aeltern uns wieder, und nun lachen den Liebenden eine Menge freudenreicher Augenblicke. Ein nicht weit entferntes Echo lockt uns an den Wald. Dort tönen die Namen der Liebe, und Echo schallt sie zurück. Oder wir genießen des stillen vertraulichen Abends und des ihm heiligen Vogels auf einer süßduftenden Wiese, auf einer wohlthätigen Rasenbank in der Lustgartenallee, an dem Teiche im Lindenhause, oder aus dem in die ganze weite Schöpfung leitenden Fenster. Dann weihn wir noch eine Stunde dem sanften Clavier oder der Flöte, dann trennen wir uns, und die Schatten der Nacht wiegen uns in zufriednen Schlummer!

Aber wo bleibt Heinrich und August? Sie sind lange schon weg und der Mittag naht heran. Bald ists eilf Uhr. Daß die guten Jungen nicht etwa Schaden genommen haben! Fort, träges Mädchen! Sieh, wo sie bleiben! — Sophie, leb wohl! Gott segne dich, und gebe dir Ruh und Zufriedenheit! — Heinrich will den Brief schließen. Ich eil', ihn aufzusuchen! Behalt mich lieb, Sophie! Grüß deine Schwestern herzlich! Leb wohl!

Henriette.

— — —

Nachmittags.

Die Aeltern brachten mehr Besuch aus der Stadt mit, der uns aber eigentlich nichts angeht. Sie trinken jezt Caffee, und dies schaft mir Gelegenheit, dir mein am Anfange des Briefs gegebnes Wort zu halten. Meine Henriette gewährt mir mit jedem Augenblicke neue Freude. Du weißt, daß ich und August heute Vormittags dem Teichgeflügel nachgiengen. Unsre Zurückkunft dauerte ihr zu lang. Sie kam uns bis zu den Teichen entgegen, das feurige Mädchen, und, ohne daß ichs gehoft hatte, konnt' ich nun in ihren Arm von der Jagd, oder dem langweiligen Aufpassen, wie ichs eigentlich nennen möchte, zurückkehren. Eine schlanke Amazone am Arm eines muntern Jägers, dem eine Flinte über die Schultern hinlief — nicht wahr, Sophie, der Anblick muß nicht übel gewesen seyn? Es war bereits Mittag, da wir in dem lebhaften Mayerhofe anlangten, und kaum waren wir da, so hielt am vordern Thor die Kutsche der Aeltern und noch eine Chaise.

Nun muß ich dir aber auch noch was recht Fröhlichs sagen, welches, wie ich sehe, meine Henriette weggelassen hat. Heut' ists Donnerstag. Eigentlich wär nun Henriettens Erlaubniß, auf dem Lande zu bleiben, heute vorüber. Allein, sie darf nun noch bis Sonntags bleiben. Dies geht so zu: Gestern früh kömmt die Mutter zu Julianens Mutter zur Visite. Leztre eine Herzensfrau, die ich recht kindlich liebe, weiß, daß es sowohl ihrer Tochter, als auch mir und August, viel Freude machen würde, Henrietten noch länger bey uns zu haben. Sie bittet also die ...

um

um Erlaubniß, und diese giebt sie auch, vermuthlich, weil sie eben in rechter Weiberlaune war, und die S... seit dem Radzerbrechen 's erstemal besuchte. Jedoch war noch eine Bedingung dabey, nämlich, daß Henriette Donnerstags Abends mit den Aeltern hineinkäme, die Nacht in der Stadt schliefe, und Freytags Vormittags wieder mit hinausführe. — Wüßte nur die Mutter, daß Vetter Heinrich auf dem Gute Gesellschaft leistete, sie würde nicht so freygebig mit ihrer Erlaubniß gewesen seyn. — Diesen Abend und die morgenden Frühstunden bin ich also ohne meine Henriette hier, aber August und Juliane bleiben. Aber dann — o mit welcher Wonne werd' ich sie am morgenden Mittage wieder empfangen!

Wies nun so geht im menschlichen Leben, abwechselnd und veränderlich. Jezt hast du lauter fröhliche Sachen gelesen, nun folgt auch noch ein Andenken an etwas Traurigs. Adolph ist fort. Am Sonnabend war der Tag seiner Abreise. O ein schwarzer, fürchterlicher Tag! Doch jezt empfind ich noch nicht den Verlust meines so herrlichen Freundes! Gleich den Tag nach seinem Abschiede kam ich in dies Leben voll Himmel. Sein Verlust beschäftigte mich nur immer einige flüchtige Augenblicke. Aber wenn ich wieder zurückkehren werde in das nun so einsame Haus meiner Aeltern, Adolphs Zimmer leer seyn wird, ich vergeblich ihn suche, wenn mein Herz mich dringt, seine Fülle zu einem treuen Freunde hinüber zu strömen, o, dann werd' ich erst den erlittnen Verlust in seiner ganzen Größe fühlen! dann wird mancher Seufzer meine Brust heben, und eine ungewohnte Bangigkeit meine

Seele

Seele trüben. — Er wird nun wohl schon weit von uns entfernt seyn, der liebe, herzliche Bruder. Nun Gott begleite dich, du bester, rechtschafner Jüngling! Allein die Hofnung, daß du mit voller Seelenruh wieder in meinen brüderlichen Arm zurückkehren wirst, kann mich über deinen Verlust trösten! — Der Graf liebt' ihn sehr. Er besucht' ihn den Tag vor der Abreise selbst. Er scheint mir ein recht lieber Mann zu seyn, und ein zärtliches, empfindsames, aber zugleich rechtschafnes Herz zu haben. Eigenschaften genug, ihn mir theuer zu machen, und ihm die Gesellschaft meines Bruders auf einige Zeit zu gönnen! Unsre Mutter war sehr gerührt über Adolphs Abschied! Und nun verlor sie auch mich auf acht Tage, muß nun die ganze Woche so einsam mit unserm lieben Vater verleben. Es geht mir nahe, aber — die Liebe zur Gattinn lockt mächtiger, als die kindliche Liebe. Zudem bin ich versichert, daß mir meine guten Aeltern die frohen Stunden, die ich jezt genieße, von Herzen gönnen. — Adolphs Geschäfte wird indeß dein guter Ernst übernehmen. Dieser wird dir, so bald ich wieder in der Stadt bin, gewiß ein ganzes Tagebuch schicken. Seit seinem lezten Briefe an dich ists schon vierzehn Tage, und in so einer Zeit schreibt die Liebe manchen Bogen voll.

Aber nun muß ich schliessen und siegeln, sonst möchte mein allzulanges Ausbleiben Verwundrung erwecken. Diesen Brief nimmt Henriette mit nach B... und wird ihn durch Julianens Mädchen an einen Boten besorgen, von dem du ihn erhalten wirst.

Du

Du findſt auch ein Gedicht beygelegt, das an einem der frohen Morgen, eh ich noch meiner Henriette den Morgengruß brachte, aus meiner Seele floß. — Nun, meine Beſte, ich empfehle dich und deine liebe Schweſtern dem Schuze des Himmels. Freuet euch mit mir und meiner Lieben, daß uns die Vorſicht ſo gnädig iſt. Lebt alle wohl!

Heinrich.

N. S. Gleich da ich ſiegeln will, kömmt Wilhelm in den Hof geritten. Verwünſchter Zufall! Das wird liebenswürdge Auftritte geben. Ich muß nun gleich zur Geſellſchaft, und jezt um ſo viel mehr, damit Wilhelm nicht etwa denkt, ich verberge mich vor ihm. Im nächſten Briefe ſollſt du alles erfahren. Wie wird der armen Henriette zu Muthe ſeyn. Ich eil' an ihre Seite, dann iſt ſie getroſter. Leb wohl!

Heinrich an Henrietten.

Lob der Gottheit.

Halleluja! am heilgen Morgen,
Dem Herrn der Welt halleluja!
Ihn hält die Ewigkeit verborgen,
Und er iſt Gott, halleluja!

Sein Daſeyn ſtralt die Morgenſonne
Vom fernen Himmel auf die Flur.
Sie ſteigt hervor, gießt Lebenswonne
In jedes Keimchen der Natur.

Der Erde frische Nahrung trinken
Die Blümchen auf der Frühlingsau;
Im jugendlichen Grase blinken
Die hellen Tropfen Morgenthau.

Dort schwingt mit säuselndem Gefieder
Ein Lerchenchor sich himmelan,
Und wirbelt sorgenfreye Lieder
Auf der gewölbten Sternenbahn.

Die Wollenheerde spielt im Thale
Vertraulich, und des Daseyns froh;
Die Mutter ruft zum Freudenmale
Das Lämmchen, das ihr wild entfloh.

Der feiste Stier betritt die Erde,
Und brüllt mit frohem Uebermuth;
Ihm folgt die anvertraute Heerde,
Die Weide, die er wählt, ist gut!

Der Pflüger zieht jezt seine Pferde
Aus ihrem Stall zum ofnen Thor,
Befiehlt mit eifriger Geberde,
Und spannt sie seinem Pfluge vor.

Ich folg' euch in die weiten Felder,
Zu eng' ist mir der kleine Raum,
Durchirre Thäler, Hügel, Wälder,
Verlasse diesen Schattenbaum!

Welch heilig Rauschen in dem Haine!
Dorthin mein Fuß — dem Rauschen zu!

Daß ungestört mein Auge weine,
Nichts hindre meine Seelenruh.

Seyd mir gesegnet, heilge Stunden!
Ihr weiht mein Herz zur Andacht ein.
Nie hab' ich heisser Gott empfunden,
Nie konnt' ich seiner mehr mich freun.

Halleluja! am heilgen Morgen.
Dem Herrn der Welt halleluja!
Ihn hält die Ewigkeit verborgen,
Und er ist Gott, halleluja!

Ja, er ist Gott, im Sonnenstrale,
Im finstern Wald, im hohen Baum,
Im steilen Hügel, und im Thale,
In Tiefen, und im weiten Raum;

Ist Gott in Lüften und im Wasser,
Ist Gott in allem, was er schuf! —
Den Ruhm raubt ihm kein Erdenhasser!
Doch ehrt ihn sanfter Liebe Ruf.

Hin an den Arm der treuen Dirne!
Vielleicht durchirrt sie auch die Flur,
Und späht mit unschuldsvoller Stirne
Nach Heinrich, dem sie Liebe schwur:

Daß sie mit mir anbetend weine,
Und stammle Gott den Lobgesang,
Ihr Flehn mit meinem Flehn vereine,
Und ihren Dank mit meinem Dank!

Dort wallt sie, einsam, voll Gedanken!
Willkommen, Schönste der Natur! —
Wie sanft wird mir ihr Auge danken,
Ihr Auge, holder, als die Flur!

Adolph an Heinrich.

Kloster L.. bey Z.. den 19. May.

Sonderbar! Wenn ichs nicht mit meinen Augen gesehn, nicht selbst eine sehr wichtige Rolle bey der Sache gespielt hätte, so würd' ich sagen, es ist eine Romanscene. — Bist du neugierig, Pursche? Gleich sollst du alles nach der Reihe erfahren. Aber vorher will ich dich doch einigermaßen mit meinem jezigen Aufenthalte bekannt machen.

Du wirst vielleicht schon oft von dem bekannten Kloster L... gehört haben. Da wir einmal in Z.. waren, und dies Kloster nur einige Stunden davon liegt, so beschloß mein Graf, theils aus Begierde, es zu sehn, theils aus einer gewissen Wärme gegen seine Religion, auf einige Tage hinzureisen, und ich leistete ihm Gesellschaft. Warum sollt' ich das nicht? Ists nicht überall Gottes Erde? Ueberall schön und herrlich? Freylich kann ich mit den Klöstern, an und vor sich betrachtet, ohnmöglich zufrieden seyn, denn sie streiten wider alle Vernunft und Menschheit, ja sogar in einigen Fällen wider ihre Religion selbst; aber sie haben gemeiniglich auch so was Reizendes, Annehmliches bey sich, daß sie mir in gewissen Fällen schäzbar macht.

Besonders hat das Kloster, in dessen Mauern ich jezt bin, verschiedne Vorzüge, die ich dir aber nicht erst weitläuftig hersezen will. Dies einige muß ich rühmen, nämlich die ausserordentliche Gefälligkeit und Versorge, die man Fremden beweißt. Dies hat man vorzüglich der dermaligen Aebtißinn zu verdanken, einem Mädchen, vormals von geringem Stande, aber voll Erziehung, Lebensart und Menschheit, die auch zugleich das Prächtige und Glänzende außerordentlich liebt, und es sehr gern sieht, wenn oft Besuch da ist. Du kannst also leicht denken, lieber Heinrich, daß es uns an nichts fehlt, ob wir gleich des Grafen Bedienten und Kutscher, aus verschiednen Absichten, in Z... gelassen haben. Es ist noch im Beschluß der um alle Klostergebäude herumgezognen Mauer ein besondres Gebäude, das allein für Fremde von Stande bestimmt ist. Man hat uns in demselben zwey Stuben eingeräumt, mit der schmeichelhaften Erlaubniß, so lange da zu bleiben, als es uns gefällt.

Wollten wir dies ganz erfüllen, so wär wohl so bald nicht an die Rückreise zu denken, denn es gefällt uns über alle Erwartung. Die Lage des Klosters ist in einem tiefen Thale, so tief, als sichs nur denken läßt, und wenn man mittelst im Klosterhofe steht, und die entsezlichen Berge, die man herabgefahren ist, nun so betrachtet, da wird einem ganz schwindlich um die Stirn. Aeusserlich sind eine Menge kleiner in Alleen gepflanzter Büsche, wohin die Nonnen zu gewissen Zeiten spazieren geführt werden. Im Beschluß

ſchluß der Ringmauer befindet ſich ein wohlangelegter Luſtgarten und nüzlicher Küchengarten, Teiche, Wieſen, Aecker und alles, was nur zu einer weitläuftigen Wirthſchaft erfordert wird, iſt in Menge da. Die Gebäude ſind alle feuerfeſt. Die Kirche iſt klein, aber voll Geſchmack und hinreiſſend ſchön. Und wenn nun vollends die Nonnen auf ihrem verſteckten Chor die Horen halten, oder in der feyerlichen Meſſe, die täglich einmal gehalten wird, Muſik machen, o Heinrich, das iſt bezaubernd! Man ſieht aber von den armen Nonnen gar nichts. Hört nur ihre Inſtrumente und ihre ſanften Stimmen. Sie dürfen nicht einmal die Gitterfenſter aufſchieben. Einige ſtreckten die Finger durch die kleinen Oefnungen. Das war vielleicht nur von ohngefehr, aber es ſah recht traurig aus. Vielleicht, dacht' ich, ſchmachtet manche von euch nach Freyheit, pocht manches zärtliche Mädchenherz unter dem weiſſen Gewande für einen rechtſchafnen bis in den Tod betrübten Jüngling. Die Folge lehrt dich, Bruder, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Es ſind der Nonnen ohngefehr vierzig, und verehren eine Aebtißinn als Obrigkeit, die zugleich völlige Oberherrſchaft über die zum Kloſter gehörigen, beträchtlichen Dorfſchaften und über die ganze Oekonomie hat. Ein Probſt iſt ihr als Regierungsgehülfe zur Seite, der aber unter ihr ſteht. Er beſorgt zugleich den Gottesdienſt und hat zwey Kapläne. Dieſe drey liebenswürdgen Männer haben wir ſchon einigemal geſprochen. Ich bin ihnen von Herzen gut, und

würde mit dem gröſten Vergnügen Monate mit ihnen umgehn.

Alles, was hier Vergnügen gewährt und reizend iſt, iſt auch unſer. Nur die Zellen der Nonnen bleiben uns verborgen, und noch vielweniger dürfen wir uns einfallen laſſen, die gottgeweihten Mädchen ſelbſt zu ſehn.

So weiſt du genug, um nun die Geſchichte ſelbſt zu vernehmen und deſto beſſer zu faſſen. Da der Graf, vermöge ſeiner Geburt, in den ſtolzen Augen der Aebtiſſinn viel gilt, ſo genieſſen wir mehrerer Vorzüge und Freyheiten, als andre Fremde erlangen. Wir haben z. B. völlige Erlaubniß, ſpät am Abend noch im Freyen herumzuwandeln, und die Thorwärter haben Befehl, uns, wenns auch mitten in der Nacht iſt, überall durchzupaſſiren zu laſſen. Mein ſchwärmeriſcher Graf, der die Aebtiſſinn vorgeſtern, gleich nach unſrer Ankunft, ſelbſt ſprach, bat ſich dieſe Erlaubniß aus, und erhielt ſie auch voll hochwürdiger Güte. Er iſt ein ſehr ſchöner und durchaus einnehmender Jüngling. Was Wunder alſo, wenn ers vielleicht auch dem noch nicht ganz verlebten Mädchen ein bischen warm um die Stirn machte, daß ſie ihm mithin gar nichts abſchlagen konnte. Wir machten uns die Erlaubniß gleich den erſten Abend zu nuze. Wir hatten herrliche Augenblicke dabey, und dies lockt' uns geſtern Abend wieder hinaus vor den Kloſterhof. Der Mond war ſichel, und gab nur ſehr ſchwaches Licht. Deſto ſüßmelancholiſcher war uns der Anblick der Wälder und Fluren und der in

einan-

einander gewebten Gebäude, die voll heiliger Stille da stauden. Arm in Arm und voll brüderlicher Vertraulichkeit giengen wir um die weite Ringmauer des Klosterhofes herum, und dies einigemal nach einander. „Adolph, was ist doch dies?“ fieng einst plözlich der Graf an. Ich stuzte. Wir hörten dann, so däuchts uns, ein leises Winseln, gleich den lezten Klagen eines Sterbenden, der die ersten, stärksten Schläge des grausamen Todes schon überwunden hat. Gewaltig fiengs in unsern Busen an zu pochen. Ohne ein Wort zu sprechen, schlichen wir jedoch dem Klange nach. Er führt' uns an die äussre Thür des Obstgartens, der unter den Zellenfenstern hinläuft. Was uns vorher winseln schien, däucht' uns jezt jammern und schluchzen. Der Graf gukte durchs weite Schlüsselloch — und fuhr halb ohnmächtig zurück. Ich würd' auch durchgesehn haben, aber der Graf erschreckte mich zu sehr, und ich mußt' ihn halten, weil ich wirklich anfangs befürchtete, er würd' umsinken. „Gott, sagt' er nach einer Weile, eine Nonne liegt unter einem Baume. Es war wirklich eine! Mein scharfes Auge trügt nicht.“ Er sprach diese Worte etwas lauter. Die arme Gefangne wards inne, und sogleich hörten wir sie hart am Thore mit tief in die Seele dringender Wehmuth um Hülfe bitten. „Rettet mich! Um Jesu und Maria willen! Rettet mich, sonst bin ich unaussprechlich elend!“ Sie stammelte dies leise durchs Schlüsselloch. Was ist Ihnen, sprach ich, und wie können wir Ihnen helfen? „Ach, um aller Heiligen willen! eine Leiter! eine Leiter! Bald! bald, sonst bin ich verloren. Ihr solit

alles erfahren, aber rettet mich, ach! um der Mutter Gottes willen!"

Bleiben Sie, sprach der entschloßne Cornell zu mir, ich bin gleich wieder da. Ich sagts der Armen, daß mein Begleiter gelaufen wär, ihr, wo möglich, beyzustehn. „Ach, ums Himmels willen, brach sie wieder mit Jammer aus. Doch nicht zur Aebtißinn? Das könnte nichts helfen. Sie ist hart, wie Stein!" Ich wußte wahrhaftig selbst noch nicht, was der Graf thun wollte, aber ich suchte das Mädchen jezt nur zu beruhigen. Nach einigen Minuten kam er zurück, eine Laterne in der Hand, und hinter ihm ein langer Kerl mit einer Leiter. Es war der Thorwärter von dieser Seite des Bezirks. Um der Mutter Gotts willen, kein Wort geredt, sagte der Kerl. Das Gold des Grafen hatt' ihn geblendet. Er lehnte die Leiter an, stieg hinauf, blieb auf der obern Sprosse stehn, lehnte sich, so weit er konnte, über die nicht allzuhohe Mauer hin, wobey wir die Leiter und seine Füsse hielten, und so hob sein feister Arm mit unglaublicher Behutsamkeit die bebende Nonne herüber. Freylich giengs nicht ohn' alles Geräusch ab, aber die Mitternachtsstunde hielt alles im tiefsten Schlafe. Nur in einer einzigen Zelle schimmerte noch ein Lämpchen, und es schien uns sogar, als stünde von inwendig eins am Fenster. Die Errettete sagt' uns, wir sollten darüber ruhig seyn. Weiter sprach sie aber auch kein Wort. Der schon reichlich beschenkte Thorwärter bekam noch mehr Versprechungen, und

es

es ward ihm zugleich gesagt, daß einer von uns bald wieder zurückkommen würde. Nach einigen Ueberlegungen nahmen wir das Mädchen jeder bey einem Arm, und giengen oder rennten vielmehr dem nächsten Dorfe zu, das wir, nach unserm jezigen Laufen gerechnet, längst in einer Viertelstunde zu erreichen hofften.

Wir erreichtens. Gleich vorm Dorfe ist eine kleine Anhöhe, auf der einige alte breite Bäume stehn. Dort ließ ich den Grafen und eilte zurück. Der Thorwärter wußte schon, wers wär, ließ mich sogleich ein, und ich flog nun auf mein Zimmer, jedoch alles mit der äußersten Behutsamkeit, denn du kannst dir leicht vorstellen, daß am Morgen, wenn Lärm entstände und man vielleicht auf uns Verdacht hätte, — und nichts war mehr zu befürchten, als dies, weil sich der Graf die Erlaubniß, am späten Abend im Freyen herumzugehn, ausgebeten hatte — es heißen mußte, wir wären den vergangnen Abend und die ganze Nacht nicht aus unserm Hause gekommen. Wenns drauf ankam, mußte dies der Thorwärter bezeugen, und der — obs Verbrechen war, wenn er in dem Fall eine Lüge bezeugte? das mögen andre entscheiden! Wer denkt bey solchen Gelegenheiten an so etwas? Man ergreift mit beyden Händen, was man habhaft werden kann. —— Ich lief also sehr leise auf mein Zimmer, warf einen Ueberrock übers Kleid, und rafte von den kleinen Kleidungsstücken, die zu einem völligen Anzuge nöthig sind,

alles zusammen. Ich nahm das Bündlein untern Arm, und wanderte hizig fort. Der Thorwärter lächelte und schien überhaupt äußerst gerührt über die Großmuth des freygebigen Grafen. Er mocht' ihn wohl nicht zu wenig gegeben haben. Hastig und zugleich etwas furchtsam wandelt' ich über die in Nacht gehüllte Flur hin.

Bebend saß die Nonne an des Grafen Seite. Sie brach ihre Erzählung sogleich ab. Ich gab ihr die Kleider und wir entfernten uns. Bald stand sie in völligem Männeranzuge vor uns. Wir hatten, ziemlich übereilt, beschlossen, ins Dorf zu gehn und dem Mädchen da ein Zimmer geben zu lassen. Sie war klüger, als wir. „Nein, sprach sie, um aller Heiligen willen nicht dahin, dies Dorf gehört ja zum Kloster!" — Sogleich ward der Entschluß gefaßt, bis über die Grenze zu eilen. Zum Glück hatten wir gar nicht weit, und wenn wir den angefangnen starken Schritt fortsezten, ohngefehr eine Stunde. Ich übergehe die heissen Danksagungen, mit denen uns das Mädchen überschüttete. Du kannst dir dies alles selbst denken.

Wie ein Stein fiels dem Mädchen vom Herzen, da wir über die Grenze waren. Bald trafen wir ein langes Dorf. Aus gutem Bedacht wählten wir nicht die ersten Häuser, unsern Flüchtling zu verbergen, wir giengen, oder liefen vielmehr, tief ins Dorf hinein. Ein kleines, armseliges Häuschen, das hart

an

an einem Buſche etwas einſam ſtand, ward einmüthig vor ſchicklich zur Verbergung gefunden. Es war in der andern Stunde. Bereits hob die Morgendämmrung an, und die ländlichen Hähne krähten. Außerdem aber herrſchte noch heilige Stille in der ganzen weiten Gegend. Wir klopften ans Haus, zweymal vergebens. Endlich bekamen wir Antwort. Tauſend Fragen wurden uns vorgelegt, und lange mußten wir warten, eh' man uns aufmachte. Mit jedem Augenblicke ſchwand die Geduld mehr. Endlich öfnete ein alter ehrwürdiger Mann die Thür. Hier könnt' ich nun viel Zeugs noch erzählen. Was ſollts aber? Auch dies alles kannſt du dir ſelbſt vorſtellen. Nur ſo viel mußt du wiſſen: Das Häuschen hatte zwey Brüder zu Beſizern, die beyde betagt waren, und ſich von der Tagarbeit nährten. Sie waren beyde Wittwer, und dies hatte ſie bewogen, bey einander zu wohnen. Dies war nun ein herrlicher Zufall: denn ein altes Bauerweib iſt und bleibt ſchlechterdings und in alle Ewigkeit unfähig, ein ſolch Geheimniß bey ſich zu behalten, und wir hätten alſo leicht unglücklich ſeyn können. Die guten Alten, die vielleicht lange Erfahrung, oder andre Zufälle, aus der gewöhnlichen Baurendummheit herausgeriſſen hatten, und die ſehr vernünftig ſprachen, nahmen uns nach einiger Weigerung auf. Wohl zu merken, ſie thatens, eh ſie der Graf beſchenkte. Sie nahmen zwar hernach etwas an, wurden aber dadurch nicht etwa veränderter in ihrem etwas kalten, aber durchaus ehrwürdigen Betragen.

Hier

Hier ließen wir das Mädchen. Nun gieng erst eine schreckliche Scene an. Sie wollt' uns nimmermehr weglassen, bat, weinte, schluchzte, rang die Hände, und that alles mögliche, uns zu bewegen, sie nicht zu verlassen. Wir verziehn ihr dies von Herzen, denn wie kount' ein erschrocknes, furchtsames, abgemattetes und im höchsten Grad empfindsames Mädchen jezt ihre Vernunft erwägen lassen, was besser oder schlimmer gethan wär. Wir hatten viel Mühe, sie zu beruhigen, aber doch gelangs uns, würd' uns noch besser gelungen seyn, wenn wir länger Zeit gehabt hätten. Wir machtens mit den Männern aus, daß sie das Mädchen wenigstens zwey oder drey Tage im verborgensten Orte des Hauses aufbehalten sollten, brachten alles in Ordnung, sagten den Alten von der Geschichte so viel, als wir vor gut befanden, und nahmen herzlichen Abschied von unsrer Freundinn, die gar nicht aufhören konnte zu weinen. Die Alten gelobten uns feste Verschwiegenheit, und nun giengs im vollen Jagen fort.

Der Tag dämmerte schon mit starken Schritten am Himmel herauf, da wir wieder am Kloster anlangten. Der Thorwärter dankte Gott mit aufgehabnen Händen, daß wir wieder kamen, denn er hatte schon geglaubt, wir würden gar ausbleiben. Ohn' ein Wort zu sprechen, erreichten wir unser Zimmer. — Wir waren kaum zu Bette, so fieng der Graf an Bedenklichkeiten zu machen über den Raub, den er an seiner Kirche hatte begehn helfen. Es

hielt

hielt hart ihn zu beruhigen, aber ich traf ihn endlich auf der empfindlichsten Seite, nämlich durch die Erinnerung, daß wir nur ein liebenswürdiges Geschöpf dem größten, lebenslangen Elende entrissen, aber ja eigentlich den Raub nicht selbst begangen hätten. Der erhabne Menschenfreund ward gerührt, beruhigte sich, und wir schliefen fest ein.

Nun wirst du neugierig seyn, die Geschichte der Geretteten zu wissen, und die Ursache, daß sie im Klostergarten unter einem Baume lag. Bester Bruder, ich selbst weiß sie noch nicht. Da ich die Kleider holte, erzählte sie das Mädchen dem Grafen. Der weiß sie also, aber er hat mir sie noch nicht erzählt, weil wir aus Vorsaz fast gar nicht von der Sache sprachen. Im nächsten Briefe sollst du alles erfahren. — Wir glaubten, es würd' am Morgen Lärm werden, aber auch noch nicht das geringste haben wir bemerkt. Dies wundert uns außerordentlich und zeigt von den guten Anstalten des Klosters, das in der größten Stille, aber gewiß mit dem heissesten Eifer nach seinem Verluste forscht. Es ist schon Nachmittag, und noch haben wir nicht die geringste Veränderung bemerkt. Mit Fleiß gehn wir heute fast gar nicht aus unserm Zimmer, und sprechen nicht ein Wort mit einander von dem gehabten Vorfall. Unser Gehülfe sizt ohne Zweifel im Gefängniß. Nun, die vier Carolins, die ihm der Graf gegeben hat, werden ihn die Stunden schon erheitern. Wenn er nichts gesteht, kann man ihm doch nichts anhaben,

und es ist weiter nichts, als daß er einige Wochen im Arrest bleibt.

Antworten kannst du mir jezt nicht, mein Bruder, denn ich kann dir keine Addresse bestimmen. Ohne Zweifel hast du meinen lezten Brief, den ich dir von L... aus schrieb, erhalten. Ein Klaglied sollt' ich ihn eigentlich nennen, und ich bitte dich jezt noch einmal um Vergebung, daß ich dir so vorjammerte, da ich doch selbst an der Trennung von dir und meinen lieben Freunden Schuld bin. Ich bin jezt getrösteter, und die Rettung einer Unglücklichen macht mir meine Reise einigermaaßen theuer. Ich hoffe, Gott wird mir auf dieser Reise meine Seelenruh wiedergeben. — Auf Italien freu ich mich wie ein Kind. — Aber wer spricht doch im Nebenzimmer mit dem Grafen? — —

Himmel! ein Bedienter bringt Empfehlung von der Aebtißinn, die den Herrn Grafen und seinen Gesellschafter auf ein Weilchen zu sich bitten läßt. — Jezt kömmt der Graf zu mir. Er ist bestürzt — —

Wir sind angezogen und voll Fassung. Das Geheimniß wird nicht entdeckt, und wenn unser auch die fürchterlichsten Weitläuftigkeiten warten. — — Eben fährt die Post vorbey. Ich hab' lange schon immer gesehn, wenn sie kömmt. Sie geht wöchentlich dreymal ohngefehr um die Nachmittagsstunden hier vorüber. Ich siegle und laufe hinunter. Wer

weiß,

weiß, ob ich dir so bald wieder eine Zeile schicken kann. Wenn wir Arrest kriegen, so ists umsonst. Nichts ist so streng als der Klosterarrest. — Gott steh' uns bey! Wir haben nichts gethan, als eine Unglückliche gerettet, nichts, als was uns Menschenpflicht befahl, was jeder andre auch gethan haben würde, er müßte denn ein Tyger in Menschengestalt gewesen seyn.

Gott segne auch dich und Henrietten und all unsre Freunde. Erzähle den Vorfall von unsern Freunden nur denen, die nicht erst weitläuftiges Gepränge davon machen, man würde mich sonst bald für einen angehenden Abentheurer ausschreyn. — Der Schwager stößt ins Horn. Nun muß ich! Leb wohl! Leb wohl!

Adolph.

Ende des ersten Bandes.

Litt Germ 524 48744

Die

verkannte Nonne

in der

Geſchichte

der

Caroline Henriette P... .

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Johann Philipp Haug.
1781.

Henriette an Heinrich.

Den 20. May.

Entſagen? Entſagen? Dich verlaſſen, Einziger, einen andern lieben, heyrathen, bis zu dem Augenblicke des Todes mit ihm leben — ohne dich? Gott! Gott! Nur noch eine Thräne! Seyd ihr alle verſiegt? — Heinrich, lies — und zittre! — Aber ich ſollte dirs noch verbergen! Verbergen! Kann ich das? Dir etwas verbergen? Ich kann nicht, kann nicht! — Wie das ſchwache Mädchenherz ſchlägt! Wie alle Glieder mir beben! Ströme hab' ich ſchon geweint! Nun iſt mir alle Kraft vergangen! Kein Seufzer! Keine Thräne! Alles tief verſchloſſen in der ſchwerbelaſteten Bruſt. Aber da wühlts! Da zerreißts, und verwundet unheilbar! — — — Denkſt du, du haſt hier eine Schilderung meines Schmerzes? Kaum einen unvollkommnen Schattenriß! — Aber, was thu' ich? Wird nicht Tod bey dieſen Zeilen durch deine Glieder beben, Todesſchweiß deine Wangen herabrollen? Werden Sie dich nicht ohnmächtig ſchrecken? — Immer ein Bild ſchwärzer, als das andre! — Ich muß mich erholen — —

— — —

Die Thränen sind wieder da! Ich habe sie errungen, erfleht vom Ewgen! O wie unzählbar träufeln sie aufs Blatt hin! Heinrich, — segne mich — und diese Zähren! Sie sind sehr wohlthätig, machen mein Herz leichter. — Aber nun — dir den Jammer sagen — das Schröcklichste — Mein Herz empört sich! Und doch mußt dus wissen. Sey stark, sey stark, und besiege die herzzerreissende Wuth! O Vater, Vater!

— — —

Da vernimm alles. Sey standhaft, ich bin ewig dein! — Meine Mutter gieng um drey Uhr zur Visite. Ich half sie ankleiden; war heiter und froh in meiner Seele, und freute mich auf die süßen Augenblicke der Einsamkeit. Sie gieng. „Wär Heinrich da!“ Dies war mein erster Gedanke, so bald ich allein war. Sanft durchsäuselte dieser Gedanke meine Seele. Ich hieng ihm schmachtend nach, sank auf einen Stul und verlor mich in süssen Entzückungen, empfand ein Vorgefühl jener nahmlosen Wonne, wenn ich einst immer bey dir, deine Gattinn wäre, und jeder Tag unsrer Vereinigung geweiht. So schwamm mein Herz im zärtlichen Taumel. Noch unentschlossen, welch eine Beschäftigung ich vornehmen wollte, wankt' ich ans Klavier hin. Welch Stück komt' jezt, bey den zärtlichsten Stimmungen, für mein Herz seyn? Ich phantasirte selbst, und diese willkührlichen unbestimmten Töne waren mir in dem Augenblick unterhaltender, als die herrlichste Sinfonie.

Aus

Aus diesen ganz überströmenden, ganz zu dir, du Ewiggeliebter! hingerissnen Empfindungen störte mich ein unter den Fenstern geschwind vorbeyrauschender Wagen auf. Ich lief ans Fenster. Es war die gewöhnliche Post, die wöchentlich dreymal da vorbey geht. Oft bemerk' ich sie gar nicht erst. Warum mußte sie mir eben heute so auffallen? Ich konnt' auch von diesem Augenblick an keine Ruhe mehr fassen. Ich wußte nicht, worüber ich unruhig war, aber ich wars doch. Jede sanfte Empfindung war von nun an aus meiner Seele verschwunden. Eine ungewohnte Bangigkeit durchdrang mich, und ich lief mit glühendem Gesicht im Zimmer auf und ab. Nach und nach ward ich wieder ruhiger, aber nicht ganz. Ich sezte mich und nahm eine Arbeit vor, so leer ich sie nur finden konnte; ich strickte Zilet.

Es war ohngefehr um vier Uhr, da mirs einfiel in den Garten zu gehn. Ich packte meine Arbeit zusammen. Noch war ich damit beschäftigt, als Jemand klopfte. Ich gieng an die Thür, und es war ein Briefträger. Mein Gesicht glühte plözlich, ich stotterte und hatte kaum so viel Fassung, den Bedienten zu rufen. Er kam, und der Briefträger gab ihm den Brief. Von wem mocht' er wohl kommen? ein Gedanke, der dringend auf meinem Herzen lag, so wenig ich mich sonst drum bekümmre, wenn mein Vater Briefe erhält. Hierzu mochte wohl auch dies etwas beytragen, daß mit dieser Post sonst fast niemals Briefe in unser Haus kommen. Ich gieng in den Garten und war auch unterwegs immer mit die-

sen Gedanken beschäftigt. Ich sann hin und her, und gab bald dieser bald jener Vermuthung Raum. Halb beruhigt setzt' ich mich in die Laube, die uns einst beym ersten Schwur der Treue verbarg, und fieng an im zweyten Gesange des Messias zu lesen. Kaum war ich eine Seite vorbey, so kam Johann in den Garten, mit dem Befehl, ich sollte sogleich zum Papa kommen. Blitz drang durch alle meine Glieder. Ich gafte den Bedienten starr an und wollt' in seinem Gesichte die Ursach lesen, warum er mich zum Vater rief. Seine Miene war gleichgültig. Er gieng wieder. Ich stand auf — wankte fort — bebte — athmete schwer — und es war mir immer, als hielte mich eine verborgne Kraft zurück. — Der schreckliche Augenblick kam näher — ich stand an der Thüre meines Vaters.

Ich bebte zurück, gieng ans Saalfenster, öfnete es und schöpfte Luft. Er hatte mich gehört, öfnete selbst die Thür und rief mich mit einer Art des Vergnügens herein. Ich zitterte über die Schwelle. „Was ist dir?" fragt' er forschend. — Nichts, lieber Papa! — Er war befriedigt. Hierauf gieng er ans Pult und nahm einen schwarzgesiegelten Brief.

Ich kann nicht weiter! Etwas erleichtert fühlt' ich mich jezt, da ich dir alles so erzählte, aber nun fällt die Zentnerlast wieder auf einmal auf mein Herz. — Heinrich, ich soll — einem andern meine Hand geben. — Gott! Es ist der junge D... aus Z...*), den

*) Ein ander Z... als das, bey welchem das Kloster L... liegt. A. d. H.

den ich heyrathen soll. Sein Vater, — ach! sein grausamer Vater hat um mich für seinen Sohn angehalten. O Gedanke, schwärzer als die schrecklichste Gewitternacht!

Noch nicht ein Wort hab' ich meinem Vater auf den Antrag geſagt. Nur geweint hab' ich, geſchluchzt und gezittert, wie ein Miſſethäter, wenn der Tag ſeines Todes nun heraufdämmert. Er ward unwillig und befahl mir zu gehn. Ich wankte fort, wagts nicht, den erzürnten Vater anzublicken. Da bin ich nun — Todesangſt in meinem Buſen und kalter Schweiß auf der Stirne! — Wenn meine Mutter nach Hauſe kömmt, dann ſoll ernſthaft und genau von der Angelegenheit geſprochen werden, dann ſoll ich wieder auf meines Vaters Zimmer kommen — Ha! dann ſoll das ſchuldloſe Lamm ſelbſt hineilen, um ſich auf die Schlachtbank zu liefern! — Aber dies Herz iſt dein: Heinrich! Dein — auf ewig! Tod, Haß und Verfolgung und Tadel, was iſt dies alles gegen ewiger Trennung? Dich verlaſſen — den Geliebten meiner Seele verlaſſen, ihn da vor mir her wandeln zu ſehn, bleich und entſtellt, ein Opfer des Grams, wie er ſein Leben mühſam und elend fortſchleppt zur Todtengruft — ach! Und im Arm eines andern liegen — Wuth, Verzweiflung, ha! ſtürmt mit Allmacht auf mich ein, zerreißt vollends dies tiefverwundete Herz, daß ich frey werde dieſer ſeelzerſchneidenden Quaalen! — O Gott! Gott! Nur einen Tropfen deines lindernden Troſtes!

Sollt' unſre Zufriedenheit nur bis hieher gehn? Nun nicht mehr ſeyn und eine Reihe qualvoller Tage

anheben! Wies uns so wohl war in O...' auf dem E... schen Gute! Doch nur die ersten Tage, denn die lezten verbittert' uns der feindselige Wilhelm. Er verbitterte sie, aber er konnte sie nicht ganz rauben, die glücklichen Tage. Ich war bey dir, und da ward mir jedes Unangenehme erträglich, jede Last mir leicht; aber ohne dich seyn, nie mehr deine holden Tröstungen fühlen, und die himmlischen seligen Lehren aus deinem Munde auffassen, dich nie mehr in meinen Arm schließen — Nein! dies wird er nicht wollen, der Alliebende, Allbeglückende! Nein, er wirds nicht. Der erflehte Tropfen des lindernden Trostes kömmt. Das arme Herz fühlt sich stärker. — Dein, dein bin ich ewig! Namlosen Qualen und Verfolgungen biet' ich mein Leben, eh ich dir entsage und meine Hand einem andern gebe! Dreymal heilig sey der Schwur, und bestätigt von dem gerechtesten Richter! Aeltern gaben mir mein Leben. Sie könnens auch hinnehmen, mögen vollkommen Herr darüber seyn, aber nicht über die hohen Empfindungen des Hauchs der Gottheit, der unsterblichen Seele. O wie sehr fühl' ichs jezt, welch ein großer Unterschied zwischen Leben und Geist ist!

Aber so allein den Kampf vollenden ohne deinen Beystand, ohne von dir, du Geliebter, getröstet und stark gemacht zu seyn? Wie soll ich dirs vermögen! — Du bist ruhig, ahndest nicht den Jammer, der über deiner Verlobten schwebt, und ich — verlassen — ohn' einen einzigen Tröster, kann dir nicht einmal den Jammer mittheilen, muß ihn tief verschließen

ſchließen in der Bruſt. — Unſeliger Tag meiner Jugend! O warum mußte der Jüngling meinen Vater beſuchen, warum mich in die Komödie begleiten? Hier ward der Grund zu dieſem ſchrecklichen Auftritte gelegt. Der Kalte, Unbiegſame! Sah ers nicht aus meinem ganzen Betragen, daß mein Herz längſt verſchenkt war? —— Meine Mutter — ſie iſts! Gott, erbarme dich mein! Wagen, du raſſelſt ſchrecklicher als der Donner! — Sie ſteigt ab. Ach! Erbarmer! — Ich eil' ihr entgegen, umwind' ihre Knie. —

— — —

Das Ungewitter ſteht noch am Horizont. Es hat ſich mehr ſeitwärts gezogen, aber es droht, zurückzukommen! Vierzehn Tage Bedenkzeit? Wozu? — Heinrich, ich bin auſſer'mir. Soll ich dich ſprechen oder nicht? Wird die Unterredung uns nicht beyden zugleich Tod ſeyn? Tod? O wenn ſie dirs wär, ſo wollt' ich mich freuen. — Sie ſeys, oder nicht, ich muß dich ſprechen. Morgen gegen Abend beſtimm' ich die ſchreckliche Scene. — Juliane, ich überſchreib' den Brief an dich, und du haſt ihn alſo geleſen. Bete für uns in unſerm Jammer, und mach, daß wir uns Morgen allein ſprechen können! — O Gott! Gott! nun muß ich mich noch zur Ruh zwingen, ſonſt darf ich nicht aus dem Hauſe. Entſezen! Ha! Religion, wo ſind deine Tröſtungen? Heinrich, vergieb mir! Bete mit mir, und hilf mir Kraft erringen. — Meine Schweſter, ſchick den Brief noch dieſen Abend an Heinrich. Schick ihn deinem Auguſt, und der mag ihn beſorgen. So ungern ich

meinem Treuen eine so schreckliche Nacht schaffe, diesmal kann ichs doch nicht anders. Lindernd und tröstend ist für mich der Gedanke, wenn ich weiß, daß Ihr herzlichen Freunde meinen Jammer kennt, mit mir trauert und betet. — O Gott, wie unerforschlich, wie so voll Nacht und Dunkel sind deine Wege. O gequälte Liebende! O rechtschafner Heinrich! O tiefgebeugte, für dem bängsten Geschick zitternde

Henriette.

Henriette an Heinrich.

den 20. May.

Die Mitternachtsstunde! — Alles um mich her Finsterniß — und Tod — und Schrecken! Nur der Schimmer der düstern Nachtlampe! Hu! wie der fürchterliche Nordwind diese schreckliche Nacht feyert. Er scheint den Gebäuden Einsturz zu drohn, rauscht ungestüm durch den an meinem Fenster stehenden Nußbaum! — Aber das ist alles Himmel gegen den Gedanken, daß du nun das schreckliche, uns drohende Ungewitter weißt, betrübt bist, bis in den Tod, die Hände ringst, und vergebens nach einem Tropfen Ruh lechzest! Gott, nur einen Augenblick in seinem Arm daß ich ihn tröste! Tröste? Elende! Kann der andre trösten, der selbst trostlos ist? — O hätt' ich dir doch die bange Scene noch verschwiegen! Heinrich, mein Erwählter, mein Gatte! Vergieb mir! Verschweigen, verschweigen sollt' ich sie, aber ich

konnts

konnts nicht. Die Laſt lag zu ſchwer auf mir, ich vermochte ſie nicht ſo lang allein zu tragen.

Ich, die Gattinn eines andern, nicht meines treuen, zärtlichen Heinrichs? Weg, weg mit dem ſchwarzen Gedanken! Er iſt dringender als elektriſches Feuer. Den verlaſſen, mit dem ich aufwuchs, den ich ſeit Jahren kenne, ſeit Jahren liebe! Hier, da, dort, kein Heinrich, kein feuriger himmelvoller, edler Jüngling! Ein unbiegſamer junger Mann an ſeiner Stelle, ein Fremdling, den ich nicht kenne, in meinem ganzen Leben nicht mehr als ein einzigsmal ſprach? Unſinn! Iſt denn 's Heyrathen nun ſo eine Kleinigkeit, daß man blindlings zugreift, wies den Aeltern in ihrem Gram taugt? Macht, daß ich gar nicht mehr empfinde, und helft mir mein Leben zum Grabe ſchleppen, dann will ich euerm Befehle gehorchen.

O Caroline! Careline! Du biſt glücklich, ungeſtört in den ſeligen Freuden des Himmels! Freundinn, Schweſter, Engel! kannſt du herabblicken aus deinem Gefilde der Ruhe, herab in dieſen Kerker, der mich Arme umgiebt? Sieh, wie ich ringe, den Arm um die Bruſt winde, und die gewaltigen Thränenſtröme ungehemmt fortrauſchen laſſe! — O Verklärte, vielleicht bald — doch, nein! Nicht ohne dich, Heinrich, nicht ohne dich hinüber in die Gefilde der Ruhe — Und die Stunde iſt vielleicht noch nicht da, noch nicht beſtimmt vom Allmächtgen — —

Nun, ſo will ich dann leiden — und ſiegen! — Woher auf einmal dieſe Stärke? Das iſt Gottes-

kraft.

kraft. Vom Himmel kam ſie in dies ſchwache bebende Herz. O Vater, laß mir dieſen Troſt, dieſe Stärke in jeder Verfolgung, in jedem Leiden ſtandhaft zu bleiben! Sieh, an deinem Thron ſink ich auf die zitternden Knie —— und bete! Bete! Ach, welche Seligkeit liegt in dieſem Gedanken! Freunde, Sterbliche, ihr ſeyd nicht Chriſten, wenn ihr Gott noch nie recht dringend gefühlt habt. Ihr kennt Gott aus der Schrift, aus andern Büchern der Weisheit, aus Vernunft und Ueberzeugung, aber nichts iſt das alles gegen einen einzigen der ſeligen Augenblicke, ſo recht im Innerſten zu fühlen, daß Gott unſer Vater iſt, er, der groſſe Jehovah, daß ers iſt, auch in den bängſten, ſchmerzhafteſten Leiden. Fühlen, fühlen müßt ihr den, der euch ſchuf — und euch von Ewigkeit geliebt hat.

O Heinrich, wie getröſtet, wie ſtark bin ich! Dein! Dein! und troz dem, der die Liebe zu dem frommen, rechtſchafnen Jünglinge aus meinem Herzen reiſſen will! Mag doch dieſer treue, keuſche Buſen von Jammer zermalmt und dies Auge von Thränen verzehrt werden, mag doch das Feuer der Jugend auslöſchen, und die lebende Nervenkraft ſchwach werden — Henriette iſt dein — iſt dein, in den lezten, todverkündenden Augenblicken — iſt dein, im Tode! — Naht euch nun, Verfolger! Nahe dich, kühner Jüngling, und wag' es, mich Gattinn zu nennen! Ha! Dein tükiſches Geſicht iſt noch tief in meiner Seele. An meiner Seite wagt' es der Elende, da er mich zum erſtenmal in ſeinem Leben ſprach, über Religion und

Sorg-

Sorgſamkeit fürs Herz zu ſpotten; und nun verlangt er meine Hand? Aber weg mit dem Gedanken an den Unwürdigen, daß er meinem Buſen nicht die erkämpfte Ruh wieder raubt!

Was du hier lieſeſt, einziger Freund, hab' ich ſtückweiſe geſchrieben, oft nur einige Worte auf einmal. Du kannſt dir meinen Zuſtand vorſtellen. Thränen, Seufzer, Schreckenbilder hemmten abwechſelnd meine Hand. Leiden, du Geliebter, haben wir zu gewarten, harte, ſchreckliche Leiden, aber laß uns ihre Schrecken beſiegen! O wie muthig fühlt ſich in dieſem Augenblicke das ſchwache Mädchen. Jüngling, ſey du noch muthiger!

Jezt will ich ſehn, ob mir ein Tröpfchen erquickender Schlaf zu Theil wird. Aber Morgen — ach! dann erwach ich wieder zu einem Tage des Elends — Schaudre nicht, mein Geiſt! Zuverſicht, Mädchen, Zuverſicht! Morgen geb' ich dir dieſen Brief ſelbſt. Dann iſt die traurigſte Umarmung unſers Lebens vorüber. O Gott, ob ich ſie aushalten werde? Dir ſagen, daß ich eines andern Gattinn werden ſoll, dirs ſelbſt ſagen mit dem Munde, der dir vormals immer neue Liebe ſchwur? — Er wird dir ſie auch diesmal ſchwören. Es ſey gewagt! Augenblick nahe herbey! — Und du, Jüngling, ſey geſegnet! Dieſer ſchmachtende Arm wird dich umfangen und dieſe Lippe dich tröſten. Schreckliche Verfolgung und Elend, und Trennung raubt dir nicht deine ewigtreue

Hemiette.

An

An den Appellationsrath P...

den 22. May.

Sie wollen Ihre Tochter verheyrathen? Viel Glücks zur Veränderung! aber nehmen Sie sich nur in Acht, daß nicht der Herr Advocat H... ganz unvermerkt statt des jungen D... Bräutigam wird, oder, besser gesagt, seyn Sie auf Ihrer Hut, daß es nicht an der Braut fehlt, wenn sie am nöthigsten gebraucht wird. Ich glaub', Ihnen hier genug gesagt zu haben, daß Sie mich verstehn und Ihre Maßregeln nehmen können.

Seyn Sie nicht neugierig zu wissen, woher meine Vermuthung kömmt, und auf was vor Art ich von der ganzen Sache unterrichtet bin. Noch viel weniger seyn Sie begierig nach meinem Namen. Begnügen Sie sich damit, daß ich von Herzen Ihr Freund bin, und blos aus Sorgsamkeit für Ihre Ruhe Ihnen eine Nachricht gab, vermöge der Sie einem drohenden Unglück zuvorkommen und es vielleicht noch abwenden können. Ihr Vetter ist grade nicht der Mann, der das Glück verdient, Ihr Eidam zu seyn. Sein Charakter, seine Lebensart ist schlecht, und ich habe schon längst mit den unangenehmsten Empfindungen gesehn, wie das S... sche Haus immer der Zufluchtsort der zwey jungen Leute war. Tag und Nacht sind sie ja dort bey einander, und ich kann nimmer begreifen, wie Sies gar nicht haben gewahr werden können. Wenn sie nicht bey einander waren, da verderbte der junge Herr die Zeit mit bogenlangen

Briefen,

Briefen, und das Mädchen saß auch fast bis an den hellen Morgen, indeß die guten Aeltern schliefen, oder einstimmig auf das Wohl ihres Kindes bedacht waren. Ringe haben sie auch schon lange gewechselt, vielleicht mehr als einmal, und kurz: des Getändels ward nie ein Ende!

Doch was geht dies alles mich an! Ich hab' jezt die Pflicht erfüllt, die mir mein Gewissen auflegte, hab' einem alten rechtschafnen Vater den Rand des Abgrunds gezeigt, an dem sein einzigs Kind schwebt. Nichts, auch keinen Dank, verlang' ich dafür. Eine freundschaftliche rechtschafne Handlung belohnt sich von selbst. Aber seyn Sie auf Ihrer Hut. Denken Sie denn, daß der wilde H... bey der bevorstehenden Verbindung Ihrer Tochter die Hände in Schoos legen wird? Dazu sieht er mir nicht aus. Und Ihre Henriette hängt zu sehr an dem Menschen, als daß sie nicht in alles, was er vornimmt, willigen sollte.

Der junge D... ist zwar auch kein Eidam für Sie, aber doch hat er noch Vorzüge für Ihrem Vetter, der wegen seiner heimlichen festen Verbindung mit Ihrer Tochter, Ihnen immer verabscheuungswürdiger werden muß. Ohn' im geringsten Ihren Beyfall zu haben, sogar mit dem Bewußtseyn Ihres ausdrücklichen Verbots wagt ers, mit Ihrer einzigen Tochter den vertrautesten Umgang zu führen, und sich aufs festeste mit ihr zu verbinden. Das ist doch wahrhaftig weit gegangen!

Von dem Herrn Doktor D... wär auch vieles zu sagen. Doch, man möchte meine Absicht verkennen. Ich zeigt' Ihnen nur den gefährlichsten Abgrund, der andre ists vielleicht minder, oder doch wenigstens nicht so sichtlich. — Vergeben Sie meiner Freyheit im Schreiben, mein Herr Appellationsrath: da ich als Unbekannter mit Ihnen sprach, glaubt' ich keiner Umstände nöthig zu haben. Leben Sie wohl, und bedenken Sie Ihr Bestes. Ich will mich von Herzen freuen, wenn es Ihnen, Ihrer Gattinn und Ihrer Tochter immer wohl geht. Meinen Namen werden Sie nie erfahren, aber unveränderlich bin ich Ihr Freund!

Heinrich an Sophien.

B... den 21. May.

O meine Sophie! mit bebender Hand, müdgeweint, kraftlos geb ich dir die traurigste Nachricht. Fasse dich, und dann weine mit mir, und bete, daß das aufgethürmte Ungewitter sich wieder verziehe.— Henriette — soll den jungen D... aus Z... heyrathen — Hu! Welch ein Schauer durchläuft mich bey diesen seelzerschneidenden Gedanken! — Folterqualen hab' ich schon gelitten! Aber die Wuth ist nun vorüber. Sie hat mir alle Kraft geraubt. Ich schleich umher wie ein Kind, ohne zu wissen, was ich beginne, kraftlos, todtenbleich und das Auge voll Thränen.

Heute

Heute hab' ich sie gesprochen. Nie werd' ich den Augenblick vergessen, da sie mit der traurigen Engelsmine ins Zimmer trat. Sonst flog ich ihr allemal freudig entgegen in die ofnen Arme, aber jezt — schlich ich langsam und stumm auf sie zu, ihr Haupt sank an meine Brust, und in einem Augenblicke stürzten laute Thränen aus unser beyder Augen. Juliane verliest uns. Sie hatte den Anblick nicht aushalten können. Lange schloß ich das bebende Mädchen in meinen Arm, und mein zerfleischtes Herz röchelte laut. Laß mich einen Augenblick, daß ich noch einmal der traurigen Scene nachdenke, und ihr einige Zähren weine.

— — —

Mit welchen seligen Empfindungen hat mich die theure Henriette getröstet, da die ersten Ausströmungen des Schmerzes vorüber waren! Könnt' ich sie so recht auffassen! Aber das kann ich nicht. Die Aussichten sind zu fürchterlich, und die Folgen eines unglücklichen Ausgangs zu schrecklich. Henriette, nicht mein — Henriette, mein Alles, die einzige Geberinn meiner Ruhe, sollte die Gattinn eines andern werden! — und ich sollte — weg, weg mit dem Schreckenbilde! daß es nicht sogleich wieder die Ruhe verdränge, die auf einige Augenblicke in mein Herz ausgegossen ist.

Verlange nicht von mir, dir zu erzählen, wie und auf was vor Art die Verändrung vor sich gegangen ist. Dies würde meine Brust aufs neue zu mächtig

verwunden. Sollte das drohende Mißgeschick abgewendet werden, und dies hoff' ich zu Gott, dann will ich dir alles weitläuftig sagen, und mit dankender Freude zum Allgütgen jede unsrer bangen und nun in neue Wonne verwandelten Empfindungen niederschreiben. Doch, dies mußt du noch wissen, daß man Henrietten vierzehn Tage Bedenkzeit gegeben hat. Bedenkzeit? Ja, um sich desto fester zu entschliessen, die verlangte Verbindung nicht einzugehn! Sie bleibt mein, die theuergeliebte Henriette. Keine lange Prüfung wird diesen Entschluß verdrängen, keine Verfolgung meine Verlobte mir rauben!

Die Nacht bricht an, aber, Gott sey Preiß, nicht von so vielen Qualen begleitet, wie die gestrige! Diese war zu hart. Unnennbar war mein Schmerz. Wie der getretne Wurm wand ich mich auf meinem Lager umher, und kein Schlaf kam mir ins Auge. Jezt bin ich sehr abgemattet. Erbarmer, sey mir gnädig — und Henrietten — und Sophien!

den 22. May.

Auch heute vereinte mich eine traurige Stunde mit Henrietten. Sie war bänger, als gestern: und ich mit ihr. Und da wir ein Weilchen bey einander gewesen waren, kam Wilhelm durchs Nebenzimmer herein. Nie erschrak ich mehr über seine Ankunft, als diesmal. Er begrüßt' uns mit tückischen Mienen. Ohne Zweifel hielt er die tiefe Traurigkeit, die er an uns bemerkte, für eine Kleinigkeit. Wüßt' er die Ursache unsers Schmerzes, nein! so hart und unmensch-

unmenſchlich iſt er noch nicht, daß er uns höniſch dabey verlachen ſollte. Er verließ uns bald und wir vergaßen eben ſo geſchwind ſeine Aufführung, denn wir ſind dergleichen ſchon von ihm gewohnt.

Aber den Jammer, der uns erwartet, den konnten wir heut weniger als jemals vergeſſen. Ach! alſo nehmen die Aeltern gar keine Rückſicht auf den unglücklichen Heinrich, denken gar nicht einmal an mich, bey dem Vorſaze, ihr Kind zu verheyrathen? Doch, wie kann ich dies anders erwarten? Ohne glänzende Würden, ohne Güter — O Gott, warum gabſt du mir der keines? — Doch, dein Wille iſt weiſe und gerecht, und deine Hand mächtig genug, auch ohne dieſe Weltgüter mir Henrietten zu geben; dies herrliche Kleinod! Vergieb, vergieb, o Vater! dem Ohnmächtgen, der nicht wußte, worüber er klagte. Laß die bängſten Leiden hereinſtürmen, wenn ſie meinem unſterblichen Geiſte Wohlthat ſind!!

Schon ſind nunmehr drey Tage der beſtimmten Zeit verfloſſen, und der ſchreckliche Tag rückt immer näher. Wenn ſein Licht herauf dämmern wird — Gott, dann ſtärke die Streiterinn, daß ſie nicht im heiſſen Kampf erliege! Einſam und auf meinen Knien will ich den trüben Tag erleben. Sophie, denk, wie mirs da ſeyn wird! Jeden Augenblick werd' ich denken: Jezt iſt ſie in dem Zimmer ihres Vaters, jezt zwingt man ihr das ſchreckliche Ja! ab, das Tod über mich ausgickt — O wie ſchlägt mein Herz ſchon im Voraus voll Furcht für dem traurigſten der Tage!

Henriettens Abschied von mir war heute schmerzlicher als jemals. So bang, so wehmüthig — immer kehrte sie um, und legte noch einmal ihr nasses Aug' an meine Wange. Und ich — war sprachlos, mein Busen vom dringendsten Schmerze zerrissen! „Gottes Segen begleite dich!" Dies einzige vermocht ich ihr zu sagen, da ich sie die Treppe herableitete.— O Henriette! Henriette!

den 23. May.

Die Hand des Schicksals wüthet aufs schrecklichste. Das war wohl der härteste Schlag, den sie vollenden konnte. Verrathen sind wir — an die grausamsten Aeltern, verrathen von dem verruchtesten Sklaven der Bosheit! Wer war er? Wilhelm! Kein andrer! Wilhelm? Wilhelm? Konnt' er so zur unabsehbarsten Tiefe des Lasters hinabsinken? Nein, er wars nicht, nicht der Bruder unsrer sanften Juliane! Aber dennoch — ach! der Verräther schläft nicht.— Er sey, wer er sey, der Elende, Verworfne, der die gottloseste That an einem unschuldigen Paare begieng, das ihn gewiß nie beleidigt hatte. Er hat sie nun einmal begangen, und uns treffen jezt die schrecklichsten Folgen.

Wie das zugegangen ist, das weiß ich nicht. Nur dies einzige kann ich dir sagen: Ich kam heute gegen Abend zu Julianen. Thränen traten ihr ins Auge, sobald sie mich erblickte. „O, sprach sie, Freund, Sie müssen sich fassen! Was wärs, wenn ichs Ihnen auch länger verschwiege! Henriettens Aeltern haben zu den meinigen geschickt, ihnen beleidigende

digende Grobheiten ſagen laſſen, daß ſie ihrer Tochter einen Umgang mit Ihnen in ihrem Hauſe verſtattet, und ſie dadurch in der Uebertretung ihres älterlichen Befehls beſtärkt hätten. Auf mich ſind ſie noch aufgebrachter. Sie laſſen ſichs von mir ausbeten, nie mehr über ihre Schwelle zu kommen, ſo, wie auch Henriette nie mehr mein Zimmer beſchweren würde.“ Jedes Wort, das Juliane ſprach, war ein Dolchſtich in meine Seele. Es war noch viel mehr dabey, aber ich hörte weiter auf nichts, und war der Ohnmacht ſehr nahe. Auf dieſen faſt tödtlichen Schlag war ich nicht vorbereitet. Auch noch kann ich ihn nicht ganz faſſen. Henrietten gar nicht mehr ſehn, nicht mehr in meinen Arm ſchlieſſen, nichts mehr von ihr wiſſen und erfahren? Sie ſoll ohne mich verſchmachten und ich ohne ſie? Undenkbar iſt das! Eher wag' ich das äußerſte. Fort! Auch mein Leben wag' ich. Ohne Henrietten iſt mirs Tod. Aber was ſoll ich beginnen? — Armes, unſchuldiges Kind! man wird dich mit Gewalt an den Traualtar ſchleppen! Ha! grauſamer Vater, ſtoß uns lieber beyden den Dolch in die Bruſt. Wir wollen dich ſegnen und dir danken. Dolch! Dolch! Wie der Gedank' erquickend iſt! — O Tod, was biſt du gegen der Höllenquaal, die in meinem Buſen lodert? — Wie wird mir? Und dies Geheul, dies Sterbegewinſel — Todesboten — Ein grauer Schatten, ein Würgengel — Weg, weg, Sophie! der Friedensbote iſt da! Ich komme. Ha! Vernichtung — Tod — Ob doch das Reiſepiſtol geladen iſt? — Ich kann nicht mehr ſchreiben, Sophie! Schon hier haſt du nur

abgebrochne Worte. Ich bin ganz zerrüttet! Nun muß ich fort — fort!

Nachts 11. Uhr.

Zu welch einer Tiefe sinkt doch oft auch der hinab, der sich stark dünkt! Wie zerrüttet der Schmerz den denkenden Geist, wie zerreißt er die sanftern Empfindungen und schwächt sogar die Kräfte der Religion! O Sophie, soll ich dirs sagen, wie tief er auch mich stürzte? Sieh da den schwachen Jüngling, wie er wüthete und dem schrecklichsten Abgrunde zueilte! Verachte mich nicht — es ist vorüber! Du mußt alles wissen, meine Schwester!

Wüthend kochte das Blut in meinen Adern, bey den lezten Zeilen, die ich dir heut am Nachmittage niederschrieb. Meine Hand bebte, mein Herz schlug gewaltig und die Seele war mit den schrecklichsten Phantasien beschäftigt. Ich warf die Feder hin, lief hastig im Zimmer auf und ab, und ein unwiderstehlicher Drang reizte mich, das Pistol, das im Fenster hieng, herabzunehmen. Schmachtend blickt' ichs an. „Du Qualenbefreyer! dacht' ich. Doch nein, es ist Sünde!" Ich warf es hin. „Sünde?" Ich ergriffs wieder. „Gott ist sehr gnädig — und Henriette — für mich auf ewig verloren — ich nun der Welt ganz unnüz — Ha! ein Druck! — Wenn das Mordgewehr geladen wär — wer weiß?" — Christoph trat herein. Ich lärmt auf ihn los, daß er mein Reisepistol nicht in Ordnung hielte, und warfs ihm vor die Füsse. Er sah mich starr an, hobs auf,

hiengs

hiengs an seinen Ort und gieng wieder nach der Thüre. „Laden sollst dus, Dummkopf!“ schrye ich ihm nach. Er hört 's nicht und gieng. Mit der gröſten Wuth lief ich ihm nach und stieß ihn wieder herein. Ohn' ein Wort zu sprechen nahm er das Gewehr und gieng damit weg.

Jezt kehrte die Vernunft zurück. Ich fühlte, wie tief ich gefallen war, und sah mit schwindeln in den Abgrund hinab, an dem ich herumtaumelte. Was muß nun mein Bedienter von mir denken? Was anders, als daß ich mir ein Leids thun wollte? Er, dem ich vormals so oft Lehren für sein Herz gab, und auch die vorzüglich einprägte, sich im Unglück zu fassen, sah jezt, wie ein Ungewitter, das sich zwar fürchterlich aufgethürmt hat, aber bald wieder vorüberziehn kann, alle Kraft des Geistes mir raubte, und zur schrecklichsten Uebereilung mich hinriß! Er kam nicht wieder zurück mit dem Pistol. Seine Sorgfalt ist mir schäzbar, so unnöthig sie auch, Gott sey Preiß, vor diesmal war.

Ja, Gott sey Preiß, ich kam völlig wieder zurück, ward wieder ganz Heinrich, und bins noch. Voll Traurigkeit, aber mit standhaftem Muthe, erwart' ich jezt die Führungen des Geschicks. Wenn der Schmerz recht heftig getobt hat, dann ergießt er sich in sanften Zähren. Die Brust athmet leichter, und das Herz ist fähiger, zu dem, von welchem Freuden und Leiden kommen, sich zu erheben. Bey dem feyerlichen Schimmer der Nachtlampe will ich weinen und beten.

Leb wohl, du Geliebte, du, meine Schweſter! Morgen früh ſchick ich dir dieſen Brief mit dem gewöhnlichen Boten. Bald ſollſt du weitre Nachricht erhalten. Ich wage das äußerſte, um etwas von dem Zuſtande der theuern Henriette auszuſpähn. Die Hand des Erbarmers wird mich leiten. Sie giebt uns Elend, aber ſie ſteht auch bey, wenn der Wurm im Staube nach Erquickung und Befreyung ringt.

Von Adolph hab' ich bereits zwey Briefe erhalten. Er wird nun wohl auf den Gütern des Grafen angelangt ſeyn. Mehr kann ich dir jezt nicht von ihm ſagen. Ich würde zu weitläuftig ſeyn müſſen. Nach ſeinem lezten Briefe iſt er geſund und heiter. O daß er meinen Jammer wüßte! Ich kann ihm nicht eher ſchreiben, bis ich beſtimmt weiß, wo er iſt. Adolph! Adolph, mein Bruder, warum verließeſt du mich? Jezt wärſt du mir ein herrlicher Tröſter. Auguſt und Juliane ſinds auch, aber ſie ſind Menſchen, ſie ermüden. O mit welcher Sehnſucht wollt' ich aus ihrem Arm in die deinigen fliegen! Süſſer Gedanke, warum iſt deine Erfüllung ſo unmöglich? — Ach Gott, wie matt ſchlägt mein Herz! Schlag immer ſchwächer — und halt ein! Sanft dahin ſterben, mit ihr — was wär ſchöner?

Gott ſegne dich, meine Sophie! Grüß deine Schweſtern. Theil ihnen mein Schickſal mit. Betet für eure Freunde, ihr Geliebten. Bis in den Tod liebt Euch Euer unglücklicher, tiefgebeugter

Heinrich.

Hen-

Henriette an Heinrich.

Den 24. May Nachmittags.

Bester Jüngling, da schmachtet nun dein dir ewig treues Mädchen im Gefängnisse, von ihren eignen Aeltern eingekerkert. — Gott, wie schrecklich muß die Ungewißheit seyn, in der du schwebst! Dies ists, was mich zu Boden schlägt. O wie viel hab' ich schon um dich gelitten. Ich zittre vor Schwäche und meine Brust röchelt! Aber ich will die kostbaren Augenblicke nicht mit klagen hinbringen. Dem Allgütigen sey Preis, daß ich endlich im Stande bin, dir, du Ewiggeliebter, einige Zeilen niederzuschreiben! In möglichster Kürze, und so gut als es meine zerrüttete Seelenkraft zuläßt, schreib ich dir die Geschichte des gestrigen und heutigen Tages nieder.

Traurig und tiefsinnig saß ich gestern Vormittags am Nehtische, als meine Mutter, die eine lange Zeit oben beym Vater gewesen war, hastig ins Zimmer trat, auf mich zukam, und in einem grausamen Tone den Schlüssel zu meiner Kommode forderte. Ich gerieth in die äußerste Verwirrung, und meine Wange glühte. Ach, liebe Mama, stottert' ich, eben hab' ich ihn verlegt, ich weiß nicht, wo er muß geblieben seyn. — „Gieb ihn her, oder" — Ich zauderte noch. Sie griff selbst wüthend in meine Tasche, nahm den Schlüssel und gieng damit weg.

O Heinrich, denk dir meinen Zustand. Ich vermag ihn nicht zu nennen. — Sie kam zurück,

und hatte das Käſtchen mit allen deinen theuern Briefen im Arm. „Von wem, ſprach ſie, ſind die vielen Briefe? Ich weiß es, gottloſes Kind! Wo ſind die Ringe und die andern Tändeleyen?“ Ich konnte nichts als weinen, und mein Geſicht ins Schnupftuch verhüllen. „Du wirſt ſchon noch alles hergeben müſſen, fuhr ſie fort. Jezt geh ich zu deinem Vater, um ihn von der Wahrheit ſeiner erhaltnen Nachricht zu überzeugen.“ Länger konnt' ichs nicht aushalten. Ich ſank zurück auf den Stul, und die ſtärkſte Ohnmacht bemächtigte ſich meiner. Ich weiß weiter nicht, was man mit mir vornahm, aber da ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in meiner Stubenkammer auf dem Bette, und meine Chriſtine mit einem Spiritusgläschen bey mir. Sie weinte die bitterſten Thränen. Ihre Gegenwart war mir tröſtlich, aber noch freut' ich mich darüber, als man ſie wegrief. Sie ging und ließ mich allein. Gleich hinter ihr ward die Thüre verſchloſſen. — Nun kam ich erſt recht zu mir ſelbſt. Wuth und Verzweiflung ergriff mich. Gott wird mirs vergeben, was ich begann.

Jezt bin ich gelaßner und das günſtige Geſchick, daß ich meinem Heinrich ſchreiben kann, trägt viel dazu bey, mein Herz leichter zu machen. Aber ich fahre fort: Chriſtinens Gegenwart ſollte mich nicht mehr tröſten. Sie kam nicht wieder zu mir. An ihre Stelle bekam ich ein andres Mädchen zur Bedienung, die aber eben ſo mitleidig und gut iſt. Mein Elend, meine Klagen rührten ſie, und es dauerte

nicht

nicht lange, ſo verſchafte ſie mirs, Chriſtinen auf einige Augenblicke zu ſprechen. Dieſe beſorgte mir bald Schreibzeug und verſprach mir feyerlich, alles mögliche anzuwenden, um dir noch heute den Brief zuzuſtellen. Das Mädchen, die bey mir iſt, wird ihn ihr geben.

Es ſey alſo gewagt. Gottes leitender Engel wird ihn dir glücklich in die Hand führen. Sey getroſt, du Edler, aus deſſen Munde ſo oft himmliſche Lehren der Geduld und Standhaftigkeit im Leiden in mein Herz ſtrömten. Dir allein verdank' ichs, daß mich noch nicht Verzweiflung hingeworfen hat. Hart, ſehr hart ſind ſie, die Leiden, die über uns ſchweben: aber — er lebt, der mächtig genug iſt, jeden Jammer in Wonne zu verwandeln. — Aber, der Verräther? der Verräther? — Wilhelm! Wilhelm! Nein, du kannſt es nicht ſeyn? Oder iſts möglich, daß du ſo unmenſchlich handeln konnteſt? — Ha! Das Tygergeſchlecht iſt zahmer gegen dir, Verworfner! Ja, du warſts, Wilhelm? Wer konnts anders ſeyn, als du? Und auf was für Art vollendeteſt du die ſchwarze That? Ach, ſollteſt du nur einen Augenblick die Qualen fühlen, die unſre Seelen zerreiſſen! O Wilhelm, wie iſts möglich, daß du Julianens Bruder biſt?

Meine Aeltern haben mich noch nicht wieder eines Blicks gewürdigt. Heinrich, das ſchmerzt im Innerſten! Dennoch zittre ich auch für ihrer Gegenwart. — Aber ich muß mich nun losreiſſen. Das Blatt iſt zu Ende, und jeden Augenblick erwart' ich

nun

nun meine Mutter. Es schlägt zwey Uhr. Heinrich, Gott sey mit dir, und tröste dich! Laß nicht ab vom Gebet. Dies ist unsre einzige Zuflucht, und sie ist auch die schönste hienieden. Gebet und Hofnung, welche erquickende Balsamtropfen in tiefgeschlagne Wunden!

Eins noch, mein Geliebter: Das herrliche Kleinod, den Ring der ewigen Treue hab' ich bey mir. Ich trag ihn in meinen Kleidern versteckt, auf eine Art, daß man ihn so leicht gewiß nicht findet. O Gott, wie ein Räuber den Raub voll quälender Unruh verbirgt, so muß ich das Pfand der edelsten, treusten Liebe verbergen! Das ist sehr hart! Aber dennoch noch Glück genug, daß ich ihn besize. Nun muß ich! Leb wohl, leb ewig wohl! Julianen und August gieb den Brief. Auch ihnen muß die Ungewißheit unerklärlich und schrecklich seyn. Wie sehnsuchtsvoll wird mich gestern das liebe Mädchen erwartet haben! Der Himmel stärke sie, die theure, redliche Schwester! — Mein Herz ist dein, bis das matte Auge bricht!

Henriette.

Henriette an ihre Mutter.

Den 25. May.

Die Befehle meiner Aeltern zu erfüllen, war mir stets die heiligste Pflicht. Sie ists auch noch, und wirds ewig seyn. Aber den lezten Befehl, der mich jezt ins Elend stürzt, weil ich ihn nicht befolge, ach!

meine

meine Mutter, den komm' ich nicht erfüllen. Er ist zu hart, ist tödtlich für mein Herz. Dem entsagen, den ich mehr als mein Leben liebe, und am Arm eines andern zum Altar treten, um ihm ewige Treue zu schwören! Hierzu bin ich zu ohnmächtig. Lieber am Arm des Todes zum Grabe! — O kennten Sie doch Heinrichs königliches Herz, wüßten Sie, mit welcher Zärtlichkeit er auch Sie liebt und meinen Vater, möchten Sies so recht im Innersten fühlen können, wie viel ich ihm zu verdanken habe. Die Bildung meines Herzens, sanfte Gefühle gegen Gottheit und Religion — und von den Lippen des holden Menschenfreundes strömten oft himmlische Lehren der Weisheit und Rechtschaffenheit in mein jugendliches Herz!

Doch, es ist geschehn! Das Band ist hienieden zerrissen, aber nicht in dem Lande der Ruhe. Sie entfernen mich von sich und von meiner geliebten Vaterstadt. Hart ist der Befehl, aber Himmel gegen der Verbindung mit D... Aber — meine Mutter, die mich unter ihrem Herzen trug — meine Kindheit leitete — unter deren milden, zärtlichen Sorgfalt ich bis zur Blüte emporwuchs — o, meine Mutter! wie konnt' ihr Herz sich so verhärten! Sie vertilgen die Blüte wieder, die Sie zuvor nährten, noch mehr, Sie verstoßen mich, entfernen mich ganz von sich, und ich muß einsam von allen, die mich vormals liebten, verlassen, den Rest meiner Tage verleben! O meine Mutter, wie können Sie — Doch, wohin reißt mich die Wehmuth! Auch im Zorne bleiben Sie mir verehrungswürdig. Ich folg' Ihren

Befehlen

Befehlen und dem Schicksal; die Hand des Erbarmers wird mich leiten. Ich verlasse meine Vaterstadt, meine Aeltern, meine Freunde, meinen — Heinrich — vielleicht auf ewig! Gott, wie zittert mein Busen! Aber ich muß — —

Der Segen des Hochgelobten sey über dir, die du mich mit Schmerzen gebarst! Und du, mein Vater, mein Versorger — o Aeltern, könnt' ich Euch noch einmal umarmen, daß Ihr selbst sehn könntet, wie so fern mein Herz von allem Unwillen und Rachbegierde ist, wie es Euch noch so zärtlich und laut entgegen schlägt, als in den glücklichen Tagen, da mir mit jedem Augenblicke neue Liebe von Euch zu Theil ward! Meine Feder ist zu ohnmächtig, Euch das Lebewohl, das bittre Lebewohl so recht herzlich zu sagen, wie ichs wünschte.

Meine Mutter, ach! versagen Sie mir denn auch den Trost, Ihnen nochmal zu schreiben? Auch dies? Gott, dies geht über alles! Nein, das können Sie nicht. Hier brech' ich Ihr Gebot. Ich schreibe, so bald ich an dem Ort meiner Bestimmung bin. Gewiß, Sie könnens nicht über Ihr mütterliches Herz bringen, den Brief ungelesen liegen zu lassen! Ich bin das Pfand Ihrer Liebe, Sie können mich nicht ganz verstoßen. — Ha! wie wüthet der Schmerz in meiner Brust! Er bringt mich aufs äußerste. Vater! Mutter! Ihr verstoßt mich? Ich soll weit weg von Euch, von dem, der mir alles ist, den ich ewig lieben werde, wenn sich auch die ganze Welt darwider empörte, soll einsam und im Elende, im jammervollsten,

vollſten, zerfleiſchendem Elende der Gruft zueilen! Und mit mir ſoll ein herrlicher Jüngling dahinwelken, eine Zierde im Garten Gottes, ein Prieſter der Tugend, ein Mann, der ſeinem Nebenmenſchen tauſend Dienſte zu erzeigen mit ruhmwürdigem Eifer bemüht war! — O Härte, Unempfindlichkeit! Das einzige Kind ſo ſchrecklich ins Grab ſtürzen und ſein zweytes Leben dazu?

Vergebung! — o meine Mutter. Vergebung! Ich kehre zurück. Ich war jezt nicht Henriette, war eine Wüthende, Unſinnige! Der Schmerz überſpannte mein Gefühl und warf mich zum Unbewußtſeyn. Können Sie mir verzeihn? Weit, weit verlor ich mich, aber da bin ich wieder zu Ihren Füſſen, voll Schaam und Reue. Nie mehr will ich hinabſinken. Ihre Befehle ſind mir unverbrüchlich, und ich befolge ſie von nun an mit ſtiller Traurigkeit. Nur dies einzigemal noch Vergebung! Laſſen Sie mich nicht umſonſt flehen, meine Mutter, die Sie ſchon ſo manchen Fehler, manche Uebereilung ihrer einzigen Tochter vergaben!

Die Nacht bricht nun herein, die lezte in dem geliebten B... wo ich ſo viele Freuden vom allmächtigen Freudengeber empfangen, aber auch viele bange Zähren vergoſſen habe. Ich fühle mich muthiger und getroſter. Vielleicht, daß mich einſt wieder Freude umkränzt. Vielleicht, daß Sie, geliebte Aeltern, mir wieder Ihre Gewogenheit ſchenken, mich nicht ohn' Ihren Segen aus dieſer Welt gehn laſſen. O welch ein erquickender Gedanke! — Aber noch eine

Bitte

Bitte wag' ich, die lezte, vielleicht auf ewig die lezte! Laſſen Sie nicht den rechtſchafnen Heinrich Theil nehmen an Ihrem Unwillen, der für uns ohnedies ſchon traurige Folgen genug hat. Vergeben Sie ihm! Er iſt edel, verdient Ihre Liebe, iſt ſo fromm und gut, und des beſten Geſchicks würdig. Ach, vergeben Sie auch mir, daß ich ihn geliebt habe, ihn — ewig! ewig lieben werde! Sein Herz kennen und ihn lieben iſt eins für ein Mädchen, und ihm entſagen noch unmöglicher, als ſich ſelbſt freywillig das Todesurtheil ſprechen.

Die Stunde rückt näher. Ha! mein Herz empört ſich! Kalter Todesſchauer dringt durch alle meine Glieder! Dennoch ſolg' ich. Feyerlich ſchwör' ich Ihnen beſtändigen Gehorſam, Liebe und Gebet. Am Throne Gottes find ich die wieder, die mir mein Leben gaben, ſollt' ich ſie hier nie mehr umarmen. Ihre Härte iſt dann in Liebe verwandelt; ſie ſegnen ihre glückliche Tochter, und ihren Heinrich, und Aeltern und Kinder vereinigt ewige Ruh und unausſprechliche Wonne des Himmels! O wie ſtärkt dieſer erhabne Gedanke Ihre unglückliche, aber dennoch zärtlich gehorſame, Tochter

Caroline Henriette P. . . .

Henriette an Heinrich.

Mitternacht zwiſchen dem 25. und 26. May.

Der Vorhang fällt, Heinrich! Ob ich raſe, oder in ſtummer Wehmuth dahinſchmelze, alles eins!

Noch

Noch wenige Stunden, und ich verlasse dich — vielleicht auf ewig! Konnt' auch je eine Tyaerinn ein Lamm gebären? — Aber wie harmonirt das mit dem zärtlichen Abschiede, den ich von meiner Mutter genommen habe? O meine Seele, wie zerrüttet bist du! Mit jedem Augenblicke bemächtiget sich deiner eine neue Empfindung. Vergeben muß ich der, die mich gebar. Ich habs auch schon, aber wie kanns anders kommen, als daß die Wuth wieder überhand nimmt, wenn ich dem das Lebewohl sage, auf ewig, der mich so treu und herzlich liebt, an dessen sorgsamer Hand ich eine Reihe Jahre zu verleben mit stiller Sehnsucht und fast mit Zuversicht hoffte. Deine Gattinn! o ein großer Gedanke! Und diese Hoffnung ist in der ewigen Trennung Abgrund gestürzt? — Wies nagt im Innern, als wühlt' eine feurige Schlange in meinem Busen! Sie zernagt den Lebensfaden. Nase geschwind, und du bist mir willkommen. Eile, daß ich noch in diesem Zimmer sterbe, wo ich so oft dem Lieblinge meines Herzens im Arm lag. Du zauderst? — Gut! Ich will leben und dem Schicksal folgen. Was seyd ihr, Leiden, gegen die Herrlichkeit des Himmels?

Heinrich, noch keine Thräne hab' ich bey den letzten Zeilen, die ich dir hier schreibe, geweint. Laß mich erst austoben, dann werden sie sich in Strömen ergießen. — Die Glocke summt! Eins! Noch drey Stunden! Die Morgenröthe wird bald heraufsteigen. O wärst du der Tag meines Todes, wie wollt' ich dich segnen! Hannchen, hast du je geliebt? Komm;

und fühl, wie der Tod unter diesem Halstuche schlägt. Alles Tod. Er schlägt; er schlägt und vollendet — vielleicht noch wenig Wochen — den lezten! Religion, Himmel, Welt — hier, da, dort, kein Trost mehr? Laß mich, Heinrich, laß mich auswüthen, dann gehör ich dir wieder!

— — —

Länger als zwey Stunden hab' ich im abwechselnden Schlummer und schreckenvoller Phantasie zugebracht. Der Morgen bricht an. Ach, nun muß ich dich segnen — und auf immer verlassen. Vater, stärke mich! Vater, sey ihm gnädig! Jüngling, ich kann nicht! Mein Busen zerspringt fast — Leb wohl! Am Throne Gottes — Wer kömmt? Christine! Ach dich hat mir Gott zur Trösterinn gegeben. Aber ich bin noch nicht fertig. Komm noch einmal, Freundinn! — Sie geht wieder und weint. Sie nimmt Hannen mit. Wozu das? Reisekleider? Ich will keine. In diesem schwarzen Corset will ich abreisen und sterben. Heinrich hat mich darinn zum erstenmal umarmt! — Sie gehn dennoch. Ach!

Nun hab' ich überwunden! Sie ist da, die erflehte Kraft von oben! Thränen und betendes Schluchzen haben sie errungen. — Leb ewig wohl! Der Friede Gottes über dir! Sein Engel leite dich durchs Leben! — Christine hat alles Nachforschens ungeachtet nicht erfahren können, wo ich hin soll. Es sey! Von dir getrennt ist mir jeder Aufenthalt schrecklicher, als das Grab. Mir ists also eins, wo ich bin.

Vielleicht

Vielleicht iſts auch beſſer, wir wiſſens nicht. Dein männlicher Eifer könnte dich zur Kühnheit verleiten, und es iſt doch alles umſonſt. Der Kerker wird mich umgeben, bis dies Auge bricht, daß dich jezt mit Thränen ſegnet. Wage nichts, Jüngling! Wie lange wirds dauern, ſo ſind wir himmliſch vereinigt! Dieſe Vereinigung iſt unausſprechlich ſchöner, als die hienieden hätte werden können. Du würdeſt vielleicht dein Leben wagen, das noch Tauſenden nüzen kann. Wage nichts, Jüngling, ich ſleh dich bey unſrer ewigen Treue! Laß dir alles von dem Mädchen erzählen, was ſich noch in den lezten Augenblicken begab. — Meine Seele ſchmiegt ſich ſo feſt an Gott an, als ſtände ſie in der Pforte des Todes. Iſts auch nicht immer eins: Auf den Wagen ſteigen, der mich weit und auf immer von dir entfernt, oder in die Gruft geſenkt werden? Noch tauſendmal glücklicher iſt das lezte, denn da iſt ſchon alles überſtanden. —

So lange dies Herz noch ſchlägt, iſt es dein! Aber es wird nicht lange mehr ſchlagen, und dann hab' ichs vollendet. Dann bring' ich in die Hütten des Friedens, und empfange dich einſt, wenn auch deine Seele verklärt wird. Wie heilig werden wir dann am Throne Gottes feyern. Dann ſind alle unvollkommne Erdenempfindungen vorüber, dann ſind ſie himmliſch — und unausſprechlich! O meine verklärte Caroline, wie ſelig lächelt mir dein ſeraphiſcher Blick entgegen!

Der Wagen rollt im Hauſe hervor, dumpf wie der Leichenwagen! Du zitterſt? Schwache! Gott wird ſtark in dir ſeyn! — O hätt' ich Worte des Abſchieds! Heinrich, deine Henriette ſegnet dich, deine Getreue, die dich bi zum bitterſten Tode liebt. Leb ewig wohl! — Ich komme! Aeltern, lebt wohl! Chriſtine, hilf mir auf — führe mich. Da haſt du den Brief. Er ſey dir ein Heiligthum! Segne auch du den ewiggeliebten Heinrich in meinem Namen! — Verklärt, o Jüngling, ſteh ich dir wieder zur Seiten! Hellglänzend und vereint prangen dieſe Namen am Fußſchemel des dreymalheiligen Thrones

Heinrich und Henriette.

Heinrich an Sophien.

B... den 26. May.

Alles in Bereitſchaft! Der Koffre gepackt, die Piſtolen geladen und das Herz voll Muth. Fort, fort will ich, ihr nach, die ich über alles liebe! — Sophie, da haſt du die Abſchrift zweyer Briefe von Henrietten an mich, aus denen du alles ſehn wirſt. Indeß daß Chriſtoph die Reiſeanſtalten beſorgte, hatt' ich Zeit, die Briefe abzuſchreiben. Tauſend Thränen hab' ich über der Beſchäftigung geweint. Nun ſind ſie vorüber, und in meiner Seele nichts als reiſen, aufſuchen und finden! Unvermerkt iſt mir der Abend herangeeilt. Lies, meine Freundinn, erſt die beygelegten Briefe, dann fahre hier fort. — —

Voll banger Furcht und Unruh, und voll Sehnſucht, nur ein Wort von dem Zuſtande meiner Geliebten zu erfahren, ſaß ich da, als auf dem Saale Jemand nach mir fragte. Ich riß ſchnell die Thüre auf. Wie bebt' ich zurück, da ich Chriſtinen erblickte. Sie war nicht minder beſtürzt. Ich rief ſie herein, und da gab ſie mir mit zitternder Hand einen Brief von Henrietten. „Nicht einen Augenblick kann ich warten," rief ſie, und lief ſogleich wieder weg. Ihr Wegeilen kam mir eben ſo unerwartet als ihre Ankunft. Eh ich mich beſann, ſie zurückzurufen, um ihr nur zwey Zeilen an Henrietten mitgeben zu können, war ſie ſchon durch die Hausthür. Mit Heftigkeit und Begierde durchlief ich den Brief. Sag' dirs ſelbſt, was er vor Empfindungen in mir hervorbrachte. Ich weinte wie ein Kind, dann ergriff mich wieder Verzweiflung. Ich lief zu Auguſt, dann zu Julianen. Unglücklicher Weiſe kam eben Wilhelm die Treppe herab, als ich heraufgieng. Mir wars, als müßt' ich den Elenden hinabſtürzen. Er ſchien tiefſinnig. Gewiß, er war der Verräther, und nun — reuet' ihn ſeine ſchändliche That? Vielleicht! Lebe Jüngling! Dein Gewiſſen ſey Richter zwiſchen uns! — Aber ſtumm giengen wir bey einander vorüber. Er blickte mich nicht an, aber ich heftete den wilden Blick ſtarr auf ihn. Die Scene war ſonderbar. Bald vergaß ich ſie, da ich in Julchens Zimmer trat, und ſie bitter weinend antraf. Ich wollte mir Troſt bey ihr holen, aber ſie bedurfte deſſen ſo viel, als ich. Stumm ſaß ich bey ihr, ließ ſie fortweinen, und meine Seele war wie gedanken-

los. Ohngefehr nach einer halben Stunde verließ ich das Mädchen, so wie ich sie gefunden hatte. Ich gab ihr den Brief zu lesen, aber gesprochen haben wir fast gar nicht mit einander. Von ihr lief ich ins Freye Ein Kirchhof war das erste, was mir am äußersten Thor auffiel. Er war verschlossen. Ich kletterte über die Mauer, an einem Orte, wo sie etwas eingefallen war. Einige um die Gegend spielende Kinder staunten mich an, und schienen sich zu fürchten. Sie unterbrachen mich nicht. Ich stieg hinüber und wandelte mit zerfleischtem Herzen auf den Gräbern umher. Ein weisses ganz neues Monument zog mich zu sich hin. Ich las — und es war Carolinens Grab. Schauer durchdrang meine Glieder. Bange Wehmuth verdrängt' ihn und ergoß sich in häufigen Thränen. Ich lehnte mich an einen Grabhügel. Meine Gefühle waren unnennbar, lassen sich nur empfinden, nicht beschreiben. Ich fand etwas süßes in diesem Aufenthalte. Fast zwey Stunden verflossen mir auf dem Kirchhofe, und die anbrechende Dämmerung fand mich noch am Grabe der verklärten Caroline. Du bist glücklich! seufzt' ich noch einmal und gieng. Die Sonne war bereits hinter die Berge. Der majestätische Anblick ihres zurückgelaßnen Schimmers erinnerte mich an die Augenblicke, da ich einst bey euch in F... auf dem hohen Berge den Hintritt der Sonne voll Himmel beobachtete. Gott, wie glücklich war ich noch damals, und jezt —

So kummervoll als ich mein Zimmer verließ, betrat ichs wieder. Die Nacht war schrecklich. Der

Anbruch

Anbruch des folgenden Tages begrüßte mich schon wieder im Freyen. In tiefe Betrachtungen gehüllt wandelt' ich in Gottes weiter Schöpfung umher. Sie lachte mir nicht, die herrliche, wie vormals, mit unwiderstehlichen Reizen. Ich sah die Wunder Gottes, kehrte zurück — und trauerte. Beym Mittagseſſen bemerkten meine Aeltern den innern, nagenden Kummer. Sie fragten mich nicht, aber ihr Betragen verrieth Aufmerksamkeit, Theilnehmung und Mitleid. Vielleicht errieth en sie meinen Kummer. Sie wissen meine Liebe und kennen Henriettens Aeltern. Auch hat sich das Gerücht, daß D... die P... heyrathen würde, schon in den Familien ausgebreitet. Vielleicht hielten sie dies allein für die Ursache meines Grams. Sie waren zu gütig, mich wegen einer Antwort in Verlegenheit zu sezen.

Nun war der Augenblick nahe, der auf einmal allen meinen Empfindungen eine andre Richtung gab. Sophie, denk, schon einige Meilen war jezt Henriette von mir entfernt. Wenn nun das Ohngefehr mich heute früh in die Gegend vor dem Thore führte, zu dem sie herausfuhr! Denk dir nur das recht lebhaft mit allen seinen Folgen. Sonderbar wird mir bey dem Gedanken ums Herz. Fast möcht' ichs für ein Glück halten, daß es nicht geschah, denn meine Hize hätte mich zu tausend Uebereilungen verleitet, oder die Wehmuth hätte mein Herz vollends ganz zerrissen.

Was doch Hofnung für herrliche Wirkung auf unser Herz hat! Dieser Busen, der jezt wie der Busen eines Sterbenden röchelte, der unter der bäng-

ſten Laſt empor ſeufzte, athmet auf einmal wieder feuriger, muthig, und glüht, Tod und Gefahren entgegen zu gehn. Hofnung, die herrlichſte der Mädchen wieder zu umarmen, oder meinen Tod zu finden, die iſts, die meine Bruſt aufs neue belebt. Flehe mich nicht, du Getreue, daß ich nichts wagen ſoll. Du biſt ein Mädchen, aber ich — ein Mann! Ihr weinet und leidet, aber uns gebührt es, Helden zu ſeyn, und zu ſiegen oder zu ſterben!

Ich fahre fort: Nach dem Mittagseſſen gieng ich auf mein Zimmer, verſchloß es, und warf mich in einen Lehnſtuhl. Der nagende Schmerz übermannte mich; ich entſchlummerte. Ein Klopfen weckte mich. Ich ſprang auf, öfnete, und es war Chriſtine. So entzückt die Erſcheinung eines Engels. Weinend blickte ſie mich an, und zog den andern Brief aus der Taſche, den du hier beygelegt gefunden haſt. Ich las ihn — und bebte. Diesmal verſchwand meine ganze Stärke, ich ſtand betäubt, und im Innerſten meines Herzens nagte ein zerreiſſender Schmerz mit heftigem Ungeſtüm. Jezt lief das Mädchen nicht ſo geſchwind wieder weg. Sie zwang ſich, und ſuchte mich zu tröſten. Alle Bemühung war vergebens, aber ſo bald ich nur aus ihrer Erzählung, die ich dir gleich herſezen werde, bemerkte, daß Entſchloſſenheit und Muth mir noch Hofnung gaben, Henrietten vielleicht wieder zu erlangen, da wars, als wälzte ſich ein Fels von meinem Herzen, die Thränen verſiegten, und hier und da drang ſogleich ein Anſchlag durch meine Seele. Vernimm nun,

nun, meine Schweſter, was mir das Mädchen noch von den lezten Stunden des Abſchieds meiner Henriette erzählte.

Rechnen Sie mirs nicht zu, ſprach ſie, daß ich geſtern ſo geſchwind wieder weglief. Es war mir ſtreng verboten, nicht aus dem Hauſe zu gehn, und da ich den Befehl dennoch übertrat, ſo ſehn Sie leicht, daß mirs unmöglich war, einen Augenblick zu verweilen. Ich kam zurück und ſtahl mich zu Henrietten. Sie war gelaſſen. Haſt du ihn geſprochen, rief ſie, ihm den Brief gegeben? Ich bejaht' es mit ſeufzen. Nun Gott vergelte dir deine Liebe, fuhr ſie fort. Sie fragte mich noch verſchiednes von ihnen. Ich durfte nicht lang' bey ihr verweilen, verſprach ihr, ſo bald als möglich, wieder zu ihnen zu gehn, und verließ ſie.

Am folgenden Morgen war ich wieder einen Augenblick bey ihr und gelobt' ihr noch einmal mein Verſprechen. Ich hab' es erfüllt, aber o Gott! in der traurigſten Abſicht, nicht in jener tröſtlichen, für Henrietten ſo ſchmeichelhaften Abſicht, ein paar Zeilen von Ihnen zu holen. — Ohngefehr um neun Uhr gieng die Mutter zu ihr. Ich war in der Küche, und ſah ſie durch die Spalte der Thüre aufs Zimmer loſgehn. Mein Herz klopfte gewaltig, und es war mir, als müßt' ich ihr folgen, um bey dem Auftritte, den ich mir ſo ſchrecklich dachte, Henrietten nicht allein zu laſſen. Freylich hätt' ich Arme ihr weiter nichts helfen können, aber Sie kennen ſchon das theilnehmende weibliche Herz, wie es wenigſtens durch Ge-

genwart eine Art des Trosts zu seyn glaubt, wenns auch sonst nichts vermag. Dennoch mußt ich mich zurückhalten, aber ich wußte in der Zwischenzeit nicht, was ich that. Es dauerte nur sehr kurze Zeit, so kam die Mama wieder zurück. Ich gieng bey ihr vorüber. Ihre Miene war tiefsinnig, aber nicht erzürnt. Sie gieng die Treppe hinauf zum Herrn. Bald drauf mußte Johann einen Brief an den D... in Z... auf die Post tragen, vermuthlich weil eben heut Posttag dahin war. Vor dem Mittagessen war mirs schlechterdings unmöglich, wieder zu der Guten zu kommen. Aber, wer war froher, als ich, als die Mama um diese Zeit selbst zu mir in die Stube kam, und mir mit einem gelaßnen Betragen befahl, Henrietten zu fragen, ob sie essen wolle? Ich flog mit einer Art der Freude zu ihr. Mein froher Muth schwand auf einmal, da ich Henrietten traurig er als vorhin fand. Sie erzählte mir, was sie auch schon jezt selbst gelesen haben, daß sie entweder den D... zu heyrathen, oder ihre Vaterstadt und ihre Aeltern auf immer verlassen zu müssen sich entschließen sollte. Nachmittags, sprach sie, will die Mama Entscheidung haben — weiter konnte sie nicht. Die Wehmuth erstickt' ihr 's Wort, und sie sank mit ihrem Haupte in meinen Arm.

Der entscheidende Augenblick rückte näher. Da ich einigemal die Erlaubniß erhalten hatte, zu Henrietten zu gehn, so glaubt' ich sie nun auch in der Folge zu haben. Ich machte mir sie oft zu nuze, und war auch eben da, als die Mama Nachmittags wie-

der

der ins Zimmer kam. Ich machte mir geschwind etwas zu schaffen, und da man mir nicht zu gehn befahl, so blieb ich. Dies war nun ein Auftritt, der mir tief ins Herz drang. Das Mädchen weinte. Die Mutter bat und drohte. Sie ward immer härter und endlich ungestüm. Henriette erniedrigte sich zu ihren Füssen. Sie schien erweicht — und in dem Augenblicke trat der Alte ins Zimmer. Fort mit dir! sprach er wüthend zu seiner Frau. Ich hab' alles gehört. Wer weiß, wozu du dich noch von dem Geschöpf verleiten ließest! Es ist entschieden! D... soll Henrietten nicht haben, aber sie soll auch nicht mehr mein Kind seyn. Henriette rang kniend die Hände, bat, schluchzte — Schweig, rief er, du ärgerst mich so noch zu Tode! Er gieng und zog die bestürzte noch immer gerührte Mutter mit sich aus dem Zimmer. Henrietten ließen sie da liegen auf den Knien, in einer Stellung, die den grausamsten Menschenfeind hätt' erweichen müssen. Ich stürzte zu ihr hin, schleppte sie aufs Bett und schloß sie in meine Arme. Bald erholte sie sich wieder. Sie war ruhiger, als ichs geglaubt hatte. „D... soll Henrietten nicht haben." Diese Worte schwebten immer vor ihr, und sie versicherte mich eifrig, daß dies das einzige wär, was sie in ihrer entsezlichen Lage aufrichtete.

Ich ward abgerufen und Hanne kam wieder zu ihr. Nun rief sie mir nach: du hältst doch dein Wort? Ich lächelte seufzend und gieng. Das übrige wissen Sie. — Nun noch auf die lezten Augenblicke! Fassen

ſen Sie ſich! Ich ſag' Ihnen tiefdringende Nachrichten. „Nur fort; Chriſtine, ich bin gefaßt. Verſchweig ſie mir nichts, Henriette iſt noch nicht ganz für mich verloren. Sie fuhr fort: So bold es Tag ward, ſpannte unſer Kutſcher vor. Er ſollte ſie bis auf die nächſte Poſtſtation bringen, dies war es allein, was ich durch Johann erfahren konnte, welcher ſowohl, als der Kutſcher ſelbſt, weiter nicht das geringſte wußte. Eben ſo wenig hatt' ich noch bisher auskundſchaften können, wer die gute Henriette begleiten würde. Aber mit Tagesanbruch kam eine alte Anverwandtinn, die ich einigemal bey der Appellationsräthinn aeſehn hatte. Sie gieng zum Alten, der ſchon aufgeſtanden war, blieb eine lange Weile bey ihm, dann kam ſie herunter und ſagte zu mir: Sie wollte ſich immer aufſetzen, ich ſoll' ihr nur Henrietten nachbringen. Lieber hätt' ich ſie geſtürzt. Sie kroch die Treppe hinunter und ich eilte mit dem beklemmteſten Herzen zu der Unglücklichen. Sie war voll Standhaftigkeit und Gelaſſenheit. Ich hätte ſie tröſten ſollen, aber ſie tröſtete mich. Den Brief gab ſie mir unverſiegelt, und bat mich in einem Tone, der mich im Innerſten angriff, ihn beſtens zu beſorgen, auch ihren geliebten Heinrich in ihrem Namen tauſendmal zu ſegnen und ihrer ewigen Liebe zu verſichern. Hierauf ergriff ſie meinen Arm, nahm den Ring aus dem Buſen hervor, ſteckt' ihn am Finger, und ſprach zugleich: Sag' ihm dies! Nie ſoll der Ring wieder von dieſem Finger hinwegkommen! Als wir die Treppe herabgiengen, ſagte ſie wehmüthig: Dieſe Treppe hat mich mein Heinrich oft herabgelei-

tet, und — nie wieder. Eine Thräne brach hervor. Sie trocknete ſie nicht, ſeufzte und wir ſtanden am Wagen. Das alte Weib that recht kriechend gegen ſie. Henriette küßte mich. Leb ewig wohl und ſegne meinen Heinrich, rief ſie mir zu, und der von allen Seiten zugemachte Wagen raſſelte durch die Hausthür immer die Straſſe hinab.

So weit das Mädchen. Sie konnte vor weinen nicht weiter, aber ich gieng haſtig im Zimmer auf und ab, voll Muth und Anſchläge. Sie ſoll mir nicht verloren ſeyn, ſprach ich. Ich will ihr nach. Da ich nur die Poſitation weiß, ſo hab' ich genug. Chriſtine wollte mirs ausreden, aber ich weiß gar nicht einmal, was ſie geſprochen hat. Noch zeigte ſie mir den Brief von Henrietten an ihre Mutter, den ſie ihr übergeben ſollte, aber noch zurückbehalten hatte, um mir ihn vorher zeigen zu können. Ich las ihn geſchwind, dann eilte das gute Mädchen von mir. Ich führte ſie bey der Hand zur Treppe und rief ſogleich: Chriſtoph.

Er kam. Wir verreiſen, ſprach ich. Packe den Koffer, lade die Piſtolen, und beſtelle zu Morgen früh um drey Uhr Extrapoſt. Er war voll Verwundrung über die plözliche Reiſe. Ich entdeckte ihm vorjezt nicht das geringſte, befahl ihm nur alles ſehr geheim zu halten, auch für meinen Aeltern und den andern Bedienungen im Hauſe. Seiner Verſchwiegenheit vertrau ich alles, und da der Kerl in Reiſeanſtalten geübt und geſchwind iſt, denn er reiſt ſelbſt für ſein Leben gern, ſo beſorgt' ich mich weiter

um nichts, und lief zu Auguſt. Du kannſt dir leicht einbilden, meine Gute, daß er mir von meinem Vorhaben abrathen wollte, wenigſtens ſollt' ich nicht ſo eilfertig ſeyn und abwarten, bis ich etwas Beſtimmtes von ihr erführe. Ja, abwarten, antwortet' ich, bis die beſte Zeit verſtrichen iſt, bis man ſie, wer weiß wie weit gebracht, und durch Härte und Grauſamkeit ins Grab geſtürzt hat! Kurz, ich war taub gegen all' ſeine Vorſtellungen, und da er endlich die Feſtigkeit meines Vorhabens ſah, ſo gab' er nach, und verſprach mir, meine Aeltern wegen meiner plözlichen Entfernung ſo gut als möglich zu beruhigen.— Nachmittags gieng ich zu Julchen. Chriſtine war ſchon bey ihr geweſen, und hatt' ihr den bittern Abſchiedsgruß von Henrietten gebracht. Das dacht' ich mir, ſagte ſie, da ſie mein Vorhaben hörte. So bald mir das Mädchen Henriettens traurige Entfernung verkündigte, ſah ich Sie auch voll Feuer, ihr zu folgen, ſah Sie ſchon im Geiſt muthig auf den Wagen ſteigen. Gut, rechtſchafner junger Mann, Sie ſollen reiſen. Ich rath' Ihnen nicht davon ab, ſo gefährlich auch ihr Unternehmen iſt. Der Jüngling muß nicht blos aus Liebe leiden, er muß vielmehr, wenn es die Umſtände erfordern, auch aus Liebe thätig ſeyn, und entſchloſſen zu männlichen Handlungen. Aber, fuhr das herrliche Julchen in einem ſchmeichelhaften Tone fort, zu ſolch einer Reiſe gehört Geld. Sind Sie auch vor der Hand zureichend damit verſorgt? Da ſtand der unbeſonnene übereilte Kerl, beſchämt und unentſchloſſen. Daran hatt' ich noch nicht gedacht. Verachte mich nicht, Sophie.

Die

Die Unachtſamkeit iſt groß, ſehr groß, das bekenn' ich, aber, o hätteſt du einen Blick in meine Seele thun können, wie ſie bisher war! Ueberſpannt, zerrüttet, nur auf einen Gedanken hingeheftet! Die gutmüthige Freundinn gebot mir Ruhe. Sie gieng an ihre Kommode, nahm ein Schmuckkäſtchen und langt' einige beträchtliche Koſtbarkeiten heraus. Armer, würdiger Freund, ſprach ſie, warum gab Ihnen doch die Vorſehung kein Vermögen? Da nehmen Sie dies, und verpfänden ſies. Mein Vater hat mir ſchon vor einigen Jahren dieſe Ohrgehänge und dieſen Ring geſchenkt. Es fragt jezt Niemand nach den Sachen. Sie ſind mit 600 Gulden bezahlt worden. — Ich wollt' ihr danken. Sie legte die Hand auf meinen Mund. Still, du Geliebter meiner theuern Schweſter, fuhr ſie fort. Ich thue nichts, als meine Pflicht, und dieſe Kleinigkeiten verdienen keinen Dank. Geh hin mit Frieden und ſey glücklich! Eine Thräne trat ihr ins Auge, aber ich war von ihrer Großmuth ſo überraſcht, daß ich wie verſteinert da ſtand.

Meine Lage nöthigte mich, Julchens Güte ohne Weigerung anzunehmen. Ich blieb noch eine lange Weile bey ihr, während der wir meiſt von ihren Aeltern ſprachen. Sie gab mir die theure Verſicherung, daß ſie nicht im mindſten aufgebracht wären, mich vielmehr, da ſie mir ſchon vorher immer herzlich gut geweſen, freundſchaftlich bedauerten, und die Grauſamkeit des Appellationsrath und ſeiner Frau verabſcheuten. Welch eine Erleichterung für ein

betrübtes

betrübtes Herz! Von Wilhelm sprachen wir nicht ein Wort. Ich wollte die Schwester nicht kränken, und sie selbst mochte sich des Elenden schämen, daß er ihr Bruder ist.

Mit dem wehmüthigsten Herzen schieden wir von einander. August war Abends noch bey mir. Er wird mich bis auf die erste Station begleiten. Vorm Thore sezen wir uns auf — Es sey also, im Namen des Himmels! Ohn' ihn mag ich nichts anfangen, ohn' ihn kann ich auch nichts vollenden. Er, der uns Leiden bestimmte, wird uns auch wieder Freude geben. — Sey glücklich, meine Theuerste, Gott segne dich und deine Schwestern! Ich hab' August gebeten, daß er dir von Zeit zu Zeit von meinen Verrichtungen kürzlich Nachricht giebt. Jezt bin ich voll bebender Erwartung. Noch will ich einige Stunden schlafen, wo mirs die Unruh erlaubt, aber dann, wenn der Morgen hereinbricht, dann eil' ich, in eben der Stunde, da meine Henriette B... verließ, auf den Flügeln der Liebe, aus den verhaßten Mauern! — Aber meine Aeltern, meine geliebten Aeltern! — Ach, solltest du meinen Zustand gesehn haben, in dem ich beym Abendessen war. Vielleicht, dacht' ich, seh ich sie zum leztenmale! Eine Thräne nach der andern trübte mein Auge, aber ich mußte sie sorgfältig verbergen. Und da wir endlich aufstanden — ach! es schien mir unmöglich, das Licht zu nehmen und sie zu verlassen. Immer war ich entschlossen dazu, und immer kehrt' ich wieder zurück, und gieng noch einigemal im Zimmer auf und ab. Sie sprachen viel

mit

mit mir, aber ich antwortete abgebrochen und zerstückt. Endlich riß ich mich los, wünschte ihnen mit stotternder Stimme wohl zu schlafen, sah sie noch einmal starr an, und gieng.

Die Nacht nahet heran! Die lezte ohne Henrietten, oder auf ewig die lezte in dem mir verhaßten, sonst so geliebten B. . .

den 27. May Früh 4 Uhr.

Der ganze Himmel ist heiter. Ungewölkt steigt die Sonne herauf. Der Morgen ist lieblich und kühl, die Chöre der Vögel schwirren von allen Seiten. Himmel und Erde scheint mein Vorhaben zu begünstigen. — August wird vorm Thore unsrer warten. Ich geb ihm diesen Brief zur Besorgung. Noch einmal: sey gelegnet! Bete für uns, und vergiß nie der Leidenden. Leb wohl, Vaterstadt! Leb wohl, geliebtes Zimmer, das so oft Zeuge meiner Thränen und meiner Freuden war! Lebt wohl, Aeltern und Freunde! Leb wohl, Sophie! Der Vorhang fällt, um entweder nie wieder aufzusteigen, oder im Aufsteigen die herrlichsten, glücklichsten Scenen darzustellen. — Die Glocke schlägt! Christoph, wir gehn! — Vergiß, Freundinn, vergiß der Leidenden nicht!

Heinrich.

Adolph an Heinrich.

Wien, den 27. May.

Endlich sind wir ungestört und in völliger Freyheit, aber nicht vergnügt und heiter. Unsre Geret-

tete weint Tag und Nacht um ihren Geliebten. Ihre Lage ist auch allerdings sehr traurig, und verdient das herzlichste Mitleid.

Aber du wirst jezt neugierig seyn, mein Bruder, die Fortsezung meines lezten Briefes zu haben, und zu wissen, wies mir und dem Grafen nach der Einladung zur Aebtißinn gieng. Besser, als wir glaubten. Sie empfieng uns mit einem traurigen Ernste, aber sehr gütig. Sie fragt uns nach einer Weile, ob wir die vergangne Nacht nicht etwa von ohngefehr ein Geräusch im Klosterhofe oder überhaupt in der Gegend bemerkt hätten? Wir wußten nicht das geringste, sagten, daß wir zwar am Abend vorm Kloster spazieren gegangen, aber nicht länger als bis zehn Uhr, dann wären wir zurückgekommen, hätten auch bald die Lichter ausgelöscht, welches beydes der Thorwärter bezeugen könnte. Der Graf spielte seine Rolle besser, als ichs ihm zugetraut hätte. Er stellte sich einigermaßen beleidigt über das Sonderbare der vorgelegten Frage. Dies war eine wohlangebrachte List. Unsre Unschuld ward dadurch mehr bestätigt, und die ehrgeizige Dame war schon in Verlegenheit, den jungen, einnehmenden Grafen an seiner Ehre angegriffen zu haben. Sie lenkte sogleich ein, bat um Vergebung, und sagte, daß es beynah ihre Schuldigkeit gewesen sey, uns zu fragen. Es wäre was Beträchtliches aus dem Kloster verloren gegangen. Sie nannt' uns den Verlust nicht. Wir thaten sehr neugierig, und brachten das geschwäzige Mädchen bald dahin, daß sie uns entdeckte, es wär'

eine

eine Nonne entführt worden, und das ganze Kloſter wäre ſehr geneigt, uns im Verdacht zu haben. Sie hätte zwar nicht den mindſten Verdacht auf uns, indem ſie uns für rechtſchafne Cavaliere hielte, ſie hätt' aber doch dem Vorurtheil nachgeben, und uns zu ſich bemühn müſſen. Wir ſtaunten! Da ich noch einige Worte zu Beweiſung unſrer Unſchuld anführete, ſprach ſie voll Gnade:

Schweigen Sie! Ich bin von Ihrer Unſchuld ſo gut als gewiß überzeugt, und ſie legt ſich ja auch daraus an den Tag, daß Sie ſo ruhig bey uns geblieben ſind. Hier, Heinrich, war die gnädge Frau klug und einfältig zugleich. Sie bat uns, nicht weiter an die Sache zu denken und eine Schoklade mit ihr zu trinken, wozu der Herr Probſt auch eingeladen wurde. Er kam, und wir waren länger als eine Stunde vergnügt bey einander, während der der Graf von Oeſterreich und Italien viel erzählen mußte. Der Probſt betrug ſich etwas kalt gegen uns, und wir bemerkten überhaupt, daß ihm nicht viel zu traun ſeyn dürfte.

Da wir verſchiednemal, aber mit groſer Behutſamkeit, im Geſpräch hatten mit einfließen laſſen, daß wir nun bald weiter reiſen und die Güte der gnädgen Frau nicht länger mißbrauchen wollten, ſo bat ſie uns, ſie ja vor unſrer Abreiſe noch einmal zu beſuchen, uns aber noch ſo lange hier aufzuhalten, als es uns gefiele. Wir befanden dies leztere gar nicht vor rathſam, dankten inzwiſchen vor alles mit Demuth, empfohlen uns unterthänigſt und betraten voll Reiſege-

danken unſer Zimmer. Diesmal waren wir durchgewuſcht, aber es war hohe Zeit, uns zu beurlauben. Faſt ununterbrochen war ein Bedienter um uns, immer unter dem Vorwande, unſre Befehle zu erwarten, aber ohne Zweifel, auf Veranſtaltung des Probſts, einen getreuen Spion abzugeben. Voll Verwunderung bemerkten wir auch, daß uns das ganze Schreibzeug weggenommen war, und wir ſpielten alſo im eigentlichen Verſtande ſchon Gefangne. Wir ſprachen nicht ein Wort von unſerm Raube, wohl aber überlegten wir, wenn wir abreiſen wollten, alles mit ganz lauten, gleichgültigen Worten, und unter den Gründen, dem Kloſter nicht ſo lange beſchwerlich zu fallen, überhaupt auch, weil es endlich einmal Zeit ſey, unſre Reiſe weiter fortzuſezen. Wir ließen uns am andern Morgen durch den Oekonom zwey Reitpferde ausbitten und zugleich den Befehl, wenn wir die Ehre haben könnten, der gnädgen Frau unſer Abſchiedskompliment zu bringen. Der Oekonom blieb lang' außen. Er kam endlich mit dem Erſuchen, dieſen lezten Mittag unſers Hierſeyns beym Herrn Probſt zu ſpeiſen. Weiter bracht' er keine Antwort. Uns ward bang', aber was halfs? Wir mußten in alles willigen, da wir einmal wieder in die Hände unſrer Feinde gekommen waren, um mit Ehren und ohne Verdacht auf uns, abreiſen, und die Nonne in der Folge deſto ſichrer fortbringen zu können. Wir giengen um zwölf Uhr auf die Probſtey. Man empfieng uns mit Ehrerbietung, aber nicht mit Freundſchaft. Doch, auch diesmal gelangs uns. Der Graf wußte den Probſt ſo einzunehmen, daß er gar

nicht

nicht mehr an die vielleicht vorgehabten Absichten, uns auszuforschen, dachte, und die beyden Kapläne schoren sich den Henker um die Wirthschaft. Sie ließen sich den Wein, der des Besuchs wegen heute besser war, als sonst, wie sie selbst bekannten, sehr wohl schmecken, und bedauerten von Herzen, daß sie nicht die ganze Zeit unsers Hierseyns hindurch die Ehre hätten haben können, uns bey Tafel in ihrer Gesellschaft zu sehn. Wir wurden nach dem Essen zur Aebtißinn geholt, aber ohne den Probst. Sie ließ uns so gütig von sich als sie uns empfieng, bat uns sehr dringend um Stillschweigen wegen dessen, was sie uns entdeckt hatte, und theilte dem Grafen ihren Segen mit, welchen ich als Ketzer nun freylich nicht erhalten konnte. Wir empfohlen uns unterthänig, machten uns sogleich reisefertig, schwangen uns auf die Pferde und ritten mit freudiger Unruh immer auf Z... los. Noch bey hellem Tagslicht kamen wir in unserm Gasthofe an, wo die Equipage geblieben war. Der galante Graf sezte sich sogleich, schrieb einige Zeilen an die Aebtißinn, als nochmalige Danksagung ihrer gütigen Aufnahme, und gab sie dem Kerl, der uns begleitet hatte, um die Pferde wieder zurückzubringen.

Des Grafen Bedienten und Kutscher hatten sich unsers langen Ausbleibens höchlich verwundert, und freuten sich fast sehr, uns wieder zu bewillkommen. Aber sie verwunderten sich schier noch mehr, da sie befehligt wurden, sogleich vorzuspannen, maßen der Graf diese Nacht schon wieder verreisen thät. Im

Ernſt geſprochen, die Reiſe gieng wieder fort, wohin? Das brauch' ich dir wohl nicht erſt zu ſagen? Es ward ſo veranſtaltet, daß ich nebſt dem einen Bedienten dieſe Nacht noch in Z... blieb, der Graf aber und der andre Bediente fuhren nebſt dem Kutſcher in das genannte Dörfchen.

Es kömmt mir vor, als ob ich ein bischen weitläuftig erzöhlte. Vergieb mirs, lieber Heinrich! Meine Seele iſt zu voll von der Sache, und jeder kleine Umſtand ſchwebt mir als wichtig vor der Seele, da er dir doch ohnmöglich ſo intereſſant ſeyn kann. Ich will mich zwingen, will kürzer ſeyn. Mit einem Worte, der Graf fuhr noch dieſen Abend fort. Ich folgt' ihm den andern Morgen, und begab mich an den verabredeten Ort, welcher von Z... drey, von dem Dörfchen zwey Meilen entfernt war. Ich traf, als ich hinkam, den Grafen ſchon an in Geſellſchaft der traurigen, immer weinenden, Mariane.

Wir verweilten in dem böhmſchen Städtchen nur einige Stunden, dann ſezten wir unſre Reiſe weiter fort. Zu früh wars wohl nicht, wenn ich nun auf die Geſchichte unſrer Geſellſchafterinn begierig war. Sie konnte meinen Bitten nicht widerſtehn, und erzählte mir auf dem Wagen, was ich dir hier ſo kurz als möglich wiederhole.

Das Kloſter, hub ſie an, aus dem ich jezt, ich weiß nicht, zu meinem Glück oder Unglück? erlöſt bin, war von meinem achten Jahre an der Ort meiner Auferziehung. Mein Vater, der ein armer Landjunker

junker war'— bey dieſen Worten ward der Graf ſehr aufmerkſam. Warum? das weiß ich nicht. Er hatte zwar ihre Geſchichte ſchon vernommen, aber nicht ausführlich und nur ſtückweiſe. — Mein Vater, ſprach ſie alſo, ſtarb mir frühzeitig, und die Mutter folgt' ihm bald nach. Der dermalige Probſt des Kloſters L... der aber nun auch verſtorben iſt, war mein Anverwandter. Er ließ mich zu ſich bringen, und ſeine Abſicht war, mich dem geiſtlichen Stande zu beſtimmen. Ich genoß der beſten Auferziehung, und hatte, eh ich eingekleidet wurde, viele Freyheit, ohngeachtet man mich ſchon ſo gut als eine Schweſter betrachtete. Mein gröſtes Vergnügen waren die Gegenden, die herrlichen Gegenden, die ſie um L... herum geſehn haben. Ich bekam von der Priorinn, einem herzensguten Mädchen, der ich zur Aufſicht übergeben war, ſehr oft Erlaubniß zum Spazierengehn, und ich war immer bereit dazu.

Hör, Heinrich, wenn dus ſo zufrieden biſt, ſo red' ich das Mädchen nicht mehr reden laſſen, ich muß ſonſt zu viel Kleinigkeiten berühren, die ſie uns zwar alle erzählte, mit denen ich aber jezt ganze Bogen füllen würde. Ich fahr' alſo an ihrer Stelle fort:

Ihr Anverwandter, der Probſt, ſtarb in ihrem vierzehnten Jahre. Er übergab die junge Fröhlen ganz der Aebtißinn, unſrer hochgeneigten Gönnerinn und Wohlthäterinn, und befahl — ein Sterbender hat unumſchränkte Macht, zu befehlen, was er will— er befahl, ſag' ich, noch vor ſeinem Tode ausdrück-

lich, daß das Mädchen an ihrem sechzehnten Geburtstage eingekleidet werden sollte. Die Priorinn, mehr Mariannens Freundinn als Aufseherinn, sah vom Anfange, daß ihre Unternehmung zum Klosterleben gar nicht tauge. Was hat aber eine Priorinn, die unter einer Aebtißinn steht, zu sprechen? Sie konnte nicht das geringste dabey thun, und mußte sichs gefallen lassen, wie die Zeit zu Mariannens Einsperrung immer näher heranrückte. Die junge Schöne war ruhig und gelassen dabey. Sie wußte noch nichts vom andern Geschlecht, als daß es existirte. Sie hatt' auch von diesem Geschlechte noch Niemand anders gesehn, als die hohen und niedern Klosterbedienungen, den Probst und die Kapläne, und da sie sich das Gelübde des Gehorsams und der ewigen Gefangenschaft, vermöge ihrer ungeübten Ueberlegungskraft und ihrer wenigen Kenntniß von Freyheit, nicht so schwer vorstellte, als es doch wirklich ist, so wars ihr einerley, eine Salouppe, oder ein langes, weisses Gewand zu tragen.

Einst gieng an einem heissen Augusttage die junge Kandidatinn des Klosters in ein nahgelegnes kleines Tannengehölz spazieren. Es war dies ihr Lieblingsort, in dessen Mitte sie eine Rasenbank hatte, setzen lassen, über welche sich ein breiter Strauch ausbreitete. Dorthin gieng sie mit ihrer weiblichen Arbeit, oder müßig, oder mit den Lebens- und Leidensgeschichten der Religionsdulder. Hätte sie etwas von Romanen gewußt, herrlich müßte dieser Platz zum Romanlesen gewesen seyn, aber das gute Mädchen

chen wuſte nicht das geringſte von Geſchichten der Zärtlichkeit und von den moralvollen Büchern der Liebe, dargeſtellt in mancherley Geſtalten, und oft im Ton der Schwärmerey, des Unſinns, der Frechheit oder der Grobheit. Sorgenfrey, die Gedanken auf ihre Strickerey gerichtet, wandelte ſie auch an dieſem Tage unter ihre Buſchlaube. Sie arbeitete, arbeitete langſamer, und — entſchlief.

Gewiß ſangen die Schuzengel aller Nonnen des Kloſters, die ohne Zweifel in dieſem überirrdiſchen Wäldchen ihren ewigen Wohnſiz aufgeſchlagen hatten, an der Stätte des entſchlafnen Mitengels ſeraphiſche Lieder, umwanden ihre Schläfe mit ätheriſchen Kränzen und rauſchten ſanft durch die heiligen Blätter mit ihren geiſtigen Flügeln, daß der Schlummer der Holden ſüßer ward durch das ſäuſelnde Blättergeräuſch.

Einſam wandelte ein Jüngling durch das Gebüſch, ſchön und reizend gebildet, ſchlank und voll Grazie der Jugend, ſeine Linke unter die glühende Wange geſtüzt, und in der Rechten die erſt jüngſt herausgekommne Kloſtergeſchichte des liebenswürdigen Miller. Tiefſinnig las er, eine Thräne im Auge und ſein Herz klopfte für theilnehmender Wehmuth. Auf einmal ſtand er an der Raſenbank, trat im langſamen Fortſchreiten auf einen Fuß — und bebte zurück. Mariane erwachte und ſchrye ein durchdringendes Au weh! Eben gieng der zweyte Kaplan des Kloſters P. Hilarius auch in dieſer Gegend ſpazieren, und der unerwartete Laut lockt' ihn an den Ort, wo

er herausgestoßen wurde. Der galante Jüngling war eben im Begriff die beleidigte Schöne um Vergebung zu bitten, sann noch auf Worte, denn der unerwartete Auftritt bracht' ihn aus all seiner Fassung, als Hilar hinzutrat. Carl, sprach er verwundrungsvoll und im Seelsorgerton, was machen Sie hier bey der Fröhlen? Nun erfuhr das Mädchen, daß der Jüngling Carl hieß, und er, daß sie eine Fröhlen war, aber dies war es auch alles, was sie von einander wußten. Der Pater empfieng die Geschichte aus dem stotternden Munde des noch immer erschrocknen Carl, und trug auch ohne Zweifel kein Bedenken, die Sache als gewiß anzunehmen, denn er wußte zuverläßig, daß Carl erst seit zwey Tagen hier war, und Marianen vorher in seinem Leben noch nicht gesehn hatte. Aus welchem Grunde der Pater es nicht für dienlich fand, hier zu verweilen, weiß ich nicht, aber das weß ich, daß er sich sehr bald der Fröhlen empfahl und den zögernden Carl mit sich nahm.

Worauf bist du nun am meisten neugierig, lieber Heinrich, zu wissen, was die beyden auf dem Rückwege mit einander sprachen, oder zu wissen, wer der junge Carl wohl seyn mochte. Dies leztre sollst du zuerst erfahren. Sein Vater war und ist noch Secretair des Klosters. Er ließ diesen Sohn die Kaufmannschaft lernen, und als er ausgelernt hatte, schickt' er ihn nach Britannien. Dies geschah in seinem neunzehnten Jahre. Er blieb in England vier Jahr, dann reiste er noch fast in ganz Europa herum. Die Klostereinkünfte sind gemeiniglich beträchtlich, und der

Beutel

Beutel seines Vaters konnt' also die kostbaren Reisen, auf denen er sich wirklich viele Kenntnisse erwarb, schon aushalten. „Sieben Jahr waren verflossen, seit der Zeit, da er aus Z. . . wo er die Handlung erlernt hatte, zu seinen Aeltern ins Kloster kam, um von ihnen Abschied zu nehmen. Nur erst vor zwey Tagen war er von seinen Reisen zurück, und nun wieder in den Armen seines hypochondrischen Vaters, seiner weltvollen geschwäzigen Mutter und seiner unschuldsvollen, mit der Welt ganz unbekannten, schüchternen Schwestern. Ich kenne diese Familie, und habe sie, während meiner Gegenwart in L. . . einigemal besucht, dies ist auch die Ursache, daß ich mich einen Augenblick bey ihrem Andenken aufhielt. Carls Vater hatte in einer berühmten sechs Meilen von hier liegenden Stadt ein Haus, auch noch Anverwandte dort, und der Sohn sollte sich daselbst niederlassen."

Carl, der dies seit vielen Jahren schon wußte, war immer vollkommen zufrieden mit diesem Plane seines Vaters, und da es ihm in L. . . gleich Anfangs etwas einsam däuchte, so beschloß er, nicht länger als einen Monat hier zu bleiben, und dann sogleich sein Vorhaben auszuführen. Du siehst schon aus allen Anstalten, mein Bruder, daß dieser Entschluß nach kurzer Zeit wieder gänzlich verworfen wurde. — Er fragte auf dem Rückwege aus dem Wäldchen den P. Hilar etwas furchtsam um nähere Nachrichten von dem Frauenzimmer, und dieser befriedigte ihn vollkommen. Er besann sich jezt selbst, daß er in den lezten Tagen vor seiner Reise, die er bey den Aeltern zubrachte,

zubrachte, von einer kleinen Fröhlen gehört hatte, die der Probst vor Kurzem zu sich genommen, um sie hier auferziehn zu lassen. Der junge Carl sprach wenig, war unruhig, gieng nach Hause und las vor heute weiter nicht in der Klostergeschichte.

Ueberraschungen mit ungewöhnlichen Gegenständen verbunden, machen allemal tiefen Eindruck aufs menschliche Herz. Vielleicht sah Carl Marianen in einer pariser Assemblee oder in der leipziger Promenade, oder im Theater mit alltäglicher Gleichgültigkeit. Jezt aber war ihm ihre Gegenwart unerwartet in der schönsten, herrlichsten Gegend, ganz zur Zärtlichkeit und Schwärmerey geschaffen, und überhaupt, er fand sie an einem Orte, wo nichts als Einsamkeit und Todtenstille herrschte, wo ihm schon am dritten Tage seines dortigen Aufenthalts die Zeit zu lang wurde. Wie konnts anders seyn, als daß die liebenswürdge Dirne, ein wahres Bild der Unschuld, die noch nicht lang' ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, tiefen Eindruck auf den Mädchenkenner machte? Was waren ihm die pariser gelben, unersättlichen Buhlschwestern, was L..s blickumherwerfende, lockende, herumschwärmende Gallanymphen, was die wollustaushauchenden, grausamen, mit dem Leben eines jungen Mannes spielenden Italienerinnen gegen dies holde Kind der Unschuld, erzogen in der Entfernung von jedem Geräusch der Welt, und von den herrschenden Schooßleidenschaften

ten der Nationen *). Der erste Blick, den sie auf ihn warf, welch eine ganz andre Empfindung erschuf er in ihm, als alle schon genannte Alltagsmädchen mit all' ihren Augenwinken, Locken, Küssen und Umarmen nur je hervorbringen konnten. Britanniens der Natur nach am meisten getreue, brave Dirnen, konnten ihr in seinen Augen noch einigermaßen die Wage halten. Aber auch diese schnellte die junge Nonne hinauf. „Möcht' ich auch ihren Charakter kennen lernen, um mich von den vermutheten Vorzügen noch gewisser zu überzeugen!" Dies war sein Allgedanke! Hätt' er gewußt, daß das liebe Mädchen Mariane hieß, er hätte noch diese Nacht den ganzen Siegwart durchgelesen. Erleichtert hätt' ihm dies das unvermeidlich auszubildende Ideal von dem Herzen seiner nun schon Geliebten, welches er nun ganz ohn' allen Beystand vollenden mußte, und auch entzückt vollendete.

Mariane blieb inzwischen ganz ruhig. Sie freute sich zwar von Herzen, daß die andern Menschen ausser dem Kloster, von den sie seit ihrem reifern Alter nur erst sehr wenige gesehn hatte, auch so hübsch und liebenswürdig wären, aber dabey blieb es auch. Der Name Carl gefiel ihr an dem Purschen auch ganz gut,

*) Diese allzuaufrichtige Anmerkung kann nur unserm Adolph verziehn werden, einem Manne, mit der Welt ganz unzufrieden, am meisten mit dem Weiberger schlecht, weil er sie aus einem unglücklichen Zufall meist von der weniger guten Seite kannte. A. d. H.

gut, auch hätte sie sehr gern wissen mögen, was für ein Buch er in der Hand hatte. Wozu dienten ihr inzwischen unnütze Grillen? Sie zwang sich, die Scene zu vergessen, und es gelang ihr. Carl hingegen, der sich das, was er gesehn hatte, mit jeder Stunde vollkommner vorstellte, als es wirklich war, ward immer zärtlicher, immer tiefer verwundet. Höchst unangenehm wars ihm in dieser Lage, daß seine Schwestern sogar nichts von Liebe und Zärtlichkeit verstanden, und noch unangenehmer, daß sie auch, aus einem gewissen Eigensinn der Aeltern, nie Umgang mit Marianen gehabt hatten, außer zu sehr seltnen Zeiten. Sonderbar ists immer, daß der Zufall, etwa ein Spaziergang, oder so etwas, die Mädchen noch nie zusammengebracht und zu Vertrauten gemacht hatte! Doch, es war nun einmal nicht geschehn, wozu also das vergebliche Gewäsch?

Was ist leichter als zwey von Natur gute, biegsame, gleichgestimmte Mädchenherzen durch ein festes Band der Freundschaft und Vertraulichkeit zu verbinden? Dies wußte Carl, der das menschliche Herz, und besonders die Mädchenherzen, nun seit sieben Jahren in allen ihren Winkeln und Falten studirt hatte. Der Gedanke beruhigt' ihn, und er bracht' es durch Witz und Verstand, durch feurige Thätigkeit bald so weit, daß seine ältere Schwester Aennchen ihm versprach, Bekanntschaft mit Marianen — er hatte nun, da er sich seiner Schwester entdeckt, erfahren, daß die Fröhlen so hieße — zu machen, aber unter keiner andern Bedingung, als daß ers veranstaltete.

Husch

Husch ein Ruck vorwärts, daß ich, das wieder gut mache, was ich durch die Geburten meiner Laune versäumt habe! Aennchen und Mariechen wurden Vertraute, und Carl mischte sich oft in ihre Zusammenkünfte, die sie vor den Aeltern geheim halten mußten. Mariane ward sehr an seinen Umgang gewöhnt, sie liebt' ihn und wußte nicht. Aber ohngeachtet sie nicht wußte, was für eine Empfindung ihr Herz beherrschte, so ward sie doch immer stärker, und süß für das Mädchen. Carl sang in der Messe mit ihr aus dem Chorbuche, Carl speist' an ihrer Seite, Carl war am Abend ihr Gesellschafter in der einsamen Zelle, und sanft entschlummerte sie, um im Traume für ihren Carl zu wachen. Da er ihr den ersten Kuß gegeben hatte, bey dem sie nicht erröthete, dessen sie nicht voll Schaam sich weigerte, da wußte sie lange nicht, was sie that, und ihr Herzchen schwebt' in Entzücken. Sanft drang ihr das wohlthätge Feuer des Kusses durch Adern und Nerven, sie lag hingeschmolzen im Arme des Jünglings, ihr Herz war dahin! — Die Spaziergänge wurden fortgesezt, so lang es noch die Jahrszeit erlaubte, und Aennchen war nach den gegebnen Regeln ihres Bruders treu-fleißig drauf bedacht, die unvermuthete Ankunft des Pater Hilar, und jeder andern bedeutenden Person, zu verhüten.

Der Herbst stürmte herein. Er erfüllte die Liebenden mit der bängsten Traurigkeit, denn nun war ihnen fast jede Aussicht benommen, traulich bey einander zu seyn. Einst vergieng im späten November

eine

eine ganze Woche, daß sie sich nicht sahen. Der muthige Jüngling war zu diesem Zwange nicht geschaffen. Er beschloß, alles zu wagen, er entdeckte sich seiner Mutter. Sie wiederrieth ihm nach der einer verlebten Dame eignen Kälte seine Neigung; und macht' ihn unwillig. Sie gab nach, und versprach ihm, es beym Vater zu vermitteln, daß Carls Schwestern öfterer mit Marianen umgehn durften. Sie hielt ihr Wort, stellte den Vater alles vor, was ihn bewegen konnte, und vorzüglich dies, daß der traurige Winter vor der Thür wäre, daß Mariane ja ohnedies bald eingekleidet würde — Dies wußte Carl noch nicht — und man könnte ja also ihren Töchtern, die dem Mädchen so gut wären, leicht noch die paar Monate die Freude gönnen, mit ihr umzugehn. Eine Flasche alter Ungar, die während der Unterredung ausgeleert wurde, und die die bekannte Kraft hat, alle hypochondrische Grillen wenigstens auf ein Weilchen zu vertreiben, that auch diesmal ihre Wirkung. Der Alte erlaubte nicht nur alles, sondern er ließ auch noch diesen Abend Marianen zum morgenden Sonntage zur Gesellschaft für seine Töchter bey der Priorinn ausbitten.

Gewonnen! Noch diesen Sambstagabend lief Aennchen einen Wusch unter Marianens Fenster und rief sie leise herab. Sie kam, empfieng die Nachricht und hüpfte für Freude! Die Abendstunden wurden ihr zu Monaten, und noch nie hatte sie mit so weniger Aufmerksamkeit den Frühmessen des Sonntags beygewohnt, als am folgenden Morgen. Die Priorinn

willigte

willigte herzlich gern in den Besuch, und erlaubt' ihr, bis Abends neun Uhr zu bleiben. Die Mittagsmahlzeit war vorüber, in fünf Minuten war die Frölen angekleidet und auf dem Marsche. Nennchen lief ihr auf dem halben Weg' entgegen, Nennchen, das liebe, gutherzige Mädchen, die sich über alles erhaben fühlte, wenn sie ihren rechtschafnen Bruder glücklich sah. Der Vater sprach anfangs, es schicke sich nicht, daß Carl dem Besuche beywohne, aber die Mutter behauptete, daß der überall herumgereiste Carl dies besser verstehn müsse, und daß ers als ein junger Mensch voll Weltkenntniß und Lebensart gewiß nicht thun würde, wenn sichs nicht schickte. Der Vater war befriedigt und gabs zu. Unter den unschuldigsten, beneidenswürdigsten Freuden verfloß der Nachmittag und Abend. Die Glocke schlug neune, und sie mußten sich trennen. Das einnehmende Wesen der Frölen hatte den Vater hingerissen, er befahl seinen Töchtern, mit ihr umzugehn, so oft es die Umstände und die Priorinn erlaubten. Sein Befehl ward aufs eifrigste erfüllt. Zwey Monate verflossen voll ungestörter Vergnügungen. Aber nun rückte die Zeit der Einkleidung heran.

Schrecklich lag schon oft der Gedanke auf Marianens Brust. Sie wollte den über alles geliebten Carl nicht durch die Entdeckung desselben betrüben, und doch kam der grausame Zeitpunkt immer näher. O Mariane, warst du nicht glücklicher, wenn Carl von den Mauern deines Klosters entfernt blieb? Liebe, Liebe, wie wenige machst du hienieden glücklich! —

Die Laſt ward ihr immer ſchwerer zu tragen, je näher der Frühling heranrückte. Faſt erlag ſie unter derſelben. Sie lächelte nicht mehr, umarmte mit halbweinenden Augen ihren Liebling, und jeder Anbruch eines neuen Tages däucht' ihr ein Vorbote des Todes. Carl merkt' es, und zitterte, fragte ſie weinend um die Urſache — ſie weint' an ſeinem Buſen, und ſchwieg. Er drang endlich in die Schweſtern und empfing von ihnen die ſchreckliche Nachricht. Bliz fuhr durch alle ſeine Glieder und warf ihn dahin. Er ward krank. Nur einige Tage, und ſeine ſtandhafte Natur half ihm wieder auf. Er weinte im Arm der halbtodten Geliebten, aber wenn er allein war, ſann er ununterbrochen auf Mittel, das Ungewitter zu zertheilen. Aufs neue war die Mutter ſeine Zuflucht. Sie ſtellt' ihm die Unmöglichkeit vor, etwas auszurichten, trauerte mit ihrem lieben Carl, und dies war es alles, was ſie vermochte. Auch der Vater iſt kein Ungeheuer, dacht er bey ſich ſelbſt, er gieng in einer heitern Morgenſtunde zu ihm und entdeckt' ihm mit ſtotterndem Munde und mit weggewandten Geſicht ſeine Liebe, und die Abſicht, Marianen zu heyrathen. Auch der Vater war diesmal väterlich, und erweicht von dem durch Mark und Bein dringenden Flehen ſeines einzigen Sohnes. Er verſprach, nach einigen gelinden Vorſtellungen und Verweiſen, mit der Priorinn und im äußerſten Fall auch mit der Aebtißin zu ſprechen, verſicherte aber im voraus, daß alles vergeblich ſeyn würde. Trauriges Urtheil für die Armen! Der Vater hielt ſein Wort, er ſprach mit der Priorinn, und bat herzlich,

ſie

ſie mögt' etwas beytragen, daß Mariane nicht eingekleidet würde. Sie, wie du ſchon weißt, nicht Aufſeherinn, ſondern herzliche Freundinn von Marianen, glühte für Eifer, dem von ihr ſo geliebten Mädchen zu dienen. Längſt ſchon hatte ſie bemerkt, daß Mariane nicht fürs Kloſter geſchaffen ſey, auch wähnte ſie bald aus der neuerrichteten Bekanntſchaft mit des Secretärs Töchtern, daß der junge Carl Marianen nicht gleichgültig ſeyn möchte. Sie zitterte nun für ihre Freundinn und für den liebenswürdgen Carl, denn ſie kannte die Feſtigkeit der Aebtißinn und die noch gröſtre Unerbittlichkeit des jezgen eifrigen Probſtes. Dennoch wagte ſie eine Bitte, aber — vergebens! Der Alte bat auch mit den rührendſten Worten, aber er richtete eben ſo wenig aus. Die Einkleidung blieb unverrückt auf den Geburtstag des jungen Schlachtopfers feſtgeſezt, und zugleich mit dem Befehl, nicht weiter mit Bitten zu beſtürmen. O du grauſame Gebieterinn, hätt' ich dein Tigerherz gekannt, da du mich und meinen Corneli ſo einnehmend und liebreich bewirtheteſt, gewiß, ich hätte deinen Menſchenräuberiſchen Sinn aufs nachdrücklichſte beſtrafen wollen, wärs auch mit der gröſten Gefahr verknüpft geweſen!

Durch die Entdeckung, daß Carl Abſichten auf Marianen hatte, ward ihr Geſchick auf einmal noch ſchrecklicher. Sie ſahen ſich nie wieder! Dem Mädchen ward ſo [illegible]ich der ſtrenge Befehl gegeben, ohne beſondre Er[illegible]aiß der Aebtißin nicht ein einzigmal die Treppe hinabzuſteigen. Auch gab man

Carls Vater zu verstehn, daß man es sehr gern sehen würde, wenn er seinen Sohn so bald als möglich von sich entfernte. Dies leztre geschah nicht, aber Carl blieb ganz verborgen, wie ein Gefangner, bey seinem Vater. Dein empfindsames Herz, mein Bruder, und deine noch gefühlvollere Henriette, werden sichs lebhaft genug vorstellen, welche Qualen die Brust des liebenswürdigen getrennten Paares durchwühlten. Thränen steigen mir ins Auge, wenn ich mir diese Lage so recht vorstelle.

Immer höher steigt meine Wehmuth, wenn ich der folgenden Geschichte nachdenke, und sie deinem Herzen recht lebhaft vorzumalen bemüht bin! Vierzehn Tage waren verflossen, und der Tag der Einkleidung brach herein. Siehst du ihn nicht im Geist anbrechen, Heinrich, mit all seinen todtumherwerfenden Stralen? — Die Stunde schlug, und vom hohen Klosterthurme tönten feyerlich die geweihten Glocken. Wie das dumpfe Grabegeläute die zurückgelaßnen Freunde und Freundinnen immer stärker zur Traurigkeit einlädet, wenn eine jugendliche Blüte gefallen ist, und nun auf ewig ins einsame Grab hinabgesenkt wird, so tönte dies Geläute den Ohren der Unglücklichen, und jeder Schlag zerfleischt' aufs neue ihr Herz. Carl rang auf seinem Zimmer mit der Verzweiflung, warf sich auf seine Knie, fluchte und lästerte in unbesonnenem Taumel, dann lag er kraftlos und röchelte. Mittlerweile kamen zwey jugendliche Nonnen zu Marianen in die Zelle, um sie abzuholen. Sie schluchzte laut. Die Mädchen

waren

waren im Innerſten gerührt — umwanden ihr Haupt mit dem jungfräulichen Kranze — ſie ſank in Ohnmacht. Man brachte ſie wieder zum Leben, aber alle Kraft der Seelen war dahin. Die Priorin kam in die Zelle, drückte ſie weinend an ihre Bruſt und tröſtete ſie mit herrlichen Tröſtungen. Dies vermochte viel über ſie. Sie ging, am Arm der Priorin, und hinter ihnen die zwey Nonnen. Sie trat in die Kirche, das Volk ſtaunte ſie an, ſie kniet' ans Altar — o Heinrich, ich kann nicht weiter! Unmöglich iſts, beym Andenken an ſolche Scenen nicht bis aufs Innerſte gerührt zu werden. Unter lautem Schluchzen erzählte mir ſie das Mädchen vor einigen Tagen, und ich glaub', ich hab in meinem Leben nicht ſo bitter geweint, als in dieſen Augenblicken mit ihr. Sie vollendete mit Vorgefühlen des Todes das Gelübde, legte das geweihte Gewand an — und war Nonne!

Klugheit lenkte die Handlungen des Jünglings, da der erſte Schmerz überwunden war. Er zwang ſich zur Ruhe, und es ſchien, als würd' er die ganze Sache nach und nach vergeſſen. Aber ſein Herz hing feſt an der Geliebten. Er trauerte um ſie, und ſein einziger Gedanke war Entführung und Beſitz. Aennchen wurd' auch hier wieder zur Vertrauten gemacht, die verſchwiegne, theilnehmende Schweſter. Sie gewann bald das Herz der Priorin, und dieſe, ob ſie ſchon von nun an nicht mehr die Aufſicht über Marianen hatte, konnte dem guten Carl doch wenigſtens beträchtliche Dienſte leiſten. Sie übernahm

durch Aennchen einen Brief von Carl, und verſprach, ihn zu beſorgen. Einſam und traurig ſaß an einem frühen Morgen Mariane in ihrer Zelle. Sie war eben aus der Morgenhora zurück, hatte ſich in der Kirche aufs neue an die ſchrecklichen Augenblicke der Einkleidung erinnert, und dies erfüllt' ihre Bruſt mit durchdringender Wehmuth. Sie beweint' ihren Geliebten als ewig verloren, und da ſie die Strenge der Aebtißin kannte, ſo fiels ihr gar nicht erſt ein, zu hoffen, daß ſie je wieder nur etwas von dem Guten hören und ſehen würde. So ſaß ſie da, weinend, das Haupt auf den Buſen herabgeſenkt, als plözlich die Priorin in die Zelle trat. Sie umarmte die Schweſter, „verwahre dies, wie dein Leben", rief ſie, drückt' ihr das Briefchen in die Hand, und eilte wieder hinweg. Freud' und Erſtaunen wechſelten ab in des holden Mädchens Buſen. Sie erbrach, ſie las — bebte für Entzücken und furchtſamer Freude. Unzähligemal überlas ſie die wenigen Zeilen, die Verſichrungen der Zärtlichkeit und ewigen Treue enthielten. Dies war in ihrem ganzen Leben der erſte Brief, den ſie erhielt. Denk' dir ihre Gefühle, und ſieh ſie im Geiſt in der Zelle herumwandeln.

Natürlich entſtand ſogleich bey dem Mädchen dringend der Wunſch, dem Theuern zu antworten. Es gelang ihr, durch die Güte der Priorin, die ihr ein Pergament und einen Bleyſtift zuſteckte. Unſchuld, Freude und zärtliche Weibertreue war der Inhalt ihres Schreibens. Carl erhielt das Pergament durch

den

den nämlichen Weg, durch den er ihr den Brief geschickt hatte. Der glückliche Zufall ward fleißig genuzt. Sie schrieben einander nun oft, und allemal, wenn Carl Marianen einen Brief schickte, legt' er ein kleines Pergament bey.

So rief Carl Marianen, und Mariane Carln wieder ins Leben zurück. Mit der grausamen Einkerkerung schwand nicht die Liebe aus dem Herzen; die beständige Trennung fachte sie immer stärker an. Mit einem Worte: die Entführung ward beschlossen; aber zugleich mit dem Vorsaze, noch einige Monate zu verziehn, um das Kloster und Carls Aeltern sichrer zu machen. In der Absicht stellte sich Carl gelassen und gleichgültig, reiste nach D... und etablirt' eine Handlung. Alle Wochen kam er zu seinen Aeltern, und da gab er allemal Briefe, bogenlange Briefe an die Schwester ab, die er in D..., wo ihm die Zeit entsezlich lang ward, niederschrieb. Auch erhielt er bey seinen Besuchen allemal etwas von Marianen. Die Priorinn, Aennchen und Mariane wurden mittlerweile immer vertrauter zusammen, und das Geheimniß der Entführung ward der Priorin voll Furcht nach und nach entdeckt. Freylich machte sie viel Schwierigkeiten, aber — wie sonderbar! hatte sie einmal das Geheimniß genährt, so konnte sie, ohne die entsezlichste Grausamkeit nun nicht zurückgehn. Wozu schrieben die Liebenden einander so oft, wozu unterhielten sie ein zärtliches Feuer, wenn Carl das Mädchen nie besizen sollte? und dieser Besiz war anders nicht möglich, als durch Entführung. Sie

war inzwischen bald auf der Liebenden Seite, und bereit, auch in diesem gefährlichen Unternehmen ihnen beyzustehn.

Carl war mit seinen Einrichtungsgeschäften fertig, und brannte nun für Begierde, die List zu vollenden. Er legte die Handlung vor der Hand sehr klein an, und dachte die vom Vater erhaltnen Summen zu einem ganz andern Endzwecke zu nüzen. — Die Aebtißin glaubt' alles in guter Ruh, und war nicht aufmerksam drauf, daß die Priorinn oft mit Marianen umging. Die Art der Entführung ward geordnet, und zwar so: Marianens Zellenfenster führt' in den Klostergarten, und war in der ersten, nur sechs Ellen von der Erden erhöhten Etage. Was war leichter, als an einer festen Schnur sich hinabzulassen? Nun fehlt' es weiter an nichts, als an zwey kurzen Leitern, an weitern Fortkommen und an Muth. Für die zwey ersten Stücke versprach Carl bestens zu sorgen, und das leztre besaß er längst schon. Der Tag ward hierauf festgesezt. Carl reiste wieder nach D..., und von dort aus wollt' er unmittelbar in der bestimmten Nacht an der Klostergartenmauer anlangen.

Einige Tage vorher kamen ich und mein Graf in dem Kloster an, aber unser Daseyn machte den Liebenden, oder vielmehr nur Marianen, denn Carl wußte von uns nichts, in Ausführung ihres Vorhabens kein Bedenken. Daß wir Abends ums Kloster herumwandelten, das ließen sie sich gar nicht einfallen, wußten auch nicht, daß wir Erlaubniß

dazu

dazu hatten. Die bestimmte Nacht bricht an, die Stunde, die Carl nun freylich nicht ganz genau, aber doch ohngefehr hatte bestimmen können, schlägt, der Graf und ich gehn an der Mauer hin, und sprechen leise mit einander, ihr däuchts Carls Stimme, und die zweite Person hält sie für einen mitgebrachten Bedienten, sie ruft leise — welches wir aber nicht gehört haben — und in der furchtsamen Unruh hört sie ihren Namen nennen, die Priorin, die abgeredtermaßen, aber ganz in der Stille, diesen Abend bey ihr geblieben war, half ihr das Seil befestigen, sie ließ sich muthig hinab, und da sie den Fuß auf die Erde sezte, hörte sie nicht mehr das mindste Geräusch. Sie war noch voll Hofnung, aber freylich konnte diese nur einige Augenblicke dauern, dann war sie in der traurigsten Lage, voll Bangigkeit und Verzweiflung. Endlich hörte sie uns noch einmal, und — das übrige weißt du. Die Person, die wir damals beym schwachen Licht am Zellenfenster sahen, war die Priorin. Die erschrockne Mariane konnt' ihr, aus Furcht, Geräusch zu machen, keine Nachricht geben, daß nicht ihr Carl sie errettete, und die Gute wird also noch lang' im Irrthum geblieben seyn. Aber welche sonderbare Scenen giebts doch im menschlichen Leben! Ohne Zweifel kam Carl bald darauf, da wir bemüht waren, seine Geliebte in Sicherheit zu bringen, an der Gartenmauer an, und da er vergeblich wartete, ließ er sich gewiß nicht so etwas schreckliches einfallen, vielmehr wird er geglaubt haben, daß Marianen oder der Priorin eine dringende Verhindrung aufgestoßen sey. Wir, die sorgsamen

Erretter seiner Freundin, waren ihm so nahe, und mußten ihn doch in der schrecklichsten Ungewißheit lassen. Was sollten wir thun? In jener schauervollen Nacht auf ihn lauern, war nicht rathsam. Das Gerettete vorher mit Eilfertigkeit in Sicherheit zu bringen, und dann erst den Besizer aufsuchen, ist doch gewiß am klügsten und natürlichsten gehandelt. Der Graf, der bey unsrer Abreise aus dem Kloster schon einiges von Mariauens Geschichte wußte, würde gewiß alles mögliche angewendet haben, Carln von der Sache einen Wink zu geben, aber er war, als wir beym Secretär Abschied nahmen, gar nicht zu sehen, denn vermuthlich war er mit Vorsaz nicht zu den Aeltern gekommen. Wer weiß, in welcher armseligen Bauerhütte oder Wirthshause er sich inzwischen aufhielt, und eine Nacht nach der andern der Vollführung seines Unternehmens harrte! Ueberdies hatten wir den Jüngling in unserm Leben noch nicht gesehn. Daß Aennchen die Vertraute bey der Sache war, wußte der Graf auch nicht, denn die Geschichte war ihm überhaupt noch sehr dunkel und nur stückweise bekannt. — Jezt ist inzwischen alle Sorgfalt angewendet, den guten Carl aus der bängsten Qual, die nur je seine Tugend erschüttern konnte, zu reißen. Der größern Sicherheit wegen nahmen wir das Mädchen mit bis nach Wien, aber nun hat der Graf mit eigner Hand an Carln geschrieben, Mariane auch, wie du leicht denken kannst, und der Brief ist nach D... addreßirt. So tröstlich dies für das Mädchen seyn sollte, so hört sie doch nicht auf zu weinen, und quält sich mit lauter seelzerschneidenden Gedanken.

„Mein

„Mein Carl wird mich nicht mehr lieben; wird mich für eine Verrätherinn, für eine Treulose halten, er wird nichts mehr nach mir fragen, ich werd' ihn nie wieder sehn“. Dies sind ihre beständige Klagen. Das Herz möcht' einem brechen, wenn man so dabey sizt, und jeden angewandten Trost fruchtlos sieht! Wenn nur noch einige Tage überstanden wären, dann hoff' ich gewiß auf Nachricht, oder ihn vielleicht in eigner Person. Gott, mit welcher brüderlichen Freude will ich die herrliche Beute seinem Arm überliefern! Aber warum ist der Graf immer so tiefsinnig, so wenig sorgsam und theilnehmend, wenn wir von Carls Zustande und seiner baldigen Ankunft sprechen, warum entfernt er mich so gern von sich, und endlich, warum ist er unruhig, wenn ich mit dem Mädchen einen Augenblick allein bin? O Corneli, Corneli, wenn ich recht wähnte — Armer, unglücklicher Graf! — Doch, nein, Rechtschafner, du bist gut und edel! Carln, Carln allein gehört das prächtige Kleinod. Wir wollen uns des Diensts, den wir einem würdigen Jünglinge geleistet haben, im Innersten freuen, wollen ihm mit Brudergefühl seine Geliebte zurückgeben, und mit dankweinenden Augen wird er sie von unsern Händen empfangen.

Mein Brief ist eine Art von Buch worden, wie ich merke. So gehts, wenn man ganze lange Geschichte in einen Brief zusammenfassen muß. Tag und Nacht hab' ich geschrieben. Noch eins mußt du wissen: unsre Mariane hat sehr viel Aehnliches von deiner Henriette. Ich hätte dir dies schon in jenem

Briefe

Briefe gesagt, aber da hatt' ich das Mädchen nur erst bey der Nacht gesehn, und es also nicht bemerken können. Aber wie erstaunt' ich, als ich in dem böhmischen Städtchen zu meiner Gesellschaft ins Zimmer trat, und ein Mädchen begrüßte, die ich, wenn ich nicht gewiß vom Gegentheil überzeugt gewesen wäre, für Henrietten würde gehalten haben! Freylich bemerkt' ich in der Folge noch vieles, das keine Aehnlichkeit zwischen den beyden Mädchen ausmachte, aber der erste Anblick ist so täuschend, daß du, so gut du immer deine Henriette kennen magst, vielleicht selbst einige Augenblicke staunen würdest, wenn du Marianen sähst. Ich habs ihr gesagt, daß ich einen Bruder habe, der mit einem Mädchen versprochen wär, die sehr viel Aehnlichkeit mit ihr hätte. Sie freute sich drüber und drückte mir die Hand. Ein Seufzer stieg dabey aus ihrer Brust hervor, der ohne Zweifel durch die Erinnrung an die Verbindung zweyer Liebenden erzeugt wurde.

Nunmehr säh ichs wohl gern, lieber Heinrich, wenn du mir bald schriebst. Wir werden uns einige Zeit hier aufhalten, und wenn du gleich nach Empfang dieser Blätter schreibst, so könnte mich der Brief vielleicht noch hier treffen. Sollts aber auch nicht seyn, so will ichs schon so veranstalten, daß er mir nachgeschickt wird. Du darfst ihn nur ans Postamt addreßiren, und weiter vor nichts sorgen.

O ihr Glücklichliebenden, wie lange werd' ich noch einsam und verlassen umherirren müssen! Du ruhst sanft in den Armen deines herrlichen Mädchens,

und ich — wie ein Ball lauf ich durch die Welt, und wer weiß, ob mir je ein Fünkchen Liebe lacht! Nun, sey nur glücklich, mein Bruder, du verdienst es und die edle Henriette mit dir! Vielleicht umarm' ich euch bald wieder, und dann nehmt mich mit Lieb' auf. Ihr allein seyd vermögend, mir das Unangenehme der Einsamkeit zu versüßen. Lebt wohl, ihr Theuern. Gott segne euch und euern

Adolph!

Heinrich an August.

G... den 21. May.

Schon bin ich nun sechzehn Meilen von B... entfernt. Meine Vermuthung wird mir immer wahrscheinlicher, daß meine Henriette nach Wien gebracht wird. Das war gewiß der schicklichste Einfall, nach der Meinung der Aeltern, sie zu des Vaters dortigen Schwester zu thun. Gut! Ich folge! — Du weißt, daß wir auf der Station in *** weiter nichts erfuhren, als daß die zwey Frauenzimmer sehr eilfertig gewesen, Pferde genommen und auf *** zugefahren wären. Ich fuhr also auch dahin und bekam dort die Nachricht, daß zwar zwey Frauenzimmer angekommen, aber keine Pferde zu einer weitern Reise verlangt, sondern von der Post weggegangen wären. „Also sind sie noch hier?" fragt' ich hastig. Ja das wissen wir nicht, antwortete der Postmeister mit einem gleichgültigen Lächeln. Ich hielt den guten Mann in dem Augenblicke für den kältesten, unfreundlichsten Menschen, und lief ohne

Abschied

Abſchied weg. Die Reiſe ging in den erſten beſten Gaſthof, der mir aufſtieß. Sollten ſie noch hier ſeyn? dachte ich bey mir ſelbſt. Aber dies kam mir ganz unwahrſcheinlich vor. Chriſtoph bekam Befehl, alle Gaſthöfe zu durchwandern. Was er thun, wie ers anfangen ſollte, braucht' ich ihm nicht erſt zu ſagen. Er weiß jezt die ganze Geſchichte, und da er ein durchtriebner Kopf iſt, ſo laß ich ihn machen. Er erfuhr doch wirklich etwas, das wenigſtens dazu diente, daß meine Reiſe nun nicht erſt aufgehalten wird. Eine alte Dame und ein junges Mädchen waren in den einen Gaſthof gekommen, hatten ſich nur einige Stunden aufgehalten, einen Lohnkutſcher gemiethet bis Z...*), einen Bedienten angenommen, und ſich dann ſogleich aufgeſezt. Immer mehr Wahrſcheinlichkeit, daß die Reiſe auf Wien losgeht! Sie müſſen inzwiſchen einen ganz andern Weg genommen haben, als den gewöhnlichen, denn ich komme Z... immer näher, und hab unterwegs nicht die geringſte Spur gefunden. Dies kann mich im Grunde nichts hindern, denn du weißt, daß es gar nicht meine Abſicht iſt, meinen lieben Flüchtling unterwegs anzutreffen und mich da ihrer zu bemächtigen. Dazu gehört Zeit und Klugheit. Wenn ich nur erſt weiß, wo ſie hinkommt, dann erſt faß ich Entſchließungen.

Dies iſt alles, was ich dir bis jezt von meinen Reiſeangelegenheiten ſagen kann. Andre Merkwürdigkei-

*) Dies iſt das nämliche Z... deſſen im vorigen Briefe ſo oft gedacht wird. A. d. H.

digkeiten sind mir auch nicht aufgestoßen. Ich reise nun ununterbrochen nach Wien, suche beyläufig Nachrichten einzuziehn, so viel ich kann, und bin unaufhörlich bemüht, Muth und Gelassenheit für mein Herz zu erringen. Von Prag aus schreib ich dir wieder, wo ich nach zwey Tagen einzutreffen gedenke.

Noch denk' ich mit dem gerührtesten Herzen an die Großmuth deiner herrlichen Juliane! Dank' ihr noch tausendmal in meinem Namen. So gut, so menschenhold — ach, lieber August, ganz glücklich müßt ihr werden, um eurer Herzensgüte willen! — War der Kampf hart mit meinen Aeltern? Gewiß, meine Mutter weinte, bange, bittre Thränen! Beyde Söhne auf einmal zu verlieren — Vater, vergieb mir! Könnt' ich wieder in ihren Arm zurückkehren! Ich werde 's können, durch deinen Beystand, Allgütiger! Aber ist nicht meine Verlobte mir näher als Vater und Mutter? Stark sind die Bündnisse der geheiligten Liebe! — Sag ihnen nichts, daß ich dir schrieb. Aber Sophien gieb, so bald du kannst, Nachricht davon. Wär doch unser Adolph noch in B...! Wo mag er jezt seyn? In Italien? Wer hätte sich wohl bey seiner Abreise im Traume einkommen lassen, daß ich bald den nämlichen Weg reisen würde, den er antrat! So sind die Führungen des Geschicks. Verworren, düster, traurig — nur selten von einem holden Lächeln begleitet! Sey wo du seyst, mein Bruder, so wandle der Herr mit dir!

Leb wohl, guter August! Denk oft an mich und schließ mich in dein Gebet ein. Gott wird dirs vergelten im Arm deiner rechtschafnen Juliane. O ihr Theuern, wie viel seyd ihr euerm bedrängten

Heinrich.

Die Aebtißinn des Klosters L... bey Z... an den Appellationsrath P... in B...

St. L... den 28. May.

Ich achte es für meine Schuldigkeit, Ew. Hochedelgeb. mit eigner Hand von einer Sache Nachricht zu geben, die Ihre Person sehr nahe angeht. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Tochter, die sich Henriette nennt, und ein recht liebes Mädchen ist, sich jezt in den Mauern meines Klosters befindet, und doch ist es so. Hören Sie den ganzen Zusammenhang der Sache, und Sie werden dann mir und meinem Kloster Gerechtigkeit und Verzeihung angedeihen lassen.

Vor einigen Wochen ging aus unsrer geistlichen Gesellschaft eine Schwester verloren. Alle Umstände machten uns wahrscheinlich, daß sie entführt worden sey. Alles genauen Nachforschens, auch außer unserm Distrikt, ungeachtet, konnten wir doch nie eine Spur von ihr finden. Da alle Bedienungen des Klosters die Gottlose von Person genau kannten, denn sie ist hier aufgezogen worden, so warfen sich verschiedne auf, die Verlorne aufzusuchen. Der Teichverwalter nahm einige mit sich, und ging mit ihnen

in etliche angrenzende Dorfschaften des böhmischen Gebietes, um da etwas von der Entführten auszukundschaften. Nach zwey Tagen kam er in den Hof gesprengt, eine Kutsche hinter ihm drein, und neben derselben die Klosterwirthschaftsbedienten, die er mitgenommen hatte. Ganz außer Athem kam er zu mir heraufgelaufen, und berichtete, daß er die Nonne erwischt hätte, zusammt dem Entführer. Es wär auch noch ein verkapptes Mütterchen dabey, aus der er nicht wüßte, was er machen sollte. Ich war äußerst aufgebracht, und gab sogleich Befehl, daß alle drey Personen in das unterirrdische Gefängniß sollten gebracht werden. Der Befehl ward erfüllt. Am drauf folgenden Morgen, da sich mein Verdruß etwas gelegt hatte, ließ ich, nebst dem Klosterprobst, die vermeinte Nonne vor mich kommen, um sie zu verhören. Aber wie erstaunt' ich, als ein Mädchen in den Saal trat, die zwar der Verlornen fast aufs Haar ähnlich sah, aber es doch wirklich nicht war! Ich wußte nicht, wie ich mit meinen Augen dran war, sah sie starr an, und sprach kein Wort. Das Mädchen sah mich gelassen an. Ihr Blick war sehr wehmüthig und traurig. Womit, sprach sie, hab' ich solch eine Begegnung verdient, und was verlangen Sie von mir? Die Stimme bestätigte mir nun vollends ganz, daß es nicht Mariane wär. Ich merkte nun den Irrthum, konnt' aber weiter nichts thun, als das gute Kind herzlich um Vergebung bitten, und ihr den Zusammenhang des höchstsonderbaren Auftritts erklären. Sie blieb eben so gelassen und gleichgültig dabey, als sie bey der Frage war.

Sie merkte kaum drauf, seufzte oft, und es schien auch nicht das geringste einen Eindruck auf sie zu machen. Ich hielts anfangs für fortdauernden Unwillen, und ließ mirs äußerst angelegen seyn, sie wieder zu besänftigen. Auch gab ich in ihrer Gegenwart Befehl, sogleich die andern zwey Personen aus dem Gefängnisse herauf und in den Saal zu führen. Jezt ward die gute Henriette aufmerksam. Hastig stand sie auf, faßte mich bey der Hand, und fragte mich, ob ich ein menschliches Herz habe? Die Frage war mir höchst sonderbar. Was wollen Sie damit, sprach ich? Ach, fuhr sie fort, befreyn Sie mich von dem Nichtswürdigen, der mit mir im Wagen war. Er ist mein Verfolger, und quält mich Tag und Nacht! Bin ich nicht so schon elend genug — sie konnte vor Schluchzen nicht weiter. Ich ließ sie ausweinen, dann erfuhr ich von ihr, daß sie gewisser Familienumstände wegen nicht länger bey ihren Aeltern bleiben dürfe und könne, und daß die Mannsperson, die mit ihr ankam, ein Rechtsgelehrter aus einem gewissen Z... sey, der ihre Hand verlangt habe, und da sie ihm wäre abgeschlagen worden, so woll' ers nun mit Gewalt durchsezen. Unser Gespräch ward noch weitläuftiger, denn ich bat mir nähere Nachricht von ihrer Geburt und Familie aus. Ich merkte wohl bald aus ihren Reden, daß sie eine Unglückliche sey, ob ich schon nicht recht entdecken konnte, in welchem Falle sies seyn möchte. Ihr leutseliges, sanftes, und zugleich so wehmüthiges Betragen nahm mich ganz für sie ein. Ich versprach, ihr zu dienen. Ohnmöglich konnt' ich den fremden Herrn noch lang'

im Gefängnisse stecken lassen, aber um Ihre liebenswürdge Tochter von ihm zu befreyen, mußt' eine List erfunden werden. Ich ließ die Matrone allein heraufholen, und den Menschen noch unten bleiben. Sie wär nicht so leicht zu besänftigen, als Ihre Tochter, doch aber gelang mirs nach und nach, daß sie meinen Bitten nachgab, und die Unvorsichtigkeit meiner Leute verzieh.

Sie war, so wie Henriette, unwillig auf die Begleitung des Fremden, der mit Gewalt und Unverschämtheit sich ihnen aufgedrungen hatte. Ich ließ sie hierauf beyde zu meinem Secretär bringen, welcher Töchter hat, und diese sollten Ihrer lieben Tochter indeß die Zeit vertreiben. Dann ließ ich sogleich den Gefangnen mit den höflichsten Worten zu mir bitten. Er kam, wütend, und knirschte mit den Zähnen. Lange wollt' er nicht ein Wort hören, und lief fluchend und schimpfend im Zimmer herum. Der Probst ward hizig, und gebot ihm Ruhe. Sie sind, sprach er zu ihm, beleidigt, das weiß ich, und Sie können mit gutem Rechte Genugthuung fordern. Aber selbst können Sie sie nicht nehmen. Wenden Sie sich an unsre Obrigkeit, wenn Sie der Unvorsichtigkeit unsrer Leute, die wir gar nicht verschuldet haben, nicht verzeihn wollen. Er schien etwas gelaßner, und der Probst erzählt' ihm den Irrthum. „Nun wenns so ist, sprach er nach einer Weile, so mags gut seyn. Aber wo ist meine Gesellschaft? Wir wollen sogleich weiter.“ Ich entschuldigte mich, daß dies unmöglich angehen könnte. Die Frauenzimmer

hätten mir gesagt, daß er sich mit Gewalt zu ihnen gedrungen, und da sie seine Gesellschaft nicht haben wollten, so hätten sie mich gebeten, ihn noch einige Stunden im Arrest zu lassen, damit sie indessen Zeit gewönnen, sich zu entfernen. Sie wären schon länger als eine Stunde fort, und die Matrone hätte, wie mir meine Leute berichtet, zu dem Mädchen gesagt, sie wollten wieder zurück zu den Aeltern. Aus welchem Grunde sie dies thun wollten, könnt' ich weiter nicht sagen.

Ich sprach dies leztre deswegen zu ihm, daß, wenn er ihnen ja noch einmal nachsezen wollte, er grade einen entgegengesezten Weg wählte. Er biß sich bey meinen Worten in die Lippen, und ging unwillig und ohne Abschied aus dem Saal. Ich schickt' ihm nach, und ließ ihm Pferde anbieten. Er nahm das Erbieten an, und verlangte ein Reitpferd. So gleich ward es gesattelt, ich gab ihm einen Kerl mit, und so ritt er, wie ich vermuthe, auf Z... los. Der Kerl ist noch nicht wieder zurück.

Ihre liebe Tochter wird morgen mit dem frühsten abreisen. Ich habs ihr gesagt, daß ich Ihnen den Vorfall schreiben und Sie herzlich um Vergebung bitten würde. Sie war sehr zufrieden darüber, und bat mich, ihre kindliche Empfehlung beyzufügen, welches ich also hiermit ausrichte. Ich wollte meine Leute wegen ihrer Unvorsichtigkeit hart abstrafen, aber das liebe Mädchen bat sehr dringend für sie. Ihre Bitte soll zwar statt finden, aber ganz kann es ihnen nicht geschenkt werden.

Ich

Ich schäze mirs für eine besondre Ehre, an Ew. Hochedelgeb. einen Brief übersenden zu können, aber ich bedaure von ganzer Seele, daß ein so unangenehmer Vorfall hierzu die Veranlassung war. Ich bitte Dieselben nochmals um Vergebung, und bin zu aller möglichen Genugthuung bereit, wenn ich nur weiß, daß Sie verziehn haben. Um dessen versichert zu seyn, wollt' ich mir wohl einige Zeilen bey Gelegenheit von Ihnen ausbitten. Ich werde diese Güte jederzeit mit Achtung und Wohlwollen erkennen. Uebrigens verharre

Ew. Hochedelgeb.

geistliche Dienerinn,

Cölestina,

Aebtißinn des Klosters St. L..

Heinrich an August.

Prag den 31. May.

Je näher ich Wien komme, desto unruhiger schlägt mein Herz. Wenn die dortige Gegend mir das einzige Glück meines Lebens wiedergäbe! O Entzücken! Wieder umarmen, auf ewig mit ihr vereint seyn — ha! das stärkt, und flößt Muth ein, alles zu wagen! Meine Brust fühlt die ausgestandnen Bedrängnisse, aber es scheint, als wollte die jezge Reise die daraus entstandnen nachtheiligen Folgen für meine Gesundheit wieder verdrängen. Wohlthat des Himmels! Aber wenn sie nun nie wieder mein würde, wozu dann Gesundheit und Leben. Süßer wär mir dann ein Grab bey der Blüthe der Jahre. Aber, Elender! willst

du mit Maulwurfsaugen durch den Himmel schaun, willst du kühn zum Thron der ewigen Weisheit hinaufsteigen, und ihre Handlungen richten? Sey stark, Jüngling, sey stark — stark und thätig, vielleicht segnet der Himmel deine Unternehmungen. Aber wenn er sie nicht segnet — ach! dann hast du nicht weislich gehandelt! Dann geh hin und wein', und bete die ewige Weisheit im Staube an! Er, der dir Thränen gab, kann dir in diesem Augenblicke wieder Freuden geben. Erhabner Trost! Ich ring' ihn ganz zu fassen, seze die angetretne Laufbahn fort — und wenn ich dann gethan habe, was ich vermochte, dann sey der Ewige in der Stille angebetet, ob er mir Thränen oder Freude bereitet hatte. — O der wohlthätigen Wehmuth, die meine Brust zu betenden Seufzern, und das Auge zur Hofnung emporhebt!

Ich bin schon seit gestern Abend hier, und morgen mit dem frühsten gehts weiter. Ich könnt' allerdings geschwinder reisen, aber wozu? Dann könnt' ich vielleicht eher in Wien ankommen, als Henriette. Aufgestoßen ist mir bisher nichts merkwürdiges, und entdecken hab' ich auch nichts können. Ohne Zweifel haben sie einen ganz andern Weg genommen. — So viel vorjezt, mein August! So bald ich in Wien angelangt bin, schreib ich dir wieder. Vergiß nicht die Nachricht an Sophien, und grüß die theure Juliane herzlich! Leb wohl! Ewig dein

Heinrich.

Heinrich an Auguſt.

Wien den 4. Juny.

Da bin ich nun, in der weiten, volkreichen Stadt, überall fremd, und doch um einer ſo wichtigen Entdeckung willen. Ich dränge mich durch die Haufen und unaufhörlich wird mein Tiefſinn aufgeſchreckt. Morgen werd' ich klüger ſeyn, und meinen Kerl mitnehmen, wenn ich ausgehe, daß er mir vorauswandert, und ein bischen Plaz macht. Ich bin des Tumults jezt ſeit einigen Tagen ganz entwohnt, denn im freyen Felde und in meiner Chaiſe hatt' ich immer genug Plaz.

Wenn ich mirs ſo recht lebhaft denke, daß ich vielleicht ſchon in einer Stadt mit meiner lieben Henriette bin, ach! da klopft mir mein Herz laut für unruhiger Freude. Und wo ſollte ſie ſonſt ſeyn? Gewiß, gewiß hier bey des Vaters Schweſter! Gedanke, wie dringend biſt du! Bitter und ſüß zugleich! Doch, die Süße überwiegt die Bitterkeit. Iſt Henriette hier, o ſo wird ſie auch mein! Mags doch Monate dauern, es ſchadet nichts. Oder ſoll ich bald den Engel wieder umarmen, erfordern die Umſtände eine ſchnelle Flucht — deſto beſſer! Dieſer Kopf kann denken, Henriettens Hand arbeiten, und der Himmel giebt Kraft und Gedeihn. Wir werden nicht verderben! Ha! entdecken, finden, erblicken, umarmen — Allgedanke! Ich häng' ihm ohn' Aufhören nach, denn er iſt mir erquickend.

Auguſt, ich hab' einen Fund gethan. Bittre Thränen möcht ich weinen über das Mädchen, die

das Kleinod verloren hat. Wir waren einige Stunden aus Prag heraus, als ich halten ließ, und einen Augenblick abstieg. Ich sah von weiten etwas glänzen, im tiefen, bethauten Grase. Da mir der Glanz von den spielenden Thautropfen ganz unterschieden war, so wadete ich durchs dichte Gras und hob ein kleines Portrait auf, mit den herrlichsten Steinen sehr geschmackvoll eingefaßt, und an einem ganz simpeln weißen Halsschnürchen hängend. Ich stand wie versteinert, und es lief mir ein Schauer durchs Herz, wenn ich mir die Empfindungen des vorigen Besizers über seinen Verlust dachte. Das Bild stellte einen einnehmenden Jüngling dar, der Hoheit und Würde in seinen Mienen zeigte. Armes, beklagenswürdiges Mädchen, oder Weibchen, was du nun seyst! Wie viel wollt' ich drum geben, wenn ich dir das Kleinod wiedergeben könnte! Wie wird sie weinen und trauern, und ihre Unachtsamkeit anklagen! Wie wird der einsame Busen nun nach seinem getreuen Gefährden seufzen! — Nun, vielleicht kann ich doch wohl den Besizer entdecken. Er schien mir vorwärts gereist zu seyn, denn es war mir diesen Morgen noch niemand begegnet, bey dem mir der Verlust wahrscheinlich seyn konnte, und lange konnte das glänzende Bild auch nicht gelegen haben, denn diese Straße ist keinen Augenblick leer. Ich will gewiß keine Mühe sparen, das liebenswürdige Kleinod dem Eigenthümer wieder einzuhändigen. Sollt' aber meine Mühe umsonst seyn, und ich finde Henrietten, dann — warum sollt' ichs ihr nicht geben? Still, ein Einfall! Ich laß mich auch so klein malen, und

das

das Bild auf die andre Seite faſſen. So trägt das Mädchen dann zwey Jünglinge auf dem Buſen, und liebt dennoch nur einen, mit aller nur möglichen treuen Zärtlichkeit. Aber, wo bin ich doch? Hoffnung, ach! daß du mich nicht zu weit führſt! Ich kann daran denken, daß Henriette mein Bild an ihrer Bruſt tragen wird, jetzt, da ich nicht einmal weiß, ob ich die Theure je wieder umarmen werde? — Vielleicht entdeck' ich den Eigenthümer. Jeden jungen Herrn, der heut mein Fenſter vorüber ging, hab ich ſchon angegaft, und wenn ich ausging, that ich das nämliche. Aber, wie wenig iſt das gethan! Und doch kann ich nichts mehr!

Schreib mir nun ſo bald als möglich. Mein Zimmer iſt in der Stadt, im Gaſthofe zum H. Vincent. Dorthin überſchreib den Brief, und ich erhalt' ihn gewiß, wenn ich auch ja wider Vermuthen weiter reiſen ſollte. — Morgen gehts nun ernſtlich an Unterſuchung und Nachforſchen. O Gott, wenn ich glücklich wär — Auguſt, bete für mich, du und deine edle Geliebte. Segnet mich, euern warmen brüderlichen Herzensfreund, euern unruhigen, hoffnungsvollen

Heinrich.

Auguſt an Heinrich.

B... den 6. Junp.

Schon ſeit einigen Tagen, lieber Heinrich, liegt ein Brief von Adolph bey mir. Ich wollt' ihn nicht öffnen, aber meine Juliane ſagte, du würdeſt nicht

böse darüber seyn. Wir haben ihn also mit einander gelesen. Hier hast du ihn beygelegt. Wie sonderbar! Du bist vielleicht jetzt in einer Stadt mit ihm, ohne daß eins vom andern etwas weiß. Aus dem Briefe wirst du alles ersehen, und wissen, wo du deinen Bruder aufsuchen sollst. Wenn ihr einander von ohngefähr anträft — Welch Erstaunen das über euch ausgießen würde! O Schicksal, warum spielst du so wunderlich mit den Sterblichen?

Deine Briefe hab ich alle richtig erhalten, und freue mich herzlich deiner Gelassenheit. Gott steh dir bey in allen deinen Unternehmungen! Ich und meine Juliane segnen dich täglich, und deine verlorne Henriette mit dir. Möchtest du sie bald wiederfinden, und dann eine glückliche Vereinigung mit ihr genießen! Möchtest du auf dem Fittig der Liebe, bekrönt mit dem Beyfall der Aeltern, nebst der kostbaren Beute in die Arme deiner Freunde zurückkehren. Vielleicht — wär Henriettens Vater nicht so hart, so wollt' ich sagen, gewiß! Die Mutter wär bald auf deine Seite zu lenken. Du weißt selbst, wie gütig und nachsichtsvoll sie oft gegen dich war.

Christine ist ihres Diensts entlassen worden. Ein sehr unangenehmer Zufall, denn nun können wir nicht das geringste erfahren, was im P... schen Hause vorgeht. Sie kam zu uns, und war theils fröhlich theils traurig über den Abschied. Fröhlich, denn ohne ihre theure Henriette, wars ihr, wie sie sagt, öd' und verdrüßlich in dem Hause, und traurig war sie, aus der schon genannten Ursache, daß sie

nämlich

nämlich nun gar nichts mehr zu unſerm Vortheil erfahren kann. Die Mutter war über Henriettens Brief ſehr gerührt geweſen, und das Mädchen wußte nicht, ob ſie ihn dem Vater gezeigt hatte. Noch zween Tage blieb ſie nach Henriettens Abreiſe im Dienſt, dann bekam ſie ihr' Lohn, aber alles mit Güte, und nur unter dem Vorwande, weil man ihre Dienſte nun weiter nicht nöthig habe. Sie lebt jetzt vor ſich, und meine Juliane wird ſie bey nächſter Gelegenheit annehmen.

Bey deinen Aeltern war ich den Tag nach deiner Abreiſe. Ich ſagte, du hätteſt mir einen Brief geſchickt, und mich darin gebeten, die Aeltern tauſendmal um Vergebung zu bitten, und die Urſache deiner Entfernung grade heraus zu bekennen. Ich wüßt' inzwiſchen nicht genau, wo du dich zugewendet hätteſt, aber ich hoffte bald beſtimmte Nachricht zu erhalten. Dein Vater war Anfangs ſehr aufgebracht, und die Mutter ſtand betäubt. Das ſind die Folgen einer unüberlegten Liebe, ſprach ſie, und wiſchte ſich die Augen. Mir ward recht weich ums Herz. Wärs nicht beſſer geweſen, lieber Heinrich, du hätteſt eine Reiſe in Geſchäfften vorgegeben, als daß wir den Aeltern nun ſo grade heraus die wahre Urſach ſagten. Doch, dies iſt ein Zeuge deines offnen Charakters. Es iſt einmal geſchehn, und ſie wiſſens nun. Du weißt, daß dein Vater Anfangs ſehr aufwallend, aber bald wieder beſänftigt iſt. Ich bracht' ihn bald ſo weit, daß er nicht nur ſeinen Scheltworten Einhalt that, ſondern ſich auch zu beruhigen verſprach.

ſprach. Er verſicherte mich auch, daß er dir verziehn habe, nur ſey er ſehr in Sorgen, daß die Sache nicht gut ablaufen werde. Er bat mich überdies, den Vorfall ſehr geheim zu halten, um des Vorurtheils der Leute willen. Ich gieng mit gerührten Herzen von ihnen. Deine Mutter bat mich ſehr dringend ſie manchmal zu beſuchen. Ich habs zweymal gethan, aber mich noch nicht entſchlieſſen können, ihnen eine weitere Nachricht von dir zu geben. Immer ſprach ich, du hätteſt mir noch nicht geſchrieben, aber in die Länge wird die Ausflucht doch nicht Stich halten. Wenn du nur ſelbſt an deine Aeltern ſchriebſt, lieber Heinrich? Thu das! Sie werden den Brief gewiß gütig aufnehmen.

Juliane dankt herzlich für die Verſichrungen deiner redlichen Freundſchaft. Sie bittet, der dir erzeigten kleinen Gefälligkeiten, zu den ſie die Pflicht verband, nicht weiter zu erwähnen. Solltest du ja in Geldmangel gerathen, ſo ſchreibs nur ungeſcheut. Meine gute Juliane weiß noch mehr Wege, dir beyzuſtehn. Zwar, ich kenne deine Empfindungen, wie ſie in dem Falle ſo zart ſind, aber hier, Freund, mußt du deine Lage bedenken. Sey ja nicht zurückhaltend. Du ſollſt ihr alles wieder erſetzen, nur gieb dich vorjezt, bey einer ſo gefährlichen Unternehmung, nicht dem Mangel blos!

Noch eins: Wilhelm kommt nicht einen Schritt mehr zu mir, und läßt ſich überhaupt gar nicht ſehn. Auch die Schweſter flieht er, wo er weis und kann. Sollte dies nicht ein faſt unumſtößlicher Beweis ſeyn,

daß

daß er der Verräther war? O Wilhelm, Wilhelm, was hast du angesponnen? Du kränkst Väter und Mütter, zerfleischst Liebenden das Herz, und ihre Freunde weinen über deine unmenschliche Bosheit. — Vielleicht kehrt er zurück und bereut seine Handlung. Freylich macht dies die Sache nicht wieder gut, aber dennoch wünsch' ich seine Reue. Vielleicht macht sie ihn zum Menschen, zum Gefühlvollen. Ihr Adeln vergäbt ihm dann, und so erhielten wir einen Bruder wieder, den uns die Bosheit raubte.

Sophien hab' ich geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Der Bote kommt erst morgen. — Nun so leb denn wohl du treuer Herzensfreund! Gott mit dir, und du wirst zu deinem Besten handeln! Ewig lieben dich deine Freunde

Juliane und August.

N. S. Eben begegnete mir der Briefträger, da ich von Julianen zurück kam, der ich den Brief gezeigt und den Namen hatte unterschreiben lassen. Er brachte mir wieder einen Brief von Adolph. Ich lief sogleich wieder zu Julianen, und wir lasen ihn. Sein Inhalt ist schrecklich! da ist er selbst. Ich muß eilen mit dem Siegeln, sonst versäum' ich die Post. Leb wohl! Leb wohl! Grüß Adolphen herzlich von uns, wenn du ihn findest.

Adolph an Heinrich.

Wien, den 1. Juny.

Wie das durcheinander geht im menschlichen Leben. Der Graf ist über alle Berge, und Mariane mit ihm. Toll hätt' ich schon werden mögen. Ich lauerte von einem Tage zum andern auf Karls Ankunft. Mariane weinte sich trüb um die Augen, und der Graf tröstete sie mit einem ruhigen Ernste. Verstellen konnt' er sich gut, der Nichtswürdige. Das merkt' ich wohl an ihm, daß er Marianen gern um sich hatte, und öfters auf ihrem Zimmer war, und besonders zu der Zeit, wenn ich ausgieng, aber nimmermehr hätt' ich ihm eine solche Niederträchtigkeit zugetraut. Seinen Freund so zu hintergehen! Hätt' er mich doch in Ruhe bey meinen lieben Freunden in B... gelassen! Und der arme, unglückliche Karl! Wenn er nun kommen wird, und das Nest leer findet — wird er mich nicht auch für einen Betrüger halten?

Hör nur, wies der niederträchtige Corneli anfängt. Ich habe die Gewohnheit, zuweilen sehr früh aufzustehn, und wenn der Tag schön ist, so geh ich sogleich ins Freye. Einigemal begleitete mich der Graf, aber nur selten. Gestern Abend sagt' er voll Freundschaft zu mir: Adolph, gehn Sie morgen früh spatzieren? Ja, wenn gut Wetter ist, war die Antwort. Ich geh mit Ihnen, erwiederte er. Hier mochten schon alle Anstalten zu seinem Vorhaben getroffen seyn. Wir legten uns zu Bette. Am Mor-

gen,

gen, es hätt' eben 4. geschlagen, kam der Bediente und weckt' uns. Ach, sprach der Graf, ich muß mein Wort zurücknehmen. Mir ist gar nicht wohl, und die frische Morgenluft möchte mir schaden. Er sprachs mit einem der Sache ganz angemeßnen Tone. Wer in aller Welt konnte sich einen Argwohn nur einfallen lassen. Ich rieth ihm selbst im Bette zu bleiben, zog mich an und gieng. Ich blieb wie gewöhnlich auch diesmal einige Stunden weg. Da ich zurück kam, begegnete mir ein Markör auf der Treppe. Der Herr Graf und die Frölen sind ausgefahren, sprach er, hier sind die Zimmerschlüssel. Er sprang und holte sie. „Ist denn keiner von den Bedienten da geblieben?“ Nein, antwortete der Markör, sie stiegen Beyde auf. Ich nahm die Schlüssel, und gieng, voll Verwundrung über die seltnen Einfälle des Grafen, die Treppe herauf. In den Zimmern war alles unverrückt, so, wie ichs verlassen hatte, und es fiel mir also nicht die geringste Bedenklichkeit ein. Ich frühstückte, gieng ans Fenster, und sah wohl beynah eine Stunde den unter demselben wimmelnden Haufen zu. Endlich ward ich auf einmal gewahr, daß ein Koffer, der sonst um diese Gegend stand, weg war. Ich sah mich in allen drey Zimmern darnach um, und sucht' ihn vergeblich. Jezt schoß mir's Blatt. Die Mitnehmung beyder Bedienten kam mir nun auch bedenklich vor. Ich gieng im Zimmer auf und ab, und mein Herz klopfte, theils für Verwundrung, theils für Unwillen. Der andre Koffer war da, und der Schlüssel steckte. Ich öffnete ihn. Ein gesiegelter Brief fiel mir so-

gleich

gleich ins Auge. Zitternd brach ich ihn auf. Sein Inhalt war kürzlich folgender: „Ich dank' Ihnen für Ihre mir bisher geleistete Gesellschaft. Vergeben Sie dem Schritte den ich gewagt habe. Ohne Marianens Besitz kann ich nicht leben. Karls Ankunft ist sehr ungewiß. Wer weiß wo er herumirrt, und wer weiß ob ihn das Mädchen in ihrem Leben wieder sieht. Und was wollten sie am Ende mit einander machen? — Ich hoffe Mariane wird meinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, und einer auf so ungewissen Grund gebauten Neigung entsagen. Ich würd' ihnen mein Projekt gesagt haben, wenn ich nicht Ihre Misbilligung fürchtete. Und länger meinem Vorsatz zu widerstehn ist mir unmöglich. Marianen hab' ich freylich auch nur mit List fortgelockt, aber es soll mir schon gelingen, sie zu besänftigen. Ich geh mit ihr nach Italien. Dort soll uns die Hand des Priesters vereinen. Wollen Sie meinen Vorsatz genehmigen und mir folgen, so will ich mich freuen, und zeitlebens als ein Bruder mit Ihnen auf meinen Gütern leben. Da ich aber Ihren Beyfall freylich nicht hoffen darf, so muß ich mich entschließen, Ihren Umgang zu entbehren. Liebe ist stärker als Freundschaft. In meinem Zimmer, im untersten Kommodenfache, werden Sie einen ganzen Beutel voll Karolins finden. Nehmen Sie das, nicht als ein Geschenk, sondern als Erfüllung meiner Pflicht, vor Ihr Fortkommen zu sorgen. Sie werden so gut seyn, und davon auch die Rechnung des Wirths tilgen. Leben Sie wohl und glücklich!"

Der Brief war viel weitläuftiger und voll heuchlerischer Versichrungen der Freundschaft, die vollends am Ende wie ein Fluß daherströmten. Auch Entschuldigungen, Rechtfertigungen, Ausflüchte, waren noch in Menge da. Ich zerriß den unausstehlichen Brief sogleich in kleine Stückchen, und kann dir also weiter nichts, als den Hauptinhalt davon hersetzen. — O du unglücklicher Karl! Gewiß, Corneli hat dir gar keine Nachricht erst gegeben. Wer weiß, wo der Arme nun herumirrt? Verfluchte That! Glaubt' ich den sanften Corneli dazu fähig? O mein Bruder, solltest du mich sehn, wie mir die Wut aus den Augen sieht! Und nun soll ich noch von des Elenden Güte leben. Gleichwohl muß ich. Hier in Wien überall fremd — was soll ich anfangen? Der Wirth hat sich auch bereits gewundert, daß sein splendider Passagier mit der Dame noch nicht wieder kommt. Er ließ mich fragen, ob ich nicht wüßte, wo sie wären? Zum Teufel, war die Antwort. Der Lakai sah mich starr an. Ja, ja, fuhr ich fort, laß er sich die Rechnung geben, ich will bezahlen. Von dem an behalt' ich nur Ein Zimmer. Er gieng. Der Wirth kam selbst. Gott weiß, was ich in der hitzigen Zerstreuung alles gesagt habe. Es schien als hätte sich die Bruderliebe, die ich vorher gegen den Grafen hatte, plötzlich in tödtlichen Haß verwandelt.

Und Mariane! Armes, liebenswürdiges Geschöpf! — Gut, ich bin entschlossen. Corneli hat mir Geld genug zurückgelassen, es soll ihm zu Waffen wider seine eigne Bosheit werden. Noch einige

Tage will ich hier verziehn, vielleicht noch eine Woche, dann reis' ich selbst zu Karln. Er soll mit mir. Wir wollen auf die Güter des Unedeln. Mariane soll seinem verführerischen Arm schon noch entrissen werden. Doch — was erwart' ich? Wird der Graf wirklich auf seine Güter gereist seyn? Das war wohl Täuschung? Nun, es sey gewagt! Ist doch des elenden Metalles genug da! Und Karl kann ja auch was dran wenden.

Wenn du schreiben willst, so schreib sogleich, sonst bin ich weg von Wien. Bald sollst du wieder Nachricht erhalten. Grüß alle Freunde! Versetzt bin ich dein über die tückische schändliche Bosheit der Menschen höchst aufgebrachter, und überhaupt fast mit der ganzen Welt unzufriedner Bruder,

Adolph.

Heinrich an August.

Wien, den 10. Juny.

Zwey fröhliche Nachrichten auf einmal! Mein Geist fängt wieder an zu leben. Ich bin auf einer glücklichen Spur, Henriettens Aufenthalt zu erfahren, wo sie anders bey der Tante ist. Laß dirs erzählen. Tiefsinnig geh ich in der Leopoldstadt eine lange Allee auf und ab. Eben so tiefsinnig gieng ein Livreebedienter bey mir vorüber, der mir bekannt vorkam. Da ich jetzt nicht das geringste vorbey lasse, was mir verdächtig scheint, so gieng ich gleich näher zu ihm. Guter Freund, sprach ich, er kommt

mir

mir bekannt vor. Er sah mich vom Kopf bis auf die Fußzehe an, und versicherte endlich, daß er meynte, er hab irgendwo mich einigemal gesehn, und auch mit mir gesprochen. Frag und Antwort auf beyden Seiten bracht' endlich heraus, daß er einst Kutscher bey des Appellationsrath Schwester war. Die Frau war, wie ich mich nun vollkommen besinne, kurz nach meiner Zurückkunft von Leipzig, beym Bruder zum Besuch, und der Kerl hatte sie gefahren. Ich ließ mich damals in ein Gespräch mit ihm ein, und er mußte mir vieles von W[illegible] erzählen. Ich habe den Ort, schon nach den Beschreibungen, die man von ihm machte, von Kindheit an geliebt. Er ist auch über meine Erwartung. Wär ich nicht in so traurigen Angelegenheiten hier, ich wollte mich an seinen Schönheiten recht weiden. Es war also richtig. Wir kannten uns, und in meinem Sinn wars nun schon ausgemacht, daß er noch bey der Dame wär. Ich fragt' ihn, ob er jetzt einen Augenblick mit mir auf mein Zimmer gehn könnte. Er entschuldigte sich, versprach aber über Mittag zu kommen, wenn seine Herrschaft speiste. Wir trennten uns. Am Mittage konnt ich keinen Bissen essen, lag ununterbrochen am Fenster, und meine Phantasie schwärmte sich schon in Henriettens Arm. Daß sie hier bey der Tante wär, daran war gar kein Zweifel mehr bey mir. Er kam endlich in die Straße, kam ins Haus, trat ins Zimmer — da stand ich, und wußte vor Unruh nicht, was ich ihm zuerst sagen sollte. Endlich — Frag auf Frage! Wie ein Nebel zog sichs um meine Stirn, da ich hörte, daß der

Kerl nicht mehr bey der Tante in Dienſten ſtand, und mir auch nicht ſagen konnte, wo ſie jetzt ſich aufhielte. Doch konnt' er mir ſo viel ſagen, daß ſie aus Wien weg und auf ein Landguth gezogen wär, welches ſie zu dem Ende gekauft hätte. Wo dies iſt, das weiß er nicht, aber er wird gewiß nichts ſparen, es auszukundſchaften. Der Kerl iſt dienſtfertig, und mein Beutel ſolls ſchon auch ſeyn.

Freylich iſt nun einigermaßen ein Flor über meine Freude gezogen, aber dennoch bleibt der Zufall höchſt glücklich. Herrlich wärs wohl geweſen, wenn Süffel noch bey der Tante war. Wenn nun Henriette dort iſt, o wie ſchön hätte ſie mir, ich ihr, ſchreiben, was hätten wir nicht alles beſchließen können. Doch, ich bin zufrieden mit dem, was ich habe. Süffel kennt jeden Winkel in und um Wien, und iſt auch faſt mit allen Kutſchern und Bedienten bekannt. Er wird ſchon einen guten Kundſchafter machen. — Ach, Auguſt, ich bin wie im Himmel, daß ich doch ſchon eine Hoffnung habe. Projekte über Projekte laufen durch mein Gehirn. Eins davon iſt auch: vielleicht auf immer hier zu bleiben. Wer was gelernt hat, darf in Wien gewiß nicht verderben, und überhaupt kommt da' alles fort, was nur ein Bein hat. Möchte doch die Tante auf die Art Henrietten meinetwegen noch eine Weile behalten, zu ſeiner Zeit wollt' ich ſie ihr ſchon aus den Zähnen rücken. Doch, nein! Ich mag Henrietten nicht beſitzen, ohne vorher mit den Aeltern ausgeſöhnt zu ſeyn. Könnten wir ohn' ihren Segen glücklich ſeyn?

Gewiß

Gewiß nicht! Sey Mann, Jüngling, aber sey auch Christ! Der da oben über dir wohnt, der sieht dich, und kennt deine Leiden. Er wird deine Tritte leiten und alles gut machen. O des sanften, erquickenden Trostes, der meine Seele zur Ruh und Freude belebt. Wieder haben, ans Herz drücken, auf ewig vereint seyn — seliger Gedanke!

Nun — das Portrait — wahrhaftig, August, es hängt wieder an dem Busen, wo es vormals hieng! Es muß schlechterdings Schuzgeister geben, die uns an den und jenen Ort leiten. Der Zufall konnte ohnmöglich so fügen. Nach der glücklichen Begebenheit mit dem Süffel konnt' ich nicht mehr im Zimmer bleiben. Mein Herz war zu voll, und mein Kopf mit tausend Anschlägen beschäftigt. Ich lief ins Freye, gieng immer weiter, und war endlich so weit von Wien entfernt, daß ich nichts mehr davon sah, als einige hervorragende Thürme. Mein Weg führte mich auf einen weitläuftigen Mayerhof. Ich gieng vollends hinan, und fand die Gegend vollkommen nach meinem Geschmack. Auf der einen Seite war ein prächtiger Garten angebracht, und dieser stieß unmittelbar an ein kleines Gehölz. Die Vögel schwirrten so sanft und lieblich, und der einladende Schatten lockte mich in das Wäldchen. Ermüdet warf ich mich auf eine Rasenbank, die an die lebendige Wand des Gartens angelehnt war. Inwendig war an eben dieser Stelle eine kleine Nische, so, daß sich zwischen ihr und meiner Rasenbank nichts als die grüne Wand befand. Da saß ich da, verwundet

von Schmerz und Freude, nur halb entzückt über die Schönheiten der süssen Natur. Die Stimmen zweyer Frauenzimmer weckten mich aus meinem Taumel. Sie kamen näher und sezten sich endlich in die Nische. Belauschen halt' ich für schändlich, aber — wer wollt' jezt das geringste vorbeywischen lassen, besondere Menschenstimmen auf einem Landgute? Gierig saß ich nun da, mäuschenstill und bereit, jedes Wort zu verschlingen. Das eine Mädchen weinte, und lange ward kein Wort gesprochen. Sehn konnt' ich nicht das geringste von ihnen, das Laub war zu dicht. Mir ward sonderbar ums Herz. Vielleicht ist das Henriette, vielleicht hatte die Tante schon ein Mädchen bey sich, und die ist nun ihre Vertraute, sie weint in ihren Busen den verschloßnen Schmerz aus! Solche Gedanken schlichen sich schon von weitem in mein Herz. „Aber, liebe Josephe, willst du dich denn ins Grab weinen, über etwas, das nun schlechterdings nicht zu ändern ist? sprach endlich das eine Frauenzimmer zu der Weinenden. „Josephe, dacht' ich. Also nicht Henriette? Die Hofnung war noch nicht ganz weg, aber in dem Augenblicke sprach Josephe, und überzeugte mich unwiderstehlich, daß hier an keine Henriette zu denken sey.

Josephe. Du hast gut reden, Thereſe! Wenn dir nun dein Bräutigam was schenkt, etwas, das dir recht lieb ist, so lieb, wie dein Leben, und du verlierst's?

Thereſe. Wer will denn deinen Verlust klein machen? Aber weinen, und immer wieder weinen,

schadet

ſchadet das nicht der Geſundheit, und kömmt das Verlorne wieder?

Joſephe. Weinen erleichtert mir 's Herz. Du biſt kalt, wie Eis, das weiß ich lange. Ach, lieber, guter Lorenzo! Mußt du mich nicht für das leichtſinnigſte Geſchöpf unter der Sonne halten? Mußt du mich nicht meiner Unachtſamkeit wegen verachten? Die verwünſchte Prager Reiſe!

Thereſe. Die Reiſe war brav, Schweſter! Sey das Verwünſcht! lieber zur Unachtſamkeit.

Joſephe. Was weiß denn ſo ein Kind von der Liebe? Aber es wird dir ſchon heimkommen.

Thereſe. Unterthänige Dienerinn, Fräulein Schweſter! Iſts doch, als wenn das Bild der heilige Joſeph, oder gar der liebe Herr Jeſus geweſen wär. Ich will auch Morgen ſelbſt an den Baron ſchreiben. In Venedig giebts Maler genug, er kann ſich zehnmal für einmal malen laſſen.

Joſephe. Das kannſt du bleiben laſſen, Reſe! Eben dies ſchmerzt mich ſo ſehr, daß ich ihm meine Unachtſamkeit entdecken ſoll. Wird, muß ers nicht nothwendig für eine Kälte, für einen Mangel an Zärtlichkeit anſehn? und überdies, wenn er mir auch ein ander Portrait giebt, iſts das, das er mir beym erſten Schwur unſrer Treue, bey der feurigſten Umarmung, beym zärtlichſten Kuſſe, und weinend in meinen Buſen fallen ließ? Und wird es grade ſo gut getroffen ſeyn, wie dies war?

Thereſe. Wachſt du mir doch ganz das Maul wäſſrig Hübſch mags wohl ſeyn, wenn der Liebling ein feuriges Schmäzchen auf die Lippen drückt, und der loſe Schelm zugleich ſein Bildniß auf den emporſchwellenden Buſen fallen läßt. Dies Dingelchen dann verlieren, iſt freylich ein ſehr heßlicher Gedanke, aber — weg iſt weg! und ein ander Bild davor kriegen iſt doch beſſer als gar keins haben. Schreibs ihm doch, kleiner Narr!

Joſephe ſeufzte.

Ich hatte hinter meiner Wand ſchon lange wie auf Nadeln geſeſſen, und das kleine Portrait, das ich beſtändig bey mir trage, hervorgeſucht. Voll Verwundrung über den Zufall konnt' ich lange nicht zu einem beſtimmten Entſchluſſe kommen, was ich thun ſollte. Ueberdies wußt' ich doch auch noch nicht ganz gewiß, ob ich das rechte von dem Mädchen beweinte Bild beſaß. Doch, dies ſchienen mir nun wohl alle Umſtände unumſtößlich darzuthun. Ich gieng, ſtand, gieng wieder — und endlich grad' in den Hof hinein, an die Gartenthür. Sie war offen. Niemand wehrte mir den Eingang. Ich gieng langſam eine Orangenallee hinunter. Sie führt' in grader Linie auf die Niſche, wo die Mädchen ſaßen. Sie ſahn mich kommen, mochten nicht wiſſen, was ſie aus mir machen ſollten. Ich trat in die Niſche, macht' eine Verbeugung und konnt' aus dem luſtigen Weſen der einen, und den verweinten Augen der andern, bald erkennen, welche Thereſe, welche Joſephe wär. Sie ſahn mich ſtarr an. Ich trat ſogleich zu

Joſe-

Josephen. „Hier haben Sie Ihren Lorenzo wieder,“ sprach ich lächelnd und mit einem Tone, als ob ich längst der Vertraute ihrer Liebe gewesen wär.

Thereſe, die haſtig aufſprang und das Portrait begafte: Wahrhaftig! Das Bändchen, das Bild, alles! Sie ſind wohl ein Heiliger?

Ich. Kein Heiliger, aber ein Tauſendkünſtler.

Joſephe. Das geht nicht natürlich zu. — Sie war ſo aus aller Faſſung gebracht, daß ich wirklich eine Ohnmacht befürchtete.

Ich. Auf der Stelle muß ich meine Belohnung erhalten. Eher ſag' ich kein Wort weiter.

Joſephe. Geſchwind! geſchwind! welche? Ich laufe! ich fliege! Alles iſt zu Ihren Dienſten. Befehlen Sie nur! — Das gute Kind wollte laufen, und konnte vor Verwundrung und Entſezen noch kaum zu Athem kommen.

Thereſe. Wer du auch ſeyſt, du mußt ſchlechterdings mehr als ein Menſch ſeyn!

Ich. Faſſen Sie ſich, meine Damen! Sie ſollen alles erfahren. Ich bin ein Reiſender. Habe das Bild gefunden, alles geht ſehr natürlich zu. Und nun — meine Belohnung —

Thereſe. Ich will ſelbſt mitlaufen, nur hurtig!

Joſephe. Nein, Schweſter, das muß ich allein beſorgen — Sie war auf dem Sprunge.

Ich. Bleiben Sie, meine Theure. Sie können mir die verlangte Belohnung mit dem Munde geben. Verzeihung, daß ich Sie behorcht habe, das ist die Belohnung, die ich fordre.

Sie waren noch viel zu betäubt, als daß ihnen bisher eingefallen wär, ich müßte sie nothwendig behorcht, oder wenigstens auf sonst eine Art das Geheimniß erfahren haben. Sie priesen nun den Himmel und alle Heiligen über den glücklichen Zufall, und die schwärmerische Josephe wäre mir lieber zu Füssen gefallen. Da die heftigsten Ausbrüche der Freude und Verwundrung vorüber waren, erzählt' ich ihnen weitläuftig die ganze Geschichte, meine Reise, das glückliche Finden, und auch das zufällige Behorchen. Sie im Gegentheil sagten mir, daß sie Baroneſſen von Laveggio wären, beyde Aeltern, aber weiter keine Geschwister hätten, und allemal den Sommer über auf diesem Gute wären. Mit niedergeschlagnen Augen und mit einer liebenswürdgen Schamröthe bekannt' auch Josephe, daß der genannte Lorenzo ihr Geliebter wär, des Vaters Bruderſohn, der mit ihr gleichen Namen führte, und sich vorjezt in Venedig befände. — Du hättst nur die Klagen hören sollen, lieber Auguſt, mit denen sie bedauerte, daß sie mich nicht die Zeit meines Aufenthalts in Wien bey sich behalten könnte. Dürften meine Aeltern von dem Portrait etwas wiſſen, sagte sie, o Sie sollten wenigstens unter einem Monate nicht wieder von uns wegkommen.

Aber, unterbrach sie die schnakische Therese, Sie sind ein Rechtsgelehrter, sagen Sie uns doch, was halten Sie davon: darf ein Mädchen des Vaters Bruderſohn heyrathen? Die Frage kam mir wirklich etwas unerwartet. Das müssen Geseze entscheiden, sagt' ich verlegen. Josephe wischte sich die Augen. Seyn Sie ruhig, fuhr ich fort. Es giebt Ausnahmen, und kein Gesez ist so fest, daß es nicht zuweilen Aenderungen leiden sollte.

Therese. Das wissen wir sehr gut. Aber, der Vater! der Vater! der kann die Ausnahmen nicht leiden.

Josephe traurig. Laß uns jezt davon abbrechen, Therese. Sie nahm meine Hand, drückte sie fest an sich, und bat mich recht dringend, daß ich ihr die Freude machen und eine Belohnung verlangen sollte. Noch war ich beschäftigt, alles abzulehnen, und mir zur Belohnung nichts als Freundschaft und Andenken an mich auszubitten, als jähling

Therese schrye: Der Vater. Nun könnt' ihr nur still seyn von der Sache.

Ich wollte einen andern Gang hinaufgehn.

Therese. Um aller Heiligen willen, Herr Tausendkünstler, Sie müssen bleiben! Was würde denn der Vater von uns denken. Er hat sie bereits mit dem Glase beguckt.

Ich gehorchte und blieb.

Der verdrüßlich und im höchsten Grade hypochondrisch scheinende Alte trat in die Nische. Thereſe ſtellte mich ihm ſogleich vor als einen Fremden, der zufällig in die Gegend gekommen wär und von ohngefehr den Garten offen gefunden hätte. Er bat uns, ſezte ſie hinzu, ſehr viel von den preußiſchen und ſächſiſchen Ländern erzählt. Der Mann begegnete mir höflich, betrachtete mich aber ſehr genau. Er fragte mich, ob ich italieniſch ſpräche, und da ichs bejahte, ſo war ich auf einmal ſein Mann. Die deutſche Sprache ward nun ordentlich verbannt, und ich hatte, als ein vom Sprachmeiſter Unterrichteter, zu thun genug, daß ich fortkam. Laveggio iſt ein geborner Italiener, hat ſich aber nach der Zeit in Wien niedergelaſſen und dort geheyrathet. Seine Töchter ſind zwar im Oeſterreichiſchen gebohren, aber ſie ſprechen die Sprache ſo gut, als geborne Italienerinnen. Beſonders iſt die Thereſe ſehr fix damit, und der ſanftſchmachtenden Joſephe, die zugleich etwas Erhabnes in all ihrem Betragen hat, läſts auch gar herrlich. Der Alte fragte mich, wo ich mein Pferd hätte? Ich bin zu Fuſſe, war die Antwort, weil ich blos aus Wien ſpazieren gieng und mich bieher verirrte. Gut, ſprach er, Sie ſpeiſen dieſen Abend bey mir, ich werde Sie an Ort und Stelle bringen laſſen. Das war Waſſer auf die Mühle der Mädchen. Die Freude blizt ihnen aus den Augen. Er fragte mich nach meinem Logis, und da ichs ihm geſagt hatte, trug er ſogleich Thereſen auf, daß ſie dem Kutſcher befehlen laſſen ſollte, ſich zu Nacht mit einer Chaiſe parat zu halten, um eine Perſon

son nach der Stadt in den genannten Gasthof zu fahren. Therese wollte gehn. Josephe stieß sie zurück und lief so schnell sie nur ihre Füsse trugen. Therese hinter ihr drein. Das sind doch Affen, sprach der Alte, da er die geschäftigen Mädchen so laufen sah. Ich war im Innersten gerührt über so viele Freundschaft, und vergaß einige Augenblicke meinen innern Kummer. Tausendmal segnete ich in meinem Herzen den Augenblick, da ich hinter Prag ausstieg und das Portrait fand.

Die Mädchen kamen zurück und brachten die Mutter mit, eine liebe Herzensfrau. Mit ihr schlich sich einigermaßen die deutsche Sprache wieder ein, denn das Italienische war ihre Sache nicht. Wir blieben bis zur Dämmerung in der Orangenallee, dann rief ein Bedienter zur Tafel. Die Dame reichte mir voll Gefälligkeit ihren Arm dar. So dacht' ich, hast du auch oft Henriettens Mutter geführt. O daß ich sie bald wieder, und als Sohn, so leitete! Wir sezten uns zur Tafel. Es war weiter keine Gesellschaft da. Du hättest nur sehn sollen, wie geschäftig Therese und Josephe um mich her waren. Freylich konnten wir nicht mehr viel mit einander sprechen, denn der wißbegierige Alte fragte so viel, daß mirs fast zur Last wurde. Doch, die innre Freude zeichnete sich in ihren Mienen aus. Um Mitternacht verließ ich die liebenswürdge Familie. Der Alte ließ mich sehr verbindlich von sich, seine Frau nicht weniger, und die Töchter begleiteten mich bis an den Wagen. Da der Vater mich weiter nicht gebeten hatte, wiederzukommen —

kommen — und das war auch gar nicht zu erwarten, ich hätts auch nicht erfüllen können — so konnten sie mich nun freylich auch nicht weiter bitten. Wehmüthig nahmen sie Abschied von mir, und Josephe lispelte mir ins Ohr: Wir sprechen uns noch einmal. Ich sezte mich, und die Reise gieng fort.

Der Tag fieng schon an zu dämmern, da ich nach Hause kam. Der Thorwärter des Gasthofs berichtete mich sogleich, daß mein Bedienter in tausend Angst gewesen, und am Abend ausgegangen wär, mich aufzusuchen. Er soll noch wieder kommen, sezt' er hinzu. Die Sache war mir sehr unangenehm, aber ich freute mich zugleich über die Sorgsamkeit des guten Jungen. Er kam früh um sechs Uhr wieder. Ich lag im Bette, aber noch hatt' ich kein Auge zuthun können. Er war voll Freude, daß er mich wieder fand, und ich erzählt' ihm den Vorfall. Aber meine sorgfältigste Frage an ihn war, ob er nichts von Süffeln gesehn habe? Er konnte mir keine erwünschte Nachricht geben. Ich schlummerte hierauf noch einige Stunden.

Mittags über dem Essen kam ein Bedienter zu mir, brachte Empfehlung von den beyden Baronessen Laveggio, und sie würden mich diesen Nachmittag besuchen. Es kam mir nicht ganz unerwartet, denn da Josephe gestern zu mir sagte: Wir sprechen uns noch einmal! da dacht' ich gleich auf einen Besuch. Das Mädchen treibt wahrhaftig die Dankbarkeit zu' weit. Lies nur fort: Sie kamen gegen vier Uhr, ohn' eine weitere Begleitung. Therese war gleich zu

Hause

Hause in meinem Zimmer. Sie sah alles an, und macht' überall ihre Anmerkungen. Josephe, die Sanfte, saß schweigend da und hielt meine Hand. Sie drangen sehr in mich, ihnen die wahre Ursach meines Hierseyns zu entdecken, und wollen mirs gar nicht glauben, daß ich nur zum Vergnügen hier bin. Ich müßte, sprach Therese, etwas auf dem Herzen haben, sie sähe mirs an. Ich hatte Müh genug, mich den beyden liebevollen, einnehmenden Mädchen zu verbergen. Es gelang mir aber doch endlich, und sie schienen auch befriedigt. Länger als eine Stunde waren sie bey mir. Der Abschied war recht wehmüthig und traurig, gleich als hätten wir uns Jahre gekannt. Dank und Segen strömten mir noch vielfältig aus Josephens Munde zu, unverdient, denn was konnt' ich für den glücklichen Zufall? Ich that weiter nichts, als was jeder Menschenfreund, jeder Rechtschafne gethan haben würde. Bey der Treppe sagte Therese: Wenn der Vater wüßte, daß wir bey fremden Mannspersonen herumlaufen? Er denkt immer, wir sind erbar und züchtig bey der gnädgen Großmutter. So ernsthaft wir waren, hier mußten wir doch lachen. Sie machte noch mehr Schnaken. Da ich sie in den Wagen hob, sprach sie etwas wehmüthig: Ich wollte blos die Bitterkeit des Abschieds verdrängen. Ich bin so gefühlvoll, als jede andre. Aber was hilft hier 's Weinen? Wir müssen uns doch trennen, auf ewig trennen. Sie langte noch einmal zum Wagen heraus, kneipte mir die Wange und sagte dabey: Leb wohl, lieber Tausendkünstler! Josephe weinte. Ich küßt' ihr die Hand. Gott

segne

ſegne Sie, beſter Mann, ſprach ſie wehmüthig, und der Wagen rollte fort. — Ich ſah ihnen tiefgerührt nach ſo lang' ich konnte. Langſam und traurig ſchlich ich in mein Zimmer. Ich warf den Ueberrock weg, zog ein Kleid an, um auszugehn, griff in die Taſchen, und fand — eine herrliche Tabatiere, ſehr geſchmackvoll gearbeitet und von beträchtlichem Werthe. Ich machte ſie auf und da fand ich ein Papier, auf welchem folgendes ſtand: Carissimo amico! Avetemi restituito una gran parte del perduto mio riposo! comme allai ringraziarvine? Cosla cosa vuole, aprire al caro mio Laveggio quel maraviglioso accidente. Uniti poi Vi benediremmo e pregaremo dal ciel la Vostra felicità. L'amore, quel dolce, nobile, amato bene sia il premio della Vostra honestà! O, se sorte gia amate, sia pace e contentezza la sorte di Voi e di Vostra amata. Ogni gioja e felicità Vi colma, o caro ed amareuole giouane! — No, no giammai Vi dimenticarò! Ogni volta che riguardo quel caro ritratto mi richiamo alla memoria il mio generoso benefattore. State bene e felice, sempre felice e ricordatavi ancora qualchevolte di Vostra vera e diuotissima amica

Maria Giuseppa Laveggio.

O was iſts doch für ein herrliches Ding um einen gefühlvollen Charakter. Edle Joſephe! Welche ſüße Augenblicke haſt du mir ſchon verſchaft! Du kannſt mir ſicher glauben, Auguſt, daß mir das Briefchen lieber

lieber ist, als die Dose. Was nüzt mir die Pracht? — Doch, auch die Dose ist mir schäzbar. Henriette, daß ich dir sie schon geben könnte! Welch ein allerliebstes Behältniß für deine Ringe! — Aber, wo bist du, Engel? Ach, das Herz wird mir schwer, wenn ich meiner Lage so recht nachhänge. Süffel kömmt nicht. Er konnte den Aufenthalt der Tante noch nicht entdecken! O Verhängniß! Konntest du mich so edle Seelen finden lassen, warum hältst du den Engel zurück? — Es ist spät, August! Vielleicht erquickt mich einige Ruhe. Morgen schließ ich den Brief, und Abends geht er fort.

den 11. Junii.

Da steht er schon an meiner Seite, der liebe, herzliche Bruder! bestürzt ist er, verdrüßlich und wider die ganze Welt aufgebracht. — Heute früh erhielt ich deinen Brief. Warum mag er wohl so dick seyn, dächt' ich, und riß ihn unruhig auf. Deine Nachschrift hieß mich zuerst den lezten Brief von Adolph lesen. Ich nahm ihn — und plözliches Schrecken drang durch alle meine Glieder. Ich warf alles hin, nahm den Hut, lief die Treppe hinunter, die Strasse hinab — wohin? — Das wußt' ich nicht. Höchst ärgerlich auf mich selbst lief ich wieder herauf, durchlas den Brief noch einmal, aber nirgends eine Adresse. Endlich fand ich am Schlusse von Adolphs ersten Briefe, daß er mit dem Postmeister wegen ankommender Briefe Verabredung genommen hatte. Dies war mir genug. Ich lief, oder vielmehr ich flog ins Posthaus. Grobheit hat von jeher die Leute,

die dort beschäftigt sind, für allen andern ausgezeichnet. Der eine Schreiber gab mir gar keine Antwort, der andre war höchst unwillig, daß ich solche Kleinigkeiten von ihm wissen wollte, und so giengs fort. Vor den Postmeister selbst konnt' ich nicht kommen. Höchst aufgebracht wartete ich eine lange Weile, bis ich endlich einen Briefträger dahinbrachte, daß er mich aufs Postmeisters Zimmer führte und mich bey ihm meldete. Dieser war die Gefälligkeit selbst. Er nahm sogleich seine Brieftasche her, und fand bald den Auftrag, Namen und Addresse meines Bruders. Ich dankt' ihm verbindlich und rennte in den Gasthof. Adolph war ausgegangen. Alles die Quere! Vor Essens wird er wohl nicht zurückkommen, sprach ein Markör. Das war kein guter Trost für mich. Ich gieng wieder, und da das Wetter heiter war, lief ich ins Freye. Da die Mittagsglocke schlug konnt' ichs nicht länger aushalten. Ich gieng zurück in Adolphs Logis, die Treppe hinauf, zur Thür hinein gestürzt und in seinen Arm. Er war eben über der Suppe her. Vor Schrecken ließ er den Löffel in die Stube fallen.

Er staunte, und ich stürzte die Veranlassung meiner Reise mit schnellen Worten heraus. Thränen flogen ihm in die Augen. Er stand auf, gieng hastig im Zimmer auf und ab, und tobte gewaltig auf die Welt. Ich brach auch in Klagen aus und so waren wir lange bey einander. Schlag ein, sprach endlich Adolph, wenn du Henrietten entdeckst, so befreyst du sie aus dem schändlichen Kerker, wir neh-

men

men Carln mit und reisen weit weg von Deutschland, weit weg aus allen den europäischen sogenannten christlichen Ländern, wo aber gröſsre Sclaverey und Unmenschlichkeit ist, als bey den Wilden. Seine Wuth machte mich noch trauriger. Ich hatte viel Mühe, ihn nur in etwas wieder zu besänftigen. Dann nahm ich ihn mit auf mein Zimmer, und — da ist er noch immer brausend und aufgebracht. Bald werden wir spazieren gehn. Erheitert uns die Schöpfung Gottes mit ihren stralenden Herrlichkeiten nicht, so ist alle Ruh für uns verloren. O Erbarmer, nur ein Tröpfchen Ruhe! — Noch keine Nachricht von Henrietten! Und doch bin ich noch voll Zuversicht, sie hier zu finden. Wo könnte sie sonst seyn? —

Wir gehn, August, und der Brief kömmt auf der Post. Adolph grüſst. Bald werd' ich ihm nun den vor einigen Tagen gehabten glücklichen Vorfall erzählen, und er wird mir nähere Nachricht von Carln, Marianen und dem Grafen geben. Arm in Arm werden sich unsre Herzen einander mittheilen. O des Glücks, daſs ich jezt in meiner traurigen Verfassung einen so trauten Seelenfreund fand! — Lebwohl, und gesegnet von Gott! Grüſs deinen Engel, und unsre Freundinn Sophie!

Heinrich.

Heinrich an August.

Wien, den 15. Junii.

Der Tag bricht an! Die Wolken ziehn beschämt hinweg, und bald ist der ganze Himmel heiter. Hier

an dieser Brust schlug ihr Herz, an meinem Blick weilte der ihrige. — Unaussprechlich? Wie kocht in meinen Adern! Wie das unruhige Herz so laut und feurig schlägt! — Alles sollst du wissen, haarklein erfahren! Nur Geduld! Freude wallt durch alle meine Glieder. Kaum kann ich die Feder halten. Unruh, Wonne, Bangigkeit — alles durcheinander —

Der Schluß meines lezten Briefs sagte dir, daß ich damals eben mit Adolphen ausgehn wollte. Wir giengen auch, und gradenwegs auf Schönbrunn los. Auf einmal hielt eine Kutsche und eine bekannte Stimme schreckte mich aus meinem Tiefsinn auf. Es waren — Thereſe und Joſephe, die in dem Wagen saſsen. „Das dacht' ich mir wohl, schrye die muntre Thereſe, daß wir uns noch einmal sehn würden. Wir kommen fast täglich in die Stadt und Sie werden sich ohne Zweifel auch noch aufhalten.“ Adolph gafte mich wacker an. Es sind die Lebeggio, rief ich ihm leise zu. Wer ist der Herr, den Sie da bey sich haben? fuhr Thereſe fort. Da sie hörte, daß er mein Bruder wär, that sie sogleich sehr bekannt mit ihm, und fragt' ihn, ob er auch so ein Wunderthäter wär, wie ich?

Thereſe. Steigen wir aus, und gehn mit den Herrn im Garten spazieren?

Joſephe. Ein herrlicher Einfall, Schweſter!

Thereſe. Aber ums Himmels willen, lieber Freund, wie ists mit Ihnen? Sie giengen ja so tiefsinnig vor sich weg, als ob Sie ein Staatsprojekt auszuführen hätten.

Ich.

Ich. Ach, wenn Sie wüßten —

Thereſe, die weiter nicht auf die Antwort Acht hatte, zu meinem Bruder: Ich geh' mit Ihnen, mein Herr. Ich fühl' immer einen beſondern Drang bey mir, meine Menſchenkenntniß weiter auszubreiten. Einen Bruder kenn' ich nun, ich muß jezt auch den andern kennen. — Sie nahm ſeinen Arm. Mit einem ſanften Freundſchaftsblicke, der mir durch die Seele drang, nahm Joſephe den meinigen. Dem Kutſcher ward zu warten befohlen, und wir wandelten traulich eine Allee hinab. Den Innhalt unſrer erſten Worte kannſt du dir leicht denken. Dank vor die Tabatiere und vor die liebevolle Zuſchrift, was konnt' ihn anders beſtimmen?

Aber zur Hauptſache: Joſephe drang ſo lang' in mich, bis ich ihr die Urſache meines Hierſeyns und alle meine Leiden entdeckte. So theilnehmend mußt du kein Mädchen kennen, als dieſe liebenswürdige Wienerinn. Sie weinte, und da ich auf die Härte des Vaters kam, o, da hättſt du die Gute ſehn ſollen! Hier fand ſie viel Gleichheit mit ihrem Schickſal. Wie ſehr mußte ſie kämpfen, nun den bängſten Schmerz zu verbergen, daß er nicht ausbrach. — Ich dachte Thereſe und ihr Begleiter gäben gar nicht auf uns Acht, aber auf einmal rief mir das Mädchen zu: wie heißt die Tante? Ich erſchrack. „Ihr Bruder, fuhr ſie fort, iſt vielmehr nach meinem Geſchmack, als Sie. Warum ſind Sie nun ſo zurückhaltend? Glauben Sie nicht, daß wir Ihnen vielleicht in dem und jenem beyſtehn können? Nun weiß ich alles.

Der brave Mann da hat mirs erzählt, gradheraus, ohne Umschweife. Weiß es doch Frölen Josephe auch, gab ich ihr zur Antwort. Nun das ist brav, sprach sie. Aber nur hurtig, wie heißt die Tante? Ich sagts ihr. Therese: Parole! Sie sollen morgen früh erfahren, wo ihr Gut ist. Unser Vater giebt sich sehr mit solchen Neuigkeiten ab. Wo ich nicht irre, hat er ein Verzeichniß von allen Gutsbesitzern um Wien.

Mirs wars als fiel' eine Zentnerlast von meiner Brust. Die Freude stieg sichtbar in mein Auge. Josephe freute sich mit mir, auch Adolph, auch Therese — alles frohlockte. Unser Gespräch ward nun gemeinschaftlich, und hatte keinen andern Gegenstand mehr, als Henrietten. Entwürfe und Anschläge wurden gemacht, und wieder verworfen. Nun, der Tante, sprach Therese, muß sie aus den Zähnen gerückt werden, das geht gar nicht anders an. Weggeholt und dann mit ihr in die weite Welt! Der Jüngling verläßt Vater und Mutter, und hängt an seinem Weibe. Das Mädchen verläßt Vater und Mutter, und hängt an ihrem Gatten! Ich hab das lezthin in einer Bibel gefunden, und in dem Buche kann nichts Böses stehn. Also nicht erst viel Weinens. Seyn Sie gutes Muths, Henriette wird bey der Tante seyn, sie werden den Aufenthalt finden, werden sich das Mädchen zu Gemüthe ziehn, und dann — ich komme zur Hochzeit. Mein Herz wollte nicht so recht in ihre Lustigkeit stimmen, und durch die Erinnerung, Vater und Mutter zu verlassen,

verwun-

verwundete ſie es tief. Doch rührte mich ihre Sorgfalt, und die Hofnung, daß ſie mir eine für mich ſo wichtige Entdeckung mittheilen würde, riß mich ganz zu ihr hin.

Je mehr man mit einander bekannt wird, deſto ſchmerzhafter iſt der Abſchied. So wars auch diesmal. Die Trennung war uns ſchon um ein gut Theil bittrer, als vorigesmal. Doch hofften wir, daß wir uns vielleicht noch einmal ſehn könnten, im Fall dies aber nicht wär, ſo verſprach ich, den herrlichen Mädchen nach einigen Tagen von meinen Verrichtungen, ſie möchten nun vortheilhaft oder traurig ſeyn, ſchriftliche Nachricht zu geben. Sie hingegen verſprachen mir, morgen früh einen Boten zu mir zu ſchicken, ohne Zweifel mit der Addreſſe der Taute. O ein ſchmeichelhaftes Verſprechen, das vermögend war, mich mit der freudigſten Unruh zu erfüllen. Wir verließen nun unſre Geſellſchafterinnen, hoben ſie in den Wagen und ſie fuhren fort.

Stumm und tiefſinnig gingen ich und Adolph neben einander her, beyde mit verſchiednen Gegenſtänden beſchäftigt, ich mit der näherkommenden Hofnung, meine theuergeliebte Henriette wieder zu finden, und Adolphen mochte das heiterfreye Betragen Thereſens, das er ſo ſehr liebt, immer vor den Augen ſchweben. Vielleicht erinnert' es ihn an die vollendete, von ihm geliebte Caroline. So kamen wir auf mein Zimmer, ohn' ein Wort mit einander geſprochen zu haben. Adolph ließ [illegible]eſen Abend ſeine Sachen herholen, und wir bez[illegible]in Zimmer.

Des Abends im Bette wurden wir geschwäziger. Ich malte meinem Bruder eine Menge Bilder meiner glücklichen Zukunft vor, und er sprach von Theresen und ihrem offnen Wesen. Beyde predigten den Wänden, denn da jeder seine besondre Lieblingsidee herschwazte, so gab keins sehr auf das andre Acht. So wiegt' uns endlich die späte Nacht in einen kurzen Schlummer. — Die aufgehende Sonne fand mich schon wieder wachend. Die Stunden wurden mir zu Tagen, aber endlich — es klopfte. Herein! Ein Dorfbube. Was bringst du? Ein Billet! huttig her! Er gabs. Ich verschlang folgende Worte: „Der Fr. Hofräthinn G. . . ihr Gut ist eine Stunde „von Wienerneustadt. Das Dorf heißt ***. — „Leben Sie wohl, seyn Sie glücklich und vergessen „Sie Ihr Versprechen nicht."

Therese, Josephe *).

Sieh mich da stehn, August, das Billet in der Hand und Beben durch alle Glieder. Der Knabe sezte hinzu, er käm alle Morgen in die Stadt, und da hätt' ihm die gnädge Herrschaft befohlen, er solle in einigen Tagen wieder hergehn und ein Blatt mit eben solcher Schrift holen. Ich verstand die theuern Freundinnen vollkommen. Thu das, und komm ohngefehr nach zwey Tagen wieder. Ich gab ihm ein reichliches Trinkgeld, und er war so entzückt drüber, als ich über die Entdeckung. — Nun ward sogleich Anstalt zur Reise gemacht. Christoph bestellte Extrapost, und wir sezten uns in der heißesten Mit-

*) Dies Billet war italienisch. A. d. H.

Mittagsstunde auf. Christophen ließ ich für sich selbst ein Miethpferd nehmen. Es war noch hoch am Tage, da wir in dem elenden Dörfchen ankamen. Unser Wirthshaus war von dem in Wien etwas sehr unterschieden, aber, was kann das für Eindruck auf die geschäftige Liebe machen? Diesen Abend war nun inzwischen weiter nichts anzufangen, als die schon entworfnen Projekte vollends zur Ausführung bereit und fertig zu machen. Auch romantische Kunstgriffe müssen oft zu wichtigen Unternehmungen einen glücklichen Weg bahnen. Ich hatt' einmal in meiner Jugend in einer antiken Zärtlichkeitsgeschichte gelesen, daß ein Liebender einen Händler vorstellte, und das Gesicht unkenntbar machte. War der Einfall blos daher, oder würd' er sich auch ohne dies vielleicht von selbst bey mir erzeugt haben: Das mag nun seyn wie es will. Kurz ich wählte diesen Weg, und die Folge zeigt dir, daß ich gut gewählt hatte. Souvenir, Etuis, Okular, Lorgnette, Zahnstocher, seidne Tücher, Tabatieren, Wettergläser, Spiritusfläschchen, und was sich nur von solchen Waaren denken läßt, hatt' ich einkaufen lassen, einen Hängekasten dazu, und das Nöthigste: eine Farbe für mich, die das Gesicht in Zügen und Mienen unkenntbar machte, und die ich in Wien sehr bald fand. Christoph mußte bey unserm Wirth genaue, jedoch sehr vorsichtige Erkundigung halten, ob die Hofräthinn etwa fremden Besuch bey sich habe. Die Mühe war aber vergebens. Das dumme Volk, dessen Aussprache man gar nicht einmal recht verstehn konnte, wußte nichts, und hatten sehr gleichgültig versichert, daß sie sich

darum nicht kümmerten. Die kalte Dummheit verdroß mich, aber was half mich nun mein Unwille? Die Nacht brach noch in der Ungewißheit herein. Ich warf mich aufs Bette, aber nicht einen Augenblick schlief ich. Wann sie hier wär, ich ihr so nah, ohne daß sies wüßte — ein Allgedanke, der nie aus meiner Seele wich, und meine wohlthätige Hofnung immer sehnsuchtsvoller machte!

Nach der unruhigsten Nacht dämmert' endlich der Morgen herauf, schön, lieblich, von wohlthätiger Kühle und süßen Gerüchen begleitet. Ich empfing ihn mit unruhiger Freude, betend und gerührt. Die umherliegenden ländlichen Gefilde, die nun seit so vielen Tagen keinen Eindruck auf mich gemacht hatten, däuchten mir wieder schön, der schwirrende Vögelgesang lieblich und der Morgen erquickend. Adolph schlummerte noch; ich stand einsam am ofnen Fenster, das ins freye Feld führte. Unerwarteter Anblick! Ein ganz weißgekleidetes Frauenzimmer schlich langsam und tiefsinnig an einem Stück Getreide hinab. Hurtig mein Glas — Henriette! Sie war es, bey Gott, August, sie war es. Mit Einem Sprunge war ich aus dem Zimmer und die Treppe hinab — Die Thür war verschlossen. Fluch und Teufel strömt' aus meinem Munde hervor, aber lange vergebens. Ich klopfte, daß das Haus hätt' einfallen mögen. Endlich wälzte sich die fast ganz unbekleidete Wirthinn aus dem untern Zimmer. Nun mußt' ich erst ein langes Examen aushalten, wo ich so früh hin wolle? „Zum T..., sprach ich, so früh? Die Sonne ist längst

längst aufgegangen. Ich will spazieren gehn, und das ist es alles.“ Die erschrockne Frau machte auf und ich flog wie ein Bliz über den Hof weg. Dann ins Feld, in die Gegend, wo ich Henrietten sah, auf jede Flur, unter jeden Baum, überall spähl' ich mit dem Glase umher — alles umsonst! Wie da mein Blut kochte, das kannst du dir ganz unmöglich so vorstellen. Ich rief ihren Namen — lief — stand wieder — nicht eine Spur. Nach und nach kehrte mein Geist wieder aus der Betäubung zurück, und ich sah nun wohl, wie leicht es möglich war, daß ich sie verloren hatte, da ich im Nachsinnen so lang' aufgehalten wurde. Also ist sie doch zuverläßig hier! Dies war der tröstliche Gedanke, der mich wieder ganz zu mir selbst brachte. Da ging nun die liebe kleine Schwärmerinn am frühen Morgen in Gottes grünenden Fluren umher, spürte um den, den sie auf ewig verloren zu haben glaubte, dacht' ihn weit von sich, in fernen Gefilden, und ich war ihr so nah, sah die Holde aus dem Fenster — Wundervolle Scenen im Erdenleben! Mit solchen Betrachtungen vertieft kam ich meinem Wirthshause näher. Die Bewohner des Dörfchens, die nun nach und nach aus den Federn hervorgekrochen waren, sprangen überall an die Fenster und begafften mich nach der Dauer. Auf einmal sah ich auf einem Teichdamme, der sich mitten im Dorfe bis an das herrschaftliche Gebäude hinzog, das Frauenzimmer, oder vielmehr Henrietten, noch einmal. Mir ward, als träfe mich ein Bliz. Aber jezt mußt' ich mich schlechterdings im Zaum halten. Sie war nur noch einige Schritte von ihrer

Woh-

Wohnung, und das ganze Dorf wär aufrührisch geworden, wenn ich hier hätte wollen auf sie zurennen. O August, das war sehr hart! Ich sah sie ins Haus treten, stand betäubt, und schlich endlich langsam in mein elendes Wirthshaus.

Sag mir, was du treibst? schrie mir Adolph entgegen, da ich ins Zimmer trat. Ich erzählt' ihm den Vorfall. Verwunderung und Freude erfüllt' auch sein brüderliches Herz. „Also ist sie doch zuverläßig hier", sprach er endlich, und wiederholte damit meinen vorigen Gedanken! Das Frühstück ward hierauf hastig eingenommen, und dann gings mit ganzem Ernst übers Gesicht her. Bald war es so unkenntlich, daß man mich wohl eher für einen venetianischen Sonnenbruder als für Heinrich hat halten müssen. Die abgeschabteste Kleidung, die ein Wiener Jude hatte liefern müssen, ward angelegt, der Waarenkasten umgehangen, und nun fehlt' es weiter an nichts, als an Muth und List. Noch ein bedenklicher Umstand kam uns in den Weg. Was werden die Wirthsleute denken? Was werden sie aus der Wirthschaft machen? Davor lassen Sie mich sorgen, sagte Christoph. Die Leute sind so dumm, daß man ihnen überreden kann, was man nur will. Die Reise ging also fort. Adolph und der Bediente konnten sich ohnmöglich des Lachens enthalten über den poßirlichen Anblick, aber mir vergings. Zitternd wankt' ich fort, zitternd trat ich in den Hof. Eine Menge Hunde lärmten mir entgegen und wollten mich schlechterdings nicht leiden. Ein schöner Anfang, dacht' ich

ich bey mir selbst. Auf den Lärm der Hunde kam bald ein Bedienter herbey. Er wollte mich abweisen. Hier war nun freylich mit Hize nichts auszurichten. Ich bückte mich, bat, prieß meine Waaren an, und er ließ sich endlich bewegen, mich zu melden. Wie mir ums Herz war, da ich mit meinem Waarenkasten so hinter ihm die Treppe heraufkeuchte, das läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben.

Ich mußte lang' auf dem Saale warten. Während daß ich so da stand, kam aus dem einen Zimmer ein junger Officier heraus. Das größte Närrchen, das nur je eine Mutter gebahr. Er rief mich hinein. Dem Befehl zu gehorchen ward mir unendlich schwer. Dieser Affe macht gewiß Ansprüche auf meine Henriette, das war der erste Gedanke, der mir einfiel, da ich ihn in dem Hause sah. Er kaufte verschiedne Galanteriewaaren für Frauenzimmer — für wen anders, als für Henrietten? Hier hätt' ich bald lachen müssen, so wenig lächerlich mirs auch immer ums Herz war. Mittlerweile kam der Bediente wieder und rief mich zur Madam. Ich ging, trat ins Zimmer — da saß sie, die leibhaftige dicke Hofräthinn, der ich während ihrer Gegenwart in B... manchmal die Hand abgeleckt habe. Sie besah meine Waaren, kauft' aber weiter nichts als ein kleines Souvenir. Von Henrietten sah' ich nicht das geringste. Gott! dacht' ich, wenn ich sie nun gar nicht zu sehn kriege, meine Mühe ganz umsonst wär, was soll ich dann für ein Mittel wählen? Noch dacht' ichs, als die Alte von einer neumodischen Sorte seid-

ner

ner Tücher zu reden anfing, die sie kürzlich in einer Gesellschaft gesehn hatte. Ich ließ sie mir beschreiben. Die hab' ich, sagt' ich sogleich, so schön sie sie verlangen. Morgen früh will ich wieder herkommen, wenn sie befehlen und dergleichen Tücher mitbringen. Meine übrigen Waaren sind nur eine gute Stunde von hier. — Ich bekam Erlaubniß zu kommen; aber auch Erlaubniß, vorjezt zu gehn, wo ich hergekommen wär. Ich empfahl mich. Indem ich über den Saal ging, kam der Officier an die Thür, und fragte den Bedienten, wo Henriette wär? Im Garten! war die Antwort. Nun stell dir einmal vor, lieber August, wie mir zu Muthe seyn mußte. Jezt wußt' ich, daß sie im Garten war, und mußte, immer die Gartenthür vorüber, meinen Weg fortwandeln. Hier war Standhaftigkeit und Selbstverläugnung vonnöthen. Ich schlich so langsam wie eine Schnecke, die Treppe hinunter und über den Hof hin. Alles umsonst. Ich kam unverrichteter Sachen mit meinem Waarenkasten wieder zum erwartungsvollen Bruder zurück.

Da ich ins Haus trat, wollte mich der Wirth abweisen, ich sagt' aber, ich wäre herbestellt, und so ließ er mich laufen. Wir veranstalteten es in Ansehung seiner so, daß er gar nicht erfuhr, daß ich und der Hausirer eine Person wären. Wenn Letzterer kam, so war ersterer grade nicht zu Hause, und wenn ich hernach auf einmal da wär, so mocht' er, wenns ihm ja auffiel, denken, ich wär unbemerkt zurückgekommen. Ein Pinsel muß alles glauben.

In meinem Leben ist mir wohl noch kein Nachmittag so langweilig und verdrüßlich geworden, als der drauf folgende. Ausgehn wollten wir nicht, konnten's auch nicht, wenigstens nicht Beyde, und dies wegen der einmal angegebnen Ursach unsers Hierseyns. Adolph spielte den Kranken. Da wir seiner jählingen Unpäßlichkeit wegen nicht gut weiter reisen konnten, so sahen wir uns genöthigt, ein paar Tage hier stille zu liegen. Diesen Vorwand mußte Christoph gelezentlich den Wirthsleuten und dem Gesinde beybringen. — So bald ich von der Hofräthin zurückkam, ließ ich den Bedienten nach der Stadt reuten, um einige Sorten neumodischer Tücher zu kaufen. Ich beschrieb ihm die von der Alten verlangten sehr genau, zugleich befahl ich ihm, in unsern dortigen Gasthof zu reuten, den Wirth unsrer baldigen Rückkunft zu versichern, und wenn ja etwa ein kleiner Dorfbube nach mir fragte, ihn auf den andern oder dritten Tag wieder zu bestellen. Der Kerl brachte allerliebste Tücher und zugleich welche, die mit der Beschreibung von den verlangten sehr genau übereinkamen. — Unter der schmerzhaftesten Unruh floß endlich auch dieser Tag vorüber.

Am drauf folgenden Morgen stand ich wieder bey Tagsanbruch auf, und wich nicht von dem Fenster, wo ich gestern die glückliche Erscheinung gehabt hatte. Umsonst! Ich befürchtete auch beynah vom Anfange, daß sie nicht kommen würde, denn der Himmel war in dicke, regendrohende Wolken gehüllt. — Mein Herz schlug immer bänger. Sollt' ich noch lange da

bleiben,

bleiben, einen heitern Morgen, oder vielleicht viele abwarten? Dies war nicht rathſam. Die alte neugierige Hofräthin, die das Hierſeyn fremder Reiſende zuverläſſig längſt wußte, hätte zu genau auf uns Acht haben, und alsdenn wohl gar das Geheimniß entdeckt werden mögen. Die braune Farbe mußte noch einmal herhalten, der Waarenkaſten noch einmal umgehangen werden, und nun gings auf den letzten Verſuch los. Schon bekannt in dem Hauſe der Tante, wandert' ich ungehindert über den Hof hin, ins Haus, die Treppe hinan — und eben kam der Engel herunter! Ich zitterte ſo heftig, daß mir die Waaren in einander rollten. Aber, Muth! Ich ermannte mich, und fragte, ob die Alte zu Hauſe wär? Jezt tönte aus dem melancholiſchen Munde der Holden ein menſchenfreundliches: Ja! O ſchöne Dame, fuhr ich mit verſtellter Stimme und in einem gebrochnen Deutſch, das meine Sprache noch unkenntlicher machte, fort, kommen Sie mit mir, ich habe charmante Waaren. „Nein, mein Freund, gab ſie zur Antwort, ich frage nichts darnach. Geh' er nur zur Hofräthin, ſie hat ſchon von ihm geſprochen, daß er kommen würde." Sie ſchwieg und ging die Treppe hinunter. Eben war ich im Begriff, nun das äuſſerſte zu wagen, und Henrietten einen Wink zu geben, daß ihr ihr Heinrich ſo nah ſey, als jählings die Alte an die Treppe kam. „Ha, da kommt ja der Tyroler wieder. Henriette! Henriette! Wo wollen Sie denn hin? helfen Sie mir doch ausleſen." Du ſprichſt wie ein Engel, dacht' ich für mich. Ohn ein Wort zu ſagen, kam das Mädchen zurück, und folgt

und

uns mit niedergeschlagnen Augen. Die Trauer der Seelen brach aus jedem Gesichtszuge hervor. Das Herz hätte mir bluten mögen, da ich sie so bleich und traurig sah. Sie betrachtete die Tücher mit so einer Gleichgültigkeit, daß die Alte unwillig ward, und ihr grad ins Gesicht sagte: Sie merkte schon, daß sie nicht mit einander stimmen würden, ob sie gleich erst einige Tage hier wär. Mich verdroß das Gewäsch entsezlich, aber Henriette blieb so gleichgültig dabey, als bey den Tüchern selbst. Verschiednemal sah sie mir starr ins Gesicht, dann ging sie ans Fenster und seufzte. Sie fand vermuthlich ähnliche Gesichtszüge mit Heinrich. Ihre Bemerkung war sehr richtig.

Die Hofräthin war endlich mit auslesen fertig, behielt verschiednes, zahlte aber so karg als möglich. Ich zuckte die Achseln und ließ mirs gefallen. Ich sagte hierauf sehr demüthig, daß ich noch eine Bitte hätte. Ich wünschte nämlich, daß mir die gnädge Frau etwa durch einen Bedienten oder sonst jemanden ihren Garten zeigen lassen möchte. Ich wär ein Kenner, und großer Liebhaber von fremden Gewächsen und Blumen, könnt auch, wenn es verlangt würde, verschiedne Saamen liefern, die sie gewiß noch nicht haben würde. Die Alte lachte. Kann er doch gehn, sprach sie. Meine Liebe, wandte sie sich zu Henrietten, ich weiß, sie sind gern im Garten. Ich lasse die Bedienten nicht gern ins Gewächshaus. Ich dächte sie zeigten dem Mann einmal die frühen Herbstfrüchte, die, u. s. w. Sie nannte noch eine

Menge Sachen her. Henriette lief sogleich weg, kam mit einem Schlüssel in der Hand wieder und hieß mich mit der sanftesten Herablassung folgen. Ich empfahl mich der Hofräthin. Mein Herz hüpfte für Freuden. Wir wanderten fort, und kamen an die Gartenthür.

Entschlossenheit, Jüngling, Entschlossenheit! Noch immer blieb ich Haustirer, in allen Gängen durch die sie mich führte. Sie zeigte mir hier und da ein Gewächs, bat aber zugleich um Vergebung, daß sie noch nicht alles genau wüßte, indem sie erst einige Tage hier wär. Ich sprach nichts, betrachtete, und machte mich zur Entdeckung bereit. Sie schloß das Gewächshaus auf. Ich folgt' ihr und ließ die Thür hinter mir zufallen. „Du bist die rare Blume, die ich suche," rief ich hastig, sezte den Kasten weg und schloß sie in meine Arme. —

Henriette: Heinrich — bist dus? Um Gottes willen! wie ist das möglich?

Ich: Fasse Muth! Geschwind, sage: wie geht dirs hier?

Henriette: Wie anders als traurig? Dich glaubt' ich auf immer verloren zu haben, und da war auch die Welt auf immer für mich verloren.

Ich: Wer ist der Officier, den ich gestern hier sah? Was hat er hier zu schaffen?

Henriette: Hast du ihn gesprochen?

Ich: Du sollst alles erfahren. Jezt sag mir nur, ob er ein Anverwandter von der Alten ist? Oder wie kommt er sonst hieher?

Henriette: Ach, Heinrich! Ja er ist ihr Neffe. Gewiß, es wird in die Länge nicht gut mit ihm gehn. Er schleicht mir schon die wenigen Tage, die ich hier bin, auf jedem Schritte nach. Die Tante sagt, sie hätt' ihn für mich zur Gesellschaft von Wien auf ihr Gut kommen lassen. Diesen Vormittag ist er ausgeritten, sonst wär er gewiß schon da.

Ich: Er soll dir nicht lange mehr nachschleichen! — Aber jezt geschwind noch etwas. Bist du gestern früh vorm Dorfe spatzieren gegangen?

Henriette: Ja!

Ich: Engel! ich hab dich gesehn, bin dir nachgelaufen, aber ich fand dich nicht.

Henriette: Heinrich, wie soll ich dich belohnen? — Thränen erstickten ihre Stimme. Sie weinte schluchzend an meiner Brust. Nach einer Pause fuhr sie fort: Im Gewächshause gabst du mir den Ring der Treue — und im Gewächshause umarm' ich den Treuen wieder, den ich hienieden nie mehr zu umfassen hoffte!

Ich: Wir müssen uns trennen. Laß uns aber einen Entschluß fassen, daß wir uns weiter sprechen. Gehts an, daß du morgen früh spatzieren gehn kannst?

Henriette: Ja, Bester, wenn der Himmel heiter ist.

Ich: Und wenn das nicht ist? —

Henriette: So komm unter die Fenster, die ich dir jezt zeigen werde. Sie gehn auf die Straße. In der Verfassung, wie du jezt bist, kennt dich schlechterdings kein Mensch. Ich schreib dir diese

Nacht, und da werf ich dir dann den Brief zum Fenſter hinab. Aber, es wird ſchon gut Wetter ſeyn. Und wenns auch nicht iſt — ich gehe, Heinrich, die Tante mag beym aufſtehn ſchmählen, wie ſie will. Wenns nur nicht ſehr ſtark regnet, denn da darf ichs freylich nicht wagen.

Ich: Der Himmel ſteh uns bey. Ich gehe, Henriette! — Noch einmal ſchlug ihr Herz an dem meinigen, ich hieng den Kaſten um, ſie zeigte mir die Fenſter, und wir trennten uns mit wehmüthiger Freude.

Diesmal konnt' ich meinem lieben Adolph eine glücklichere Nachricht bringen. Er freute ſich mit mir, ſo ſehr es ein treuer Herzensbruder nur immer kann. Wir verlebten dieſen Tag ſo vergnügt, als es bey der unruhigen, ſonderbaren Lage, in der wir uns befanden, möglich war. Hätt' ich Kronen zu verdienen gewußt, unter der Bedingung, daß ich jezt ſogleich das Dörfchen verlaſſen ſollte, ich hätte den ſehr ausgelacht, der ſie mir geboten hätte. Ich ſah nun nichts mehr vor mir als eine ununterbrochne Kette von Freude. Die Schwierigkeiten, die ich noch zu überwinden hatte, die Leiden, die mir vielleicht noch bevorſtehn, keines konnt' einen Plaz in meiner Seele erhalten. Ich ſchrieb faſt den ganzen Nachmittag und Abend an Henrietten, und das ganze Blatt enthielt nichts als freudige Schwärmereyen über das frohe Wiederſehn. Die Nacht brach herein. Ich ſchlief ſpät ein, und da ich erwachte, ſtieg eben die majeſtätiſche Sonne hinter dem Gebirge herauf.

ſie warf ihre röthlichte Strahlen auf mein Bette, und ich ſprang behende, wie der Jüngling zum lauten, fröhlichen Tanze, aus dem Lager auf. Adolph, der auch ſchon erwacht war, ſtand gleichfalls auf. Wir kleideten uns an, und ſtanden erwartungsvoll, beyde mit Ferngläſern am Auge, am offnen Fenſter. Sie kam — und wir ſtürzten aus dem Zimmer. Diesmal hielt uns nichts auf, denn wir hatten uns den Schlüſſel zur Thür geben laſſen. Nun gings über Stock und Stein, über Aecker und Wieſen. Da ſtand der Engel mit offnen Arm, weiß, wie die Unſchuld, und ein Frühlingslächeln goß ſich über ihr Geſicht aus.

Ein neues Wunder für Henrietten. Wo in aller Welt kam jezt Adolph her? In den wenigen Augenblicken, die wir uns geſtern ſprachen, hatt' ich ihr nichts von ihm geſagt. Sie erfuhr jezt von ſeinen Angelegenheiten, ſo viel die Zeit erlaubte. Wir eilten in ein nahes Büſchchen. Dort ſtanden wir Arm in Arm, und berathſchlagten — was anders, als Flucht? Henriette gab mir ein vollgeſchriebnes Blatt, ich ihr auch eins, aber jezt war an kein Leſen zu denken. Ihr Brief enthält ihre ſonderbare Reiſegeſchichte. Wie ſo genau ſie mit Adolphs Geſchichte in Anſehung der entführten Nönne zuſammenhängt, ſollſt du bald erfahren, wenn du den beyliegenden Brief ſelbſt lieſeſt. Du wirſt Augen, Ohren und alle Sinne für Verwundrung aufſperren. Adolph iſt wie verſteinert. Er hat Henriettens Brief ſchon einigemal durchgeleſen. Was nicht Aehnlichkeit in

der Bildung thun kann! — Unvermerkt war eine Stunde vorüber geeilt, und nun war es die höchste Zeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Henriette lechzte nach Befreyung, klagte von neuen über die Verfolgung des Officiers, und da die Treue sich in meinem Arm nach den ausgestandnen vielen Leiden so glücklich fühlte, so war ihr selbst die Flucht schmeichelhaft. Sie noch aufschieben? Wozu das? Meine Absicht ist schlechterdings Aussöhnung mit den Aeltern. Besitz' ich nur einmal den Engel, gewiß, diese Aussöhnung wird mir dann leichter. Es klingt widersprechend, und doch ist es sehr wahr. Die Mutter ist nicht ohne Gefühl. Der Verlust der Tochter wird sie weichmüthig machen. Die Schuld der Entführung wird ganz von ihr abgelehnt, und auf den Entführer geworfen. Ich trage sie von Herzen gern, denn ich komme dadurch der völligen Vergebung immer näher. Die Mutter fühlte sich vielleicht, daß sie zu hart mit Henrietten umgieng. Sie wünscht ihr Kind wieder in ihre Arme. Wer kanns ihr aber anders überliefern, als der, der es besitzt, und das ist — der verbotne Heinrich. Was soll sie thun, um der Tochter die Ruh wieder zu geben, die sie ihr selbst nahm? Sie erweicht den Vater — er vergiebt — sie vergiebt — und die glücklichsten Kinder kehren in den Schooß der Aeltern zurück. O du süßes, himmlisches Bild! — Und das wirst Du wollen, Allbeglückender! Gewiß, du wirsts! Ein Vorgefühl sagt mirs.

Aber ich komme zurück, und erzähle Dir die Veranstaltung unsrer Flucht: Henriette wird Tags vorher

her die Schlüssel zum Garten und zum Gewächshause zu sich nehmen. Wenn dann alles in tiefen Schlaf ist, und die vertrauliche Mitternacht auf die Erde herabsinkt, dann geht sie hinunter. Das Gewächshauß hat einige Fenster, die gerad' auf die Straße führen. Dort unter diesen Fenstern wart' ich ihrer mit Christoph. Was ist leichter, als durch das niedrige Fenster zu steigen? dann nehm' ich das Mädchen in meinen Arm, wir laufen bis ans Ende des Dorfs, und dort erwartet uns Adolf, mit dem Wagen, auf dem wir eben erst von Wien hier ankommen. Mit der größten Eilfertigkeit fahren wir wieder nach Wien. Dort sind schon in einem andern Gasthofe zwey Zimmer bestellt, die uns sogleich aufnehmen. Den drauf folgenden Tag verlassen wir Wien, und es geht dann geradenwegs zu Karln, nach D.. Adolf will, wir sollen mit ihm und Karln nach Italien gehn, aber das ist übereilt beschlossen. Findet er Karln, den er vorjetzt noch in seinem Leben nicht gesehn hat, nach seinem Herzen, so kann er wenn er Sinn davor hat, mit ihm den Weg antreten, um Marianen aufzusuchen. Aber ich will in der Stille unter der Hand an der Versöhnung mit den Aeltern arbeiten.

Diese Nacht also noch in Wien, dann noch eine, und dann nie wieder. Die Waaren hab ich all' an die Juden verhandelt, und das Geld davor meinem Bedienten zur Belohnung für seine Treue gegeben. Cornelis Geld hält noch brav wieder, und wär auch dies nicht, so befriedigte mich auch noch die Gros-

muth Deiner Schweſter. — Süffel war heut bey mir, und ſagte mir mit den bitterſten Klagen, daß ſeine Herrſchaft jählings verreiſt wär, den drauf folgenden Tag, nachdem er mich geſprochen hatte. Sie waren heut erſt zurück kommen, und er hätt' alſo noch nicht das geringſte auskundſchaften können. Schön gemacht! Wenn mir alſo der gütge Himmel nicht einen andern ſo vortheilhaften Weg zeigte, ſo hätt' ich ziemlich lange warten müſſen, und meine Geduld wär entſetzlich geprüft worden. Ich beruhigte den guten Süffel, ſagt' ihm, daß ich ohnedies eine glückliche Entdeckung gemacht hätte, und nunmehr vor ſeine angebotnen Dienſte freundſchaftlich dankte. Er wollt' Anfangs kein Geſchenk annehmen, ließ ſich aber doch endlich dazu bewegen. Thereſens und Joſephens Dorflakai iſt bereits geſtern da geweſen, und wiederbeſtellt worden. Ich erwarte ſeine Ankunft morgen früh. Der Brief an die Baroneſſen iſt fertig. Er enthält Nachricht und wehmüthigen Abſchied.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, werd' ich ohne Zweifel ſchon in D... ſeyn. Von dort aus ſchreib ich Dir wieder, und erwarte dann auch Antwort von Dir. Schwer liegt die Verſöhnung mit den Aeltern auf meinem Herzen. Es wird harte Stöße ſezen. Sollte ſie unmöglich ſeyn, o Freund! dann leb ewig wohl! dann lebt wohl, Aeltern, Anverwandte und Freunde! Die Bande der Liebe ſind mächtiger als die Bande der Verwandſchaft. Hoffnung, Jüngling! Zuverſicht! Deine Laufbahn wird das ſchönſte Ende krönen, wenn es das Glück Deiner Seelen erlaubt

laubt, wenn es die Vorsicht wohlthätig für Dich findet! — O wo soll ich den morgenden Tag vor langer Weile hinbringen? Heitrer, wolkenfreier Himmel, welcher Trost bist Du für den Unruhigen!

Adolf spricht oft von Theresen. Es wird wohl vorüber gehn. Er grüßt herzlich! — Hier hast Du einen Brief an die Aeltern. Diesen Abend schreib ich ihn. O Freund, er wird mich viel kosten? Soll ich den Theuern alles entdecken? Nein! Nichts, als daß ich ihren Aufenthalt weiß, daß ich bald zurück komme — was mir mein Herz eingiebt wenn ich schreiben werde. — Dies ist also der letzte Brief, den Du von Wien erhältst. Leb wohl, Freund, und Deine Juliane mit Dir! Dies wünscht Euer glücklicher

Heinrich.

Henriette an Heinrich.

Den 14ten Juny.

Mein Geist lebt wieder auf! O Du Geliebter, was ist würdig genung, Dir deine Liebe zu belohnen? Hätt' ich Kronen, was wären sie gegen deine Treue? Erschüttert, freudetrunken bin ich noch von der seligen Ueberraschung. Hätt' ich in dem braunen Tyroler meinen Heinrich gesucht? Du Lieber, Guter! Wie mir sowohl ums Herz ist! Freudenthränen rollen über die glühenden Wangen herab. Solltest Du mich sehn, Heinrich, wie ich so froh bin, wie das feurige Herz Dir entgegen schlägt! Thal und Fluren und Hügel, die Sonne und der hellblaue Himmel

lächeln mir Freud' entgegen, sie die jetzt nun die Gefährden meines Schmerzes und die Vertrauten meiner Klagen waren. Ach daß ich Dich wieder nahe habe, Du, dem ich nie wieder zu sehn hofte! Warum hast Du getrauert meine Seele? Sieh, so verbirgt sich die Sonne hinter die dickſten Wolken, um dann desto freyer und heller zu glänzen — Ich weiß nicht, was ich beginne, geh umher, zittre vor Freuden, und weine. Meinem Herzen ists zu eng' in der Schnürbrust. Es will davon, will weg aus dem Kerker und brennt vor Begierde, sich an einen Gegenstand anzuschmiegen — und der ist — Heinrich. Ja, der ists, der ists? Das kleine Ding hüpft stärker, da ich Deinen Namen schreibe. Zukunft, was willst Du vor meinen Augen? Weg, weg mit Dir, daß Du mein Herz nicht aus dem Taumel der engelsüßen Freude herausreissest! — O Heinrich, schon muß ich Dich verlassen. Karschdi kommt. Das plumpe Närrchen! Er fragt mich, was ich schreibe? Wie unverschämt! Ich hab' ihm noch kein Wort geantwortet. Er wird zudringlich. O warum laßt ihr mich nicht meine Freude in den einsamen Busen ausschütten, ihr Grausamen! — Ich muß schon aufhören. Leb wohl! die Nacht wird mir mehr Ruhe gewähren.

Nachts 11 Uhr.

Nächtliche Ruhe hat sich nun über unsre Wohnung und vielleicht über das ganze Dorf ausgebreitet. Die Vögel des Abends beginnen in den nahen Gebüschen ihr Lied, unterbrochen von dem sanften Rauschen des Zephirs. Muntre Frösche schallen ihr

lautes

lautes Getöne aus der sumpfigten Ferne herüber. Still und einsam liegt die weite Schöpfung Gottes, in dämmerndem Flor. Spielende Mücken und andre Insekten summen am erleuchteten Fenster vorüber und am hohen bläulichten Himmel blinken die Heere der Sterne mit gemildertem Glanze. Da siz' ich, am ofnen Fenster, vor mir dies Blatt, in meinem Herzen Gott, seine Schöpfung, und Heinrich! — Jeder der geschilderten Reize gießt Frölichkeit in meine Seele. Ruhe wohnt auf meinen Lippen, Ruh in der Brust, und Lobgesang strömt aus jedem meiner Gedanken. Seit den Abenden, die wir auf Julianens Landgute zubrachten, ist mir keiner mehr so feyerlich gewesen, als dieser. Laß mich noch einmal recht aus Herzensgrunde die Schönheiten, die Freuden dieses vertraulichen Abends fühlen, noch einmal anbetend zu Gott aufweinen, dann soll es mein Geschäft seyn, Dir die Merkwürdigkeiten meiner Reise zu erzählen. Die Augenblicke, die uns morgen vereinen sollen, möchten uns zu kurz werden. Laß mich Dir sie also niederschreiben, Du bester, treugeliebter Heinrich, dem alles, was mich betrift, so noch am Herzen liegt, als beträfs ihn selber.

Mit einer Wehmuth, die die lebhafteste Beredsamkeit nie auszudrücken vermöchte, riß ich mich aus dem Hause meiner Aeltern los, nachdem ich vorher an Dich, und an meine Mutter geschrieben, meinem Schicksal manche bange Thräne geweint, und von der guten rechtschaffnen Christine bittern Abschied genommen hatte. Eine alte weitläuftige Anverwand-

verwandtinn meines Vaters saß schon in dem Wagen, da ich hinabkam. Sie empfieng mich als die nunmehrige Begleiterinn auf meiner traurigen Reise. Ich kann nicht über sie klagen. Sie bezeigte sich sehr mitleidig gegen mich und suchte mich auf der langen Reise durch dies und jenes zu zerstreuen. Vielleicht wär es ihr gelungen, wenn mein Zustand etwas weniger schrecklich gewesen wär. Aber ich war so betäubt, daß auch nicht das geringste einigen Eindruck auf mich machte. Die herrlichen Gegenden, die wir auf unsrer Reise antrafen, die mannichfaltigen Abwechslungen der verschiednen Städte, alles gleichgültig für mich.

Unser Weg führet' uns durch den Ort, wo der verabscheuungswürdige D... wohnt. Wir hielten uns nicht lang' auf. Mir ward so bang ums Herz, da ich Z... nennen hörte, und als wir vollends durchs Thor fuhren, da war mirs als müßt' ich absteigen, und einen Seitenweg nehmen. Meine Unruh schien Ahndung. Doch verließ sie mich wieder, da wir aus Z.. herausfuhren. Wir waren ohngefehr eine Stunde gereist, als auf einmal unser Wagen hielt. Himmel! D... stand vor demselbrn und fragte mit kriechender Höflichkeit, wo wir hinwollten? Er that gleich sehr bekannt mit mir, und da dies die Alte, die ihn nicht kannte, bemerkte, schwieg sie und ließ mich allein mit ihm reden. Ich war zu bestürzt, als daß ich ein Wort hätt' aufbringen können. Er redte aber immer fort und sagt' endlich mit angenommner Vertraulichkeit: Ich weiß, wo sie hinreisen.

sen. Ihr Papa hat mir erlaubt sie zu begleiten. Ihr Weg geht nach Wien. Er öfnete hierauf das Thürchen, setzte sich in den Wagen, und ließ sein Pferd durch den einen bey sich habenden Bedienten zurückreuten. Der ganz unerwartete sonderbare Auftritt setzte mich und meine Begleiterinn in staunende Verwunderung, und da diese hörte, daß er wußte wo wir hinwollten, daß er zugleich Befehl des Vaters angab, so setzte sie sich nicht wider seine Begleitung. Nun gabs seltsame Auftritte. D..s geschwätzige Zunge ward niemals müde, aber er predigte tauben Ohren. Die Alte spekulirte mit allen ihren Seelenkräften wie das wohl zusammenhienge? Ich schlug die Augen nieder, sprach nichts und beschäftigte mich allein mit der Entdeckung, die ich gemacht hatte, daß ich nämlich nach Wien solle. Die Tante Hofräthinn fiel mir sogleich ein; ich vermuthete nun ganz gewiß, daß ich zu ihr kommen würde, und hatte nicht geirrt. Dieser Zwischenraum dauerte beynah eine halbe Stunde, bis endlich D.. so mit mir zu reden anfieng, daß ich ihm schlechterdings antworten mußte. Aber wie konnt ich ihm anders, als mit Verachtung begegnen? Er verbarg inzwischen seinen Unwillen, blieb geduldig, wenn ich ihm oft gar keine, oder doch wenigstens sehr kurze Antworten gab, und erhielt sich beständig in einer gewissen gleichgültigen Gelassenheit, welche mir sein Vorgeben, das mir Anfangs fabelhaft schien, beynah glaubwürdig machte. Der Vater, so dacht' ich, glaubt vielleicht, D.. wird durch sich selbst das bewirken, was Er nicht vermochte, wird durch Ge-

genwart

genwart und schmeichelhaftes Betragen mein Herz gewinnen.

Wir langten endlich an dem Ort' an, wo wir übernachten wollten. Die Furcht bemächtigte sich nun Deines armen Mädchens. Da wir in dem Gasthofe abstiegen, bat ich die Alte, mich keinen Augenblick zu verlassen. Sie fragte mich, ob ich denn mit dem Herrn bekannt wär. Ich sagt' ihr von dem Verhältnisse, in dem ich mit ihm stand, so viel als sich in der Geschwindigkeit thun ließ. Auch ihr kam die Sache verdächtig vor, und schien ihr halb wahr, halb erdichtet. Wir verabredeten, uns so kalt als möglich gegen ihn zu betragen, und nicht eine Minute von einander zu weichen. Das Abendessen ward aufgetragen. D.. hatt' es sogleich nach unsrer Ankunft veranstaltet. Er ließ zugleich Wein geben, betrug sich so, als ob er gleich vom Anfange mit uns gereist wär, und nöthigte sehr dringend zum Essen und Trinken. Ich rührte fast nichts an, und da mich ausserdem die Gegenwart des D.. nicht verunruhigte, so hieng ich der traurigen Stimmung meiner Seele ununterbrochen nach. Die Nacht kam. Die Alte gab ihm zu verstehn, daß er uns verlassen möchte. Er verstands nicht, und blieb. Der Wein, den er in Menge zu sich genommen hatte, stellt' ihn bald in seiner wahren Gestalt dar und warf den angenommnen Schleier ab. Er nahm meine Hand, ich zog sie weg. Er schlang seinen Arm um mich, ich schrie, und die Alte fieng an, ihm den Text zu lesen. Sie gieng an die Thür, und ließ den Bedienten rufen, den wir gleich zu Anfang

fang' unſrer Reiſe angenommen hatten. Er kam. Dies beleidigte doch den halbtrunknen, halbnüchternen D.. Er nahm kalten Abſchied und verließ uns. Hinter ihm verriegelten wir ſogleich das Zimmer. Die Nacht war für Deine verfolgte Henriette ſchwermüthig und düſter. Von Aeltern verſtoßen, vom Geliebten hinweggeriſſen, und nun noch dazu von einem ſolchen Nichtswürdigen verfolgt — wenn dieſer Gedanke in meiner Seele aufſtieg, o da war der Kampf hart, ihn zu unterdrücken, und wieder Gelaſſenheit zu erringen. Am drauf folgenden Morgen ſtanden wir zeitig auf. Die Thür war nicht ſobald geöffnet, der Thee aufgetragen, als ſogleich D.. wieder da war. Er bat uns mit den reuigſten Ausdrücken um Vergebung wegen ſeines geſtrigen Betragens, ſchob alles auf den Wein, und wußte ſich ſo gut zu verſtellen, daß die Alte ganz von ihm eingenommen ſchien. Doch, ſie ſchiens nur, und ſie gab mir bald zu verſtehn, daß ihr Betragen nur Verſtellung ſey. Ein furchtſames Mädchen, deren Seele ohnedies durch mannigfaltige Leiden zerrüttet iſt, traut nie wieder, wenn ſie einmal verſcheucht worden iſt. Bangigkeit durchdrang mein Herz, und alle Glieder zitterten, da wir weiter fuhren, und D.. ſich wieder zu uns in den Wagen ſetzte.

Die Straße war hin und wieder ſehr einſam und gieng oft durch kleine Gebüſche. D.. nützte dieſe Einſamkeit. Er ward zudringlich und in kurzem ſo unverſchämt, als ers den Abend vorher war. Alle Verweiſe waren jetzt vergebens. Er beſtürmte mich

mit

mit ausschweifenden Liebkosungen so heftig, daß ich ihn immer von mir stoßen mußte, und darüber all' meine Kräfte erschöpfte. Ich rief um Hülfe, die Alte auch, aber umsonst. Der Kutscher fuhr sehr schnell, hört' uns also nicht, und unser Bedienter, ein kleines junges Kerlchen, durfte sich nicht rühren, weil der seinige, ein baumstarker Kerl, ihn, wie ich hernach sahe, fest hielt. Ich ersah mir den Vortheil, öffnete das Thürchen und sprang mit Gefahr aus dem Wagen. Nimmermehr hätt' ich mich bewegen lassen, wieder einzusteigen, wenn nicht der Kutscher, der endlich hielt, sich zu uns in den Wagen gesetzt, und einen reisenden Beurlaubten von der Miliz, der eben vorüber gieng, und dem dadurch ein großer Gefallen geschah, seine Stelle indessen hätte vertreten lassen.

Jedes Gefühl von Ehre mußte bey dem niederträchtigen D.. erloschen seyn. Wär ich an seiner Stelle gewesen, ich wär meines Wegs gegangen und hätte mich nimmermehr der Schande ausgesetzt, mich von einem Kutscher im Zaume halten zu lassen. Aber er blieb. Zwar schäumte Anfangs Wut aus seinen Blicken, aber der Boshafte zwang sich, that als wenn nichts vorgefallen wär, und mocht' ohne Zweifel zur Absicht haben uns durch ein sittsames Betragen wieder sicher zu machen.

Es war weit über Mittag, als wir in Z.. anlangten. So weit war unser Wagen gedungen. Nun gieng die Noth von neuem an. Den handfesten Kutscher, den wir bisher gehabt hatten, und der unsern

unſern Begleiter brav auf die Finger ſah, jetzt zu verlieren, war uns ein ſehr unangenehmer Zufall. Schmeichelhaftes Bitten, und doppeltes Lohn brachten ihn endlich dahin, daß er verſprach, uns bis Prag zu fahren, und ſeinem Herrn, wann er zu lang' ausgeblieben wär, eine wahrſcheinliche Lüge vorzumachen. Der Soldat, deſſen Weg gleichfalls bis Prag gieng, ſpielte mit Vergnügen wieder den Kutſcher, und da wirs ihm in Z.. auf unſre Koſten wohl ſeyn ließen, ſo hatten wir an ihm einen ſehr treuen Gefährden. Es war ohngefehr in der dritten Stunde, da wir aus Z.. wegfuhren.

Die Sonne ſtand noch hoch, als wir in dem glücklich erreichten Böhmen einen langen Buſchweg antraten. Noch waren wir nicht lang' in demſelben gefahren, als wir einige Mannsſtimmen hinter unſerm Wagen hörten. Sie ſchienen ſich zu ſtreiten, und wir vernahmen einigemal ganz deutlich die Worte: ſie iſts! Hierauf rennte der eine, ein feiſter Kerl in Bauernkleidung, bey unſerm Wagen vorüber und hielt die Pferd' an. Erſchrocken ſchlug ich das Reiſekopfzeug vom Geſichte hinweg, und guckt' aus dem Wagen heraus. „Sie iſts, da ſeht ihrs ja!“ rief einer, der zu Pferde war. Ich erſchrack heftig, und ſank auf meinen Sitz zurück. D.. ſah bleich wie eine Leiche. Die Alte zitterte. Der Kutſcher ſprang aus dem Wagen. Was konnt' ich anders, als eine neue Verfolgung erwarten? Das ſchröckliche, „Sie iſts!“ raubte mir alle Gegenwart des Geiſtes, bebend ſaß ich da, ſtumm und erſchrocken. Es waren der

Räuber, ich hielt ſie wenigſtens davor, viere. Der zu Pferde zog ein Piſtol unterm Sattel hervor. Ich erblickte dies kaum, als eine völlige Schwachheit ſich meiner bemächtigte. Ein jählinger Schuß ſchreckte mich wieder auf. Nach denſelben ſprang erſt D.. aus dem Wagen, aber nun wie eine Furie. Er griff nach ſeinem Seitengewehr, aber kaum hatt' er es halb aus der Scheide gezogen, als ſchnell zwey feiſte Hände ſeinen Arm ergriffen, ihm das Seitengewehr abriſſen, und ihn ſelbſt ungeſtüm wieder in den Wagen warfen. Mittlerweile entſchied ſich der Streit. Die Angreifer ſiegten. Sie ſchoben nun ſowohl unſern als auch D.. s Bedienten zu uns in den Wagen. Den Kutſcher zwangen ſie zu fahren. Der Soldat war über alle Berge, und ich hab' ihn nicht mit einem Auge wieder geſehn. Der Wagen nahm einen Seitenweg. Der Reuter ritt vorn, und zeigte den Weg. Die andern Kerls giengen in einiger Entfernung neben dem Wagen her. Da ſaßen wir nun alle fünf zuſammengedrängt, ſtarr und bleich vor Schrecken! und niemand unterbrach die Stille, als D.. der entſetzlich aus dem Wagen herausſchimpfte. Meine Gedanken irrten von einem Pole zum andern. Unerklärbar war mir das alles. Hatt' es vielleicht D.. ſelbſt ſo veranſtaltet? Bald ſagte mirs meine Vernunft, daß dies unmöglich ſey, denn D.. hatt' uns den ganzen Weg über noch keinen Augenblick verlaſſen, wenn hätt' er alſo ſolche Anſtalten machen ſollen? — Meine Treue ſoll eine neue Verfolgung aushalten. Dies war endlich der traurige Gedanke, an dem meine Seele nach langem Herumdenken

denken hangen blieb. Aber wer ſollte dieſer Verfolger ſeyn? Wilhelm? So unwahrſcheinlich mir dies Anfangs vorkam, ſo hätt' ich doch beynah endlich dieſe Vermuthung genährt. Mein Herz unterlag faſt den Qualen, die in ihm wühlten. Ich ſchluchzte unaufhörlich; betete, aber der zerrüttete Geiſt konnte Gott nicht faſſen. Bald — o Vater vergieb der Ohnmächtgen! — bald hätt' ich mich erkühnt, die Führungen des Himmels zu tadeln, und ſeine Schickungen grauſam zu nennen. Kaum wagt' ichs, an Dich, Du Geliebter, zu denken, denn dieſer Gedanke zerfleiſchte ſchon entfernt mein Herz mit unausſprechlicher Stärke. Wenn ich den nichtswürdigen D.. da vor mir ſitzen ſah, ſo kochte mein Blut für Wut und Rache, denn es war mir, als ſäh ich in ihm den Urſtof aller meiner Leiden. Sein weggeſcheuchter Muth, ſeine bleiche Geſtalt konnte mich nicht einen Augenblick erweichen. Er ſelbſt glaubt' ohne Zweifel die Strafe ſeiner Frechheiten zu büßen, und eben dies wars, was ihn ſo zur niedrigen Furcht herabſchreckte — In dieſen Augenblicken, lieber Heinrich, hat meine Geſundheit ſehr gelitten. Doch, Gott ſey Dank, es iſt überſtanden! Meine Natur hat die Stöße überwunden, und die Freude, Dich, Du Einziger, wieder zu haben, wird mich vollends ganz heilen — Nun hör die Folge der Geſchichte.

Faſt zwey Stunden waren wir in dieſem Zuſtande gefahren, als ich in dunkler Ferne einige Ziegeldächer und einen nicht allzuhohen Thurm erblickte. Ein Schauer fuhr mir bey dieſem Anblick durch alle Ner-

ven. Wir kamen den Dächern immer näher, und konnten sie mithin immer deutlicher sehn. D.. war in unbeschreiblicher Angst, und sie vermehrte sich, je näher wir den Gebäuden kamen. Er zitterte recht sichtlich. So züchtigt der innerliche Richter, wenn man sich einer schlechten Handlung bewußt ist! — Wir waren endlich ganz an den zierlichen Gebäuden, die alle eine Ringmauer umschloß. Jetzt schien mirs ein Kloster, aber, dacht' ich, es kann auch eben so gut ein ländliches Schloß seyn. Unter solchen Gedanken rollte der Wagen durch ein breites Thor einen bergigten Weg hinunter, welcher auf beyden Seiten Gebäude hatte, und sich bis auf einen breiten Platz, in der Mitte aller Gebäude, hinschlängelte. Hier hielt unser Wagen, und hier sah ich nun ganz unwiderstehlich, daß wir in einem Kloster waren. Mein Herz athmete nur noch halb so schwer, als vorhin, doch schwebte mir ohn' Aufhören das dumpfe: sie ists! vor den Ohren, und ich wußte schlechterdings nicht, was ich daraus machen sollte. D.. bekam auch mehr Muth, und fieng an zu fluchen. Mittlerweile befahl man uns auszusteigen, und führt' uns dann eine dunkle Treppe hinauf? nein! hinunter. Gelassen und ohn' ein Wort zu sagen folgt' ich unserm Führer. Ich merkte nun wohl bald, daß hier ein Irrthum vorgehn müsse, denn was hatte man in einem fremden Kloster, das ich in meinem Leben nicht sah, für ein Recht, mich in ein Gefängniß zu sperren? Die Alte fragte wohl zehnmal, was das heißen sollte, aber sie bekam keine Antwort. D.. lermte unvernünftig. Einer

von den Kerls, die uns im Busch' überfallen hatten, nahm ihn, so lang er war, in seine handfesten Arme, und brachte ihn hinter uns hergetragen. Er war noch mit ihm auf der Treppe, als wir in ein dunkles Behältniß traten. Man warf die Thür hinter uns zu, und — da standen wir, hatten nun Zeit, uns zu besinnen und dem höchstwunderbaren Auftritte nachzudenken. Hier muß wohl ein Irrthum vorgehn, sprach die Alte. Ich gab ihr Beyfall, und sagte, daß ich dies auch schon vermuthet hätte. Du kannst Dir unsre Unterhaltungen, die wir in der Folge hatten, leicht denken, guter Heinrich! Vermuthungen, Verwundrungen, Klagen über dies und jenes, was konnte sie anders bestimmen? D.. haben wir nie wieder zu Gesicht bekommen. Er kam in ein ander Gefängniß, und in der Folge half mir die Aebtißinn von seiner unangenehmen Gegenwart. Das Behältniß, in dem wir uns befanden, sah einem Zimmer ähnlicher, als einem unterirdischen Gefängniß, nur daß es wenig Licht und keine Betten hatte. Ueber dies war es sehr kühl, und diese Abwechslung auf die viele Hitze, die wir theils durch die heiße Luft, theils durch das heftige Schrecken ausgestanden hatten, war nachtheilig für unsern Körper. Sie brachte mir Heiserkeit und Kopfweh. Diesen ganzen Abend und die folgende Nacht fragte kein Mensch nach uns. Ausgebreitetes Stroh, das wir gleich Anfangs fanden, bestimmte unser Lager. Ich kanns nicht läugnen, lieber Heinrich, daß mir dieser Umstand sehr nahe gieng. Ich würde bittre Thränen geweint haben, hätt' ich nicht

noch andre weit härtere Leiden gekannt. Meine Gefährdinn konnte vor Unwillen und Kälte kein Auge zuthun, ich vor Wehmuth und Traurigkeit über meinen Verlust, und so brachten wir fast die ganze Nacht schlaflos hin.

Am folgenden Morgen kam ein Bedienter herein, und hieß mich ihm folgen, indem er hinzu sezte, daß die Aebtißinn mich zu sprechen verlangte. Er sah mich steif und starr an, da ich ans Licht mit ihm kam, doch gieng er weiter: Ich folgte ihm und dachte bey mir selbst: also doch wirklich in einem Kloster. Mit der größten Gelassenheit trat ich in den Sprachsaal. Ein bejahrtes Frauenzimmer stand da, und ein Ordensgeistlicher, der, wie ich hernach erfuhr, der Probst war. Sie staunten mich Beyde an. Der Probst nahm sogar eine Brille hervor. Eh er noch seine Nase damit beschwerte, fieng ich an, das tiefe Stillschweigen zu brechen, und fragte mit einer heiterfreyen Miene, was sie von mir wollten, und warum man mich ins Gefängniß geführt hätte? Lange mußt' ich auf Antwort warten, aber endlich kam die Aebtißinn auf mich zu, küßte mich und bat mit den höflichsten Worten um Vergebung. Es ist uns, fuhr sie fort, kürzlich eine Nonne verloren gegangen. Sie sah ihnen vollkommen ähnlich, und da haben sich meine Leute getäuscht. Sie erzählte mir noch vieles von der entführten Nonne, welches alles ich auf eine gelegnere Zeit verspare. Auch fragte sie mich nach meinen Aeltern und nach der Ursach meiner Reise. Ohnmöglich konnt' ich meine Aeltern ge-

gen ſie anklagen. Ich ſagt' ihr, was mir etwa in der Geſchwindigkeit beyfiel. Dann ließ ſie meine Begleiterinn auch aus dem Gefängniß holen, und beſänftigte ſie durch die einnehmendſten Worte, wozu der alte ehrwürdige Geiſtliche das ſeine beytrug. Warum bringt ihr den fremden Herrn nicht mit? fuhr ſie die Magd an, die die Alte brachte. Das Mädchen wollte laufen, aber ich hielt ſie auf. Dann ergriff ich die Aebtißinn bey der Hand und bat ſie, mir von dem Begleiter zu helfen. Er hat ſich uns, ſprach ich, aufgedrungen, und durch ſein Betragen mich ſehr beleidigt. Auch hier erzählt ich ihr ſo viel als nöthig war, um ſie zu bewegen, daß ſie mich von dem nichtswürdigen D.. erlöſte. Mein Bitten erweichte ſie. Sie ſagte mir, ich ſolle ruhig ſeyn, und ſie davor ſorgen laſſen, ſie verſpräche mir zuverläßig, daß ich nicht mehr von der Geſellſchaft dieſes Mannes beſchwert werden ſollte. Hierauf ließ ſie uns zum Sekretär des Kloſters führen. Wir wollten gleich weiter, aber das ließ die gute Dame ſchlechterdings nicht zu. Sie müſſen ſich, ſprach ſie, für ihr gehabtes Schrecken erholen, eh ſie weiter reiſen. Wir kamen alſo zum Sekretär und auf die Empfehlung der gnädgen Abbatiſſa wurden wir ſehr freundſchaftlich aufgenommen: Ich fand hier ein paar Mädchen, Töchter des Beamten, die mir recht gute, unſchuldige Geſchöpfe zu ſeyn ſchienen. Die älteſte hieß Aenchen, die andre Kränzchen. An erſterer bemerkt' ich oft eine tiefe Traurigkeit und ein melancholiſches Nachdenken. Vielleicht liebt ſie unglücklich? Die Gute! Ich war recht ſehnſuchtsvoll

mit ihr zu sympatisiren, aber — meine Sehnsucht blieb in der Brust verschlossen. Die Mädchen waren beyde überhaupt etwas schüchtern. Desto beredter und lebhafter betrug sich die Mutter, eine Frau, an der ich viel Geschmack und Weltkenntniß bemerkte. Der Vater schien kränklich und hypochondrisch. Ich glaubte wir würden hier zu Mittag speisen, aber ich hatte geirrt. Wir wurden nebst dem Sekretär und seiner Frau zum Herrn Probst eingeladen, und dort sehr weitläuftig bewirthet. Er und seine Kapläne sind sehr gesellschaftliche Leute. Nachmittags waren wir bey der Aebtißinn zum Kaffee. Sie erzählt uns D . . . s wunderliches, wildes Betragen, und die List, mit der sie ihn fortgebracht hatte. Auch davon ein andermal, lieber Heinrich. Es ist ohnedies schon sehr spät. Noch sagte mir die Aebtißinn, daß sie mit eigner Hand an meinen Vater schreiben, ihm den Vorfall berichten und wegen der Unvorsichtigkeit ihrer Leute um Vergebung bitten wolle. Ihr Vorsatz war mir sehr angenehm, ich bat sie, meine Aeltern zu grüßen, und ihnen D . . . s Gegenwart zu berichten. Ob sie dies letztre gethan hat, weiß ich nicht. Ich wünscht' es inzwischen herzlich. Vielleicht erweichten meine vielen Verfolgungen ihr Herz, denn daß D . . . auf Erlaubniß des Vaters zu uns kam, wird mir immer unwahrscheinlicher. Nun, seys doch wie es wolle. Ich will schlechterdings iezt nicht an die Zukunft, und an die Folgen der Vergangenheit denken.

Abends

Abends ſpeiſten wir beym Sekretär, und dort ſchlie-
fen wir auch. Die vielen ausgeſtandnen Beſchwer-
lichkeiten, und eine Menge vorhergegangner ſchlafloſ-
ſen Nächte, brachten mich in einen feſten Schlaf,
aus dem ich erſt am hellen Morgen wieder erwachte.
Unſer Kutſcher hatte ſchon angeſpannt. Er fluchte,
da wir aus dem Kloſter heraus waren, entſetzlich
über die Wirthſchaft, und da er ſeine verſäumte Zeit
ſo viel als möglich einbringen wollte, fuhr er ſo ha-
ſtig zu, daß wir noch am Abend dieſes Tages in Prag
anlangten. Hier mußten wir ein ander Fuhrwerk
miethen. Da wir von der Begleitung des vielge-
liebten Herrn Dokters befreyt waren, ſo konnt uns
dies iezt gleichgültig ſeyn. Wir fuhren am Mor-
gen des folgenden Tages aus Prag weg, und kamen
endlich ununterbrochen, ohne Merkwürdigkeiten und
Hinderniſſe, auf dem Gute meiner Tante an.

Meine Ankunft war ihr bereits voraus gemeldet
worden. Sie empfieng mich ſehr kalt, und ich habe,
ſo lang ich hier bin, noch nicht recht mit ihr ſtim-
men können. Was mich gleich Anfangs erſchreckte,
war der Lieutenant Karſchdi, den du geſehn haſt. Er
war kurz vor mir angekommen, und die Tante ſtellte
mir ihn als meinen künftigen Geſellſchafter vor, den
ſie, aus Gefälligkeit für mich, auf einige Wochen
zu ſich aufs Land gebeten hätte. Sein fantaſtiſches,
kindiſches Betragen war mir den erſten Augenblick
läſtig. Aber was ſollt' ich armes Mädchen thun?
Er läuft mir, überall nach. Ich bin ihm ſchon ei-
nigemal recht unhöflich begegnet, aber es rührt ihn

nicht. Vormittags reutet er gemeiniglich aus. Dieſe Zeit iſt mir allemal ſehr koſtbar. Die Tante iſt ſchon die wenigen Tage, die ich hier bin, alle Nachmittage in Geſellſchaft gefahren. Sie nimmt mich nicht mit ſich. O wie dank ichs ihr! Wüßte ſie, welch einen großen Gefallen ſie mir hierdurch erzeigt, vielleicht müßt' ich ſie dann begleiten. Sie iſt überhaupt ein herumſchwärmendes wildes Weib, nicht im geringſten nach meinem Sinn, aber ich auch, wie ſie mir ſchon zu verſtehn gegeben hat, gar nicht nach dem ihrigen.

So fing ſich das Leben an, das mir die Verſtoßung von Aeltern und Freunden beſtimmte. Kaum hat es angehoben, ſo folgt mir der Getreue meiner Seele, um deswillen allein mir die Entfernung ſo ſchrecklich war. Was will ich nun noch mehr? Mit einer betenden Thräne dank ich dem Himmel für mein unausſprechliches Glück. Ach ich kanns nicht faſſen, nicht ausſprechen, wie mir ſo wohl ums Herz iſt! Dich hab ich wieder, Dich, den Einziggeliebten, den ädeln Gefährten meines Lebens? O Vater, wie liebevoll heilſt Du die Wunden, die Du zuvor ſchlugſt! Mit welcher Gelaſſenheit ſchau' ich auf die empfundnen Leiden zurück, mit welcher Geiſtesfreude ſeh ichs, wie ſie ſo eilend vor mir dahin geſchwunden ſind! So lacht glänzend die Flur, wenn die ſchrecklichſten Donner und Blitze über ſie hinkreuzten, Ströme von ſich entlaſtenden Wolken auf ſie herabrauſchten, und nun der heitre hellblaue Himmel mit ſeiner majeſtätiſchen Sonne ſie wieder erleuch-

leuchtet! — Die Glocke der zweyten Stunde! Bald wird der herrlichſte Morgen heraufſteigen. Wohlthätig lächelt mir ſchon die Dämmrung am wolkenfreyen Himmel entgegen. Verlöſche, nächtliche Lampe! — Noch will ich auf dieſem Stuhle ſchlummern, daß ich dann deſto heitrer den reizenden Sommermorgen, und mit ihm den Beſten der Jünglinge umfange. Wie hüpft mein Herz für Freuden bey dieſem Gedanken. An Deiner Bruſt wird es noch fröhlicher pochen. O Heinrich, durch Deine Liebe bin ich die Glücklichſte der Mädchen,

Henriette.

Heinrich an Auguſt.

Wien, den 18. Juny.

Alles vereint ſich, die ausgeſtandnen Leiden durch das ſchönſte Glück zu verſüßen. Meine Geliebte in meinem Arm, geſegnet, geliebt von Vater und Mutter — wer vermag das zu faſſen? Ich tauml' in einem Freudengefilde umher und weine iezt mehr Zähren der Wonne als ich zuvor Zähren des Jammers weinte. Gott, wie haſt du mich ſo glücklich gemacht! Ich bin unwürdig der liebreichen Gnade! Hab ich nicht oft gemurrt über deine weiſe Regierung? Wenn Nacht und Dunkel mich umgaben, da verlor ich die Zuverſicht, und — eilte mir ſelbſt zu helfen. O du nachſichtsvoller Vater! Du haſt meine Wünſche erfüllt, meine Unternehmungen begünſtigt! — Auguſt, lern' an mir den liebreichſten über alles gnädigen Erbarmer kennen. Meine Hand zittert,

kaum

kann die Wonne nicht fassen! Und Henriette — wie sie voll stummer freudiger Wehmuth da steht! Ernst ist ihr Blick, und das Auge gen Himmel gerichtet. Ihre sanften Reize anblicken ist Wonne, aber ihr Herz vor Gott anbeten zu sehn, ist Seligkeit. O du Heilige! Engel stimmen himmlische Harmonien in Dein Gebet! Mit Entzücken sehn sie die Andacht, die aus Deiner holden Mine hervorströmt! — Jezt hat sies vollendet. Der fromme Ernst verwandelt sich in zärtliches Lächeln. Mir strahlt dies Lächeln entgegen. Laß mich, Freund, daß ich in ihren Arm fliege, und die Gefühle der überströmenden Freude mit ihr theile!

— — —

Einsame Stille des Abends, sey mir willkommen! Lange hab ich dich nicht mit so wohlthätiger Fröhlichkeit empfangen. In dir will ich eine süße Beschäftigung vornehmen, will meinem August, meinem edeln, brüderlichen Freunde erzählen die glückliche Geschichte des heutgen und gestrigen Tages und die seligen Stunden, in denen mir die Vorsicht Gattin und Aeltern so gnädig zurückgab.

Du weißt, mein Guter, daß die vorgestrige Nacht bestimmt war, Henrietten aus ihrem Kerker und von den Verfolgungen des Karschdi, von den Spöttereyen und Kränkungen der Tante zu befreyen. Mit Sonnenuntergange verließen wir Wien. Es war nah an Mitternacht, da wir das Dorf erreichten. Seitwärts liegt ein kleines Gebüsch, eben

das

das, in welchem ich an jenem Morgen mit Henrietten vereint war. Hier blieb Adolph mit der Kutsche. Ich und mein getreuer Christoph wanderten unter die Gartenfenster. Lange herrscht' eine öde Stille. Schon schlug mein Herz unruhig, und fürchtete Verhindrung. Wir hatten beynah eine halbe Stunde gewartet, als das Gebell einiger Hunde mich ins gröſste Schrecken versetzte. Jezt dacht' ich wird sie herabkommen, die Thiere merken das Geräusch, sie erwecken die Uebrigen im Hause, man geht ans Fenster — noch dacht' ichs, als der Fensterflügel des Gewächshauses aufgieng. Da stand der Engel, in völliger Reisekleidung, verkappt, und beynah ganz unkenntlich. Mit einem Sprunge war sie aus dem Fenster und hieng an meinem Arm. Eben stieg der Mond herauf, und fing an den dämmernden Himmel zu erleuchten. Das Licht dieses sonst so treuen Gefährden, bey melancholischen Schwärmereyen war uns iezt mehr zuwider, als wohlthätig. Wir eilten so schnell als möglich, ohn' ein Wort zu sprechen und erreichten athemlos unsern Wagen. Henriette wollte schnell hinein springen, aber sie stürzte zurück in meinen Arm. Sie hatte iezt nicht grade an Adolph gedacht, und da erschrak sie nicht wenig über die unerwartete Gegenwart einer andern Mannsperson. Der Irrthum ward sehr bald gehoben. Unser Wagen flog nun auf Wien los. Es ging sehr still zu. Unruh, Freude, Bangigkeit, alles drängte sich zugleich durch unsre Brust: und verschloß uns den Mund.

Mit Tagsanbruch kamen wir in die Stadt und bezogen mit der größten Eilfertigkeit die bestellten Zimmer. Dort blieben wir auch den ganzen übrigen Tag, ohn' einen Schritt aus dem Hause zu gehn. Die Sicherheit, in der wir uns nun befanden, vertrieb alle Furcht. Stille Freude umkränzte das zufriedne Kleeblatt. Eine Menge Erzählungen, die theils Adolphs theils Henriettens, theils meine eigne Reise enthielten, vertrieben uns den langen Tag. Vorzüglich waren die Gegeneinanderhaltungen von Adolphs und Henriettens Geschichte, in Ansehung des Nonnenklosters sehr unterhaltend. Adolph wunderte sich gar nicht über den Irrthum der Leute, daß sie Henrietten vor die entführte Nonne ansahen, denn er sagte, er hätte nimmermehr geglaubt, daß es möglich wär, daß zwey Menschen einander so ganz genau ähnlich seyn könnten. Von Corneli, Marianen und Karln weiß Adolph nun freylich noch nicht das geringste. Doch hoften wir, in Ansehung Karls, nun bald etwas bestimmtes zu erfahren, denn wir beschlossen nochmals einmüthig, D . . . zum Ort unsers Aufenthalts zu wählen, bis wir vielleicht die Aeltern wieder versöhnt hätten. Die liebevolle Vorsicht kam uns zuvor, wie du bald hören wirst. — Noch sprachen wir auch sehr viel von meinem glücklichen Funde, von der liebenswürdigen sanften Josepha, und der raschen, lebhaften Therese. Henriette war voll Sehnsucht, die lieben Mädchen zu kennen, aber dies war nun freylich einer von den guten, vergeblichen Wünschen, die im unvollkommnen Erdenleben so oft unser Herz beschäftigen. Der

Dorf-

Dorfbube war am Morgen des vorhergehenden Tages bey mir und holte den Brief ab, von dem ich dir schon sagte. — Als die Nacht hereinbrach, verließen wir das einsame Mädchen und gingen ins Nebenzimmer. Die Pflichten der Ehrbarkeit müssen auch auf der vertraulichsten Reise ihre edeln Rechte behaupten.

Herrliche Witterung hat bisher fast jeden Tag meine Reise begünstigt. Auch am heutgen Morgen war sie angenehm und lieblich. Die Sonne stieg herauf, die Extrapost kam, wir setzten uns auf, und verließen Wien — um, so dachten wir, es nie wieder zu betreten.

Arm in Arm saßen wir da, vertraulich und heiter, und mit den süßesten Unterhaltungen beschäftigt. Jezt konnten wir wieder vereint die Schönheiten des lieblichen Morgens fühlen. Und er war auch so herrlich, so kühl und erquickend! Im feuchten Grase spielte die zischende Grille, und das Heer der Feldfrösche belebte den Boden. Große Thautropfen glänzten, gleich den feinsten Kristallen, auf den buntfarbichten Wiesen. Reine Wohlgerüche stiegen von den ungewarteten Feldblumen herauf. O ihr Brausamen, die ihr das fette Kleegras abmähtet! Doch, arbeitet fort, ihr thätigen Hände! Ihr sammelt für den starrenden Winter, wenn nun die Natur in ihren Ruinen liegt, wenn Reif, Schneegestöber und Frost die iezt so gesegneten Fluren deckt, und Leere die Felder. — Hier und da wimmelt auch schon ein Haufen muntrer Schnitter, schölernd mit den

brau-

braunen Gefährdinnen, das reichliche Morgenbrod in der Hand. Sie grüßten uns, staunten uns an, und standen, gelehnt auf die tödtliche Sense. Zahlreiche Heerden des trägen Rindviehes schritten langsam daher, und folgten den Fußtapfen des ernsten, nachdenkenden Stieres. Unter ihnen wandelte das lebhafte Ziegengeschlecht, lachte der Trägheit des Rindviehes, und freute sich der herrlichen Weide. Mit liebenswürdiger Einfalt weideten die friedlichen Lämmer in den romantischen Thälern, sprangen und blökten für Freude, standen dann wieder und gaften mit Dummheit. Und in welch einer unzählbaren Menge säuselten die Chöre der Vögel durch die Lüfte. Sie freuten sich ihres Daseyns. Ein Haufe jagte leichtfertig den andern, mit lautem Jubelgeschrey und ungeordnetem wilden Gesange. Hinter ihnen flog ein einsamer Sänger, schwang langsam und zögernd den Fittig und aus seiner schwirrenden Kehle tönt' ein unwillkührlicher Morgengesang, dem, der das Leben ihm gab. Majestätisch schaute die empor steigende Sonne aus der Ferne auf alle diese Geschöpfe herab, hauchte allen Kraft und Leben ein, verschwendete Glanz und Wärme und strebte nach dem erhabnen Mittelpunkte des Gesichtskraises. Bleich und seines Glanzes beraubt wandelte mit ihr der beschämte Mond. Er schaut' auch mit Hoheit und Würde auf die Sterblichen herab, aber ihm mangelte Leben und Klarheit!

So rollt' unser Wagen mitten unter diesen Annehmlichkeiten des herrlichsten Sommermorgens daher

her. In naher Entfernung rauſchte die Donau und ihre Ufer wimmelten von geſchäftigen Arbeitern. Nachdem wir einige Stunden in der freyen Gegend gefahren waren, führt' uns unſer Weg in ein dunkles Gehölze. Hier boten ſich unſern Sinnen eine Menge neuer Reize dar. Hier ſtanden mit majeſtätiſchem Stolze hohe Fichten und Kiefern, zitternde Espen, Erlen, Eichbäume und zackichte immergrünende Tannen. Einſam aber fröhlich wirbelte hier die geſellige Nachtigall ihr Lied, Amſel, Rothkehlchen, Hänfling, und der luſtige Stieglitz; in der Entfernung lockte die ihres Namens ſo würdige Wachtel, und der ſchnakiſche Kukuk rief uns unaufhörlich ſein Daſeyn zu. Lieblich rauſchte der Morgenwind durch die dichten Blätter, drang durch, und kühlte die eingeſchloßne Luft, von wohlthätigen Gerüchen begleitet. — Der Buſchweg war eng und hökricht, ſo daß kaum zween Wagen bey einander vorüber kommen. So emſig und anhaltend auch der Schwager ins Horn ſtieß, ſo kam uns doch ein Wagen entgegen. Ohne Zweifel war der Kutſcher ſchon eher im engen Wege geweſen, als wir ihn antraten. Da er ſchlangenförmig ging, ſo konnt' Anfangs eins das andre nicht ſehn. Die Extrapoſt behauptet' ihr Recht und der andre Wagen mußte, als er näher kam, ſeitwärts lenken. Die drinnſitzenden Perſonen fürchteten Gefahr. Sie ſtiegen aus — o Himmel! Henriette ſchrie, daß es im Walde wiederhallte, und ich ſtürzte mich pfeilſchnell zu den Füßen — des Appellationsraths! — — Er ſtaunte, und trat zurück. Ich ſah mich um, und ſchon lag Henriette im Arm ihrer

Mutter. — „Verführer, rief der Vater, wo wollteſt du hin mit meinem einzigen Kinde?„ Kraft von oben umgab mich, ſonſt wär ich geſunken. „In ihre Arme, beſter Vater!„ gab ich zur Antwort. Mittlerweile kam Adolph herbey. Ein neues Staunen! Mit der ihm eignen, beredten Offenheit verſichert' er dem Vater, daß Vergebung und neue Liebe der Aeltern die einzige Abſicht der Liebenden ſey, nach der ſie ſchon tauſend Thränen in der Stille geweint hätten. Er ſprachs, und der Vater ſtand tiefdenkend. Hier, Auguſt, war eine höhere Hand im Spiel. Bis hieher ſollten unſre Leiden gehn. Der Augenblick der Freude war nahe. Selbſt der Mund deſſen, der durch ſeine Härte uns unzählbaren Jammer bereitete, ſollt' uns wieder glücklich machen. Sein Herz ward ſichtlich erweicht. Er ſah die Tochter an der Bruſt der weinenden Mutter — mich zu ſeinen Füßen — und den ſorgſamen Bruder mit einem bittenden Blick, ſeine Hand haltend, an ſeiner Seite. Wider alles Vermuthen reicht' er mir ſeine Hand. „Seyn Sie ruhig, ſprach er, ich komme nicht um zu rächen, ſondern zu vergeben.„ Ich ſprang auf und benetzte ſeine Hand mit heißen Thränen. Dann lief ich zur Mutter. „Schweigen Sie! rief ſie mir entgegen. Nicht ein Wort! Kann eine Mutter zürnen, wenn ſie ihre einzige Tochter wieder hat, die Uebereilung und Hitze verſtieß?„ — Sey Auguſt Erötter der Empfindſamkeit, und bleib hier unerweicht, ſo will ich dich als Sieger, als Held krönen, will ohn' Anſtand deinem Zepter folgen! — Der Vater wars, ein erfahrner Greis, der

zuerſt

zuerſt ſich wieder ermannte, und ans Aufbrechen erinnerte. „Wir zween ſetzen uns in meinen Wagen, ſprach er zu mir, die übrigen drey mögen die Extrapoſt behalten. Ich will offen und allein mit Ihnen ſprechen.„ Sein Wille war Befehl. Wir ſetzten uns und fuhren wieder auf Wien los.

Stumm und furchtſam ſaß ich an der Seite des Vaters. Mit der Würde eines Greiſes, mit dem Bewußtſeyn der heiligen Rechte eines Vaters hub er nach einer Pauſe an: „Angereizte Hitze hat mich zu Uebereilungen verleitet, deren ich bey kältern Blute nicht fähig geweſen ſeyn würde. Gern will ich dies jezt geſtehn, und der Wahrheit dieſe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Der Brief, den Henriette bey ihrer Verſtoßung zurück ließ, rührte mich ſehr, noch mehr aber meine Frau. Ihr gefühlvolles weibliches Herz wußte mich bald dahin zu lenken, daß ich verſprach, meine Tochter nach einiger Zeit, wenn ſie gefühlt haben würde, was Verſtoßung und Haß von Aeltern ſeyn, wieder zurück zu nehmen. Dem D... ſchlug ich ihre Hand ganz ab, ſchrieb noch den Tag vor Henriettens Abreiſe an ihn, und ich weiß nicht warum ichs ihm erſt zugleich ſagte, daß ich ſie nach Wien zur Hofräthin ſchicken würde? Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief aus dem Kloſter St. L... Sie werden die Geſchichte wohl bereits wiſſen. — Dies lezte ſprach er mit einem froſtigen Lächeln. — Die Leiden der armen Henriette rührten mich, die Mutter klagte mich und ſich ſelbſt als die Urheber davon an, und dies machte mein väter-

liches Herz sehr weich. Vorzüglich aber brachte mich die Verfolgung und das niederträchtige Betragen des D... unversöhnlich auf. Ich schrieb sogleich mit den härtesten Ausdrücken an seinen Vater, soll aber noch Antwort erhalten. Von nun an lag mir meine Frau täglich in den Ohren, daß ich Henrietten zurück kommen lassen sollte. Ihr Bitten drang durch, ich beschloß, Henrietten zu vergeben und ihr meine väterliche Wohnung wieder zu öfnen. Da ich meiner Schwester schon seit langen Jahren einen versprochnen Besuch schuldig bin, so war mein Entschluß bald gefaßt, meine Tochter selbst abzuholen. Sie sehn also hier die Ursach meiner Reise. — Ich gebe nach und vergebe. Aber nun, mein Freund — wozu ließen Sie sich hinreißen? Ein Mädchen mit dem ausdrücklichen Verbote der Aeltern lieben, Ringe mit ihr wechseln, fast täglich auf eine heimliche Art mit ihr vereint seyn, und dann — wenn die Aeltern ihr einen Ort des Aufenthalts bestimmen, sie dort entführen — fragen Sie sich selbst, ob Sie gut oder tadelhaft gehandelt haben? Sie raubten den Aeltern ihre einzige Tochter, und um sie wieder zu erlangen, sollten diese zur Vergebung gleichsam gezwungen werden. Meinem Kinde raubten Sie den guten Namen, und zugleich meiner ganzen Familie, ja sich selbst. Sie kennen die Welt mit allen ihren Vorurtheilen. Ich denke rechtschaffen von Ihnen, das kann ich Sie bey meiner Freundschaft versichern, und in dem Falle wollt' ich Ihnen meine Tochter auf der langwierigsten Reise anvertrauen. Aber denken die, die etwas von der Geschichte erfahren, eben so?

Sie

Sie wiſſen die weitläuftigen Verhältniſſe, in denen ſowohl meine Familie, als auch die ihrige ſteht. Man fing ſchon an, ihre Gegenwart zu vermiſſen. Und da meine Tochter auch weg war — überlegen Sie! — Und muß Ihre unerwartete Entfernung nicht auch Ihre eigne Aeltern gekränkt haben? — Wo waren Sie, unbeſonnener Jüngling? Dachten Sie rechtſchaffen, und wollte die Vorſicht dieſe Rechtſchaffenheit belohnen, ſie hätt' es gewiß noch ohn' Ihren thätigen Eifer gethan! — Aber nicht ein Wort mehr davon! Hier haben Sie meine Hand. Jugend und die Macht der Liebe entſchuldigen Ihre Uebereilung. Ich vergeb' Ihnen. Ich bleibe Vater aber nicht mehr hart und unerbittlich. Bleiben Sie der Freund meines Hauſes. Es ſteht Ihnen offen, wie vorhin, und Sie werden nie anders als mit lieb' aufgenommen werden. Bleiben Sie ſorgſam in ihren Geſchäften. Ruhm und Ehrenſtellen werden Ihren Eifer belohnen. Zufrieden werden Sie dann dieſe Güter mit einer Gattin theilen.„

So ſprach — mein Vater! Ja, mein Vater! Was hält mich auf, ihm dieſen Namen zu geben? Bey ſeinen ehrfurchteinflößenden Worten ſchämte ſich mein männliches Auge nicht der wehmüthigen Zähren. Ich fand ſo viel wahres in den Worten des guten Mannes, daß ich beſchämt die Augen nieder ſchlug, reuig ſeufzte, aber mitten im Seufzen auch ſchon Vergebung von oben herab fühlte. Zwar leuchtete noch immer der Ehrgeiz und die Ruhmbegierde bey dem Vater hervor, aber — welcher

Sterbliche hat nicht seine Schoosleidenschaften? Ich küßt' ihm die väterliche Hand. Er drückte sie, ich drückte die seine, und unsre Blicke sagten sich viel. Er brachte nach und nach das Gespräch auf andre Gegenstände. Aber für mich war alles andre todt. Entzücken durchströmte meine Brust. Ich blieb stumm, bis wir wieder durchs Wiener Thor fuhren. Ungewöhnliche Regungen erwachten iezt in mir, Gott, dacht' ich, vor einigen Stunden verließ ich diese Stadt mit einer Freude, die noch sehr oft von Unruh und Furcht unterbrochen wurde, und iezt — zieh ich gleichsam wieder im Triumph ein, ohne Furcht, ohne Unruh, freudig, glücklich, glücklicher als ichs je war.

Es war später Morgen, da wir am Gasthofe abstiegen. Nun zeigte sich erst der mannigfaltige Ausbruch zärtlicher Empfindungen. Bis der Tod die Augen mir bricht, werd' ich dieser Augenblicke gedenken. Sie waren selig. Ach, lieber August, auch die vorhergehenden schweren Leiden müßtest Du gefühlt haben, um iezt unsre Wonne mit uns zu theilen! — Nach dem Mittagsessen sollte nun die Reise zur Tante Hofräthin gehn. Ohnmöglich konnte sich Henriette hierzu entschließen. Der Vater drang auch nicht in sie, und da die Mutter auch keine außerordentliche Lust bezeigte, ihre Schwägerin zu besuchen, so nahm der Vater ein Pferd und ritt fort. Morgen wird er erst wieder zurückkommen. Was er von der Sache mit ihr sprechen, wie viel er ihr entdecken

decken und verschweigen wird, das ist meine geringste Sorge.

Gott, wer hätte geglaubt, daß die Mutter, eine so gefühlvolle, herrliche Frau wär? Und wie sie ihre Tochter so herzlich liebt! Immer streichelt sie ihre Hand, oder küßt sie auf den glühenden Mund. Meine Henriette haben die abwechselnden heftigen Erschütterungen bald des Kummers, bald des Schreckens, bald der Freude, sehr angegriffen. Sie ist wie betäubt, spricht wenig, blickt nur immer seufzend zum Himmel auf. O du Engel, der du so fromm bist! Du einst meine Gattin? Zuviel, zuviel für den Ohnmächtgen! Womit verdien' ichs, daß mir die Welt zum Himmel wird? — Eben kommt die Holde aus dem Nebenzimmer herüber! Komm in diesen schmachtenden Arm — — —

Morgen mit dem frühsten geht die Post und iezt ists schon Abend. Leb also wohl, Du treuer Herzensfreund! Die Augenblicke des Wiedersehns sind nahe. Dies ist der letzte Brief, mit dem stummen, Heinrich! unterschrieben. Ihm folgt Heinrich selbst. Lauf zu meinen Aeltern, Freund, und verkünd' ihnen mein Glück. Sag alles, alles! — O rechtschafner August, o edeldenkende, herrliche Juliane, wie feurig werd' ich Euch wieder an mein lautschlagendes Herz drücken! Empfangt mit Bruder- mit Schwester-Armen Euern gesegneten, glücklichen

Heinrich!

Und nehmt uns wieder, wie vormals, in Eure zärtliche Freundschaft auf, segnet und erhöht durch herzliche Theilnehmung unser Glück! O Juliane, was hat mein Herz nicht alles für Dir auszuschütten! Ich taumle umher, wie eine Trunkne, und weiß nicht, was ich beginne. Mein Herz scheint den Schlag der Bangigkeit zu schlagen, aber es ist nur das allzuheftige Freudengefühl — Wie der Sieger vom Kampfplatze werd' ich nach den überwundnen schrecklichen Leiden an den Ort zurückkehren, wo Freuden der Liebe, Glück der Freundschaft und ununterbrochene Ruhe meiner warten. Auguſt, Juliane, edles Paar, ach, segne, segne Deine glückliche

Henriette!

Blätter aus Heinrichs Tagbuche.

Den 27. Juny.

Sterblicher, lerne das Erdenglück kennen! Immer unvollkommen, immer unterbrochen. Henriette — krank — vielleicht gefährlicher, als es äuſerlich scheint. Aber darf ich mich wohl wundern? Mehr als Mensch mußte sie seyn, wenn sie so häufige Erschüttrungen ohne Folgen aushalten sollte. Ueberraschende Entdeckung, Verstoßung, Reise, feindselige Angriffe, kaltes Nachtgefängniß, Spötterey, Verfolgung, Kränkung der Treue, mannigfaltige Schrecknisse und endlich — der Verlust dessen, den sie über alles liebte, Verlust, den sie unwiederbringlich glaubte! Dann die angreifenden Regungen der Freude. Heinrichs unerwartete Umarmung, plötzliche Erscheinung der Aeltern im Arm des Entführers, die, so schrecklich sie Anfangs schien, noch zur entzückenden Freude wurde, süße Wehmuth, gaukelnde Hoffnungen auf ein zukünftiges ungestörtes Glück — und dies alles erfuhr das Herz eines Weibes? — Ich fürchte, ich fürchte — doch, o Vater, warum fürcht' ich? Bist du nicht mehr der Gott, der du von jeher mir warst? Durch alle Gefahren hast du mich hindurch geführt, selbst da, als ich meiner eignen Stärke zuviel zutraute, hast du mit deiner Hand mich geleitet und meine Unternehmungen begünstigt. Und ich sollte noch einen Augenblick an deinem Beystande zweifeln? O Vater, wenn deine Liebe, deine Langmuth nicht ohn' Aufhören deine Gerechtigkeit milderte, wenn sie sie nicht so

oft ganz schweigen hieße, was wär doch längst schon aus mir worden? Sterblicher, lerne deine Schwäche fühlen! Wenn du auf einer Höhe stehest, so schau in den Abgrund hinab und schaudre! Die du unten herumwandeln siehst, sind deine Brüder. Ein unvorsichtiger Fall, und du wandelst mit ihnen, bis eine höhere Kraft dich wieder hinaufhebt. — Selbst das schwache Mädchen, die den vielen betäubenden Erschütterungen ausgesezt war, hat mich ja so himmlisch getröstet! Und ich, ein Jüngling, von Gottes-kraft beseelt, wollte zagen? — Nein, nicht zagen will ich, aber mit demüthigfurchtsamen Blicken der Hülfe von oben entgegen sehn!

Gott, was waren das für Augenblicke, da ich Henrietten wieder in ihrem Hause aus dem Wagen hob. Sie weinte und mir zitterten alle Glieder. Dann die Treppe herauf, und in das Zimmer, das so oft Zeuge unsrer zärtlichen Einsamkeit war. Jeder Gegenstand rief uns die verfloßne Zeit lebhafter in die Seele zurück. Dies Haus, das wir beyde wieder zu betreten kaum von weitem hoffen durften, vereint uns jezt wieder, und so glücklich, mit mehr freudigen Aussichten und Hofnungen verbunden, als vorhin. Die drohenden Stürme waren vorüber. Wir sahen sie weit hinter unserm Rücken in wüsten Kerkern herumheulen. Unser Fuß fühlte sich auf dem Gipfel des Glücks. Wir sahen, dachten, empfanden nichts, als unsern herrlichvollendeten Kampf, unsre Vereinigung, die jezt kein Sterblicher mehr unterbrach. Der Tag, da wir einander das erstemal

mal ewige Treue gelobten, war uns ein Fest; aber was war er gegen den heutgen? — O gekränkte Liebe, welche Seligkeit bist du, wenn die Kränkungen aufhören, und der Busen nun frey und ungestört Zärtlichkeit athmen darf!

Aeltern haben und von ihnen geliebt werden — erhabner Gedanke! Ich riß mich los aus den Armen meiner Henriette, und eilt' in Adolphs Gesellschaft zu meinen Aeltern. Sie nahmen mich so auf, wie ichs erwartet hatte, ernsthaft, aber verzeihend und gütig. „Du hast uns viel Kummer gemacht", sprach mein Vater und schlug die Augen nieder. Ich faßte seine Hand, küßte sie, und wagts nicht, ihn anzublicken — „Es sey alles vergessen, fuhr er fort, wollte nur Gott, daß du nun glücklich wärst, und wir uns auch mit dir freuen könnten, nachdem wir mit dir und über dich so viel getrauert haben."

Ich, in der wehmüthigsten Umarmung: Das bin ich, mein Vater, ganz glücklich!

Vater: Täusche dich nicht! Der Jüngling schmeichelt sich oft zu viel.

Ich: Nein! diesmal gewiß nicht. Wenn ich Ihnen erzähle, was zwischen mir und Henriettens Aeltern vorfiel, dann werden Sie mich segnen und sich mit mir freuen.

Vater: Aber mein lieber Adolph, bist dus? Schon wieder aus Italien zurück?

Adolph stand bey der weinenden Mutter. Das Herz hätte mir brechen mögen für süßer Wehmuth,

bald

bald löſten ſich die Thränen in erquickende Freuden auf. Beyde Söhne waren wieder im Arm der rechtſchaffenſten Aeltern. — O ihr Unglücklichen, denen die Vorſicht gute Aeltern gab und lange ſchenkt, die ihr ſie aber minder verehrt und ihre Liebe für ein gleichgültiges Gut achtet, möchtet ihr doch in unſerm vertraulichen Kraiſe geweſen ſeyn! Nur bey einem geringen Grade aufmerkſamen Gefühls würde die froſtige Liebe gegen eure Aeltern ſich in das heiſſeſte Feuer verwandelt haben. Und ihr, unglückliche Waiſen, hättet mit Schmerzen getrauert, daß die, die euch das wirkende Daſeyn gaben, ſo früh euch entriſſen wurden! —

Die Mittagsſtunde nahte heran. Wir hatten verſprochen, ins P...ſche Haus zum Mittagseſſen zu kommen. Gleichwohl ließen uns die Aeltern ungern von ſich. In meinem Herzen entſtand ein harter Kampf. Mit deſto größerer Sehnſucht werd' ich Nachmittags in Henriettens Arm eilen, wenn ich jezt hier bleibe; ein Gedanke, der zureichend war, den Willen meiner Aeltern zu befolgen. Ich blieb alſo, und ließ es dort aufſagen. Es kam mir ſehr hart an, aber — wie konnt' ich anders, um nicht kalt gegen die Aeltern zu ſcheinen! Sobald wir aber aufſtanden, lief ich fort. O mein Herz, welch einen neuen Stoß bekamſt du auf die noch nicht völlig geheilten Wunden! Da lag ſie, die Einziggeliebte, bleich, in einem Lehnſtuhl, und reichte mir mit himmliſchen Lächeln die eiskalte Hand dar. Wie ein Fieberſchauer überfiel michs. Die Mutter ſaß neben ihr und

weinte.

weinte. Ihre Gegenwart hielt mich nicht mehr auf; ich schloß das kranke Mädchen in meinen zitternden Arm. „Seyn Sie ruhig, lieber H..., sprach der Engel mit matter Stimme. Es wird bald vorüber gehn!“ Ihr Kopf glühte, als wär er voll lodernden Feurs, das Herz pochte gewaltig, und die Hand war todtenkalt. Sie konnte mich nicht trösten, so viel Mühe sich auch die Herrliche gab, daß sie fast alle Kräfte vollends erschöpfte. Ich wich nicht mehr von ihrer Seite, bis endlich der hereinbrechende Abend mich von ihr trennte. Sie weinte, als ich wegging, und dies stieß mir vollends das halbverwundete Herz durch. Ich mußte mich führen lassen. Ohne diese Hülfe wär ich nicht bis in mein Zimmer gekommen, so war mir alle Kraft entgangen. Da bin ich nun — soll eine ganze lange Nacht nichts von Henriettens Zustande erfahren, soll in der schrecklichsten Ungewißheit bleiben, bis der Morgen wieder anbricht. Wie hart, wie grausam! O Nacht, welch ein Ungeheuer bist du in den Stunden der Krankheit! — Aber ich will den Kelch trinken! Wenn die Welt ein vollkommnes Glück gewährte, wär sie nicht Welt. Ringen und kämpfen, unter den schwersten Lasten sich immer emporarbeiten, und wenn ein Fünkchen Hofnung zur Erlösung lacht, durch ein neues Ungewitter wieder darum gebracht werden, das ist hienieden unser Loos. Beßre Welt, die kein Aufhören, keinen Wechsel kennt, was wär der Sterbliche ohne die Hofnung auf dich? Ihr, die ihr die ewige Seele einst ins Nichts überzugehn glaubt, welch ein Trost lacht' euch in den Stunden des Jammers, wenn Verlust und Tod droht,

und euer heroiſcher auf nichts gegründeter Muth euch nun verläßt?

Den 28. Juny.

Das Fieber iſt völlig da. Die ſonſt ſo ſanften, ſchmachtenden Augen blizen wild und ungeſtüm umher, und weilen oft minutenlang ſtarr an einem Gegenſtande. Alle Denkkraft iſt hin. Wuth und Fieberhize ſtrömt aus den aufgeſchwollnen Lippen hervor. Sie kennt den nicht, der ſie ſo unnachahmlich treu liebt! O Gott! Gott! Könnt' ich für ſie leiden! Sie, die nach den mitleidwürdigſten Verfolgungen im Schoeße des Glücks auszuruhen anfing, liegt da — dem Tode nah, ein Opfer des Kampfs! — —

Nach einer Nacht, die ich ewig nicht vergeſſen werde, die wie ein langſam verzehrendes Feuer vorüber zog, brach endlich der Morgen an. Eben war ich im Begriff, zur Kranken zu eilen, als ſchon Chriſtine, die ſeit einer Woche wieder im P...ſchen Hauſe iſt, mir entgegen kam, und mir mit Thränen die Gefahr verkündete. Ohn' ihr ein Wort zu antworten ſtürzt' ich die Straße hinab, ſchnell wie der Bliz, zu der, die meine Seele liebet. Ihre Mutter und Juliane ſaßen am Bette und zerfloſſen faſt in namloſen Jammer. Henriette lag in der Betäubung. Sie hörte die aufgehende Thür, fuhr plözlich auf, und da ſie mich erblickte, wollte ſie mit ungeſtümer Gewalt aus dem Bette. Drey Perſonen vermochten ſie kaum zu erhalten. Wenn der niedergeſchworne Miſſethäter die Schranken betritt, um den Stab über ſich brechen zu laſſen, kaum kann ihm ſo zu Muthe

ſeyn,

seyn, als mirs war, da ich ins Zimmer trat. Ich eilt' aus Bette, und sie beruhigte sich wieder. Ich nahm ihre glühende Hand. Sie sah mich wild an, sprach etwas, aber es war nur ein leises Gemurmel, das man nicht verstehn konnte.

Juliane und die Mutter wichen nicht von ihrem Bette, aber ich — der ihrem Herzen am nächsten ist, muß sie noch oft verlassen. Bald dieser, bald jener Besuch, und da reißt mich dann der tyrannische Wohlstand hinweg. Jezt ists Mittag. Ach! für mich ist jeder Augenblick finstre Mitternacht. Der Kummer wird mich bald auch dahinreißen. Gott, dann steigt das Elend zur äußersten Höhe! Dann kann ich nicht zu ihr, sie sieht mich nicht — o unbeschreibliche Qualen. Mit ihr sterben — ach! wie erquickend klingt mir das jezt! — Jeder Athemzug ist ein Dolchstich in mir! Grausamer Arzt! Sie wird schwerlich aufkommen? Und das sagst du so kalt, so trocken? Du Todesbote! wie vielen hast du wohl heute schon das Urtheil gesprochen? — Wer kommt? Adolph — Bruder, komm, und fühl, wie der Tod in meinem Busen schlägt! Du weinst? ha, weine Strähne, und dennoch hast du noch nicht geweint! Wie die Mittagssonne brennt! Komm, Adolph, komm ins Freye, daß sie uns vollends aufreibt. Doch nein! Du mußt leben! Aber ich — Wilhelm! Ha! welcher Dämon führt jezt das Andenken an dich durch meine Seele! O du Elender, was hast du vollbracht. Lache nur mit deiner tückischen Wange! der feindselige Streich ist dir gelungen. Alle Stürme überstand

Henriette,

Henriette, um den lezten nicht zu überſtehn. Keiner warf ſie dahin, aber jeder ließ eine Flamme langſam verzehrenden Feuers zurück, daß ſie dann eine vereinte unauslöſchliche Glut mit Ungeſtüm tödtete! — Soll ich hingehn, und den Elenden erwürgen? Doch nein! Bin ich nicht ein Chriſt? Er lebe! Der Gerechteſte kann vergeben, und ich Staub ſollte Rache heiſchen? Lebe, Jüngling, aber erkenne deine Falſchheit und dein boshaftes Herz! O ſähſt du doch, wie ich mich herumwinde, gleich dem getretnen Wurme, wie ich ringe mit der Verzweiflung! Sähſt du die hingeworfne Geliebte, wie ſie ſinnlos daliegt, wie der Tod aus ihren wilden Blicken hervorblizt! Ha, das herrliche Meiſterſtück iſt zerrüttet! Nur Einen Blick auf mein Elend, Wilhelm, daß du nie wieder der ſanften Unſchuld ſolche Qualen bereiteſt! — Aber wozu verweil' ich? Fort, fort, zum Lager des leidenden Engels!

Abends.

Die Fieberhize läßt nach. Kraftlos liegt die Theure da, ihr Buſen röchelt, und das Auge wirft nicht mehr Wuth umher. Jezt gleicht es dem Schimmer des umwölkten Monden. Zweymal reichte ſie mir ihre Hand dar. Ich drückte ſie ans Herz und da lächelte die Holde. Jezt rollten einige Zähren aus meinen Augen auf ihren Arm. Sie ſah mich ſtarr an und ſprach mit einigem Unwillen: „Warum weinſt du denn? Wir ſind ja glücklich!“ Dies waren ſeit vielen Stunden die erſten Worte. Ich küſſt' ihre Hand, verließ ſie, ging ans Fenſter, um die

immer

immer häufiger hervorquellenden Thränen zu verbergen.

Man hat mir erlaubt, diese Nacht im P...schen Hause zu bleiben. Diese Erlaubniß, und ein geringer Grad von Hofnung, den mir der Arzt gemacht hat, gießen einigen Balsam auf die fast tödlichen Wunden meines Herzens. Freylich kann ich nicht immer im Krankenzimmer seyn, aber ich kann doch oft herüber gehn, kann so oft ich will, von Christinen Nachricht erhalten. Wenn diese Nacht ohne neue Veränderungen vorüber ginge, sagte der Arzt, so würde die Krankheit gutartig werden, und es wär viel Hofnung da. Wie man doch alles, was nur einigermaßen tröstlich klingt, so hastig auffaßt! Ans Herz hätt' ich den Mann drucken mögen. Ich wollts auch, aber er wards nicht gewahr, und ging eilfertig, mit einer Verbeugung, aus dem Zimmer. — Bereits bricht die Nacht an. O Vater, soll ich dich auf meinen Knien um das Leben der Theuern anflehn? Soll ich im Staube weinen und nicht ablassen bis ich erhört bin? Herr dein Wille geschehe, und deine Weisheit behaupt' ihre erhabnen Rechte!

Den 29. Juny früh.

Sich über die Schrecken der Sterblichkeit hinausschwingen, und einen Blick auf die vollkomme selige Zukunft werfen — welch ein' Erquickung für den leidenden Müden! Sterben wird sie? Sterben, die einzige Freudengeberinn? Ja, du Engel, du bist würdiger des Himmels als der unvollkommnen Erde! Aber ich — soll einsam zurückbleiben — soll ver-

ſchmachten — ach Gott! der Gedanke reißt alles wieder nieder, was jener baute. — Unvergeßlich, ewig unvergeßlich iſt mir der Anbruch des heutigen Tages. Ich ſaß am Bette der Kranken, Julianen gegenüber, und die ſtumme Wehmuth wütete fort in meinem Buſen. „Iſt Heinrich hier?“ fragte Henriette etwas haſtig, nachdem ſie zuvor im unruhigen Schlummer dagelegen hatte. Ich ſprang auf und trat ihr unters Auge.

Henriette: Gieb mir zu trinken, mein Lieber!

Ich gab ihr.

Henriette, indem ſie mir den Becher zurückgab: Das war Erquickung! Heinrich, ich werde ſterben — —

Ich: Sterben? Gott, und das ſprichſt du mit ſolcher Gelaſſenheit?

Henriette: Wer hat mich dieſe Gelaſſenheit gelehrt? Warſt dus nicht ſelbſt? Verkenne dich nicht, Freund!

Ich: O du Engel! — Nein, nicht ſterben wirſt du, wirſt leben, für deine Aeltern, für deine Freunde, und für — mich — Der Schmerz hemmte mir die Sprache. Ich ſagte das lezte Wort nur halb.

Henriette, eine Thrän' im Auge: Du brichſt mir mein Herz. Nur um deinetwillen iſt mir der Tod hart, ſonſt empfang' ich ihn mit Freuden. — Doch, ich muß! Hoffe nicht, Jüngling, mein Ziel iſt nahe! Julchen, wie wird dirs ſeyn, wenn ich nun nicht mehr bin?

Juliane, ſchluchzend: Mein Jammer wird unausſprechlich ſeyn. Ich werde um dich trauern bis

einſt

einſt auch mein Ende kommt, und mich wieder mit dir vereinigt.

Henriette: O dann will ich dich empfangen! So folgt eins nach dem andern. Caroline macht' in unſerm freundſchaftlichen Zirkel den Anfang, ich folg' ihr zuerſt, dann kommt die Reihe nach und nach an die übrigen herzlichen Freund' und Freundinnen. — Juliane, werd' ich nicht deinen Auguſt noch ſprechen?

Ich: Henriette, hör auf — ich vergehe!

Henriette: O mein Lieber, wo bleibt die Stärke deines Geiſtes? Wer wars, der mir nach Carolinens Tode mit ſo erhabnen himmliſchen Empfindungen zutief: was die Vorſicht that, ſey dir unerforſchliche Weisheit! Warſt dus nicht, du Edler?

Ich: Eine Freundinn, oder eine Gattinn verlieren, iſt das eins?

Henriette: Gott ſtärke dich! Ich bin zu ohnmächtig. Die Gröſſe deiner Seelen iſt auf feſte Grundſäulen gebaut. Ihre Kraft wird zurückkehren. — Laß mir den Himmel! Weine, aber trockne deine Zähren.

Juliane: Sprich nicht zu viel, meine Schweſter! du ſchadeſt dir.

Sie lächelte der ſanften Sorgfalt, reichte die eine Hand mir, die andre Julianen, und ſchloß die Augen. Wie ein Engel lag ſie da, mit der Miene voll Würde, voll Unſchuld und Sanftheit. Sie zog nach einer Weile die Arme wieder zurück und ſchien zu ſchlummern. Die Mutter kam nach einem bangen mehr angreifenden als erquickenden Schlafe.

Sie sezte sich still ans Bette der Kranken, und ich ging aus dem Zimmer. Eben steigt die Sonne herauf. Will deine Ankunft mir Henriettens Todestag verkünden? O du majestätisches Weltlicht, dich soll ich nie mehr im Arm meiner Theuergeliebten empfangen? Aber, du lächelst ja so lieblich und tröstend. Nein! Sie wird nicht sterben, wird leben mit mir noch durch eine Reihe glücklicher Jahre. — Und doch spricht sie so zuverläßig von ihrem Tode! Und mit einer solchen Gottgelassenheit! O unergründliche Tiefen, die mich umgeben! — Wie lieblich und kühl ist der Morgen! Eile, Trostloser, in Gottes weite grünende Fluren, fühle dein Nichts und die Größe des weisheitsvollen Schöpfers!

Vormittags.

Alle Hofnung ist wieder verschwunden. Die anscheinende Beßrung war nur eine täuschende Stille. Das Herz wallt ungestüm. Sie schlägt oft die Augen auf, sieht die Umstehenden sehnsuchtsvoll an, vermag aber nicht ein Wort zu sprechen. O es ist ein zerfleischender Anblick! Länger halt ichs nicht aus. Wo soll ich hin? Meine Seele lechzt nur nach einem Tropfen Ruhe, aber auch diesen erringt sie nicht. Könnt ich für die Holde sterben — Unnüzer Gedanke! Und würd' es ihr nicht viel schmerzhafter seyn, mich sterben zu sehn, als selbst zu sterben? Ich kenne die Stärke ihrer Liebe. Ich, ich muß sie zuerst hinüber wallen sehn! O ich Armer, wie hart ist mein Schicksal!

Nach-

Nachmittags 5 Uhr.

Das Ziel meiner Wünsche ist vollendet, und doch bin ich elend. Unerforschlich sind die Rathschläge der Gottheit! Sie ist meine Gattinn, ists ganz, so, wie ich mirs oft mit stillen Thränen wünschte. Die Hand des Priesters hat uns feyerlich verbunden. Es waren große, erhabne Augenblicke! Auch der Unempfindlichste konnte hier nicht fühllos bleiben.

Vor einigen Stunden rief mich der alte P... auf sein Zimmer. Mit einer männlichen Gelassenheit sprach er: „Meine einzige Tochter wird sterben. Der Trost, die einzige Stüze meines Alters verläßt vor mir die Welt. Uebereilungen auf allen Seiten haben vielleicht etwas beygetragen, sie aufs gefährliche Krankenbette zu werfen. Doch, die Wege des Höchsten sind verborgen und voll Weisheit. Könnt' ich mit meinem Leben das junge Leben erkaufen, Gott, du weißts, wie so gern ich das wollte! Aber umsonst! — Lassen Sie mich zu meinem Troste noch das einzige thun, was ich vermag. Sie sind der Gatte meiner Tochter und mein Eidam. Sollt' ihr der Erbarmer vielleicht noch wieder aufhelfen, so leben Sie in Ruh und Segen mit ihr, und machen Sie mich zum glücklichsten Vater. Stirbt sie aber, so sind Sie dennoch mein lieber Eidam, und einst der Universalerbe meines Vermögens. Die Hand des Priesters soll Sie noch diesen Nachmittag verbinden. Kommen Sie, wir wollen eilen, die nöthigen Anstalten zu treffen."

Ich war außer mir und konnte kein Wort aufbringen. Immer heißer ward bey dieser Güte des Vaters meine Sehnsucht, daß sie mir Gott erhalten möchte, und doch sah ich fast gar keine Hofnung dazu. Ich sank dem tiefgerührten, weinenden Vater in die Arme, und stammelte abgebrochne Worte des Danks. Die Mutter trat ins Zimmer. Er ließ mich bey ihr, und gieng weg. Nun hatt' ich neue Stürme auszuhalten. Ich, den das Schicksal am tiefsten beugte, in den Augenblicken, da es ihm zugleich mit der andern Hand das süßeste Glück bot, ich mußte noch trösten, mußt' eine bange, trostlose Mutter aufzurichten suchen. Gott hat in mir gewirkt, denn ich vermochte nicht nur viel über sie, sondern zugleich auch über mich selbst. Nach einer Weile trat der Vater wieder herein. „Sie ist vorbereitet, sprach er, und lächelt zufrieden. Ihr Blick schien mir recht kindlich zu danken. Sie reichte mir die Hand, bemühte sich, sie näher an ihren Mund zu bringen. Ich kam ihrem Willen entgegen, und ihre brennende Lippen drückten einen matten Kuß auf die Hand. Ich verließ sie dann, und schickt' eine Kutsche nach Ihren Aeltern. Auch die übrigen Anstalten sind getroffen. Sie dürfen weiter für nichts sorgen."

Ich eilte hierauf zu meiner Verlobten. „Heinrich, stammelte sie mit der größten Mattigkeit, ich sterb' als deine Gattinn!" Sie drückte die Hand, die ich ihr reichte, an ihre Brust, und hielt sie fest, bis der Bediente meldete, daß die Kutsche mit meinen Aeltern bereits an der Thüre sey.

Ich

Ich lief ihnen entgegen. Mein Vater blickte mich wehmüthig an, da ich ihn aus dem Wagen hob, die Mutter sprach weinend: Armer Heinrich! und mein Bruder küßte mich mit bleichen zitternden Lippen. Ich führte sie ins Vaters Zimmer und eilte wieder zu Henrietten. Sie lag betäubt und mit geschloßnen Augen. Da die Aeltern hereinkamen, merkte sie das Geräusch, warf den Blick neugierig umher, und da sie meine Aeltern gewahr wurde, o Gott, wie sie da so kindlich und zärtlich lächelte. Meine Mutter ging ans Bette und küßte sie. Sie schien sehr vergnügt darüber, reichte dann auch meinem Vater und Adolph die Hand. Julianen bat sie, ihren August rufen zu lassen. Ihr Wille ward sogleich befriedigt. Mittlerweile ließ mein Schwiegervater durch Adolph einen kurzen Heyrathscontrakt aufsezen. Ich war unzufrieden über die Weitläuftigkeiten, aber man redte mir zu, und ich ließ mir alles gefallen. Der Contrakt war fertig. Ich unterschrieb ihn, aber meine Hand bebte so heftig, als ob sie ihr eignes Todesurtheil unterzeichnete. Hierauf quälte man auch die Kranke. Sie unterschrieb, oder eigentlich Juliane, die ihr die Hand führte.

Während diesen Beschäftigungen kam auch August, außer Athem, und mit weinenden Augen. Hierauf hub die feyerlichste Scene an. Ich kniete ans Krankenbette. Neben mir saß mein Vater. Ums Bette her der ganze einmüthige Krais der tiefgerührten Anverwandten und Freunde. Mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit legte mein Vater Henriettens

Hand in die meinige. Aus seinen Lippen strömten Worte des Segens hervor — er knüpfte zwischen uns das heilige und unauflösliche Band der Ehe. Amen! sprach er nach vollendetem Priestersegen, Amen! sprachen ihm alle Umstehende laut und schluchzend nach. Amen! sprach mein Herz in der Stille, und Henriettens matte Lippe stammelt' ein halblautes Amen! hervor. Lange war mirs unmöglich, diese Stellung zu verlassen. Mein zerfleischtes Herz blutete aber zugleich ertönte in meinen Ohren ein lieblicher, heiliger Gesang, gleich den himmlischen Liedern eines seraphischen Sängers. Meine Gattinn däuchte mir ein Engel. Himmel war über ihr Gesicht ausgegossen, und ihr matter Blick segnete mich unaufhörlich; die eheliche Hand hing fest an der meinigen, und drückte sie mit ohnmächtiger Kraft. Endlich sprang ich auf, drückt' einen heißen Kuß auf die Stirne meiner Gattinn, küßte dann meinen beyderseitigen Aeltern die Hände und umarmte meinen Bruder, meinen Freund und seine liebenswürdige Juliane. Dann sezt' ich mich wieder zum Bette, und eine unerwartete Standhaftigkeit erquickte mein Herz. Der wütende Schmerz verwandelte sich in sanftere Traurigkeit. Kraft von oben überschattete mich. Es gelang mir, ohne Thränen einige Worte mit meiner Gattinn von ihrem nahen Tode zu sprechen.

Jezt schlummert sie. Die Regungen der Wehmuth bey jener rührenden Scene haben sie aufs neue sehr angegriffen. Schlaf, Holde, und erwache zum Leben! Ach, daß das heiße Sehnen vergeblich ist!

Zwar

Zwar ſie iſt noch nicht ganz dahin, die tröſtende Hofnung — aber wie entfernt, wie ſchwach iſt ſie! Und — wollt' ich mich ausſchlieſſen von vielen meiner Brüder, die die Hand des Schickſals oft noch härter verwundet? Wollt' ich den Kelch nicht trinken, der zwar ſehr bitter, aber doch noch mit mancherley Süſſigkeiten vermiſcht iſt? Sollte mir Ohnmächtigen, der die ewige Weisheit nicht zu ergründen fähig iſt, mir zu gefallen der Hochgelobte ſeine heiligen Rathſchlüſſe ändern? Nein, ich will ſie ausleeren, die bittre Schale, bis auf den lezten zögernden Tropfen! Deine Kraft, o Vater, ſtärke den Schwachen!

Mein guter Adolph bleibt jezt und die ganze folgende Nacht bey mir. Juliane hat uns verlaſſen, denn ſie war der Ruh und Erholung ſehr benöthigt. Aber am ſpäten Abend wird ſie zurückkommen. Welch ein Glück, daß wir noch von einer Menge edler Freund' und Freundinnen umgeben ſind, die uns ſo lieben, und den herzlichſten Antheil an unſerm Geſchick nehmen! Meine Aeltern ſind wieder nach Hauſe. Sie verließen uns, da Henriette anfing zu ſchlummern. Meine Schwiegeraltern ſind jezt gelaßner. Wie ſchmeichelhaft klingt mirs, wenn ſie mich Sohn nennen. Wie ſüß würde mirs erſt dann klingen, wenn Henriette in Geſundheit und Freude mit mir lebte. Wie würden wir an unſre Aeltern uns anſchmiegen, und ihnen danken! — Aber warum blick' ich hinaus in dies ſelige Erdenleben, das mir doch nie zu Theil werden kann? Eile, Verlaſſner, an das Bette deiner kranken Gattinn, und vergiß nie mehr den Au-

genblick des alle Hofnungen herabstürzenden Todes, der vielleicht, ach! — bald, hereinbrechen wird.

Mitternacht.

Noch lebt sie, aber der lezte Stoß war nahe. Heftige Zuckungen überfielen den ganzen Körper. Sie schloß die Augen übernatürlich fest, und der Busen röchelte laut. Der Arzt ward plözlich gerufen. Er kam, aber die heftigsten Bewegungen waren schon vorüber. Freundschaftlich versprach mir der Gute, diese Nacht vollends hier zu bleiben. „Noch einige Stunden!“ sprach er leise zu meinem Schwiegervater. O ich hört' es, du Todverkünder! Noch einige Stunden? — Also ist das Urtheil nun so gut als unwiderruflich gesprochen, der Stab gebrochen, und alle Hofnung dahin? — Mein Herz empört sich, so sehr ich auch nach Muth ringe! — Dort liegt sie, in dem einsamen Winkel. Der matte Lampenschimmer verbreitet sich über sie, und macht ihre mit Tode kämpfende Miene noch schauervoller. Ich lasse sie nicht mehr aus meinem Blick, bis sies vollendet hat. Wenn alle Hofnung dahin ist, dann erst bin ich stark. — Mein Vater kommt. Er wird ihr noch einmal den Segen des Priesters und des Vaters mittheilen. Bald werdet ihr den neuen Engel empfangen, ihr Seligen des Himmels! — Ermanne dich, mein Geist, ihren Tod ohne Schaudern zu sehn!

Den 30. Juny früh.

Der lezte, grausame Schlag ist vollendet. Da liegt die herrliche Blume, die noch jüngst so frisch blühte,

blühte, für tauſend andern ihrer Geſpielinnen. Da liegt ſie ſtarr und entſtellt, ohne Leben und Wärme! Ach die Edelſte iſt gefallen, unter den Töchtern der Unſchuld, zur Verweſung und Moder geſunken die ſtandhafteſte Dulderinn und die treuſte, rechtſchaffenſte, liebenswürdigſte Gattinn! — Noch iſt mir der Gedanke wie eine Lüge. Ich geh umher wie ein Träumender. Jedes, das mir in den Wurf kömmt, ſcheint mir ein Mörder. Immer iſt mirs, als müßte ſie aus der Ohnmacht wieder erwachen. Ich ſtürze mich über den Leichnam hin, benez' ihn mit meinen Thränen. Er bleibt Leichnam. Dann ergreift mich Verzweiflung und Schrecken des Todes. — O Erbarmer! Erbarmer! Wie das verzehrende Feuer in mir wüthet! — Ha! warum ſteigſt du ſo hell empor, Sonne? Laß mich im Schatten der Nacht bleiben, und in demſelben mich die eiſerne Hand des Todes ergreifen! Gott, ſo viele Tauſende leben ja noch, warum Henriette nicht mehr unter ihnen? Ha! es wimmelt alles von Leben und Wärme und die einzige Freude meines Lebens, mein Glück, meine Hofnung, mein Alles liegt niedergeworfen von der Hand des grauſamen Würgers — todt — abgeblaßt — eiskalt und erſtarrt! Sie gleicht dem unfühlbaren Baum im Walde, den man, troz ſeiner erhabnen Schöne, von der Wurzel trennte und abſägte. — O du Elender, der du liebteſt, und deine Gattinn am erſten Tage der Verbindung verlorſt!

Nachmittags.

Wenn der erste wüthende Schmerz vorüber ist, so ergießt er sich in heissen Thränen, die wie eine unaufhaltsame Flut daherströmen. Schon in mancherley Leiden empfand ich dies, und empfind' es auch jezt bey den härtesten Leiden, das nur je über mir schweben konnte. Gelaßner erduld' ich jezt die Todenstille, höre gelaßner den traurigen Zuruf meines Herzens: Sie ist nicht mehr! — Nun ist das Schlachtfeld leer, auf dem der Tod den Sieg behauptete! Der Leichnam ruht in einem einsamen Gewölbe, bis ihn die mütterliche Erde aufnimmt. — Jezt wirst du stark genug seyn, mein Geist, mit der von stillen Zähren befeuchteten Hand der melancholischen Zukunft, die Augenblicke des Todes niederzuschreiben.

Es war ohngefehr zwey Uhr, als die Vollendete noch einmal in so heftige Bewegungen gerieth, wie die vorhergehende Mitternacht. Sie warf mit übernatürlichen Kräften die entblößten Arme überall herum, röchelte laut und drückte die Augen fest zu. Fassen Sie sich, sprach der Arzt zu mir, dies ist der Augenblick des Todes. Ich saß halb ohnmächtig da, verwandt' aber kein Auge von der Sterbenden. Nach einer fürchterlichen Phantasie, die nur einige Minuten dauerte, kehrte wieder völlig die sanfte, holde Henriette zurück. Sie schlug die Augen auf und blickte mich zufrieden an. Sie verlangt' Erquickung. Ich gab ihr Wasser. Ihr Blick dankte mir gleichsam mit neuen Kräften dafür. Indessen kamen die Aeltern und Adolph herein, die der Arzt hatte rufen lassen.

laſſen. Sie ſezten ſich ums Bette, aber wies ſchien, unbemerkt von der Sterbenden, die mit ernſter, tiefdenkender Miene da lag. O es waren hohe Empfindungen, deren die Selige gewürdigt ward! Entzücken verdrängte bald den traurigen Ernſt, und die Miene lachte ſo heiter, wie die Morgenröthe nach dem herabgefallnen Nebel. So vergieng wohl eine Viertelſtunde, während der ſie die Augen immer gen Himmel gerichtet hatte und uns gar nicht anblickte. Nach dieſem aber warf ſie die Augen wieder umher, blieb endlich an meinem Blick hangen und ſchien mir näher zu winken. Ihr Lächeln ſagte mir, daß ich ihren Willen getroffen hatte. Ich lehnte mich zitternd über ſie hin. Sie ſtammelte mir matt und abgebrochen zu: Heinrich, gieb mir den Abſchiedskuß! Ich küſte die Lippen, die der Tod bereits mit ſeiner kalten Senſe zur Verweſung ausgezeichnet hatte. Noch hatte ſie Kraft genug, ihre Hand nach meinem Geſicht zu bewegen, und mit ihren kalten Fingern eine Thräne von meinen Augen zu wiſchen, die eben hervorquoll. Hierauf fuhr ſie, faſt unverſtändlich und mit öfterm Abſezen, fort: „Sey getroſt, mein Lieber! Nun hab' ich überwunden! Himmliſcher Beyſtand macht mir die Augenblicke des Todes leicht. Leb wohl, beſter Gatte! Lebe, nüze der Welt, und erwarte gelaſſen die Stunde, die uns wieder vereinigt. Raube nicht der Welt zwey gute Seelen auf einmal. Faſſe dich! Der Mund deiner ſterbenden Gattinn ſegnet dich tauſendfältig. In jenem Leben biſt du wieder mein. Dort hebt erſt unſer vollkommnes Glück an! Leb wohl! — Wo ſind meine

Aeltern?

Aeltern? — Dort" — Sie starb! Zwey feindseligt Stösse — und das erschütterte Geblüte stand still! Ich ergriff eilend den Spiegel, aber der Lebensgeist wirkte nicht mehr — sie war dahin!

Abends.

Fürchtet nichts, ihr Freunde! Laßt mich Stunden allein und seyd sicher! Himmelvolle Gedanken trösten mein beklemmtes Herz. Aber — ists Täuschung, oder ists Ruhe? — Ha, Täuschung, denn die Wunden bluten oft noch so heftig, als wollten sie mit grausamen Ungestüm alles Leben hinausströmen! Strömten sies doch! — Wo bin ich? Nein, es war ja Ruhe, nicht Täuschung, Ruhe, vom Throne des Helfers herabgesendet. Ach, sie lebt! sie lebt! Der Tod siegt' über ihr irrdisches Leben, aber ihre Seel' über den Tod. Sie lebt — unaussprechlich! in Herrlichkeiten, ewigen Herrlichkeiten des Himmels! Hab' ich sie nicht hinüber wallen sehn mit Freuden? Heb' ich sie nicht mit einer himmlischen Stärke gesegnet? „In jenem Leben bist du wieder mein!" sprach der vollendete Engel. Ach! und noch stärker wars, was unsre Herzen in der Stille sich sagten. O der seligen, dreymalseligen Empfindungen! Wer vermochte sie ganz zu fassen, welch sterblicher Mund sie auszusprechen? — Du holder Sänger des Meßias, wie sprichst du so ganz in mein Herz, stellst meine Gefühle dar, wie sie waren bey dem Augenblicke des Todes meiner herrlichen Lebensgefährtinn. Ja, sie waren so glücklich, Freund, wie Gedor und Cidli, Heinrich und Henriette, sie warens, bey Gott! sie warens! Alles, alles, du Edler, ganz für das Herz des

verlaßnen

verlaßnen Heinrich gesungen, den der Herr ersehn hatte, zu des dunklen Thales Eingang die Gattinn zu leiten, zwar wenig waren der Zeiten, die sie mit einander vereint waren, nur einige Monate, ein unvollkommnes Jahr, aber doch so glücklich, so selig und sanft und der Hofnung des himmlischen Lebens gewiß. Ja:

Wie sie sich liebten, wußten nur sie, und wenige Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube besprachen sie oft sich
von der künftigen Welt, und von der näheren Trennung,
oder noch fernen, auf ihrer Reise zur Heymath im Himmel,
liebend wünschten sie sich — doch wagten sie das nicht zu hoffen,
was so wenigen ward, — mit einander hinüber zu wallen.
Herr! ihn hattst du ersehen zu des dunkeln Thales Eingang
sie zu geleiten. Sie lag zu sterben. Das glaubt' er zu sehen;
aber er wußte, daß du aus großen Gefahren errettest,
tödten könntest in kleinen. Jezt kam, der eilende Tod kam
näher, und wurde gewiß. Sie richtet vom Gatten gen Himmel
ernst ihr Auge, dann wieder auf ihn vom Himmel herunter,

wieder

wieder gen Himmel von ihm. So erhub sie zweymal ihr Auge.
Niemals sah er Blicke, wie diese, nie wurden ihm Blicke,
wie die ihrigen waren, beschrieben, voll feyrlichen Ernstes,
und der innigsten Wehmuth, und mächtiger Ueberzeugung
jenes ewigen Lebens. Ich sterbe! verlasse dich! gehe
zu der nahmlosen Ruh! wars, was sie redeten! wars nicht!
Stärker wars, unaussprechlich — Hier mußt er der Menschheit erliegen,
oder ihn mußte mit mächtigem Arme der Helfer erheben.
Und der Erbarmende thats! Der schwache Sterbliche fühlte
sich der Erde gewaltig entrissen und nahe dem Eingang
zu der Herrlichkeit, welcher sich seiner Gattinn schon aufthat.
Und er trat zu ihr hin, mit mehr als Ruhe, mit Freude;
legt' auf ihre Stirn die Hand und begann sie zu segnen:
Wandl' hinüber im Namen des Herrn, der Abrahams Gott war,
Isaks und Jakobs im Namen des angebeteten Helfers!
Ja, sein Wille geschehe, es geschehe sein gnädiger Wille!
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:

Ja, er mach es wie er es beſchloß! Gut wird ers machen!
Segnend nahm er die Hand: Wie ein Engel haſt du mir!
Gott iſt mit dir geweſen! Mit dir wird Gott ſeyn! Geweſen
iſt mit dir der Allbarmherzige! Dank ſey, und Preiß ſey
ſeinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! Ach wär ich
elend genug, ihm nicht zu dienen — ſo dient ich ihm heute?
Sey mein Engel; läßt Gott es dir zu — Du warſt der meine!
ſprach ſie dankend. — Sey nun, du Himmelserbinn, mein Engel,
läßt der Herr es dir zu! Und liebend erwiedert die Gattinn:
Beſter, wer wollt' es nicht ſeyn? — Voll Mitleid mit freudigem Tiefſinn
ſchwebte Rahel um ſie, die Geliebte des Pfigers aus Kanan,
und die Mutter des Sohns der Schmerzen. Noch war ſie dir, Mädchen,
unſichtbar. Doch als nun dein Haupt zu dem Tode dahin ſank,
ſahe dein lächelnd brechender Blick die Unſterbliche ſtehen —
und du machteſt dich auf, zu deiner Geſpielinn zu kommen!
Doch mir ſinket die Hand, die Geſchichte der Wehmuth zu enden! —

Sie sinkt, und das Herz bricht! Folgen, folgen werd' ich dir, du Vollendete! Daß der lange Tag schon verflossen wär, und die Nacht des Todes hereinbräche! Vater, nicht stürmisch fleh ich, aber kindlich, voll heiliger Demuth — bald, bald laß es herannahn, das Ende meiner einsamen Tage! Laß mich bald die Herrlichkeit sehen, die sich meiner Henriette nun schon in ihrem majestätischen Glanze darstellt! — Doch, es geschehe dein heiliger Wille! Mach es, wie dus beschlossen hast! Du wirsts gut machen! Mit mehr als Ruhe, mit Freude — ach! ganz kann ich dirs noch nicht sagen! Aber ich werds können, können, durch Himmelskraft! Was ist hienieden so schwer zu tragen, das uns der Erbarmer nicht leicht machen sollte? — Die Nacht ist da! Ihre Schatten sind noch sehr düster, liegen noch schwer auf mir! Wo soll ich Ruhe finden? Bey Gott! Ach ich will an seinen Thron eilen mit heissem Gebet. Dort will ich mit flehender Sehnsucht Ruh suchen, und — werd' ihrer gewiß finden — —

Den 1. Julii Vormittags.

Wilhelm! warst dus? Warst dus wirklich? Oder verbarg sich ein Engel des Lichts in deine Gestalt? Hat ein Gesicht mich getäuscht, um mir ein süßes, erquickendes Traumbild darzustellen? — Nein, er war es — ist zurückgekehrt — meine Leiden haben ihn aus seinen Verwirrungen aufgeschreckt — O des glücklichen Morgens, daß ich den Reuvollen fand!

In

In tiefe Trauer gehüllt, die Seele voll hoher Gedanken der himmliſchen Zukunft, und unachtſam, todt, für alles Erdengeräuſch, das um mich her war, gieng ich am Morgen ins Feld. Bald ſtieß ich auf ein Gebüſch, ein herrliches junges Wäldchen, das vormals immer mein Lieblingsaufenthalt war, in den Stunden der ſtillen zufriednen Freude. Manchen Tag war verfloſſen, ſeit ichs nicht mehr beſucht hatte. Ungewöhnliche Regungen ſtiegen jezt in meiner Seel' auf, da ichs erblickte. Mein Herz ſchlug trauriger und die Wehmuth preßte eine unaufhaltſame Thräne hervor. Vormals dankt' ich hier dem Schöpfer oft für Henriettens Beſitz und für das Glück meiner Liebe. Jezt will ich hier mein Schickſal noch einmal recht bitter beweinen, dacht' ich, und verfolgte den einſamen Pfad, der mich in das heiligſte Dunkel des Wäldchens zu einer Raſenbank führte, die ſchon vormals immer mein Zufluchtsort war. Ermüdet ſank, ich drauf hin, ſchluchzte und lehnte mich rückwärts an eine bebende Eſpe. Vor mir her zog ſich ein einſamer Weg durch Hecken und Sträucher, der am Ausgange auf einen hohen die ganze weite Gegend überſchauenden Berg führt. Schon hatt' ich hier länger als eine halbe Stunde getrauert. Schon verſiegten die Zähren und der errungne Troſt Gottes fieng bereits an meine erſchütterte, gepreßte Bruſt mit ſanfter Stille zu erquicken, als ein näherkommendes Geräuſch mich aufmerkſam machte.

Tiefſinnig, die Arm' in einander geſchlagen, und das Geſicht herabgeſenkt wandelt' ein Jüngling lang-

ſam daher. Es war Wilhelm. Schauer und Entſezen durchbebten meine Glieder! Sollt' ich fliehen oder bleiben? Sollt' ich mich von ihm erkennen laſſen, oder lieber eine Scene, auf die ich eben jezt am allerwenigſten vorbereitet war, vermeiden? Indeß ich so berathſchlagte, war er nur noch einige Schritte von mir. Unverhaltſam ſchoſſen meine Blicke auf ihn hin. Wildheit leuchtete aus ſeinen Mienen; Wuth, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, und die düſterſte Seelenſtimmung verrieth jeder Geſichtszug. Plözlich rollte mein Rohr, das an einem Baum lehnte, zur Erde. Der Fall riß ſein Geſicht empor. Er erblickte den ſchwarzgekleideten traurigen Heinrich — und bebte zurück. Das Schrecken zeigte ſich deutlich auf ſeinem Geſicht. Er ward bleich, ſchlug die Augen nieder und wandte ſich. Der Vorfall brachte ihn aus aller Faſſung. Er wollt' einen andern Weg wählen, fand keinen, und drängte ſich ins dichte Geſträuch hinein. So verbirgt ſich der Miſſethäter, noch beſudelt vom Blute des ſterbenden Bruders, wenn man ſeine Spur entdeckt und ihn nun verfolgt. Unwiderſtehliche Allkraft riß mich von meinem Size weg, ihm nach, und mein Mund rief mit ſtotternder Stimme: Wilhelm! Wilhelm! Biſt dus?

Wilhelm, der nicht weiter konnte vor den dicken Sträuchern, mit weggewandtem Geſicht: Laß mich, oder ſtoß mir ſogleich den Dolch ins Herz.

Ich.

Ich. Ich dir den Dolch ins Herz ſtoſſen? Ich bin ja dein Bruder, bin jezt und ewig der Heinrich, der ſo gern verzeiht. Blicke mich doch an!

Wilhelm. Ha! Deine Trauer ſteht in meinen Augen wie ſchwarze Donnerwolken, die mir Vernichtung drohn!

Ich. Blicke nur mein Geſicht an, nicht den ſchwarzen Rock, und es ſoll dir heitrer, wolkenloſer Himmel däuchten.

Wilhelm. O ich Elender, daß ich meine Liebe zu ſolchen Schandthaten mich hinreiſſen ließ! Heinrich, thu mir die einzige Liebe, und verlaß mich. Warum willſt du meine Schande, mein verleztes Gewiſſen noch aus meinen Mienen leſen, Grauſamer? Iſt dir mein verzweiflungsvoller Zuſtand noch nicht gnug Rache?

Ich. Rache? — Was iſt Rache?

Wilhelm. Nenn' es Strafe, gerechte Strafe!

Ich. Nicht Strafe! Nicht Rache! Beydes gehört Gott, und er verwandelts in Erbarmen. Komm an meine Bruſt.

Wilhelm. Die Größe deines Herzens macht mich immer niedriger. Kaum kann ich meine Niedrigkeit faſſen!

Er wandte noch immer ſein Geſicht weg. Mittlerweile hörten wir in einiger Entfernung einen Harfenklang und eine Singſtimme dabey. Ohne Zwei-

ſel war es die Fröhlen Räder, eine Tochter vom Beſizer des Guts, zu welchem das Gebüſch gehört, ein ſehr ſchwärmeriſches Mädchen, die ſich in der Mitte des Wäldchens eine dunkle verſchloſſne Laube hat aufrichten laſſen. Ich horchte dem Geſange zu. Es war das erſte Chor aus dem Tod Abels. Sie ſangs mit ſo viel Empfindung, daß mir die hellen Zähren im Auge ſtanden. Ich vergaß Wilhelm und alles, horchte aufmerkſam, und mein Herz erhob ſich mit dem Geſange zum Thron Gottes. Wilhelm ſchien auch aufmerkſam, tändelte an den Blättern, ſeufzte tief, und wiſchte ſich den Schweiß von der glühenden Stirne. Da das Chor zu Ende war, hörten wir zwey weibliche Stimmen den Wechſelgeſang anſtimmen. Ach, Schweſter, ſing' in meine Lieder u. ſ. w. Länger konnt' ich mich nicht halten. Ich ſchloß Wilhelm feſt in meine Arme, und weint' auf ſeiner Schulter. Himmel, Erde und alle Geſchöpfe fordern uns zur Verſöhnung auf, ſprach ich. Laß uns Brüder ſeyn, wie vorhin!

Wilhelm. O ich Elender, daß ich ſolche Unſchuld vergiftete! — Sein Auge ward roth. Ich wußte vor ſüßer Wehmuth nicht mehr zu bleiben. Meine ſelge Gattinn ſchien in ſeraphiſcher Geſtalt uns zu umſchweben und mich zu ſegnen. Tauſendmal ſchöner ſah ich ſie jezt als vormals. Sie ſegnete mich und lächelte mir Beyfall zu. Wilhelms Augen öfneten ſich inzwiſchen den bitterſten Thränen der Reue. „Wenn du mich lieben könnteſt!“ ſprach er zitternd.

Ich.

Ich. Wie, mein Leben! Alles ſey vergeſſen! Du biſt wieder mein Bruder, mein Freund, mein treuer Lebensgefährte!

Wilhelm. Gott belohne dich! Meine Qualen kannſt du nicht auslöſchen. Meine Ruhe kannſt du mir nicht wieder geben. Aber du erleichterſt mein Elend.

Ich. Sey getroſt! Laß uns zu unſern Freunden eilen, daß ſie ſich mit uns über die neue Vereinigung freuen!

Er folgte mir ſchüchtern. Eben wandelten wir auf dem einſamen Pfade dem Ausgange des Wäldchens zu, als die zwey Singſtimmen ins lezte Tutti fielen: „und dieſer Tag ein Feſt uns ſeyn!“ Ich ſchwebt' in Entzücken, vergaß einige Augenblicke ganz meine Leiden, und eilte mit ſchnellen Schritten der Stadt zu. Wilhelm gieng mit niedergeſchlagnen Augen an meiner Seite. Er ergriff ſchüchtern meinen Arm, als wir die Treppe ſeines Hauſes heraufgiengen. Julchen war im Vorſaal. Sie ſtaunt' über den unerwarteten Anblick. Wir ſind verſöhnt, rief ich ihr entgegen, auf immer verſöhnt!

Juliane. Ach Gott! — Eben iſt Auguſt da. Wie glücklich! — Wir ſtürzten in Julianens Zimmer. Auch Auguſt ſtaunt' uns an, aber da ich ihm haſtig erzählte, was vorgegangen war, da erheiterte ſich auf einmal ſeine Miene und lächelte mit verzeihender Liebe. Juliane kam dazu. Nun ward die Freud' allge-

allgemein. Wilhelm sah bleich. Immer stand er wie ein zum Tode Verurtheilt gewesener, dem der Richter Leben zurief. Sichtlich schwebte die Reu' auf seinem Antliz. Seine Miene blieb traurig, aber getröstet. — Bald kehrte mein innrer Kummer zurück. Julchens Aeltern ließen mich auf ihr Zimmer bitten. O ihr Edeln, hättet ihr mich mit euern Mitleidsbezeugungen jezt verschont! Ihr rißt alle Wunden nach der Reihe wieder auf, und verdrängtet den kleinen Trost, den mir die Freud' über Wilhelms Wiederkehr verschafte, fast ganz wieder. Ich verließ die Guten mit bittern Schmerzen, verweilt' auch bey meinen theuern jungen Freunden nicht mehr lang, und gieng wieder in das Haus, wo noch die Ueberwundne des Todes aufbewahrt wird.

Da bin ich nun wieder in Henriettens Zimmer, das ich von nun an vor beständig beziehen werde. Hier ist mir, für allen andern Orten, noch am wohlsten. Hier schwebt mir der Tod der Seligen lebhafter für den Augen, so oft ich den Winkel erblicke, in welchem das Krankenbette stand. Aber dies macht mich nicht trauriger, nein! es beschäftigt meinen Geist allemal mit dem Andenken an die großen, erhabnen Empfindungen, die aus den lezten sterbenden Blicken des Engels hervorstralten.

Wilhelms Wiederkehr, seine zuverläßige Reue, deren Wahrheit mir sein ganzes Betragen bezeugte, seine neue Freundschaft und sein Mitleid mit meinem Zustande,

Zuſtande, rühren mich aufs äußerſte. Gott, du warſt es, der in mir wirkte, der mein Herz an das ſeinige hinriß, und durch meinen Mund dem Verlaßnen Vergebung, Troſt und göttliche Gnade ankündigte! Wenn das Herz gepreßt iſt und unter ſchweren Laſten ſeufzet, o wie leicht iſts ihm da, dem Beleidiger zu vergeben! Man fühlt tauſend Süßigkeiten dabey und Vergebung ſchwebt nach dem erſten reuvollen Worte des Bruders auf der Zunge. Dies kömmt auch mit daher, weil man ſich in Leiden ſo gern an jeden Gegenſtand anſchmiegt. Solche Scenen werden uns zu der Zeit ungleich feyerlicher, als im Glück. — Wenn du um mich ſchwebteſt, verklärte Gattinn! Wenn Klopſtocks ſüße Schwärmereyen wahr wären —— ach, wie tröſtlich! Und warum ſollten ſies nicht ſeyn. Streitets etwa mit der Vernunft? O du unvollkommne Menſchenvernunft, was willſt doch du mit deinem matten Auge durchſchauen? — Ja, wenn ſie um mich ſchwebte, die Selige, ſäh die Freudenthränen, die ich über die Verſöhnung mit einem verirrten Bruder weine — o Gott, wie viel haſt du der tröſtenden Bilder — noch mehr der erquickenden Hofnungen! — Wiederſehn, o du, der Liebenden Wiederſehn, ewiger Troſt für den verlaßnen Gatten, Troſt, den nicht Spötter, nicht Mißkenner der wahren, edeln Empfindſamkeit raubt!

Abends.

Meine Geſchichte hat ſich bereits durch die bekannten Familien, durch die mannichfaltigen Geſin-

de und durch die müßigen Neuigkeitssammler ausgebreitet. Wer mich nur einigermaßen kennt, staunt mich an und gaft mir nach. Der Küster, der bey der Trauung war, mag zu dieser Ausbreitung wohl ohne Zweifel auch das seine beygetragen haben. Ich kann solche Dinge sonst nicht wohl leiden, aber jezt — was rührt mich? Die ganze um mich her wandelnde Welt, voll Kraft und Leben, ist für mich todt. Alles ist mir im äußersten Grade gleichgültig, nur die Leiden meiner Brüder können noch einigen Eindruck auf mich machen. O könnt' ich sie doch all' in Freude verwandeln. Ich glaubte ehemals auch schon zu wissen, was Schmerz wär. Nichts wußt' ich. Aber nun kenn' ich den Schmerz, der der größt' auf Erden ist. Nun erst weiß ich, was Leiden heißt. — Um bey den traurigen Begräbnißanstalten nicht gegenwärtig zu seyn, brach' ich den heutgen Nachmittag bey Adolph zu. Hier sprach ich Ernst, den ich nun seit Monaten nicht gesehn hatte. Seine Theilnehmung an meinen Leiden war groß. Dann sprachen wir auch viel von Sophien. Adolph hat ihr bereits gestern die ganze traurige Vollendung meines Schicksals geschrieben. Ich vermochts nicht. Die Theure mit ihren liebenswürdgen Schwestern! Wie sehr werden sie nicht schon bisher mit mir gelitten haben. Doch, sie konnten sich auch abwechselnd oft wieder mit mir freuen; aber jezt — alle Hofnungen sind in die Tiefe hinabgestürzt. Immer müßt ihr von nun an mit mir trauren. O könnt' ich euch bald wieder umarmen! Noch diesen Sommer! Ja, noch diesen

Sommer

Sommer will ich nach T... will auf den breiten Berg, der uns am letztern Oſterfeſte ſo viel Wonneſtunden gewährte, wo hier und da ein jugendlicher Baum meinen und Henriettens Namenzug trägt. Bis ſpät an den Abend will ich ſolche heilige Monumente aufſuchen und bey ihnen mich müd weinen. O Sophie! mit dem Tode der Gattin flieht Glück und Zufriedenheit auf ewig aus unſrer Bruſt! Einige Ruhe ſcheint zwar vielleicht nach und nach den Einſamen zu erquicken, aber es iſt nur Ermüdung, iſt Mattigkeit und Betäubung!

Adolph hat ſchon von Wien aus an Karln geſchrieben. Gott weiß, ob ihn der Brief wird getroffen haben. Sollt' ers, ſo muß nun bald eine Antwort erfolgen. Ach du unglückliches Schlachtopfer! Selbſt Adolph ſcheint mir bey der Sache was verſehn zu haben. Warum ſchrieb er nicht ſogleich ſelbſt an Karln? Doch, wie konnt' er den Grafen ſolcher Schandthaten fähig glauben! Die Vorſicht hat dein Schickſal ſo gewollt, armer Karl! Möchteſt du doch den Entſchluß gefaßt haben, alle Winkel der Erde zu durchſuchen; möchteſt du ſie endlich finden, die deine Seele liebet, ſie dem Nichtswürdigen entreiſſen, und mit ihr eine Reihe glücklicher Tage verleben! Doch, was nüzt dichs, daß du ſie fandſt. Der Prieſter verbindet euch, und kaum hat er das feſte Band geknüpft, ſo ſtirbt ſie, hingeworfen von grauſamen Verfolgungen, und von den mannigfaltigen Regungen der Freud' und des Schmerzes? — Ueber-

all

all Unvollkommenheit! In den Hütten des ewigen Friedens ist Ruhe — Unsterblichkeit — Wiedervereinigung —

Den 2. July.

Eben führt die Morgenröthe den Tag der Beerdigung herauf. Ich kann nicht länger auf dem schrecklichen Lager bleiben. Grabesnacht scheint mich von allen Seiten zu umgeben! Der Sarg wird geschlossen, auf ewig! Der Wagen rollt fort, wie langsamdaherziehender Donner, gezogen von fürchterlichen Trauerpferden. Ha! Gruft! Träger! Todtengräber! Priester! Sänger! — Es ist vollbracht! Kein Erbarmen! Der Sarg steigt hinab, übergiebt die heiligen Gebeine dem Moder — Ich Elender! Warum bleibst du nicht verfinstert, Sonne? daß ich die Schreckenbilder nie in Wirklichkeit ausbrechen sähe! — Verklärte Karoline, dir folgte keine Thräne der Liebe, nur die Thräne der heißen Freundschaft! Aber dir, verklärte Henriette — ach! Dir folgen unaufhaltsame Ströme von Thränen der Freundschaft und der Liebe! Dein Heinrich zittert beym dumpfen Gerolle des Wagens mit Todtenblässe! Aber er zittert umsonst. Man scharrt die Theure ins Grab, läßt sie allein auf dem Gottesacker, allein in der Mitte der Monumente und grünenden Grabhügel, kehrt zurück, nun, ach! von nun an jeden Tag — Monate — Jahre — auf immer ohne Henrietten zu leben! Schwarze Bilder, wie zerfleischend seyd ihr!

ihr! Fort, fort, in die fernen Gefilde, die eben der kommende Morgen begrüßte. Nehmt den Ruhlechzenden auf, und erquilt meine verirrte, alles Troſtes unfähige Seele!

Abends, 8. Uhr.

Die Gruft hat den Raub ihres Gebieters aufgenommen! — Dort liegt ſie an der Seite ihres kleinen Bruders, der gewiß ſchon ganz zu Staube geſunken iſt. Dort liegen nun mit ihr alle meine Hoffnungen begraben. Es iſt eben der Kirchhof, wo Karoline ihre Ruheſtätte hat, aber an einer andern Gegend. — Ja', dies war die bange Ahndung, die nach Karolinens Tode meine Gattin ſo niederſchlug. Faſt untröſtlich weinte ſie, und ihre Umarmungen waren bitter, gleich als die letzten Umarmungen vor einer ewigen Trennung. Damals tröſtete ſie mein ſtarkes Herz — wer wird nun mich tröſten? O ich Armer, wie verlaſſen bin ich nun! Meinen Pilgertagen wird keine Freude mehr lachen. Weine nur, du Einſamer, und erweine dir Troſt!

Was quält ihr mich mit euern Beſorgniſſen, ihr Freunde? Laßt mich, laßt mich, und ſeyd ruhig! Ich bin tief verwundet, aber nicht fühllos. Laßt mich, daß ich der Zukunft die bangen Scenen des Begräbniſſes niederſchreibe!

Schreck.

Schrecklich zog der Leichenwagen daher. Hinter ihm die Kutsche, die den Verlaßnen, Trostlosen verbarg. An meiner Seite saß ein kalter, unempfindlicher Mann, der mich mit den abgeschmacktesten Worten zu trösten suchte. Auch in diesen fürchterlichen Augenblicken mußten noch äußre Gegenstände mich quälen! Warum ward mir nicht der Trost, meinen Adolph oder August, oder Ernst an meiner Seite zu haben? — Der Wagen hielt. Ich sprang heraus. Mit dumpfen Getöse hob man den Sarg vom Leichenwagen, und unbarmherzig mit ihm in die gewölbte Gruft hinein! Die fast untröstliche Mutter stand schon drin, an ihrer Seite der ernste, tiefdenkende Vater. Ich drängte mich zu ihnen, und schmiegte mich fest an sie an. Meine Aeltern, Adolph, August, Juliane und ihre Mutter, alle standen im Kraise, alle richteten das Auge mit himmlischen Mitleid auf mich. Jetzt ward der Sarg geöffnet, die Mutter wollt' es und ließ nicht nach, bis man ihr Verlangen befriedigte. Sorgsam trat der Vater vor mich hin. Ich wandte das Gesicht weg. Ein unwiderstehlicher Zug riß es wieder nach dem Sarge. Ich erblickte die bleiche, immer noch unschuldlächelnde Wange — stieß den Vater auf die Seite, drängte mit der größten Geschwindigkeit und Gewalt zum Sarge und stürzte mich über den Leichnam. Schrecklich wütete der zerreißende Schmerz in meiner Brust. Immer war mirs, als müßt' ich mit Gewalt den Arm des Todtengräbers zurückhalten, da er den Sarg schließen wollte. Aller Augen waren auf mich gerich-

tet.

tet. Kaum daß ich einen Augenblick das müde Auge ins Schnupftuch verbarg, ſo fiel plötzlich der Sarg zu und der Todtengräber nahm ihn in ſeine völlige Gewalt. Da man ihn anfieng hinabzulaſſen, konnt ichs nicht länger aushalten. Ich ſank rückwärts in die Arme der Mutter, und ſah nur noch wie im Traum was man mit mir vornahm. Doch auch in dieſem wenigen Bewußtſeyn meiner ſelbſt, widerſetzte ſich mein Herz dem Wegführen. Aber ich mußte der Gewalt nachgeben. Chriſtoph — er ſagte mirs zu Hauſe daß ers geweſen war — hob mich in den Wagen, der ſchnell auf das Trauerhaus zu fuhr.

Lange dauert' es, eh ich wieder ein Tröpfchen Troſt faſſen konnte. Mittlerweile kamen die übrigen Freunde und Freundinnen zurück. Noch ſind ſie verſammelt, traurig, nachdenkend, und ſtill. O ihr Edeln, daß ihr ſo theilnehmend ſeyd! Wilhelm war auch zum Begräbniß gebeten, aber ich kanns ihm nicht verargen, daß er nicht kam. Er hat ſich feſt vorgenommen, meinen Vater nie zu ſehn und zu ſprechen. Er will überhaupt B . . . verlaſſen und einige weite Reiſen machen. Gott begleit' ihn, und geb' ihm ſeine Ruhe wieder! In meiner Seele iſt kein Fünkchen Groll und Rachſucht gegen ihn. Ich rufe Gott zum Zeugen für mein eigen Herz an, daß ich ihn liebe, und ſein vollkommnes Glück wünſche!

Nun ſo ſchlummre dann in der Hütte der Ruhe, du, die ſo liebte, wie wenige lieben. Heil dir, Erlöſte!

löſte! Heil dir, Mädchen des Himmels! Ewig müſſen um deine Gruft her ſüß duftende Blumen wachſen, und das Grab der leidenden Unſchuld verkünden! Hier bey den fruchtbaren, zum neuen Leben verweſenden Gebeinen biſt du ſicher für Verfolgung und Kränkung. Wohlthätig gieße die Sonn' ihre Stralen um dein Grab an. Melancholiſch falle das Licht des bleichen Mondes durch die eiſernen Stäbe in die dunkle, ſchauervolle Gruft! Wenn das Schickſal einen Leidenden auf den Kirchhof führt, ſo ſteh er ſtill an der heiligen Stätte, leſe gerührt: Hier liegt eine jugendliche Gattin, die am Abend des Trauungstages ſtarb! gehe zurück, weine, und tröſte ſich mit dem Gedanken: auch Andre leiden und ſind elend! Sanft umwehe der Abendwind deine Hütte! Die kühle Morgenluft durchſäuſle ſie und der breite Hollunderſtrauch, der am Eingange ſteht, halte die Strahlen der heißen Mittagsſonne von ihr ab. Oft will ich an den friedlichen Kerker eilen, dir ein Klagopfer bringen und in ſtillen Betrachtungen Stunden an der einſamen Gruft verweilen.

O ich Elender, warum heult mir der Nordwind ſo fürchterlich, warum werd' ich wie von ſtürmiſchen Wellen umhergeworfen, warum ſchwindet oft in einem Augenblicke Troſt und Gelaſſenheit aus meiner Seele? — Immer ohne ſie leben, ha! das iſt der bange Gedanke, der ſtets mit neuen dringenden Kräften in mir zurückkehrt! Schreckliche Nacht, warum brichſt du herein, wenn du nicht ewige Nacht biſt? —

biſt? — Ermanne dich, Unſterblicher! Ermanne dich, gelaſſen einige flüchtigvorüberrauſchende Jahre zu dulden! Die ſchönſte Vereinigung iſt nahe. Laß ſie in ihrer Himmelsruh, die Verklärte, und — ſegne ſie!

Ja ſey geſegnet, du würdige des Himmels! Schweb' in dem Jubelgeſange der vollendeten Gerechten um den Thron des Hochgelobten! Miſche dich in die himmliſchen Lieder, du holde Sängerin! Sieh das Erdengetümmel tief unter deinen Füſſen, und in ſeiner Mitte deinen Verlaßnen, der mit heißer Sehnſucht darnach ſchmachtet, mit dir das Himmelsleben zu theilen! Umgieb ihn als leidender Seraph, läßt der Herr dir es zu! Sieh die Thränen der Trennung fließen, die ich weine, und trockne ſie im unſichtbaren Umſchweben! Leite mich, wenn ich matt bin, führe mich ſorgſam zurück, wenn ich zu tief in die Nacht des Jammers hinabſinke Und wenn einſt der Tod über meine Scheitel daherſchwebt, dem Grabe mich auszeichnet, und — den letzten Schlag vollendet hat, dann leite, ſchon bekannt in den Gefilden des Himmels, meine Seele, und führe ſie mit geiſtiger Umarmung in die ſeligen Ruhplätze der Vollendeten, ewige Vereinigungen der vormals Getrennten, und Hütten des Friedens!

Siegwart! du ſtarbſt auf dem Grabe — ich werde leben — und trauern!

Heinrich an die Leser und Leserinnen.

B... den 1. December, 1780.

Schon sind seit dem Tode meiner seligen Gattin Jahre verflossen. Ich lebe, still und einsam, nütze der Welt nach meinen Kräften, und erwarte mit Gelassenheit die herrlichste Wiedervereinigung. Der, die im Grabe ruht, bleib ich treu, bis ich sterbe. Warum sollt' ich eine zweyte Gattin wählen? Ich würde sie nicht glücklich machen. Mein schwärmerischer Geist hängt zu fest an der ersten Geliebten. An das vormalige Glück meiner Liebe, und an meine jetzge traurige Lage denken, ist mir süßer, als die Umarmung einer andern Gattin. Die Vorsicht hat mir Reichthümer und Ehrenstellen gegeben. Sie erfreun mich nicht, aber ich achte mirs zur heiligen Pflicht, sie nicht zu verachten, sie vielmehr zu Werkzeugen zu machen, meinen Brüdern desto besser dienen zu können. Meine Aeltern und Schwiegeraltern leben noch beyde. Leztre haben mir all die Liebe geschenkt, die ihre leibliche Tochter hatte. Mein Umgang ist ihnen unentbehrlich. Das Zimmer, in welchem Henriette starb, ist noch immer das meinige, und wirds bleiben. Der Ring mit ihrem Bildniß ist mir ein Heiligthum, das ich um kein glänzendes Erdenglück vertauschte. Oft macht michs zwar sehr traurig, aber auch selbst das Bild tröstet mich wieder, wenn ich in ihm den Engel erblicke.

Alle meine Freunde um mich her ſind glücklich. Dies gewährt mir viel heitre Stunden. Der Beſitz ihrer ſorgſamen Liebe verſüßt mir mein einſames Leben, und oft ſag ich mirs ſelbſt mit den gerührteſten Empfindungen. Du biſt nicht ganz unglücklich! Auguſt und Juliane ſind verheurathet, und die holde Gattin lebt ſeit einigen Monaten im vollen Genuſſe ſeliger Mutterfreuden. Ernſt hat eine einträgliche Bedienung erhalten, und iſt bereits feyerlich mit Sophien verlobt. Charlotte hat auch einen Bräutigam und Henriette reift dem herrlichſten Jünglingsalter entgegen. Faſt alle Monate bin ich einige Tage in F... und fühle mich erheitert in den Armen der zärtlichſten Freundſchaft. Auch Adolph iſt verheurathet, glücklicher als es der Mißmüthige erwartete. Er iſt ſo zufrieden, ſo fröhlich, daß mir oft die Freudenthränen ins Auge ſteigen, wenn ich ihn am Arm ſeiner herrlichen Malchen in mein Zimmer hereintreten ſehe, und er mich nun ſo mit dem Selbſtbewußtſeyn eines glücklichen Gatten begrüßt. Alle Unzufriedenheit mit der Welt iſt verſcheucht. Er iſt verſöhnt mit ihr, und ſie däucht ihm jetzt ein Vorſchmack des Himmels. Wilhelm iſt in England. Wir ſchreiben einander alle Wochen, und ſind ſo gegen einander geſinnt, wie die zärtlichſten Brüder. Er hat nicht Luſt, je wieder zurückzukommen. Da ſein mit ihm völlig ausgeſöhnter Vater es ihm an nichts fehlen läßt, ſo iſt ihm London ein ſehr angenehmer Aufenthalt. Die britanniſchen Mädchen ſcheinen ihm zu gefallen. Sollt er ja einſt zurück-

kommen, so bringt er sich gewiß eine mit. Auch Karls Schicksal ist entschieden. Bald nach dem Tode meiner Henriette kam er selbst nach B... und überraschte dann den guten Adolph herzlich. Er erkundigte sich nach allem genau. Seine äußerliche Bildung versprach viel. Muth und Entschlossenheit leuchtete aus seinen Mienen, und ein trauriger Ernst milderte das lodernde Feuer. Er beschloß sogleich, die Reise nach Italien anzutreten. Adolph wollte wirklich mit ihm, aber das Misfallen, das unsre Aeltern darüber bezeigten, und das Bitten seiner Freund' und Freundinnen, hielt ihn zurück. Karl reist' allein. Bekannt in dem paradiesischen Welschland, entdeckt' er bald die Güter des Grafen. Dort hielt der nichtswürdige Corneli die traurige Mariane, die seine Hand schlechterdings nicht annehmen wollte, gefangen. Mit Gewalt würde Karl nichts ausgerichtet haben. Er bracht' also einige Bedienungen auf die Seite, und entwandte dem Grafen die kostbare Beute mit List. Er ging hierauf mit ihr in die herrliche Schweiz, wo er noch jetzt, mit Bewußtseyn seiner Aeltern und Schwestern, zufrieden und glücklich im Arm seiner erkämpften Gattin lebt. Er hat uns von Zeit zu Zeit von seinen Verrichtungen Nachricht gegeben, und noch jetzt unterhält Adolph mit ihm und seiner Gattin einen vertraulichen Briefwechsel. — Seht ihr, meine Lieben, wie sich alles zum Ziele gelegt hat! Nur Einer wallt unter allen diesen Glücklichen umher, der nur halb glücklich ist, aber zufrieden und ohne Murren gegen die Weisheit der Vorsehung.

Ein

Ein Freund von mir, mit dem ich in Leipzig studierte, und immer sehr vertraut umgieng, besuchte mich vor einigen Monaten. Ich gab ihm mein Tagbuch zu lesen. Diese Geschichte sollte der Welt mitgetheilt werden, sprach er. Ich wollte lange nicht drein willigen, macht' ihm mancherley Einwürfe und unter andern auch den, daß man ohnehin schon eine entsetzliche Menge theils wahrer theils erdichteter Geschichten habe, und daß also diese Trauergeschichte für etwas sehr überflüßiges möchte gehalten werden. Er widerlegte mir aber alles und ließ nicht nach, bis ich ihm mein Tagbuch gab, mit der Erlaubniß, damit zu machen, was er wollte. Jetzt ist er wieder bey mir, hat zwey Bändchen gefüllt, und verlangt von mir einen Epilog. Er hat die in dem Tagbuche gefundnen Briefe sehr getreu gesammelt, geordnet, und nur hin und wieder einige kleine Abänderungen getroffen, die theils die vorkommenden geheimern Familienangelegenheiten, theils andre Umstände nothwendig machten. Aus dieser Ursach sind auch hin und wieder kleine Einschaltungen, oder es sind einzelne Stellen weggelassen. In der Geschichte selbst aber ist nicht die geringste Veränderung. Sie ist treu und wahr aufgezeichnet, so wie sie in das weite Gefilde der vergangnen Zeit dahinfloß. Die Namen der Personen und Städte sind theils verändert, theils unverändert, je nachdem es die Umstände erlaubten.

Ich machte meinem Freunde Vorwürfe, daß er die letzten traurigen Blätter meines Tagbuchs einge-

rückt hätte, und wiederrieth ihm dies ganz. Man hat, sprach ich zu ihm, die Trauergeschichten in unsern Tagen nicht gern. Hättest du das Ende weggelassen, und das Buch mit einem fröhlichen Ausgange geschlossen! „Ey, bekam ich zur Antwort, das wär ja Verstümmlung! Wenn mans auch so nicht gern hat, die Geschichte ist nun aber einmal so. Können alle Scenen des menschlichen Lebens glücklich enden? Und zu dem ist dies Buch überhaupt gar nicht für die verfaßt, die so ärgerlich sind, wenn der boshafte Tod die süßen Freuden der Liebe unterbricht. Auch nicht für die, die dem Menschen sogar wenig zutraun, fast nicht den geringsten Sieg über die Leidenschaften, nur ewige Uebereilungen, Thorheiten und Unsinn, von denen er sich schlechterdings entweder nie, oder doch nicht eher als im grauen Alter losreißen könne. Am allerwenigsten für die, die sich scheuen bey einer Geschichte der Zärtlichkeit den Namen Gottes, oder Verehrung gegen Religion zu sehen, die die Regungen der Liebe niedrig genug glauben, bey ihnen gar nicht an Gott denken zu dürfen, die, wenn sie ja den Menschen edel und groß handeln lassen, es allemal einem Gefühl von eitler Ehre zuschreiben, nie den sanften Erweckungen des Himmels. Das Buch ist für die Mädchen und Jünglinge, die, wenn sie schon lieben, sich nicht scheuen, einmal im Arm des Geliebten sich des hinterlistigen Todes zu erinnern, und lebhaft dran zu denken, daß auch ihrer Liebe vielleicht mancherley Verfolgungen drohn, und daß man dann nicht nur entschlossen und thätig, sondern

dern auch vorsichtig und mit Zuversicht auf die Vorsehung handeln müsse. Heinrich, du hast gut, aber auch tadelwürdig gehandelt! Die noch nicht lieben, mögen die Liebe hier auf einer recht guten Seite kennen lernen. Es kann nicht schaden, wenn unter den vielen lustigen, wollüstigen Romanen, die nichts, und auch sonst fast gar nichts, als lächerliche Thorheiten der Menschen, zwar mit sehr treffenden Farben, aber endlich doch ermüdend, darstellen, und die, weil immer gern alles nach einem Ton arbeitet, nun bald alle Bücherverleiherbibliotheken überschwemmen werden, einmal einer mit unterläuft, der empfindsam und nicht immer komisch ist, der die Menschen auch auf einer liebenswürdgen Seite darstellt, nicht nur wie sie seyn sollten, sondern, wie sie doch wirklich, dem Himmel sey Dank, noch hier und da sind, vielleicht in gröſsrer Anzahl, als man glaubt." Er sprachs. Ich sagt' ihm noch einmal, daß man gleichwohl seine Absichten verkennen würde. Da er aber zu allen Vorstellungen taub war, so gab ich meinen Willen, gieng ans Pult und ergriff die Feder.

Lebt dann glücklich, Liebende und Nichtliebende, denen diese Bändchen etwa in die Hände kommen sollten. Lest sie mit Nachsicht, prüft meine jugendlichen vielleicht oft mit Uebereilungen vermischten Handlungen, und weiht meinem Schicksal eine, nur Eine theilnehmende Zähre! Eure Liebe, Ihr Liebenden, sey fröhlich und gesegnet! Ach möchtet Ihr nie ein so banges Geschick erfahren wie das meinige ist!

Lebt

Lebt zufriedner, liebt glücklicher, und werft in den Stunden eurer ſüßen Wonne manchmal einen ernſten Blick auf die Leiden Euers freundſchaftlichen

Heinrichs.

Dichtrische Kriegsgemälde.

Mit Kupfern.

BIBL. UNIVERS. LIPS. EX DONO UCL. HOMANN

Leipzig,
in Kommißion der Haugschen Buchhandlung.
1782.

Ode

an

Preußens

und

Sachſens

erhabne

Beherrſcher.

Wo Friedrich thront, und August thront,
da giebt der Herr Gedeihn!
Wo dieſer Väter Nahme wohnt,
muß Alles glüklich ſeyn!

Hoch auf den Thronen güldner Zeit
ſchwebt Ihre Majeſtät,
um Ihre Stirn' Unſterblichkeit,
die nie ein Tod verweht.

Das Volk der Sachſen freut ſich traut,
daß Du ſein Vater biſt,
mein Churfürſt! Du, auf den zu baun
ihm Heil und Wolluſt iſt!

Wer liebt Dich, Friedrich Auguſt, nicht
in Deinem Sachſenland?
Wer küßt nicht, froh der ſüßen Pflicht,
Herr! Deine Vaterhand?

Es ſchwur Dir einſt Dein Unterthan
nicht nur aus Pflicht den Eid,
aus Liebe, Vater! jedermann,
aus Lieb' in Ewigkeit!

Als jüngſt die Sachſenmutter Dir,
was längſt die Hofnung war,
die Holde, Große, Vater! Dir,
ein Engelchen gebahr;

Da ſah mans, wie Dein Volk Dich
liebt,
Dich, und Amalien!
Da war, von keinem Schmerz getrübt,
wohl nichts als Luſt zu ſehn.

Und dreymal größer wird ſie ſeyn,
wenn baid ein junger Prinz
wird von der Burg ſein Daſeyn ſchreyn,
die Hofnung der Provinz!

Er werde Seinem Vater gleich,
in allem, Herr! Dein Bild,
an Hoheit und an Tugend reich,
wie Du, so groß und mild!

Auch sey Ihm Preußens Friederich
ein Mustervolles Bild,
aus dessen Geiste meisterlich
so Größ' als Weisheit quillt.

Ja! Du, o König Friedrich!
bist
es werth, daß sich nach Dir
ein Herrscher bilde! Völker! ist
das Schmeicheley von mir?

Nein! — Lebt' Er, als noch Götterhain
und Köcher ward geschäzt,
die Völker hätten längst in Reihn
der Götter Ihn versezt.

Schau, König! schau, gekrönter Greis,
nur einen Augenblik
vom Thron herab — wie wahr und heiß
und deutsch ehrt Dich mein Blik!

Doch, nicht mein Blik nur; Herz und
Geist
ist Deiner Ehre voll!
Dir, den die Welt unsterblich preist,
Dir bring' auch ich den Zoll!

Dies Herz, das Dich in Freyheit ehrt,
doch wie Dein Volk so treu, fühlt,
Herrscher! Deinen ganzen Werth,
und stimmt dem Preise bey!

Und ach! wer wollte dieses Ruhms
Gerechtigkeit verschmähn?
Wer wollte dieses Eigenthums
Besitzung nicht gestehn?

Wer wollt' auch, Sachsen! sich nicht
freun,
daß **Friedrich** und **August**
sich Brüder sind; sichs ewig seyn
und bleiben? Welche Lust!

Auch freute des der Breune ſich
Und ehr' Auguſtens Thron,
ihn liebt mein Churfürſt väterlich,
die Liebe ſey ihm Lohn!

Wenn Preuß' und Sachſe' Brüder
ſind,
iſt alles wohlgethan!
ſie ſind ſich treu und gleich geſinnt,
und ſtehn für Einen Mann!

O bleibt euch Brüder für und für
in jedem Lauf der Zeit!
Und Friede, Deutſchland! ſey mit Dir!
der Fürſt und Volk erfreut!

Ihr aber, gute Väter, seyd
stets Euern Kindern hold!
und — zürnt nicht der Verwegenheit —
auch gnädig mir und hold!

Mit Ehrfurcht liebet, König! Dich
mein Herz, so viel es kann!
In Demuth, Sachsenvater, Dich
Dein treuster Unterthan!

Christian August Peschek.

An das Publikum.

Bald wird Apollens geheiligter sonst so reicher Quell zu versiegen drohn. Die Menge von Gegenständen für die Dichtkunst ist fast erschöpft, seit den Jahrtausenden, als man schon sang. Nur noch hier und da rieselt zwischen steilen Felsklippen ein Wäßerchen, das man entweder vom Schöpfen zu schwer wähnte, oder im Vorbeygehn nicht bemerkte. Eines von diesen wählt' ich mir, und schöpfte daraus. Mein Gegenstand war schwer, aber würdig des Singens, da der Krieg stets so unaussprechlichwichtigen Einfluß auf das Wohl der Staaten hat. Ich sang, wie ichs vermochte. Nehmt vorwillen, edle Seelen gefühlvoller Leser! Ich trete schwei-

gend hinter den Schirm', und horche dem Urtheil des Größten und des Geringsten. Ich begebe mich aller Ansprüche auf Ruhm, aber ich scheue das Licht nicht. Ist ja etwas, das ich von gerechten Richtern zu erbitten wünschte, so wärs dies: sie erwägten, daß allgemeine Schilderungen weit schwerer sind für den langen Gesang, als Heldengedicht, oder überhaupt, als Geschichte, wo der Faden schon halbe Arbeit ist; und — daß es vormals leichter war zu dichten, als jezt, wo alles schon so sehr erschöpft ist, und doch in Erfindungen, Einkleidungen, Beyspielen u. s. w. immer, und mit Recht; etwas neues verlangt wird. — Nachsichtsvoller Tadel der Kenner wird belehrend, aber das Urtheil parteiischer Schwäzzer ganz gleichgültig für mich seyn.

Ich muß hier einer mir unangenehmen Sache mit ein paar Worten gedenken. Das Publikum ist zum Theil so oft geneigt aus allgemeinen Schilderungen in Schriften Anwendungen zu ziehn, und den Verfasser dieser und jener satyrischen Absicht zu beschuldigen. Es scheint mir dies traurig. Ist nicht die Freyheit im Schreiben ohne-

dies eingeschränkt genug? Soll man bey jedem Gedanken, den man niederschreibt, nun erst den Zirkel seiner Freund' und Freundinnen durchdenken, und im Fall man eins findet, dem der Gedanke nur von weitem anstößig seyn könnte, ihn wegstreichen, wie viel, meine Lieben! wird da wohl stehn bleiben dürfen? Unter tausend Gedanken kaum zehn, denn es ist gar nicht zu widersprechen, daß sich fast zu jeder idealischen Schilderung ein ziemlich passendes Original finden wird. Wozu also solch vergeblicher Argwohn? Ich hab' ihn bereits etlichemal bey meinen Arbeiten erfahren müssen, und will daher diesmal im voraus höflich bitten, mich damit zu verschonen. Mögts aufrichtig glauben, lieben Freunde, es sieht fast ein Bischen stolz aus, wenn man immer von sich die Rede glaubt; und dann zweytens zeigts Mißtrauen gegen sich selbst an. Jedermann, ich selbst, muß argwöhnen, daß wohl hier und da eines dieser anwendsüchtigen Leute kein gut Gewissen haben dürfte, wenn dem auch wirklich nicht also ist.

Es werden in diesen Gemälden vielleicht hier und dort Stellen vorkommen, die jeder

billige Leser ganz allgemein finden wird, worüber aber verschiedne Leute Kommendare zu machen geruhn möchten. Diesem Geschäft hoff' ich durch mein höfliches Bitten zuvorgekommen zu seyn. Eben so wenig würde mirs lieb seyn, wenn man bey gegenwärtigen Schilderungen vom Kriege auf diesen oder jenen Monarchen, oder auf wirklich geschehene Szenen Anwendung machen wollte. Das ganze Buch faßt eine Reihe von Dingen in sich, die jeder Kriegführenden Macht ganz unvermeidlich vorfallen. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß Gemälde von den Ideen eigner und erzählter Erfahrungen entstehn, aber da dies nun fast immer der Fall seyn muß, so bleibt das Gemälde des Dichters stets unanwendbares Gemälde, ob es schon mit irgend einem Vorfall Aehnlichkeit hat, die schlechterdings nicht ganz zu vermeiden ist.

Hier will ich noch anmerken, daß ob zwar diese Gemälde ein zusammenhängendes Gedicht ausmachen, welches in einer gewissen theatralischen Kette fortläuft, und die Abwechslung der Versart nur geschehn ist, um Dichter und Leser desto weniger zu ermüden; so kann doch, ohne Gefahr für

den Zuſammenhang, jedes einzeln geleſen werden. Wenn Du alſo, mein Leſer, vielleicht hier und da findeſt, daß ich matt gearbeitet habe, ſo zürne nicht ſchnell mit mir, ſondern ſchlag ein andres Gemälde auf, das Dir vielleicht beſſer gefallen wird. Wem das Getümmel der niederwürgenden donnernden Schlacht nicht nach ſeinem launigtern Sinn iſt, der wird vielleicht ſeine Rechnung beſſer bey der Schilderung der Winterquartiere finden. Und wem die Unterredung des Fürſten mit ſeinen Räthen, oder der etwas tiefſinnige Einzug des Krieges nicht unterhaltend genug iſt, der nehme das Lager oder die Schlacht her. So durchgängig? Sollt' ich nicht hoffen dürfen, daß wohl vielleicht ein jeder etwas finden werde, das ihm behagt? —

Es iſt mir noch übrig, dem Publikum meinen lebhaften Dank für die gütigen Subſcriptionen zu ſagen, die ich als junger unbekannter Verfaſſer ſo zahlreich nicht hoffen durfte. Vorzüglich muß ich in dieſer Sache das gnädige Wohlwollen Sr. Excellenz, des Churf. Sächß. Herrn Generallieutenants, und Reichsgrafen zu Anhalt, nicht minder die freundſchaftliche Unterſtüzzung

Herrn Kaufmann Behlings in Zittau rühmen, und Ihnen beyderseits öffentlich für die unverdiente gnädige und gütige Theilnehmung an dieser meiner Angelegenheit den gebührenden und freudigsten Dank abstatten. Nie werd' ich die Gnade jenes großen Generals, und die gütige Freundschaft jenes braven Mannes, die beyderseits schon oft bewiesen haben, wie sehr sie die Musen schäzzen und ihre Ehre zu befördern suchen, nie werd ich sie strafbar vergessen. Der fernern Aufmerksamkeit dieser Musenfreunde, nicht minder dem ganzen Publikum, empfehl' ich dies Werkchen — und mich — mit einem Herzen voll deutscher und ungeheuchelter Liebe. Leipzig, in der Michaelmesse. 1782.

Subſcribentenverzeichniß.

Ihro Durchlaucht, Herr Franz Adolf, Fürſt zu Anhalt-Bernburg, Königl. Preuß. Generallieutenant der Infanterie, Ritter des ſchwarzen Adler- und Johanniterordens.

Ihro Durchlaucht, Herr Friedrich Wilhelm, Erbprinz von Naſſau-Weilburg, Holländiſcher Oberſter. 4 Exempl.

Ihro Excellenz, Herr Friedrich, Reichsgraf zu Anhalt, Churf. Sächß. Generallieutenant und Generalinſpecteur der Infanterie, Königl. Preuß. Ordensritter. 2 Exempl.

Ihro Excellenz, Herr Chriſtian, Reichsfreyherr von Rall, Kaiſerl. Königl. Generalmajor, Brigadier der Armeen, Ritter des St. Ruprechtsordens, und Kommendant zu Hermannſtadt in Siebenbürgen.

Berlin.

Herr Buchhändler Maurer. 2 Exempl.

Braunſchweig.

Herr A. J. Meyer.

Budiſſin.

Herr Protonotar Hering. 2 Exempl.

— Kaufmann Marche.

Chemniz.

— Lieutenant Böhle.

— Kapitain Dämler.

— J. G. Eſche.

— Haagen.

— G. Hinkel.

— J. F. Lange.

— C. F. Leopold. 2 Exempl.

— C. S. Lorent.

— Rikert.

— C. G. Siegert.

— G. F. Stapf.

— Major v. Stiegliz.

— Regiſtrator Wittig.

— J. P. K. Wöhler.

Dresden.

— Kapitain Graf von Baudiſſin.

— v. Burkersrode, Lieutenant bey der Leibgrenadiergarde.

— Graf von Coſel, Lieutenant bey der Leibgrenadiergarde.

— Ferdinand v. Funke, Lieutenant bey der Garde du Corps.

Herr Hofconducteur Hauptmann.
— Sekretair Heinze.
— M. J. G. Lauro.
Dem. J. R. Lauro.
— J. M. Lery.
Herr Oberſt v. Lindt.
Dem. Locarius.
Herr Löpel.
— Generaladjutant v. Pirch.
— Hofconducteur Reuß.
— Kopiſt Riccius.
— von Senft, Lieutenant bey der Garde du Corps.
— v. Wirſing, Lieutenant bey der Garde du Corps.
— Oberſtlieutenant von Wolfersdorf.

Ebersbach in der Oberlauſiz.

— M. Herzog, Paſtor.
— C. G. J.

Erdmannsdorf im Erzgebürge.

Fräulein Henriette v. Schüz.

Eybau in der Oberlauſiz.

Dem. Juliane Moſerin.

Forchheim im Erzgebürge.

Herr M. Bekker, Paſtor.

Freyberg.

— Größel.
— Bauſchreiber Hermann.
— Rathskopiſt Heßler. 3 Exempl.
— Artillerielieutenant Malherbe.
— Kreisamtmann Meisner.
— Gegenſchreiber Schmidt.
— Sieghard, Kand. d. R. 2 Exempl.
— Wege, Akademiſt.
— Senator Zeiſig.

Gersdorf in der Oberlauſitz.

Dem. Sophie Ettmüller.
— Charlotte Ettmüller.
— Henriette Ettmüller,

Görlitz.

Herr J. A. Adami. 9 Exempl.
— Kaufmann Geißler.
— Scabinus Geißler.
— Gerichtsactuar Kober.
— Advocat Modrach.
— Senator Sohr.
— Gottlob Wildenhain.

Grimme.

Herr Kapitain von Döring, auf Hohenſtätt ꝛc.
— D. Gutſch, Phyſicus.

Großhartmannsdorf im Erzgebürge.

Herr M. Hartwig, Paſtor. 7 Exempl.

Haſelbach im Erzgebürge.

Herr Gotth. Clausnizer, auf Haſelbach.

Herwigsdorf bey Löbau.

— Paſtor Schulze.

Kittliz bey Löbau.

— Paſtor Prahl.

Lauban.

— Paſtor Dietmann.

Leipzig.

— C. F. Adami.
— Albert, d. A. B. 2 Exempl.
— Aſter.
— J. B. Bellger.
— Benedict.

Herr Baron v. Bielefeld, Königl. Preuß. Kammerherr und Domherr zu Magdeburg.
— Bland, d. R. B. 2 Exempl.
— Aug. Crayen.
— Dresler, d. A. Kand.
— D. Eschenbach.
— M. C. G. Eschenbach.
— M. J. F. Eschenbach.
— Peter Feronce.
— Fiebiger.
— C. Ph. Fischer. d. A. B.
— Flaschner, d. G. B.
— Fleischer
— Kaufmann Frenzel.
— D. und Professor Gallisch.
— Gebhardt.
— Gehler, d. R. B.
— Gerbot.
— Gutsch, d. R. B.
— Hartog, d. A. B.
— Hartwig, d. A. Kand.
— Buchhändler Haug. 3 Exempl.
— M. E. S. G. Hebenstreit.
— Heimbach, d. R. B.
— Hering.
— Hermann, d. R. B.
— Jäkel, d. A. Kand.

J. G. K.
Herr Kämpfe.
— Kaubert.
— C. F. Kirchhof.
— Klose, d. A. B.
— Kopp.
— Krumbholz.
— Kaufmann Kunze.
— Levy, d. A. B.
— May, d. R. B.
— Meisner.
— Kaufmann Meusel.
— Meyer.
— Naumann, d. A. B.
— Noak.
— F. C. A. v. Nostiz und Jänkendorf.
— Oehler, d. R. B.
— M. Petri.
— Petsch, d. R. B.
— Peyer. 2 Exempl.
— D. und Professor Pohl.
— J. C. Prezner.
— J. G. Quandt, d. R. B. 3 Exempl.
— Quaritius,
— Reichel, d. R. B.
— Richter, d. A. Kand.
— Scheibe, d. A. B.

Herr Scheler, d. A. B.
— Schicht, Musikus.
— Schier, d. R. Kand.
— C. F. Schilling.
— Schlabki, d. R. B.
— Fechtmeister Schmidt.
— Kaufmann Schmidt.
— Schneider, d. R. B.
— Reichsgraf v. Schönburg-Wechselburg.
— Baron v. Schorlemer, Churf. Mainz. Kammerherr.
— Schumann, d. R. B.
— Kaßirer Secenda.
— Segniz, d. R. B.
— Seidel, d. G. B.
— Sohr, d. R. B.
— Buchdrukker Solbrig
— Sommer, d. R. B.
— Stelzner.
— Stöpel.
— Advocat Strophius.
— Trik, d. G. B.
— Vamselow, d. R. B.
— Uhlemann 4 Exempl.
— Voigt.
— Weise, d. R. B.
— Wendel,
Dem. Sophie Wiener.

Herr Wilde.
— Winkler.

Lengefeld, im Erzgebürge.

— Kavallerielieutenant von Baudiß, auf Rauenſtein, Lengefeld, Reiſsland ꝛc. 4 Exempl.
— M. Port, Paſtor.

Löbau.

Herr Archidiac. M. Göze.
— M. Hermann 5 Exempl.
— Kantor Hildebrand.
— Diac. M. Kittel.
Dem. Kunkelin.
Herr Stadtrichter Kunkel.
— Accisinſpector Matthäi.
Dem. Seegniz.
Herr D. Seegniz.

Lübben.

— Advocat Pauli. 2 Exempl.

Marienberg.

— Rektor Bauer.
— Conrektor Biedermann.
— Poſtmeiſter Donner.
— Lieutenant v. Gablenz.
— Premierlieutenant v. Gersdorf.

Herr Rittmeiſter Hermann.
— Landvoigt 4 Exempl.
Dem. Landvoigt.
Herr Portius. 7 Exempl.
— Rittmeiſter v. Schindler.
— Kammerkommißär Wagner.

Meißen.

— Lieut. Bonniot.
— Kaufmann Bünkert.
— D. Bucher.
— Eſchke.
— M. Heinze.
— Kaufmann Alexander Heße. 12 Exempl.
— J. T. G. Lünge.
— Neller.
— Kaufmann Piati.
— Schäfer.
— Schulze.
— Thalwizer.
— Kaufmann Worm.
— Stadtrichter Zeibig.

Merſeburg.

Dem. Grumbach.

Olbernhau.

Herr Wittich.

Pirna.

— Artilleriekapitain Berger.
— Kaufmann Blume.

Herr Artilleriecapitain Cubilio.
— Advoc. Hartwig.
— Artillerielieutenant Hausner, d. J.
— Amtsregistrator Herschel.
— Graf v. Holzendorf auf Bärnstein.
— Amtsactuar Martini.
— Postmeister Maukſch.
— Kaufmann Meyer.
— Amtmann Schrey.
— D. Ursinus.

Plauen.

— Kaufmann Höfer.
— Advoc. Höppner.
— Diac. M. Klinkhardt.
— Müller, d. ſ. W. V.

Plaue, im Erzgebürge.

Herr Hofjäger Hähnel.
Dem. Henriette Hähnel 2 Exempl.

Pokau, im Erzgebürge.

Herr C. G. Adami.

Sachſenburg.

Herr Amtsverweſer Cuno.
— Amtmann Spillner.

Schneeberg.

Herr F. J. Friedel.
— J. L. Heubner.
— Röder, d. R. B.
— Süßin.
Dem. Sch.
Herr F. W. Viebig.

Strehle.

Dem. Aſter.

Wien.

Herr C. v. Henſchel.
— J. Paptiſt Lauffenbek.

Wittenberg.

— M. H. Bruchholdt, d. G. B.
— Profeſſor Ebert.
— Hofgerichtsactuar Ehrhardt.
— G. Kämmer, d. R. B.

Zittau.

— M. Augapfel.
— Dav. Bauer. 2 Exempl.
— Kaufmann Behling.
— Senator D. Bergmann.
— Kaufmann Bruchmann.
— Gerichtsactuar Brükner.
— Advoc. Brükner.
— Bürger.

Herr F. A. Dorn. 6 Exempl.
— C. G. Dorn.
— Protonotar Ettmüller.
— Fernhaber.
— J. G. Gocht.
— Diac. M. Grünwald.
Frau Hauptmännin Günther.
Herr Kaufmann Haupt. 2 Exempl.
— Stadtphyſikus D. Hefter.
— D. C. T. Hefter. 3 Exempl.
Dem. Charlotte Hefter.
— Karoline Hefter.
Herr Hellwig.
Dem. Thereſe Hirſchfeld. 2 Exempl.
K.
Herr Scab. Kiesling.
— M. Kretſchmar.
— Kaufmann Kühn.
— Steueractuar Linke.
— C. G. A. Möller.
Dem. C. A. N.
— Chriſtiane Noak.
— Amalie Noak.
Herr M. Peſchek, v. Diac.
— M. C. A. Peſchek. 7 Exempl.
— Advoc. Peſchek.
Dem. Karoline Peſchek.
Herr Kaufmann Pfeiffer.

Herr C. A. Räuschel.
— Kand. Renger.
Dem. Karoline Richter.
Herr Kand. Schafhirt.
Dem. Schöpsin 8 Exempl.
Herr Scab. D. Scholze.
— Kand. Senftleben. 2 Exempl.
— Kaufmann Sohns. 2 Exempl.
— Kaufmann Stoll. 2 Exempl.
9. Ungenannte. 9 Exempl.
Herr K. G. Peiker.
— Advoc. Winzel.

Zöblitz, im Erzgebürge.

— M. Breße, Paſtor.

Zſchopau.

— Forſtſchreiber Schubert.

Ermuntrungsgesang.

Ihr Völker, hört den Kriegsgesang!
Neugt, Fürsten, Euer Ohr
zum Liede, das ein Deutscher sang,
in Deutschlands schönstem Flor!

Das Pulver schweigt, die Kugel saust
nicht durch die Reihen hin;
kein Feuer in den Städten braust,
Palläste zu umziehn.

Es lacht der Hügel und das Thal,
der Wald, die bunte Flur;
Der Städter kennt nicht Angst, noch Quaal,
kennt Fried' und Wohlseyn nur.

Der Landmann geht vergnügt einher
und blikket hoffnungsvoll
den reichen Seegen an, den er
in kurzem erndten soll.

Kein Schrekken zieht durch Stadt und Land,
kein Kummer stört die Ruh;
der Freundschaft und der Liebe Band
knüpft Friede fester zu.

Der Staaten Wohlfart wächst und blüht,
durch keinen Feind gestört;
der Fürst ist väterlich bemüht
fürs Volk, das ihn verehrt.

Der Kriegr wafnet sich mit Muth,
macht sich zum Kampf bereit,
daß auch, ob schon die Zwietracht ruht,
der stille Feind ihn scheut.

Die Weisheit hebt ihr Haupt empor
und strebt dem Himmel zu;
ihr Landesvater schüzt den Flor
und, Menschenliebe, du!

Heil Euch, Ihr Väter! Heil dem Thron,
der Völker glüklich macht,
wenn Friedensfreude — welch ein Lohn! —
aus jedem Auge lacht.

Beglüktes deutsches Vaterland,
beneidenswerth bist Du!
Dir beut die volle Seegenshand
der Friede, Flor, und Ruh!

Doch, in dem seeligsten Genuß
des Friedens hör mein Lied,
das von des Füllhorns Ueberfluß
zu Noth und Kummer flieht;

Von Furcht, und Gram, und Schrekken singt,
von Ungemach und Noth,
bis in die niedre Hütte dringt,
begleitet Schwerdt und Tod;

Und dann sich wieder aufwärts schwingt,
zum heilgen Fürstenblut;
den Ruhm der Menschlichkeit besingt,
und auch den Heldenmuth;

In Städten und in Fluren weilt,
wo Lust den Krieg versüßt,
und dann zu den Gefielden eilt,
wo Blut in Strömen fließt.

Drum hört mich, Fürsten! höret mich
Ihr deutschen Brüder an!
Ich sing' Euch allen Greiß für Dich,
für Jüngling, Weib und Mann!

Es neug' auch, Dichtervolk, Dein Ohr
zum Sänger sich herab,
Du, dem der Musen holdes Chor
die Dichterkrone gab!

Nicht daß Ihr richtet, höret mich;
wer wolte dann beſtehn?
dann würd' auch, kleinſtes Blümchen, dich
die Ewigkeit verwehn!

Nein, daß Ihr ſeht und fühlt dies Herz,
das mir im Buſen ſchlägt,
und gleich im Ernſte wie im Scherz
der Unſchuld Palmen trägt.

Und ſieh! an meiner Seite glänzt
noch ſchöner Euer Ruhm:
Der Lorbeer, der mich nicht umkränzt
iſt Euer Eigenthum.

So ſteht das Veilchen demuthvoll
am prächtgen Blüthenbaum;
er prangt, und ſchüzzet großmuthvoll
des Veilchens kleinen Raum:

Und ſo erhöht dem Edelſtein
noch ſeine Majeſtät
das Silber, das mit matterm Schein
an ſeiner Seite ſteht.

Beginne dann, mein Lied! den Flug;
beſinge Sieg und Tod,
die Tapferkeit, den Kriegsbetrug,
der Völker Schmerz und Noth!

Das Schrekken gehe vor dir her!
Doch folg' auch Menſchlichkeit
dem Schrekken; und der Gottheit Ehr
ſey ganz, mein Lied, geweiht!

Ihr aber, Fürſten! Helden! hört,
die Saiten ſtimmen an!
Auf! Brüder! Menſchenfreunde! hört,
der Kriegsgeſang hebt an!

I.

Die Gottheit zürnt! In tiefe Nacht gehüllt
ſchwebt ihre Majeſtät.
Der Cherub, der zu ihren Füſſen ſteht,
wird ganz mit Furcht erfüllt
und zittert. Alle Veſten zittern
und hallen wieder von den Ungewittern,
die aus dem heilgen Dunkel ſtürzen
und jedes Engellied verkürzen.
Die Himmelſaiten ſchweigen.
Aus jenem Dunkel ſteigen
des Donnergottes Worte,
lauttönend bis zur Höllenpforte:

Der Tag ist da! Das Maas ist voll!
Es wechsle Tod und Sieg!
Auf, Boten, auf! zum eignen Wohl
der Menschen sey es Krieg!

Der Erdbewohner schändet wild
den Thron der Majestät,
die einst zum Götterebenbild
gemacht ihn, und erhöht!

Der Rächer räche! Doch es sey
zugleich das blutge Schwerdt
ein Seelenretter! Tyranney
und Wuth sey dir gewährt,

Du, den zum Rächer Gott ersah!
Doch sey dir gleiches Loos!
Auf, Todesengel! er ist da,
der Tag, den ich beschloß!

Er sprichts, begleitet von dem heilgen Rollen
des lauten Donners. Jede Veste hallt
die Worte, die aus seinem Mund' erschollen
vom Throne bis zum tiefsten Aufenthalt
der Längstverworfnen. Alles bebt und schweigt;
Indes vom Richterthron Jehovah steigt
und Fürstenherzen still zur Kriegsbegierde
neigt.

Der Funke zeuget bald
begierge Flammen;
der Geiſt der Zwietracht treibt mit ſchnaubender Gewalt
die Fürſtenmächte ſchnell zuſammen,
erfacht die Herzen, daß ſie ſich empören,
nicht mehr Gefühl noch Menſchenliebe hören.
Der Geiz, die Rachſucht und der Durſt nach Sieg
beſchließt den Krieg!

2.

Fama fliegt aus den Kabinetten der Fürſten, verräth ihre Geheimniſſe und breitet ſie mit eilendem Fittig über die Völker. Gierig faſſen die Bewohner der Erde die donnernde Nachricht, und flüſtern ſie mit ahndender Unruhe von einem Ohre zum andern. Voll tiefen Ernſtes überdenken Männer die nahe und entfernte Zukunft, das fürchtende Geſchrey der Weiber ſteiget gen Himmel, Gebährerinnen und Mütter mit den Säuglingen an ihren Brüſten verſtummen bebend, indes Greiſe die Kinder und Enkel tröſten und Vorſicht lehren. Alles ſeufzt, mehr noch die wehrloſen Dörfer, als

die ſtolzen Städte, die oft auf Wall und Beſazzung mehr baun, als auf den Schuz des allweiſen Regierers der Schikſale. Und wie verſcheucht das rauſchende Gerücht alle Freuden aus den Herzen der Völker! Der ſchöpfriſche Frühling mit allen ſeinen göttlichen Reizzen, die Natur in der ſchönſten Blüte der Jugend, die Hofnung des fruchtbarſten Jahres, nichts kann dem Fürchtenden die Freude geben, die es dem Furchtloſen gab. Der Landmann blikt ſeine Felder an, ſieht die Saaten hervorkommen, oder ſchon reifen, ſieht die Fluren in bunte Gewänder ſich hüllen, ſchöner nach jedem mitternächtlichen Thau, und denkt: Wie ſchön ſeyd ihr! Aber ich werd' eure Geſchenke nicht erndten. Der Krieger wird ſie vertilgen, oder aufzehren, und es wird verſchwinden aller Seegen des Himmels. Der Städter, dem das Schikſal Anſehn und Güter gab, führte noch jüngſt einen Pallaſt auf, und freute ſich, als er majeſtätiſch daſtand, ſeines vollendeten Werkes. Jezt blikt er ihn mißtrauiſch an, und fürchtet — kaum wagt ers, den ſo ſchreklichen Gedanken zu denken — fürchtet entfernt nur ſeine Verwüſtung vom wilden kriegeriſchen Feuer. Glük und Zufriedenheit gab jener Ehe der Himmel in den liebenswürdigſten Zweigen, die mit vielverſprechenden

Hofnungen heraufwachſen, und ach! werdet ihr, jezt ſo glükliche Aeltern, dieſe Hofnungen auch nach dem Kriege noch in gleichem Flore ſehn? Der Völkerhader iſt der Jugend ein gefährlicher Feind. Wiederſtand auch ihr Geſchik den Gefahren des Todes, o wie oft ward nicht ihr Herz unädel gebildet, ihr Geiſt zur Thätigkeit in tadelhaften Handlungen angefacht, ihr Charakter vor der entſcheidenden Blüte verderbt! Jezt werden die lodernden Flammen auf Apollens und Minervens Altären zum kleinen matten Feuer, das bald ganz zu verlöſchen drohet. Der Jüngling fürchtet, entwirft, und der Drang zu Geſchäften verwandelt ſich in unthätigen Tiefſinn. Nur der tapfre Soldat, den der Durſt nach Ehre an keine Gefahr denken läßt, wünſchet die Wahrheit der zugeflüſterten Nachricht, um durch Muth und Eifer zu höhern ſoldatiſchen Würden gelangen zu können. Aber an ſeiner Seite zittert der Zaghafte, verflucht die Zwietracht der Fürſten, und jeder kommende Morgen deucht ihm ein Bote des Todes. Weit unterſchieden von ſeiner Zagheit iſt die Trauer des denkenden Kriegers, der entweder aus einem Zirkel ihn liebender Freunde bald getrent zu werden ahndet, oder, aus Erfahrung, ſchon im Geiſt die allgemeinen ſchreklichen Menſchenruinen vor-

aussieht, die das Schwerdt des Haders umher verbreitet. — Indes wird die Posaune des Gerichts lauter, aus den geheimen Versamlungen des Hofes ergehen Befehle, die Vorrathshäuser des Kiegsgottes werden geöfnet, die ehernen Donner bedekken die Wälle, und — bald wird die laute Trompete kriegverkündend umherschallen!

3.

Erheb dich, Seele, zum Thron, zum stolzen Sizze der Fürsten,
die Recht und Unrecht zu richten von Gott und Völkern gesalbt sind!
Blikk' in das Herz der Erhabnen, enthülle den schwebenden Tiefsinn,
und sing mit dichtrischer Treue, was ihre Seele beschäftigt,
was ihre Ruhe verwüstet, was ihre Freuden verbittert,
was bey der Stille der Nacht den Schlaf von ihnen verscheuchet.
Groß und erhaben und sorgsam und liebevoll sind die Gedanken,

oft aber auch niedrig und klein, unwürdig eines Monarchen.
Doch, schweig! Nicht wag' es zu singen von jenen Gedanken der Großen,
die unserm trügenden Aug' unläugbar tadelhaft scheinen.
Verbirg dich im Schatten der Hoheit, und wag' es nicht, Fürsten zu richten,
die Gott nur richtet! Gott hat sie zu Völkerrichtern erkohren,
hat Schwerdt und Szepter des Friedens in ihre Hände gegeben,
daß sie herrschen und wuchern mit den vertrauten Geschenken.
Doch wird er Rechenschaft fordern; die Völkerrichter wird richten
der höhere Richter, wird Tugend belohnen, wird Thorheit bestrafen
und auf untrüglicher Waage die Thaten der Könige wägen.

So bleib vom Tadel dann fern, mein Lied! Enthülle verborgen
was Kronenwürde verdunkelt, und schweig! Nur einen erwähle,
nur den Fürsten, der traurig, bestürzt, voll Kummer des Vaters

in seinen gesegneten Ländern dem Kriege den Einzug vergönnet.
Den sollst du singen, den sollst du in seiner Hoheit verkünden,
sein menschenfreundliches Herz und seine Tugend erzählen.
Ihn fordern Monarchen zum Krieg' auf, durch Recht oder Habsucht verleitet,
weh! wenns aus Habsucht geschieht, daß sie die Unschuld erschüttern!
Und kann er schweigen und leiden, er, dem man Länder vertraute?
Das Recht dem Frieden zu opfern war nie die Ehre der Völker.
Drum muß er streiten, und ob auch sein Herz sich dawider empöret,
denn ihm gehören nicht Völker, nein! er gehöret den Völkern;
nicht daß ein Fürst sey, sind Reiche, nein, daß ein Reich sey, sind Fürsten
die von dem Körper das Haupt sind, und Kronenrechte beschützen.
Von Millionen, die, freygebohren zum Herrscher ihn wählten,
ist jeder einzeln es werth, daß seine Wohlfart ihm viel sey.
Und wenn nun sein ganzes Gebiet an seinen Rechten gekränkt wird,

oder vor Zeiten gekränkt ward, von keinem
Rächer beschüzzet.
Wenn Krieg der einzige Weg ist, zu wiederste-
hen dem Unrecht,
dann fließ' in Strömen das Blut zur Ehre des
leidenden Staates!
und wer erkühnt sich zu sagen: dies that der
Blutdurst des Fürsten?
Gesezze gebieten den Krieg! — dies fühlt er!
— fühlt es, und trauert.
Dann ruft er die Stüzzen des Staats, mit ihm
die Lasten zu theilen,
Besteigt den glänzenden Thron und spricht mit
gemilderter Hoheit:

Freunde des Königs! Getreue! zu Vätern
des Volkes erkohren,
mit euch sey Friede, und Weisheit des Himmels
umstrahl' eure Seelen!
Ich hab' euch Männer versammelt zum aller-
wichtigsten Rathschluß.
Ihr wißt den Hader, der jüngst sich unter Für-
sten entsponnen.
Ihr kennt den Willen des Königs, der meine
Rechte zu schmählern
mit Stolz sich brüstet und fordert. Er ist ein
furchtbarer König,

— aber nicht furchtbar der Unſchuld, nicht furchtbar den Vaterlandsfreunden! —
Er wird die Waffen ergriffen, wo nicht mein herrſchender Szepter
dem ſtolzen Verlangen entſpricht und weicht und Staaten dahingiebt.
Nun ſprecht, wie kann ich erfüllen, was Geiz und Unrecht verlangen,
wie kann ich den Frieden freywillig mit Kronenrechten erkauffen?
Sagt, ſoll ich weichen, ich König, vom ädeln deutſchen Geblüte?
Ich ſchwor bey Szepter und Thron, als mir das Volk ihn vertraute
das Reich zu ſchüzzen, die Kühnheit des Feindes mit Blute zu rächen,
und nicht zu ſchmählern, o nein! zu mehren die Herrſchaft der Krone.
Sagt, ſoll ich weichen und leiden, daß eine Perl' ihr geraubt wird?
Und ſoll ich Unrecht nicht rächen? — Wie würde der ſpätere Enkel,
der einſt die Stuffen des Thrones — hier glänzt er! — herrſchend beſteiget,
wie würd' er, iſt er ein Mann, mit meiner Aſche noch zürnen,
daß ich, zur Schande des Reichs, auf feindliches Drohen dahingab,

was nach Monarchengeſezzen nur meiner Herrſchaft gehörte.
Ich kenne die Schrekken des Kriegs, ich kenne ſeine Ruinen,
aber ich kenn' auch die groſſen Pflichten eines Monarchen!
Entehrend wär es den Deutſchen, noch nach Jahrtauſenden ſchimpflich,
Und o! wie würd' es den Wohlſtand der andern Länder nicht ſtören,
die dieſer Szepter beherrſcht, wenn wir mit weibiſchen Zagen
uns unſre Rechte vergäben und unſrer Freyheit entſagten!
Auf! und verſchmähet den Stolz des Hadrers, verachtet das Drohen
eines verblendeten Feindes! Gott ſieht, Gott ſchüzzet die Unſchuld.
Auf! tapfre Deutſche! ergreift die todtverkündenden Waffen,
erneut den verſchwindenden Glanz der längſtverewigten Väter!
Wißt, daß der furchtbare Krieg oft glüklich war für den Gerechten,
und nur durch Ströme von Blut des Friedens Heiligkeit neu wird.
Allein, auch euch will ich hören! Prüft eure Weisheit, Getreue!

Bedenkt die Wohlfart der Staaten, sprecht offen, sorgsam und redlich.
Ihr wißt, daß Nachsicht und Güte dem feindlichen Stolze nicht gnug war.
Ist noch ein anderes Mittel; ein Weg zum wohlthätgen Frieden,
frey von Verlezzung des Rechts, der Treue, der Freyheit, der Ehre? —
Wer dies entdekte, deß Geist sey von uns allen gepriesen!
der sags, und zaudre nicht länger! An Augenblikken hängt oftmals
der Staaten Geschik.

Ehrfurcht und Stille durchwandelt den Saal. Ein heiliger Schauer
säuselt durch klopfende Herzen. Den Blik zur Erde geheftet
schweigen sie alle, beschäftigt im Geiste mit tausend Gedanken,
aber nicht alle durchdrungen von jener hohen Empfindung,
die die Rede des Königs in ädle Herzen nur hauchte.
Wer ist wohl immer von Aedeln umringt, von lauter Getreuen?
und wer am mindsten als Fürsten? Der Neid und der Eigennuz richten,

Privatintreſſe räth oft zu ganzer Staaten Verderben.

Halt ein, geſchwäzzige Muſe! wohin? was wagſt du zu richten,
was nie dein Auge geſehn! Drum ſchweig! es weiche dein Tadel,
der du verwegenem Tadel zu klein biſt. Auch weilſt du vergebens
bey unergründlichen Höfen, wo ewig Tugend und Laſter
verſtekt in täuſchende Kleider in gleichen Geſtalten erſcheinen.
Bleib deinem Vorſaz getreu und ſinge die Seelen der Adeln,
die himmliſches Mitleid beſeelt, die frey von geizziger Abſicht,
voll väterlichſorgſamen Eifers, die Rechte der Völker zu ſchüzzen
mit Muth und kriegriſcher Treue und Ehrbegierde ſich rüſten.
Jezt weicht die denkende Stille; das dumpfe Gemurmel verſchwindet
Ein grauer, würdiger Greiß, ein Mann von hohen Verdienſten
erhebt die herzliche Stimme, und Ehrfurcht durchdringt die Verſamlung.

Er war dem Vater des Königs, und schon dem
Vater des Vaters
ein liebenswürdger Getreuer. Schon zwey-
mal sah er das Wüten
der Kriegesflammen mit Wehmuth in seines
Fürsten Gebiete,
und zweymal wandt' er sie ab. Sein Herz voll
Hoheit und Güte
fließt sanft aus jedem Gedanken und spricht
aus jeder Geberde.
Noch strahlt sein Auge so feurig, als wärs das
Auge des Jünglings.
Also spricht er: O König, des würdigsten Kö-
nigs Gebohrner,
erhabner Vater des Landes! Sieh Deine Knech-
te versammelt,
Deine Befehle zu hören. In Deines verewig-
ten Vaters
mit Ruh beglükter Regierung erhob sich zwey-
mal das Mordschwerdt
des furchtbaren, grausamen Krieges und droh-
te den Völkern Verderben.
Allein der Könige König gebot den begierigen
Waffen,
und sie sanken mit Ohnmacht. So sinken te-
bende Wellen
zu freundlichrauschender Fläche, wenn sich der
Aether erheitert

und auf die Winke der Allmacht die heulenden Stürme verſchwinden.
Auch ſah ich zweymal als Jüngling den Krieg die Ruhe beſiegen
und ihn ins Vaterland kommen. Da floh der blühende Wohlſtand
von unſern ſtillen Gefilden; da thürmten ſich Wolken auf Wolken,
doch größre Ruinen entſtanden in ſorgloſen Herzen der Menſchen.
O wohl uns, hätten wir Frieden! — Doch wollte die Vorſehung Frieden,
gewiß, ſie würd' ihn uns geben. Ihr Will' iſt heilig und weiſe.
Wo iſt ein Mittel, das ohne Verlezzung der Freyheit, der Rechte,
der Treu' und Ehre noch könnt' erhalten die glükliche Ruhe? —
Erhebt euch, ſiegreiche Waffen! Auf, Jüngling, ergreiffe das Mordſchwerdt!
Ich Graukopf will dich begleiten. Gern ſterb' ich im Kraiſe der Brüder
die für das Vaterland kämpfen. Ich hab' als Jüngling geſtritten,
ich will auch ſtreiten als Greiß! — Zum Waffen! daß wir ſo eher
erkämpfen das Ende des Kriegs und neuen Frieden erlangen!

Dein Auge voll Weisheit, o König! die hohe Güte des Herzens
ſey unſer Führer! Voll Treue, voll Eifer und kindlicher Ehrfurcht
wird, wen dein Szepter beherrſcht, mit Luſt deinem Winke gehorchen.
Dein ſind die Herzen des Volks. Es liebt dich, redlicher Vater!
mit mehr als kindlicher Liebe. — Wer kann das Unglük vermeiden,
wenns unerbittlich hereinſtürmt. Jezt weiche die Wehmuth dem Muthe,
jezt, da das Schikſal es will von keinem Erbarmen gemildert!
Steh auf, o König! ſteh auf! Gebiete den ſiegenden Waffen.
Befiehl und fordre Gehorſam. Zeug hin, und ſtreite, und ſiege! —
Sagt, Freunde, denkt ihr mir gleich? — Schon hatte die Rede des Greiſes
die ganze Verſamlung, nicht minder den König, mit Ehrfurcht erfüllet.
Und o wie ungern verliert das Ohr die feurigen Töne
des, der an Jahren ein Greiß, ein Jüngling aber an Geiſt' iſt!
Aus aller Mienen ſpricht Beyfall, durch aller Herzen dringt Eifer

Vaterlandseifer zu Weisheit und würdigen
Thaten erkohren.
Ein jeder verkündet sein Urtheil, vom ernsten Monarchen gefordert,
und alle wählen den Krieg. — Zulezt erhebt sich noch einmal
aus tiefen Gedanken der König. Entschloßen beginnt er, gen Himmel
das Vaterauge gerichtet, die Hand am klopfenden Busen:
Wohlan, so sey es denn Krieg! Mit welcher Wehmuth des Herzens
ich diesen Willen gebiete, des seyst du, der Könige König
von deinem Himmel ein Zeuge! Gerecht, und weis' und erhaben
ist, Herr! dein Wille! Nur laß nicht im Vaterzorne geschehen,
daß Recht und Unschuld erliege! Merk auf der Redlichen Flehen!
Doch, du bist Vater! Gut wirst du es machen. Dein Wille geschehe!
Ihr, meine Getreuen, vollzieht des trauernden Fürsten Befehle!
Laßt Waffen hervorgehn. Besänftigt den blindenden unwilligen Pöbel.
Schafft, daß es ja nicht dem Streiter an irgend etwas gebreche!

Gebt Rüſtung und Pulver und Säbel und muthige Roße den Männern.
Geht hin, verordnet, befehlet, rufft mit gebührendem Eifer
die ſchönſten Männer des Landes zum ſiegen oder zum ſterben.
Indes in meinem Gemach, mit Erdenglanze geſchmükket,
die ſchwere Bürde des Szepters ich fühl' und freudenleer ſeufze!
Lebt wohl!

Alſo ſpricht er und wendet das Antliz von ſeinen Getreuen,
und eine langſame Thrän' entrollt dem denkenden Auge.
So weinte der Vater der Menſchen, als Abeln, ſeinen Geliebten,
ſein Erſtgebohrner erſchlug, ein Bruder den andern erwürgte.
O große, ſeraphiſche Thräne, du biſt ein Opfer der Gottheit,
ein ſüßes, würdiges Opfer, das Engelchöre begleiten!
Noch glänzt auf glühenden Wangen die Perlenthräne des Fürſten,
als er das Zimmer verläßt, und mit der bitterſten Wehmuth,

mit tiefverwundetem Herzen dem Pompe des
Saales entfliehet,
den er sonst freudig betrat, wenn für die Ru-
he des Volkes,
für seine Wohlfart hier Rath ertönt' und zärt-
liche Sorgfalt.

Geführet vom muthigen Greise verläßt auch
die hohe Versamlung
das jezt so öde Gemach, wo Väter Verderben
beschlossen,
beschliessen mußten, so wollt' es das Recht, im
Rechte die Vorsicht.

Nun rollet mit sausenden Flügeln durch
Städte, durch Flekken und Dörfer
die Nachricht vom ehernen Kriege, von banger
Gewißheit begleitet,
verwundet wie treffende Blizze, schrekt nieder
wie krachender Donner!

4.

Sieh, auf prächtigem Wagen erhebt sich der König des Schrekkens
und fährt gebietrisch daher, von Majestäten gezogen.
Um den Schimmer des Thrones schwebt seiner unsterblichen Thaten
so manche weise Gehülfin: Die Vorsicht; die Ruhe der Seelen
auch bey Gefahr und Verlust; die List mit schalkischem Auge;
die Verstellung im Kleide der liebenswürdigen Einfalt;
die Erfindung mit schöpfrischen Kräften, die schaffet und bildet
in Einer kurzen Minute viel weitgesuchte Projekte;
mit dem denkenden Auge, und mit bescheidener Miene
die undurchdringbare treue Verschwiegenheit, sorgsam und ernsthaft,
auf den Lippen den Finger, als wollt' er Geschwäzze verhüten.
Und über allem erhebt sich unerschrokne Begierde

nach Ruhm, mit Strömen von Blut und Menſchenleben erkaufet.
So kommt er glänzend daher, und ſchnell, wie reiſſende Fluten,
ſchnell und langſam zugleich, denn ſeines Wagens Gefolge,
zu ſchwarzen Thaten erkohren, verwüſtet eilend und langſam.
Gleich dem ruffenden Herold, der groſſe Dinge verkündigt,
geht das Schrekken voran, in ſeiner Rechten der Allmacht
gezüktes richtendes Schwerdt, und in der Linken die Kette,
womit es Zagheit und Weichmuth und ſtürmiſches Trauern gefeßelt.
Und ein kühnres Gefolge, das zu den Füßen der Gottheit
gehorchend wandelt, umringt den glänzenden Wagen in Menge.

Der Leichtſinn wandelt zuerſt; er führt die ſchwarzen Gefährten,
haucht ſeinen Odem umher, verbreitet gegen die Tugend
unglükſelige Kälte ins Herz der Erdenbewohner.

Ihm folgt die lokkende Wolluſt, um ihre Lenden kein Gürtel,
in unanſtändiger Blöße, und Unzucht im flammenden Auge.
Sie droht am meiſten — und lächelt im Drohen. Ha! Schlange, dein Lächeln
iſt, wie Aurora, ſo ſanft, und doch voll tödtlichen Giftes!

Nicht weit von dieſer Megäre geht ernſt, mit zaudernden Schritten
die Untreu, mit ſchauendem Aug', als wär ſie der Unſchuld und Treue
noch eine redliche Tochter. Allein ihr weites Gewißen
iſt längſt verlezzet, die Unſchuld verloren, die Treue vergeſſen.

Bleich, verſtöret im Antliz, verzehret wie morſche Gerippe
gehn drey geſellige Schweſtern einmüthig nebeneinander;
Es iſt die thieriſche Unzucht, die Völlerey und die Spielſucht.
Die hingeſtorbene Wange, die Gram und Tiefſinn beherrſchet,
zeugt von tauſend durchwachten auf ewig verſchwendeten Nächten,

und ihre wilden Geberden von ihren thierischen Opfern.
Sie sind die treusten Gefährten des unersättlichen Krieges,
sie stürzen gewaltsam in glänzende Staaten, und ihre Verwüstung
gleicht schnellverwüstender Lava am Fuße des Feuergebürges.

Zwey sorgenleere Geschwister, der Müßiggang und die Trägheit,
ziehn still und langsam daher, zu folgen dem Zuge von Lastern.
Aber sie sind so unthätig nicht, als sie äusserlich scheinen.
Sie wühlen mit mächtigen Kräften im Eingeweide des Staates,
bemerkt von wenigen Weisen, unthätig, und dennoch geschäftig.

Geschäftiger ist die Verläumdung, geschäftig von außen und innen.
Eilend wallt sie daher, erhizt und begierig zu lästern.
Sie stürzt von glänzenden Höhen in dunkle, verachtete Tiefen
Männer von hohem Verdienst, und Führer der Heere, und Greise.

Sie raubt dem Gatten die zärtliche Gattin, dem Bruder die Schweſter,
trennt Bänder der feſteſten Freundſchaft, und ſiehts dann mit höhniſchem Lachen.
Sie herrſcht in ſtolzen Palläſten mehr, als in Hütten des Bettlers,
am meiſten an lermenden Höfen. Izt kommt ſie im ſchwarzen Gefolge,
mit neuer Bosheit gerüſtet, zu neuen Siegen gewafnet.

Sieh, welch ein reizzendes Mädchen dort ſanft und unſchuldig lächelt!
Sie nennt ſich Falſchheit der Freundſchaft — und doch die Miene voll Unſchuld? —
antheilnehmende Freundſchaft und Treue ſpricht jede Geberde? —
Ha! eine Larve! ſieh, eben entfällt ſie dem wahren Geſichte.
Es glüht von dükkiſchem Lächeln, von häßlicher Schadenfreude
und von verräthriſchem Tiefſinn! — Ja, du biſt Falſchheit der Freundſchaft!

Wütend betritt die Verführung die längſtentworfene Laufbahn;
aber ihr Wüten bemerken die Armen nicht, die es aufreibt.

Sie ſchleicht, und zielt und verwundet, dann wäſcht ſie in Unſchuld die Hände,
und blikt mit grauſamen Stolz auf ihre ſchwarzen Ruinen.
Ihr iſt kein Laſter zu groß. Einſt ſtürzte ſie Engel zur Hölle
und raubte neidiſch uns Armen die erſte, göttliche Unſchuld.
Izt erhebt ſie ihr Haupt mit ſchlangenzüngigten Rachen
und ſpricht zu allen Gefährten: Hier bin ich, euch allen zu nüzzen!

Mit todtenbleichem Geſicht und finſtrer, gerunzelter Stirne
ſchleicht dort der ſchändliche Neid. Sein Mund ſtrömt über von Seufzern.
Er ſieht der Tugend Belohnung, das Glük des Weiſen, und grämt ſich; —
er ſieht die Freuden des Laſters, das Glük des Thoren, und grämt ſich;
dann geht er zur Tochter Verläumdung, und wütet durch ſie auf der Erde,
oder er breitet ſein Gift durch unglükſeelige Schaaren,
und ſtiller unthätiger Gram verzehrt ſein mattes Gerippe.

Feurig funkeln die Augen des unersättlichen Geizzes
auf alle Seiten umher, hier oder da was zu finden,
das seiner Habsucht entspricht. Ihm ist es innige Freude,
daß durch blühende Länder der Krieg sein Szepter erhebet.
Seht, schon sammelt er Schäzze, schon läuft er, Summen zu häufen,
durch Recht oder Unrecht, das ist ihm eins. Schon sucht er ein Plätzchen,
sie bey der Stille der Nacht auf ewig hin zu begraben,
oder ein ödes Gemach mit tausend Riegeln versehen.
Er läuft, betrüget, gewinnt, zählt emsig, verscharrt — und ist elend.

Sein allertreuster Gefährte, der manchen Kasten ihm füllte,
der stetsgeschäftge Betrug geht an des Elenden Seite.
In seinen Mienen ist Ernst, und Bruderwärme, und Wahrheit,
aber sein Eifer verräth die schlaue, verborgene Falschheit.

Dennoch täuscht er oft glüklich. Jezt kommt
sein glüklichster Zeitpunkt;
Er hebt die Grenzen der Ehrbarkeit auf, und
hängt das Gewißen,
das ihn bisher noch im Zaum hielt, mit lachen-
dem Muth an den Nagel.

Ein scharfes Schwerdt in der Hand stürzt
sich die rasende Mordsucht
begleitet von ihrer ältern Schwester, der Grau-
samkeit, wütend
ins Eingeweide der Länder, auf grüne, gesegg-
nete Fluren,
in die Schaaren der Männer. Das Ziel ihrer
Wuth ist Verderben,
grenzenloses Verderben. Entfernt von allem
Erbarmen
vertilgt sie kostbare Leben, stürzt Fürsten und
Helden zu Boden!

Den Zug beschließt die Empörung, die
schrecklichste von den Begleitern
des triumphirenden Krieges. Sie raset, und
fluchet, und lästert,
sprüt aus dem höllischen Rachen Gift und ver-
zehrendes Feuer,
und droht mit grimmiger Blindheit den volk-
reichsten Staaten Verwüstung.

Allein, noch iſt ſie geſchmiedet an eine eherne Kette
und die Allmacht gewähret dem Ungeheuer nicht Freyheit,
denn es würde die Reiche der Erden alle verheeren.
Doch iſt es grimmiger jezt, als in den Tagen des Friedens,
zum Zorne leichter gereizt und ſchwerer im Zaume zu halten.

Noch ſeh' ich ein flüchtiges Unthier, mit leichten Flügeln bekleidet
in dem Kraiſe des Wagens bald dahin fliegen, bald dorthin.
Welch ein Chameleon biſt du? o Himmel! welche Geſtalten,
und welche ſchnelle Verändrung in ihnen! Du biſt es, du biſt es,
unüberwindliche Krankheit! Den Laſtern allen zu folgen
hat dich der Richter geſandt; du mußt ſie alle begleiten,
mußt deinen Stachel vergiften und ihre Ruinen vollenden
mit deinem Begleiter, dem Tode, der auf dem Fuſſe dir nachfolgt

und auf den entſcheidenden Wink des groſſen
Weltenbeherrſchers
mit ſeiner grauſamen Senſe die Ausgezeichne-
ten abmäht.

Den ganzen gewafneten Zug begleitet in
ſchrekklichen Tönen,
unhörbar ſterblichen Ohren, das Hohngelächter der Hölle.
Und in weitrer Entfernung, bemerkt nur von
wenigen Edeln,
folgt ſtill das göttliche Mitleid mit fruchtlos-
fließenden Thränen,
und mit erbarmenden Blikken, ob den Ruinen
der Menſchheit.
Doch ſeine Thränen verſiegen, getröſtet von
himmliſcher Unſchuld,
und von der Vaterlandstreue, die muthig ne-
ben ihm wandeln.

So kommt er, der König des Schrekkens,
von Ungeheuern begleitet,
in unaufhaltſamen Fluge, ſo kommt er voll
Hochmuth und Herrſchſucht!
Die Völker erſchrekken noch einmal. Es zittern
Männer und Weiber,
im Silberhaare der Greiß, in braunen Lokken
der Jüngling.

Mehr noch das ſanftre Geſchlecht, die Mutter mit ſtillenden Brüſten,
die tiefempfindende Schwangre, die Dirne, die ernſte Matrone.
O welch ein muthloſes Trauern, das jezt die Völker durchdringet!
Und welche grauſame Szenen, die nun der Einzug des Krieges
den Staaten drohet!

5.

Ein furchtbar Heer, das längſt mit Muth und Tod
der Feldherr wafnete, entrüſtet ſich, und droht
dem Feinde blutiges Verderben.
Und Rache ſchnaubt aus ihren Naſen, Rach' und Wuth,
daß eines geizgen Feindes Heldenmuth
ihr Blut will fließen ſehen, oder ſterben.
In ihrem Blik iſt deutſcher Muth und Treue,
und Eifer, daß kein Feind den Thron entweihe,
der ihren Fürſten, ihren Herrſcher trägt.

In groſſer Zahl ſind ſie verſammelt, und es wägt
ihr Geiſt ſchon Sieg und Nachruhm mit dem Tode.
Allein, noch nicht genug! Auch Legionen fallen,
wenn tauſend Donner durch die Lüfte hallen,
auch Siegerblut fließt an des Feindes Säbel nieder.
der Stahl des Todes mäht hinweg die Heldenbrüder;
drum iſts dem Fürſten und dem Staate Pflicht,
daß er aufs neue ſamle ſeine Jugend,
ſie ſorgſam lehre jede Heldentugend,
und ſie zu Kriegern mache durch den Unterricht
wie man die Waffen trägt, tief in die Feinde bringt,
und ihren Muth entwafnet, ſie zum weichen bringt.
O folgt mir, Freund', ich mahl' Euch nur im matten Bilde
die Werbung, die im ländlichen Gefilde
und in den Städten alles mit Beſtürzung füllt.

Wenn dort im Thal die goldne, reife Saat,
belaſtet mit der Muttererde Seegen,
dem Landmann jede ſaure That
nunmehr belohnt, und rauſcht der Erndt' entgegen,

da blinken die geſchäftgen Sicheln in der Hand
von Männern und von Weibern, ganz ver-
brandt
im Antliz von dem Strahl der Sonne
und glänzend von der ſchweren Arbeit Schweiß;
allein ſie achtens nicht, begierig auf den Preiß
des Herrn der Erndte. Unſchuld, Scherz und
Wonne
verſüßt die glühnden Laſten. Im Genuße
des ländlich frohen Friedens, und im Ueber-
fluße
der Erndte denken ſie nicht an den nahen
Krieg.
Jezt kommt der Herr des Felds und ſchlägt
mit ſeinem Zuruf: es iſt Krieg!
die Freud' auf einmal nieder. Tiefbewegt
hört ihn der Haufe, ſtaunt, und ſteht er-
ſchrokken,
die Schnitter ſtreichen ſich die braunen Lokken,
mit Schweiß benezzet, ſtumm den Nakken
nieder;
die Schnitterinnen ſehn beſtürzt zur Erde
nieder,
erröthen, zittern, fürchten ein Geſchik
das ſie nicht kennen mit dem Kummerblik.
Jezt weicht der Scherz. Nicht mehr verſüßt die
Freude
des Tages Laſt und Hizze. Doppelt rinnt

der Schweiß vom braunen Antliz. Das Getraide
ſtürzt nicht mehr von der Sichel ſo geſchwind.
Und kaum ermannet ſich der Jüngling, der, ein Mann,
an Geiſteskraft, das weichre Mädchen überwieget,
ſo rükket ſchon ein Kriegerſchwarm heran,
der theils die Einfalt ſchnell betrüget,
theils mit Gewalt und Kriegsgeſezzen raubt.
Er brüſtet ſich, und trozt, und ſchnaubt,
und führet ohn' Erbarmen junge Bauern
in Menge zu den kriegeriſchen Mauern
der nahen Stadt, die ſie zu Streitern macht,
den Krieg ſie lehrt, und ihren Männermuth erfacht.
Aus jenen reichen Erndtefeldern
rufft jezt Gewalt den Jüngling hin
ins Mutterdörfchen; aus den Wäldern,
von jeder Arbeit ruffet ihn
Geſez der Werbung in des Dorfs Gerichte;
man ſeufzt, und ſtaunt der ſchreklichen Geſchichte.

Ein alter Vater, deſſen einzger lezter Sohn
zum Troſt ihm war, und ſeiner Tugend Lohn
muß in den Krieg, fürs Vaterland zu ſtreiten.

O seht das würdge graue Haupt!
Wie bebt es, da man ihm die einzge Hofnung raubt!
Ha! welche Quaalen wird ihm der Verlust bereiten!
Noch einmal weint er, er, dem alle Thränen versieget schienen. Nur das bange Sehnen nach seinem Sohn entpreßt ihm diese Thränen.

Seht jene Muttter, die, umringt von Dirnen,
die ihre Töchter sind, dem Fürsten flucht,
mit ihr die Töchter! Seht, auf ihren Stirnen
schwebt Rach', und Kummer, der den Liebling sucht,
den Sohn, den Bruder! Jeder Pflicht vergessen,
die Fürst und Landsgesezze heißen, schmähen sie vermeßen,
und fordern mit ergrimmtem Blik
den, den man ihnen nahm, zurük.

Auch Liebe weint, die Himmelstochter Liebe,
die mit dem ewig eingepflanzten Triebe
die Herzen feßelt und die junge Brust.
In jenem Dorfe, wo mit wilder Strenge
gezählet ward der jungen Mannschaft Menge,
fehlt noch ein liebenswürdger einzger Sohn

der Gattenloſen Mutter, den nach langen Suchen,
indes die Werber ungezogen fluchen,
man endlich weit davon
auf einer Wieſe findet, die ſo mancher alte Stamm
der Eich' umzingelt, und des nahen Teiches Damm.
Dort mähet ſeine Braut mit arbeitſamen Händen
das fette Kleegras ab, und er
die Arbeit hurtiger zu enden
hilft ihr mit treuen Arm. Vertraut und ſorgenleer
flieht ſchnell die Zeit. Zu ihren Füſſen lallt
der Dirne kleineres Geſchwiſter. In dem Bunde
der Lieb' iſt hier für ſie ein ſüßer Aufenthalt.
Geſang der Unſchuld tönt aus ihrem Munde.
In dieſer traulichen Geſelligkeit erſchrekket
ſie ſchnell ein Zuruff eines Reuters, der
durchs Kleegraß ſprengt, und freundlich ihm entdekket
daß er
zur Werbung kehren ſoll' in ſeines Dorfs Gerichte.
Er ſtaunt — und folgt. Im braunen Angeſichte

der Dirne steigt die Schrekkenröth empor.
Des Werbers Wort deucht ihrem Ohr
ein Donnerschlag. Sie wirft die Sense hin,
und folgt mit kummervollen, stummen Thränen,
mit ihr die Kleinen. Freud' und Hofnung fliehn
von ihr auf ewig, wandeln sich in banges Sehnen.
Jezt nahn sie sich, erblikken das Gewühl
von Dorfbewohnern und Soldaten. Ihr Gefühl
des Schmerzes steiget nun zur größten Höhe.
Man winkt der Dirne, daß sie seitswärts gehe,
allein sie folgt. — Des Jünglings Bau ist schlank,
ist ländlichschön, und Würd' in seinem Gang,
und auf der Unschuld Stirn schwebt deutsche Treue.
Der hochgewölbte Busen scheint
zu trozzen Stahl und Kugel, jeden Feind
zu lehren, daß er diesen Streiter scheue.
Er sticht der Werbern brav ins Auge.
Sie schwören, daß er herrlich zum Soldaten tauge,
und führen ihn, von keinem Loos bestimmt,
geschwind von dannen, eh die Rachsucht glimmt,

da noch Betäubung Aller Herzen feſſelt.
So wird das Schaf zur Schlachtbank hinge-
führt,
und ſtummer Schmerz, der mehr die Her-
zen rührt
als wilder Lerm, iſt ſeiner Unſchuld Zeuge.
Das Mädchen zittert, ſeufzt, und weint,
indes die Mutter, der man jezt den einzgen
Freund
geraubt, ſie tröſtend flehet, daß ſie ſchweige.
Doch bricht ihr ſelbſt die Thräne bald
hervor,
und ihren Blik umzieht ein Trauerflor.
Dort eilen ſie, die ihren Liebling nahmen
und ihren Buſen zu zerfleiſchen kamen.
Noch einmal ſtaunen ſie dem wilden Hau-
fen nach,
und banges, kummervolles Ach!
führt ſie zurük in ihre kleine Hütte.
Hier iſt die Freud' auf ewig nun entflohn,
ſeit der Verlobte, ſeit der einzge Sohn
hinweggeführt ward in der Krieger Mitte.
Und alles iſt beſtürzt; die öde Stille
beherrſcht die Dörfer, wo ſonſt Luſt die
Fülle
und laute Freude wohnt,
beym Glük der Unſchuld thront.

Auch in den Städten ſeufzt die ahndungs-
volle Jugend,
und ſchwört zur Fahne mit erzwungnem Ja!
Nicht Wiſſenſchaft, Vermögen, Redlichkeit
und Tugend
kann ſie erretten. Die Gefahr iſt da.
Es fordert Blut der Vorſicht Hand
und Streiter für das Vaterland.
Jezt ſteigt der Held
durch große Thaten zu des Nachruhms Throne,
indes der Weisheit und der Aemter Würde
fällt.
Mars zeigt dem neugeweihten Sohne
das unermeßliche Gefilde
im unvollkomnen Schattenbilde
von fern, und lokt damit das Männerblut,
daß es mit Rachbegierd' und Muth
ſich rüſte. Doch, nicht alle ſehen
ein glänzend Glük auf dieſen ſteilen Höhen.
Viel Väter ſeufzen ob dem Kriegsgetümmel,
das ihren Sohn aus ihrem Schooße raubt;
und das Geſchrey der Mütter tönt zum
Himmel,
daß man den Sohn aus ihrem Schooße
raubt.
Zwar ſammelt auch im ſorgenfreyen Frieden
der Landsherr neue Völker zu den Waffen;

allein das Herz, zur Todesfurcht geſchaffen,
fühlt die Gefahr, die ihm das Loos beſchieden,
weit bänger, wenn ſie nah iſt.

Endlich weicht
der Werber Streng' aus Dorf und Städten.
Ein längſt erfahrner Krieger zeigt
der neuen Mannſchaft, wie fürn Feind zu treten
die Waffenübung nöthig iſt, und lehrt
ſie jedes Kriegsgeſchäft. Die Einfalt ſchwört,
und o wie oft erzwungne Treue!
die dann begleitet wird von bittrer Reue.
Es ſey genug! Geſang, ermüde nicht das Ohr!
Brich ſchnellern Flugs zum Kriegsgeräth hervor.

6.

Majeſtätiſcher Wohnplaz der ehernen Schrekken des Todes,
von Todesengeln bewacht! Wie hebt mit trozzendem Stolze
ſich deine Mauer empor, wie droht dein Gipfel Verderben!

Alekto herrſchet in dir, und die unſterbliche Zwietracht,
die treue Gefährdin des Mars, der auf dem Throne ſich brüſtet.
Hier ſtrömt der glänzende Rachen der künſtlich gebauten Kanone
und andrer wilden Verwüſter in menſchliche Buſen Entſezzen.
In langgeſchichteten Reihen erhebt ſich Kugel auf Kugel,
von größern und kleinern Gewicht, beſtimt, durch Lüfte zu bohren,
Palläſt' und Tempel und Hütten mit ihrem drükkenden Feuer
ſchnell zu entzünden, den Helden Gefahr entgegen zu donnern,
und ganze Reihen auf einmal mit ſchnellem Tode zu tödten.
Auch drohn die künſtlichen Röhre der kleinern Gewehre Verderben,
und ſtehn zu tauſenden dort. Oft ward ihr kleineres Feuer
und ihre kleinere Kugel, die bis zum Innerſten dringet,
dem, der die Palme des Siegs in ſeinen Händen ſchon glaubte,
noch ſeiner Hofnung Verwüſter, wenn unabläßiges Streiten

den Donner verſchwendet, und endlich die glühenden Rachen ermüdet.
Es glänzt der ſchneidende Stahl, auf Batterien ſo furchtbar,
an ihrer Mündung, und dreht den Eingeweiden der Helden.
Dort blizzen grauſame Schwerdter von ſicherzerknirſchender Schwere
und kleinere Säbel, und Lanzen, die ſiegreichen Waffen der Alten.
Der ſtolze, trozzige Küraß verachtet Säbel und Kugel,
und ſichert den hizzigen Streiter für vielen tödtlichen Wunden.
Wohin dein Auge nur ſchaut, ſiehſt du Verderben bereitet.
Unthätig lag es, und ſtumm, als noch der himmliſche Friede
den Krieg gefeſſelt beherrſchte, und ſanft die Länder regierte.
Jezt aber iſt ſie dahin, die dreymalſeelige Herrſchaft,
und der gefräßge Tyrann, der Krieg, erhebet ſein Szepter.
Er wird die Menſchenvertilger nun bald dem Kerker entreißen,
und das bereicherte Zeughaus in öde Säle verwandeln.

Noch einmal dringe dein Blik zum heilgen Tempel der Kriegskunſt,
dort, wo in hohem Geheimniß, dem Kriegerpöbel verborgen,
das Allerheiligſte prangt. Sieh, wie Uraniens Gottheit,
mit jungen Helden beſchäftigt, die ſie zum Heiligthum weihet,
den Zirkel führet, und mißt die tauſend Geſtalten der Erde.
Sie zeichnet Grenzen der Staaten, und Ströme und hohe Gebürge.
Durch ihren Beyſtand begreifet der Krieger die Regeln der Baukunſt,
lernt, welche Veſtung man angreift, und welche der härtſten Belagrung
unüberwindlich. Sie führet den Geiſt zum tiefſten Geheimniß.
Calliope folget ihr nach; die unterrichtete Jugend
hört mit begierigem Ohr von ihr die Thaten der Helden,
die ſie zur Nachahmung reizzen, in ihre Seele Begierde
nach Sieg, nach glänzenden Ruhm und hoher Unſterblichkeit hauchen.
Mit majeſtätiſchem Ernſte beſchäftigt die gütige Stimme

der kältern, weisen Moral die ruhmbegierigen Busen,
verwirft den Stolz der Tyrannen, den Geiz, und die hölliſche Rache,
lehrt ſanfte Pflichten der Tugend, der Brüderliebe, des Mitleids,
und bildet den muthigen Krieger zum liebenswürdigſten Helden.

Noch ſiehſt du im graunvollen Tempel
ſo mancherley ſchrekliche Künſte:
Das Feuer mit ſchneller Gewißheit in tauſend Geſtalten zu bringen,
und es mit ſtärkern und ſchwächern Kräften wirken zu laſſen,
ſich in die Erde zu graben, die ſtolzen Wälle zerſtören,
mit Schwefel, Salpeter und Kohlen den Felſen Verwüſtung gebieten,
die kalten, ehernen Rachen in glühende Höllen verwandeln,
und unverlöſchende Flammen durch drükkende Lüfte zu ſpieen!
Sieh, ſterblicher Menſchheit Erfindung! Heiſchts Ruhm oder Tadel? — Entſcheide!

7.

Ceres schüttelt ihr Füllhorn, das von einer Menge gesegneter Erndten schwanger ist, und gießt es wohlthätig über die Streiter. Die Vorrathshäuser, von ihrem Segen erfüllt, schwellen noch mehr an, und versprechen den Vaterlandsstreitern Sicherheit für allem Mangel. Die Weisheit der Regierung schöpft aus den Staaten reiche Quellen, die beständig neue Schäzze herzuströmen, wenn die Schazkammern erschöpft werden, und die Kriegskosten ihr Geld aufzehren. Indes versammelt der Feldherr die zerstreuten Legionen, die auf seinen Befehl ihre Standquartiere verlassen, und kommen, unter seiner Anführung zu streiten. Laßt uns einen Blik auf ihren Ausmarsch zurükwerfen. O wie viel Aeltern sehn den geliebten Sohn von sich gehn, den Ehr und Pflicht in den Streit rufft. Lebt wohl! spricht er, männlichtraurig, mit einer einzigen Thräne, und Siegsgedanken tief in der Seele. Aber sie klägen laut, baden ihr Antliz in Thränenströmen, und verstummen endlich den Schlägen des Schiksals. Leb wohl! spricht ein andrer zur Gattin, allein mit zärtlichern Thränen, mit

weniger Männermuthe, nicht mit Siegesgedanken, nein! mit Todesgedanken schwanger. Drum siehe! spricht Deutschlands Held, was soll dem Krieger die Gattin? Ich verehre den Ausspruch dieser Heldenweisheit, aber dann mußt du auch deine Männer nicht bis in ihr unvermögendes Alter zu Kriegern bestimmen. Die Neugung zu Evens Enkelinnen ist ein Ding, das auch die strengste Kriegszucht nicht einschränken kann. Und die Bevölkerung deiner Staaten, deine zukünftigen Krieger — ob du auch nie einen Mangel daran haben wirst, so zerrüttet doch ewiger Dienst viele der fruchtbarsten Ehen. Nichts sind gegen ihnen die freyen Generationen. Laß die Männer die Waffen tragen, sezz' ihnen ein Ziel, und dann gieb ihnen Gattinnen in deinen Staaten. Dann werden auch viele deiner Fremdlinge ihr Vaterland vergessen, und mit Lust bey dir wohnen. So werden deine Staaten bald von Volke wimmeln, und deine Armeen werden zahlreicher werden, indem der Vater seinen Verlust mit Wucher ersezt. — Aber wie kommt, hör' ich die Welt richten, dieses geschwäzzige Urtheil in ein Gemälde? Ihr habt Recht, meine Freunde! Aber denkt Euch einen verwegnen Jüngling, der, indem er die tausenderley vom Aus-

marsch zum Krieg' erzeugten Szenen betrachtet, sich erkühnt, graue Helden zu tadeln, und ihr werdet in ihm auch ein Gemälde finden, das Euerm Beyfall oder Tadel sich Preiß giebt. —

Aus der Klasse der höhern im Volke reißt so mancher brave Offizier entweder von nahen Verwandten, oder von Freunden, die er seit langen Jahren besaß, sich los, durch die Lehren der Weisheit in unvermeidlichen Schiksalen standhaft. Aber wenn Kinder oder Enkel einen Greiß, der im Dienste des Königs grau ward, dem schon in manchem Gefecht die Kugeln ums erschütterte Haupt herschwirrten, der in seinem alten Körper viel Wundennarben zählet, nun noch einmal ans Werk gehn und sein Leben aufs Spiel sezzen sehen, von keiner Sehnsucht nach Ruhe zurükgehalten, sollte da nicht eine Thräne von ihrem Auge fließen? Doch, nur eine? Ein Strom gerechter Zähren! — indes sein König über seine Vaterlandstreu' eine Freudenthräne vergießt. — Seht, Freunde, jenen feisten gewafneten Junker! Er ist Fähndrich. Trozzig kommandirt er, und flucht auf die armen Gemeinen, die nichts versehn haben, und den Dienst größtentheils besser ver-

ſtehn, als er. Die Nachricht vom Kriege breitet ſich aus, und er brüſtet ſich mit kindiſchem Hochmuth: Sieh, er wird, ein Alexander, ein Hektor, die Erd' erſchüttern und ſie verwüſten! Jezt kommt der Befehl zum Ausmarſch. Das Herzchen fängt an zu pochen. Doch, die Parol' iſt gegeben. Er reißt ſich los, vergißt die Enten am Teichdamme, die Haaſenkriege im Walde und das volle rothbäkigte Gretchen. „Mama, ich zieh' in die Schlacht!„ Er ſprichts, und ſprengt davon, und läßt die zärtliche Mutter in Thränenſtrömen zurük. — Aber er kommt an, nach tauſend ungewohnten Strapazzen; er ſieht die Menge blizzender Schwerdter; ſieht die ehernen Schlünde nebſt den reiſſenden Kugeln; ſieht das Feuer hervorbrechen, hört ſeine Kräfte durch die Lüfte donnern, und — zittert — weint — verflucht den Krieg! So weint auch in der niedern Klaſſe des Volkes oft verzärtelter Weichmuth. Sieh! er hat überhandgenommen, er hat Deutſchlands Söhne verderbet. Wo iſt er hin, Hermann, dein Muth, wohin deine Treue? Alles von den Sitten Galliens verdrängt! Euch, Sachſen! meine Brüder! blieb am meiſten davon zurük. Wer wagt es zu läugnen, daß Ihr wie Löwen kämpfet, wie Mauern ſteht, und unerſchüttert Euerm Landesvater treu ſeyd.

Wenn die Soldaten, mit den Waffen des Todes gerüſtet, die Städt' und Flekken nun verlaſſen, ſo ſteht das Volk in großen Haufen zu beyden Seiten, und drängt ſich, ſie noch einmal zu ſehn. Es iſt ein erhabner Gedanke: Hier ziehn ganze Schaaren der Lebensgefahr entgegen, um für uns zu ſiegen, oder zu ſterben. Wer weiß, ob wir Einen von ihnen wiederſehn? So denken die Adeln im Volk, und das iſt gerechte Trauer der Seelen. . Sie ſehn ihnen gerührt nach, ſeegnen ſie, und ein ſtilles Gebet für ihr Leben ſteigt aus ihrem Herzen zum Himmel.

Jezt ſind die Legionen verſammelt, entweder in ihrem Lande einmüthig den Feind zu erwarten, oder ihn in ſeinen Grenzen aufzuſuchen, je nachdem nun die Kriegsklugheit es fordert. Ein Theil der Macht beſezt indeß die Veſtungen und Städte, und beſchüzt ſie für dem feindlichen Anfall durch Bollwerk und Schanzen.

Werft nunmehr Euern Blik auf den lezten Saz dieſes Gemäldes. Seht jenes weite Gefilde, wo ein großes Heer ſteht, auf den erſten Wink des Feldherrn zum Aufbruche bereit. Die Pferde ſeufzen unter der Laſt des Gepäkkes. Schon iſt eine Menge ſchwerbelaſter Wägen

vorausgegangen, und ein größre ſteht im Hinterhalte, dem Heere zu folgen. An der Spizze der Legionen ſteht entweder der Fürſt ſelbſt, oder wenn das Volk, welches das Leben ſeines Regenten zu hochſchäzt, um es dem Kriegsfeuer, das ohn' Anſehn der Perſon hinwürgt, Preiß zu geben, ungern ſeine Entfernung ſieht, und ihn fleht, daß er zurükbleibe, um im Kraiſe der liebenden Unterthanen das große Rad zu regieren, das ganze Staaten beweget, ſo vertraut er ſeine Männer einem erfahrnen Helden, der als Feldherr die Kinder des würdigſten Vaters anführt. Voll Erwartung ſtehn die gewafneten Reihen. Dumpfes Gemurmel erfüllt die Gegend, unterbrochen vom Wiehern der muthigen Roße. Seht, ſchon glimmt der Konſtabler die Lunte an, um das donnernde Zeichen zum Aufbruch zu geben.

4.

Horch! es bobert ein Feldſtük durch jenes breite Gefilde,
das von Streitenden wimmelt, und heißt dem Führer ſie folgen.
Es führet Kriegesmuſik harmoniſch die Männer von dannen.
Bunte Reihen von Menſchen ſtehn an den Seiten, gleich Mauern,
und ſehn den rauſchenden Zug, doch mit verſchiednen Gefühlen.
Ein reicher Gegenſtand iſt die Szene fürs Ohr und fürs Auge.
Dort blenden blizzende Waffen in morgenröthlicher Sonne,
gleich den ſpielenden Wellen des Stromes im ſilbernen Mondſchein;
und der ſchimmernde Glanz des blanken Stahles verbreitet
ſich weit auf ſchattigter Ebene, wie in der ſtrahlenden Sonne.
So glänzt mit furchtbarem Lichte das Haupt des praßelnden Waldes,
aus dem bey nächtlicher Dämmrung in weitumſchauender Gegend

die unerſättliche Flamme von allen Seiten hervorbricht.
Die Waffen klirren geſchäftig von einer Seite zur andern,
die Bajonetter, die Degen, die Röhre, die Säbel, der Küraß!
Es rollen die Räder der Wägen, mit ſchwerem Geräthe belaſtet,
die Räder der ehernen Donner ein langſames, dumpfes Gerolle.
Und das Getöſe der Männer gleicht einem Staate der Bienen,
der mit begierigem Summen auf Blumenauen daherzieht,
und, treu dem führenden König, der ſchon zur Krone gebohren,
mit unabläßigem Eifer einmüthig Feinden den Tod droht.
Horch! wie wihern die Roße! wie tönet der fruchtbare Boden
von Tritten der Männer und Roße, und Echo giebt ſie ihm wieder,
die ſtolzen ſchallenden Töne der todtverkündenden Schaaren.
Das leichte, rüſtige Fußvolk bricht durch die blühenden Ebnen
mit großen, trohenden Schritten, erſteigt die Gipfel der Berge.

Majeſtätiſch begleitet die Fahne der herrſchenden Freyheit
das ſiegbegierige Heer, ſchwebt in der Mitte der Reihen,
und wird, nach mancher Verlezzung mit hohem Ruhme behauptet,
beſprizt mit Blute der Helden, hoch auf dem Schlachtfelde prangen.
Doch, weh den friedlichen Fluren, auf denen die Streiter dahergehn!
Da ſind die glüklichen Rechte der kleinern Staaten verachtet.
Die Meiſten handeln nach Willkühr, troz ihren Obern Befehlen,
und tadeln leidende Bürger ihr ungerechtes Verfahren,
ſo heißts: was acht' ich dein Murren? Ich muß fürs Vaterland ſtreiten.
Indes erſchallt das Gerücht vom Anmarſch gerüſteter Völker
durch Städte, Flekken und Dörfer. Erwartungsvoll horchet der Hauswirth,
und die geſchäftige Hausfrau hat tauſend wirthliche Sorgen.
Verſchieden ſind die Gefühle, die jezt im Innern der Herzen
ſich unaufhaltſam erzeugen. Es weint das himmliſche Mitleid,

doch weint auch muthloſes Zagen; indes die Unſchuld durch lächeln,
daß ſie die Unſchuld iſt, zeiget. Viel Weiber weinen, doch blikken
auch viele heiter umher, beſonders die Töchter, die muntern
zur Freude geſchaffenen Dirnen, die zu gefallen nur wünſchen,
die neue Szenen ſo gern ſehn, und die Veränderung lieben.
Zwar grub die Nachricht vom Krieg' in ihre Buſen Entſezzen,
doch, als die Chöre der Helden, voll ſchöner männlicher Jugend,
geſchmükt mit glänzenden Waffen, mit bunten reizzenden Kleidern,
mit ſchlanken geordnetem Wuchſe und martialiſchen Mienen
in ſtolzen Reihen daherziehn, ſo weichet die Furcht, ſo verſchwindet
die Ahndung von tauſend Gefahren, und Leichtſinn erheitert die Stirne.
Der Jüngling, welchen die Werbung unangetaſtet gelaſſen,
traut dem Verhängniß noch nicht. Er ſcheut die glänzenden Reihen,
und blikket ſchüchtern auf ſie. Ein andrer kennt keine Gefahren.

ist froh, Soldaten zu sehn, und einen glänzenden Durchmarsch.

Ein dritter ist mehr noch gereizt von diesem täuschenden Glanze,

verläßt sein bestes Geschäft, und folgt freywillig der Fahne.

Die Kinder freun sich der Trommeln, der Pfeiffen, der Degen, der Pferde:

Der Krieg ist ihnen ein Fest. Wer hätte die Freuden erwartet!

Die Greise denken und schweigen. Verlobte fürchten und ahnden.

Der große Haufe gafft staunend dem lauten Einzug' entgegen!

9.

Nach manchem ſauern Marſch, nach mancher Noth,
die der ermüdete Soldat erlitten,
ob ſchon ſein Blik noch keinem Feind gedroht,
ſein Arm mit keinem Feinde noch geſtritten,
erſieht zum Vortheil ſeiner Heere,
und voll Begierde nach der Siegerehre
der Feldherr endlich eine breite Flur,
auf der das Volk ſich lagert. Seys im Lande
des Feindes, oder in dem Vaterlande,
an ſichern Grenzen, wo Natur
und Gegend ſie für ſtolzen Angriff ſchüzzet,
wo ihrer Waffen kriegeriſche Pracht
und ihrer Streitermenge große Macht
dem Feinde Tod entgegen blizzet.
Nun wirft das Roß die Laſt von ſeinem Rükken,
ſo wie der Mann. Es ſpricht aus allen Blikken
nunmehr erfüllte Sehnſucht nach der Ruh.
Doch, welche Ruhe! bald wirſt du,
o Krieger! ſie aufs neu verlaſſen müßen,
wenn dich zum Streit die Ehre rufft.
Jezt ſtehn die Wägen an der Hügel Füßen;
die ſie gezogen, wiehern durch die Luft

ein fröliches Geſchrey, daß nun die Hand
der Bauern ſie aus ihrer Marter ſpannt.
Geſchäftig und mit ſchneller Eile
baut der ermüdete Soldat
ſich ſelbſt in einer kleinen Weile
ein Haus, das gleiche Tugend hat,
wie der Pallaſt, für Ungemach zu ſchirmen,
für Regen, für den heißen Sonnenſtrahl,
und für des Aeols wilden Stürmen.
Sein Grundſtein iſt ein kleiner Pfahl
auf allen Seiten. Leichte Leinwand iſt das Dach
und auch die Mauer, Leinewand das ganze Haus,
das ſechs Bewohner dann umſchließet.
Allein der Offizier genießet
gerechten Vorzug, denn ein eignes Haus
trägt ihm ſein Pakpferd auf dem Marſche nach.
Jezt brachten viel geſchäftge Hände
den Häuſerbau zu einer Zeit zu Ende,
und nun ſteht in gemeßnen Reihen Haus an Haus,
als machten ſie ein Heer von kleinen Dörfern aus.
Sie überziehn die Aekker und die Fluren,
die ſie gebietriſch ſich zu eigen machten,
vertilgen plözlich alle frohe Spuren

des Seegens, die auf diesen Feldern lachten.
So wird das blaue, freundliche Gefilde
des Himmels oft verdunkelt, wenn der Abend-
wind
mit schneller Herrschaft jezt beginnt
und überzieht das schimmernde Gewölke
mit Wolkenheeren.

Dort wiehern an gepflanzten Pfählen
der Reuter Roße. Abgethan
ist nun der Sattel, und der Mann
verpfleget sie mit wilden Schmählen,
denn eh' er noch die mindste Ruh genoß
muß er schon sorgen für sein müdes Roß.
Das Fußvolk lieget schon in stolzen Frieden
aufs Stroh gestrekt, das ihrer Ruh beschieden.
Ein Theil von ihnen holet Trank und Speise,
ein andrer gräbet groß und klein
in einem abgemeßnen Kraise
sich Küchen in den Boden ein,
erfüllet sie mit Feuer und bereitet
auf solche Art ein Abendmahl,
das dann die hungrigen Kamraden weidet
in großer hingeworfner Zahl.
Und an der Zelter Fronte steigt
der Fahnen Menge stolz empor,
und trägt der Freyheit schönsten Flor
in ihrem Wappen, das sie majestätisch zeigt.

verſpricht ihm Muth und Frölichkeit;
Sieh, wie die Würfel unaufhörlich klirren
in öftern Kampf die Spielenden verwirren,
und wie ihr Machtſpruch Beutel leert und füllt;
Sieh, an den Spieltiſch feßeln die Vollender
des Zanks, die bunten Karten, Zeitverſchwender,
aus deren Herzen Geiz und Falſchheit quillt.

Nun folge mir in ſtiller Tugend Hütten,
ſchau dort den Jüngling von Geburt und Stand;
wie denkt er feurig in der ſtummen Lehrer Mitten,
wie feßelt ihn der Weisheit ſanftes Band!
Die Künſte, die dem Mann mit Ahnen
zum wahren Ruhm die Wege bahnen
und junge Krieger weihn zum Heldenthron
ſind ſein Geſchäft, und Kenntniß iſt ſein Lohn.
Dort ſizzet im vertrauten Kraiſe
auf grünen Raſen, nach der Krieger Weiſe,
verſammelt eine Zahl, die großer Thaten voll
einander Muth und Heldentugend lehren,
bis in den Tod ſich ewge Freundſchaft ſchwören,
und deutſche Treu dem Fürſten, zu des Landes Wohl.

Dort liegt — o darf ich, großer Kleist!
Du Held und Dichter, in der Schlacht gefallen,
Dein Bild entlehnen? — liegt mit mahlerischem Geist
im Schatten eines Baums, von seinen Brüdern allen
entfernt ein Dichter. Ihn verehrt der Held,
weil er ein Held ist, ihn verehrt die Welt,
weil er Natur und Freundschaft sanft besinget,
mit Zauberkraft in Aller Herzen dringet.
Und Tausende, ob schon nicht hohe That,
noch hoher Endzwek ihre Seelen füllet,
sind still und treu mit Männerernst erfüllet,
zu dem sich nie der Jugend Leichtsinn naht.
Sie denken oft der Freunde, die sie jüngst verlassen,
mit ädler Ruhe, flehn zum Himmel für ihr Glük,
sind muthig, heiter, thätig, und im Schmerz gelassen;
so nähert sich ihr Blik dem wahren Heldenblik.

Noch einen Blik voll Mitleid schenk' o Freund!
dort jenem Jünglinge, der bittre Thränen weint,

daß, seine Heimath zu verlassen,
die Ehr' ihm rief. Er kann die Noth nicht
fassen,
die Tag und Nacht ihm neuen Schmerz er-
wekt.
Er war ja nie geschaffen zu Strapazzen,
er, den im Sommer kühlende Matrazzen,
im Winter Eiderdun bedekt.
Ha! welch ein Leben jezt! in rauher Nacht
ist leichte Leinwand sein Pallast.
Oft muß er sonder Ruh und Rast
in stürmschen Nächten auf die freye Wache,
beschüzt von keinem gütgen Dache,
und dabey wird er öfters noch verlacht.
Sonst war ihm alles unterthan;
wenn er befahl, so flog man, seinen Willen
im Augenblikke zu erfüllen,
izt blikt ihn alles ungehorchend an.
Er flucht der Ahnen, die ihm unnüz deuchen;
und wollt er auch Bequemlichkeit vergessen,
ach! er sieht nichts als blutge Leichen
und Feinde, die ihm Todesschweiß entpressen
im Geist für seinen Augen, wähnt den Tod
das einzge bittre Ende seiner Noth.
Sey stark, o Jüngling! bald ist Ehr' und
Sieg
vielleicht dein Lohn, daß du dem Völkerkrieg
dein junges Leben Preiß gegeben!

O glaub, dein Vater meint es gut,
daß er nicht deinen Willen thut,
und dir erlaubt daheim zu leben!
Verzärtelte kann nur die Kriegszucht beßern.
Und sieh, des Adels Eigenthum
ist von Geburt an Ehr' und Ruhm,
und dies gehört ihm auch; allein
wie kann er es umsonst verlangen?
Er muß den Kriegergeist erlangen,
er muß ein Held, ein Ritter seyn.
Dies war des Adels Ehr' und erster Ruf,
als das Tournierrecht Ahnenwürde schuf.

Ha! welch ein Schwarm von bunten Schäferinnen
zieht durch die Reihen! Sieh, ein Sonnenschirm beschüzt
sie für den Strahlen, die auf sie die Sonne blizt.
Es steigt aus ihrer holden Sphäre ja
ein Duft zu uns herüber von Ambrosia.
Sind das nicht Gratien und Charitinnen?
Es sind der deutschen Töchter! Sieh, wie hebt
ihr Busen sich beym Anblik unsrer Waffen,
wie lächeln sie der Roße, wie belebt
der Stükkendonner ihre Brust, zum Streit geschaffen!

wie horcht ihr Ohr der kriegerischen Töne
der Feldmusik! wie eilt die junge Schöne
dorthin, wo das Geräusch am lautsten ist,
wo sich der Held in Uebungen vergißt,
und Saft der Reben aus dem Heldenbecher
fließt.
Dies sind sie, ja! der Deutschen muthge
Töchter,
der Kriegsgefahr heroische Verächter,
so waren sie zu Hermanns Zeiten schon.
Der Ritter nur kann ihre Brust entzükken,
und ihre Huld wird keinen so beglükken,
wie sie beglükt den schlanken Martissohn.
Willkommen, holde Kinder! seyd willkommen
im frohen Lager! Dank sey eurer Huld
vom ganzen Kriegerschwarm, daß ihr gekommen;
des Lagers raue Luft durch euern Blik voll
Huld,
voll Lieb' und Sanftheit mildert und erhöhet!
O wandelt, Herzenskönigginnen! gehet
und sammelt tausend Heldenblikk' auf euch,
und erndtet Sieg' und mehret euer Reich,

Sieh, dort erheben am Gestade
des Lagers, breite Thürme sich
von Heu und Stroh erbaut, in abgemeßnem
Grade,

oft Architekten unverbeßerlich.
Nicht weit davon beginnt mit wildem Lärmen
der Bekkerſchwarm ſein fröhliches Geſchäfte
bey ſorgenleeren Liedern, lautem Schwärmen,
und opfert bey der Glut der Oefen ſeine
Kräfte,
die immerrauchend unter freyem Himmel ſtehn,
und warme Dünſte durch die Lüfte wehn.
Und alles webt,
und alles lebt,
was für Geſchirr und Wagen,
für Geld und Proviant
die Sorge treu zu tragen
der Oberſt hat ernannt,
lebt herrlich und in Freuden,
in ſteter Luſt, ihr Herz kennt keins der
Leiden,
das Bürger, Krieger, ſelbſt den Fürſten füllt
mit Sorgen:
Was ihren Beutel dieſen Tag verlezzet
durch ſpielen, trinken, ſchwelgen, das erſezzet
Betrug und Untreu' an dem andern Morgen.
Indes den Mann, den keine Kugel ſchont,
in welches Buſen Muth und Treue wohnt,
den wahren Krieger ſchlechter Sold belohnt.

Jezt ſteigt der Tag von ſeinem Strahlen-
throne

und reicht der Schweſter Nacht den Szepter dar.
Es glänzet ſeine göttlichſchöne Krone
nun bald den Grenzen, wo die Nacht noch war.
Er ſchreitet fort, wirft größre Schatten
von Baum und Mann, er rufft den matten
erſchöpften Gliedern nun zur Ruh,
und eilt im röthlichen Gewande
den weſtlichen Gebürgen zu.
Und es verſammelt ſich mit ehrfurchtsvoller Stille
an ſeiner Zelter Front ein jedes Regiment;
es ſteht im Kraiſe, betet, und der Gottheit Fülle
ſteigt ſanft hernieder, wo das Heldenopfer brennt.
In ihrer Mitte ſteht ein würdger Gottverkünder.
Zwey aufgeſezte Trommeln ſind ſein Betaltar.
Geſang hebt an. Der Führer, wie die trauten Kinder,
preißt Gott, und bringet ihm das Abendopfer dar.
Dann knien ſie betend alle nieder,
vom Höchſten bis zum Niedrigſten,
befehlen ſich und ihre Brüder

dem Schuzze des Allmächtigen.
O welch ein Anblik! heilger Schauer dringt
durch meine Seele! Jene Heldenmiene,
die sonst den Feind zu Furcht und Schrekken zwingt,
ist jezt die andachtsvolle Miene,
die einen größern Helden kennt,
ihn Führer, König, Vater nennt.
Da heben sie, die wilden Kriegerblikke,
die Feinden sonst Verderben drohn
sich demuthsvoll empor zum Thron
des, der da richtet Thaten und Geschikke,
des Krieggebieters mächtgen Thron!
O was vermögt ihr jezzo nicht,
geweihte Prediger im Felde!
Auf euch beruhet Nacht und Licht,
ihr, die der Fürst zu Lehrern wählte
für seine Streiter. Seyd getreu,
und eure weise Lehre sey
harmonisch mit dem Wandel, den ihr führt!
Euch folgt der Held. O seht! von euerm Wort gerührt
steht er, und betet. Lehrt ihn Heldenpflichten,
seyd eifrig, ihn zu unterrichten,
was zu der wahren Tapferkeit gehört,
was, nebst der Würde großer Thaten,

das Herz und auch den Wandel ehrt.
Mit willigem Gehorsam, schnell und treu,
folgt der verpflichtete Verwüster
dem Offizier, der Kriegszucht und dem Priester.
Ihr werdet dann zu allen Zeiten
Gefühl und Besserung verbreiten,
und eure Kraft wird neu dem Morgen neu.

Es ist vollbracht! Gebet und Dank
und Lobgesang!
Nun hörst du in der hohen Luft
den Donner eines Mörsers bobern,
der jeden Mann zum sichern Zelte rufft.
Dann stimmen die hellen Trompeten,
die füllenden tiefen Fagotte,
die Klarinetten, die Flöten
ins wirbelnde Trommelgeräusch.
Das Heer ist fröhlich weit und breit,
und horcht der lauten Töne.
Die Kriegsmusik strömt Heiterkeit
ins Herz der Martissöhne.
Und endlich bricht die volle Dämmerung herein.
Von den umhergelegnen Thürmen summen
die Abendglokken. Lust und Lerm verstummen,

und Morpheus wiegt das Heer in Schlummer ein.
Es breitet schauervolle Stille
sich auf die schimmernden Gezelte hin.
Die Wachen stehn, und forschen; ihre Seelenfülle
ist Eifer, Wachsamkeit und deutscher Männersinn.
Nun bringet auf verborgenem Altar,
der Wollust mancher Thor sein Opfer dar:
Die Nacht bedekt mit ihrem düstern Flore
jezt ihres giftgen Tempels breite Thore.
Er dekke sie! Laßt ihr Gemäld' uns haßen,
und uns nunmehr dies weite Thal verlaßen.
O seht! es rufft uns eine blutge Szene
und weiht das Aug' zur mitleidvollen Thräne.

10.

Voll von hohen Gedanken, und tief in der Seele den Sieger
sizt der eifrige Feldherr, beschäftigt mit tausend Entwürfen,
bey der nächtlichen Stille. Noch hatt' er das Schwerdt nicht gezükket,
ging mit weisen Projekten noch schwanger, noch rollte kein Donner
aus den ehernen Schlünden. Doch war es nunmehro beschlossen,
in die feindlichen Grenzen nach wenigen Tagen zu fallen,
und die volkreichen Schanzen zum hizzigen Kampfe zu fordern.
Also denkt er, und wachet. Der Zittig des wohlthätgen Schlafes
dekt die furchtlosen Männer, und gießet betrügrische Träume
von Erobrung und Siegen in ihre denkende Seelen.
Plözlich höret der Feldherr, der jezt erst dem Schlummer sich nähert,
entferntes Lermen und Zuruff. Dann folgen einzelne Schüße.

Er fährt vom Lager empor, und horcht —
Der Aufruhr wird lauter.
Welch eine feindliche Täuschung! Ein Mann
läuft wider den Andern,
denn die Erfüllung der Träume deucht ihrem
Herzen zu plözlich,
und der Führer beschämt sie. — Er aber er-
mannt sich, und waffnet
mit schnellem Muthe sein Herz, den nicht ge-
fürchteten Angriff
des hinterlistigen Feindes für sich zum Siege
zu lenken.
Er läuft, verordnet, und rufft mit starker
Stimme zum Streite.
Zwar hatte der Ueberfall Anfangs auf alle Be-
stürzung verbreitet,
doch, die geübten Soldaten sind bald in Waf-
fen und Rüstung,
und streiten mit kräftiger Kühnheit, den Tod
der Kamraden zu rächen,
die unbewafnet und wehrlos beym plözlichen
Anfall des Feindes
ihr Leben liessen. Die Hizze der Angegriffnen
behauptet
zwar mit nicht kleinem Verlust, doch ohne zu
weichen, das Lager.
Das Ungewitter verzieht sich. Die Feinde
weichen, befürchtend

fruchtlosen Murren, mit Seufzern und Thränen begleitet, wenn sie, gleich Staatsverbrechern, bewacht aus ihren einträchtigen Mauern hinweggeführt werden. Und welche Grausamkeit, welche unverzeihliche Aufführung, die in diesen Augenblikken zur Schande der Menschheit zuweilen verübt wird! Selbst ihr, die Eid und Parole zu höhern Kriegern bestimmte, seyd dann oft vom Leichtsinn verblendet. Ihr vergeßt die heilsame Ordnung, ihr vergebt euch euer Ansehn, ihr sezt jene Pflicht aus den Augen, die euch gebietet, auch als Feinde den Bewohner für Frevel, Diebstahl und leichtfertigen Ausschweiffungen eurer schwerzubezähmenden Mannschaft zu schüzzen. O wie, werden jezt der hohen Gerechtigkeit Tempel entweiht! Alles ist Kleinigkeit, alles, glaubt der Feind, ist ihm niedrig genug, um es mit Füßen zu treten. Mancher junge brausende Krieger, stolz auf seine glänzende Waffen, die noch kein Blut sahn, vielleicht auch wenig vergiessen werden, beleidigt mit übereilter Unhöflichkeit erfahrne Greise, mit Falten auf ihrer sorgsamen Stirne, und mit dem Kummer im Auge, der diese Väter der Einwohner jezt so gewaltsam dahinreißt; und dabey schmeichelt er sich wohl noch, eine ruhmwürdige Heldenthat vollendet zu haben.

Auch für den verwüstenden Feuer des Feindes sind zuweilen unvertheidigte Städte nicht sicher. Kleine Ursachen däuchen ihm oft wichtig genung, sie zu verheeren. Große Paläste, prächtige Tempel, Dinge über denen die fleißigste Hand des Künstlers und Arbeiters lange Jahre zubrachte, sind jezt Kleinigkeiten, und werden wohl in wenigen Stunden in wüste Brandstädten verwandelt.

So sucht unaufhörlich ein Feind dem andern zu schaden. Wer heute Vestungen, Städte, Schlösser eroberte, und mit großen Summen seine Kriegskassen füllte, der verliert vielleicht morgen wieder Städte, Vestungen und reiche Unterthanen. Im leztern Falle gewinnen beyde, aber Städt' und Dörfer verlieren, wo nicht die Milde ihres Fürsten ihren Verlust ersezt. — O wenn wird die glükliche Zeit kommen, wo Monarchen nur mit Helden und Männern, aber nicht mit wehrlosen Städten und Dörfern, mit Gütern und schuldlosen Unterthanen den Krieg führen?

daß endlich ihr kleineres Heer dem Wiederstande
zu schwach sey.
Doch der blutdürstge Sieger, der Uebermuth
schnaubet, und Rache,
sezt den Verwegenen nach, und zeichnet die
Spuren des Kampfes
bis an die feindlichen Schanzen, aus denen
Feuer und Hagel
die Verfolger bewillkommt, mit Blute des Rä-
chers und Feindes.
Dann kehrt er schäumend zurük, und es be-
grüßet der Morgen,
der jezt am Himmel heraufsteigt, den Held mit
Blute besprizzet.
Ha! welche Verändrung im Lager! hier lie-
gen blutige Säbel;
dort hingeworfne Gewehre; dort sind die Ka-
nonen verrükket;
viel Pferde wiehern verlaßen, von ihren Pfäh-
len gerissen;
die Schwerverwundeten winden sich auf der
dürstigen Erde,
die mit Blute sich tränket, daß ihren Wun-
den entquillet,
und flehen weinend um Beystand, den man zu
bringen schon eilet.
Und bleiche, blutige Leichen, in ihrer Hand
noch das Mordschwerd,

sind auf den Boden gestrekt, den Brüdern zum graunvollsten Anblik.
Doch die weiseste Anstalt bringt alles wieder in Ordnung,
und nichts als das Andenken bleibet zurük von den blutigen Szenen,
nichts als die heißre Begierde zu streiten und Brüder zu rächen.
Und eingeweiht ist nun die Rüstung! Die Bahn ist gebrochen. Es brennet
der Krieger des Feindes und Freundes zu kämpfen, zu tödten, zu siegen.

II.

Nun wallt mit jedem Tage das Blut feindseeliger in den Busen der streitenden Völker. Die Streifereyen, die bisher noch in der Stille verübt wurden, überschwemmen jetzt alles mit ungezäumter Wuth. Der Geiz und die Schadenfreude führen Hohe und Niedre durch die feindlichen Besitzungen. Der Landmann empfindet die traurigsten Folgen des Haders. Man presset Lieferungen an Heu und Stroh aus seinen vollen Scheuern, die sein größtes Vermögen ausmachen; und selbst sein Vieh ist in den Ställen nicht sicher. Die entferntern Dörfer, und oft auch die nähern, wenn Lieferungen die Habsucht der Verfolger noch nicht sättigen können, werden gebrandschazt, und können die armen Dorfbewohner, die in ihrem Leben oft noch keine solche Summe gesehn oder gedacht haben, noch viel weniger besizzen, sie nicht auftreiben, so müßen geweihte Priester den Rechten des geizzigen Krieges zu Geißeln dienen. Man reißet diese Väter von ihrer Gemeinde hinweg, die über diesen Verlust bestürzt, stumm und trostlos umherwandeln. So irrt die Wollenheerde verlassen im Thale herum, wenn Räuber ihre Eintracht

zerstreuten, und ihren Hirten in eine wüste Gegend führten. O warum müßt ihr, heilige Rechte der Menschlichkeit, den Rechten des Krieges weichen, da ihr doch weit eher wie diese gebohren, von Natur tief in unser Bruderherz gepflanzt seyd? Jezt wird die Thräne verlacht und verachtet. Man plündert, verwüstet und tödtet mit Jammer und Schrekken, diesem langsamverzehrenden Tode, den nüzlichen Landmann, gleich als würden entscheidende Kriege mit wehrlosen Dörfern geführt. Und um die Grausamkeit zu vollenden schmähn ungehorsame Krieger die Befehle ihrer Oberen, kennen keine Gerechtigkeit, keine Ordnung, verheeren, verderben und plündern, ja sie verdienen wohl eher den Namen der öffentlichen Räuber, als den großen Namen der Vaterlandsstreiter.

Aber die Wuth des Kriegsrechtes begnügt sich noch nicht mit Verwüstung der Dörfer. Sie richtet ihren giftigen Blik auch auf die glänzenden Städte. Sie verscheucht ihre Bedekkung, die ihr mit keiner Vestung trozzen kann, sie überlästigt mit öftern Forderungen, sie plündert, oder brandschazt, und führet Geisseln mit sich von dannen, die das Volk mit-

fruchtlosen Murren, mit Seufzern und Thränen begleitet, wenn sie, gleich Staatsverbrechern, bewacht aus ihren einträchtigen Mauern hinweggeführt werden. Und welche Grausamkeit, welche unverzeihliche Aufführung, die in diesen Augenblikken zur Schande der Menschheit zuweilen verübt wird! Selbst ihr, die Eid und Parole zu höhern Kriegern bestimmte, seyd dann oft von Leichtsinn verblendet. Ihr vergeßt die heilsame Ordnung, ihr vergebt euch euer Ansehn, ihr sezt jene Pflicht aus den Augen, die euch gebietet, auch als Feinde den Bewohner für Frevel, Diebstahl und leichtfertigen Ausschweiffungen eurer schwerzubezähmenden Mannschaft zu schüzzen. O wie werden jezt der hohen Gerechtigkeit Tempel entweiht! Alles ist Kleinigkeit, alles, glaubt der Feind, ist ihm niedrig genug, um es mit Füßen zu treten. Mancher junge brausende Krieger, stolz auf seine glänzende Waffen, die noch kein Blut sahn, vielleicht auch wenig vergiessen werden, beleidigt mit übereilter Unhöflichkeit erfahrne Greise, mit Falten auf ihrer sorgsamen Stirne, und mit dem Kummer im Auge, der diese Väter der Einwohner jezt so gewaltsam dahinreißt; und dabey schmeichelt er sich wohl noch, eine ruhmwürdige Heldenthat vollendet zu haben.

Auch für den verwüstenden Feuer des Feindes sind zuweilen unvertheidigte Städte nicht sicher. Kleine Ursachen däuchen ihm oft wichtig genung, sie zu verheeren. Große Palläste, prächtige Tempel, Dinge, über denen die fleißigste Hand des Künstlers und Arbeiters lange Jahre zubrachte, sind jezt Kleinigkeiten, und werden wohl in wenigen Stunden in wüste Brandstädten verwandelt.

So sucht unaufhörlich ein Feind dem andern zu schaden. Wer heute Vestungen, Städte, Schlösser eroberte, und mit großen Summen seine Kriegskassen füllte, der verliert vielleicht morgen wieder Städte, Vestungen und reiche Unterthanen. Im leztern Falle gewinnen beyde, aber Städt' und Dörfer verlieren, wo nicht die Milde ihres Fürsten ihren Verlust ersezt. — O wenn wird die glükliche Zeit kommen, wo Monarchen nur mit Helden und Männern, aber nicht mit wehrlosen Städten und Dörfern, mit Gütern und schuldlosen Unterthanen den Krieg führen?

12.

Wo die gütge Natur den Schauplaz von Zeltern und Waffen
mit Hügeln, Wäldern und Strömen und breiten Moräſten umringte,
da lauſcht der geſicherte Feind, und droht dem handelnden Feinde
aus den ſchattigten Grenzen ein unglükſeliges Bluthad.
Viel Reihen der breiteſten Stämme, verwüſtend vom Stokke getrennet
und mit unglaublicher Sorgfalt feſt durcheinander geworfen,
hindern den liſtigen Feind durch dunkle Hölzer zu brechen.
Die engern Päße verwahren ſich ſtirnwärts erhebende Hügel
mit Bliz und Donner gekrönt. Hier drohn die ſpizzigen Felſen,
und hängen mit mooſigtem Haupt' aus ſteiler Höhe herüber.
An ihrem trozzenden Fuſſe beginnen die Wellen des Stromes
ein unzufriednes Gemurmel. Es ſchimmert ſandigter Boden

durch ihren hellen Krystall: allein er täuschet das Auge,
und hält den schwärzlichen Abgrund dem hoffen Anblik verborgen.
Und was die Natur nicht vollendet, vollenden die Hände der Menschheit,
denn sie gräben geschäftig von einer Seite des Thales
bis zu der andern ein breites und tiefes Behältniß für Streiter,
an seinem Rand' eine Mauer von ausgegrabener Erde.
So steht dann, gerüstet zum Kampfe, der Mann in verborgener Tiefe;
und naht sich endlich der Feind, so strömt ein Hagel von Kugeln
aus dieser Tief' ihm entgegen, und doch erblikt er den Mann nicht. —

Sehr, er ziehet daher! und müde des längeren Harrens
ergreifft er endlich die Waffen, mit unumstößlichem Vorsaz,
nicht zurükzukehren, bis er aus Schanzen und Bollwerk
verjaget hätte die Feind' und Herr von Grenzen sich sähe.

Ihm kann kein dichter Verhau, und keine stol-
ze Redoute
die Heldenseel' erschüttern; kein Hügel wie
Blizzen gewafnet,
der über steinigte Wege mit grauem Moose
herabhängt;
auch der reißende Strom nicht, der in dem
Felsen vorbeyrauscht,
noch die lauschende Schanze; noch auch der
tükkische Abgrund,
der wie Aetna sich aufthut, verborgnes Feuer
hervorströmt,
dann in sich selber zurüksinkt und ganze Rot-
ten verschlinget.
Auf! ermannet euch, Brüder! euch lohnet den
herzhaften Angriff
einer der herrlichsten Siege. Ihr müßt den
Donner nicht fürchten.
Seyd ihr doch auch mit Donner gewafnet.
Es rolle der Donner!
Also redet der Feldherr, ergreift die siegreiche
Fahne
mit eignen Händen, und führt die Männer zum
blutigen Kampfe.
Er führt. Ihm folgen die Reihen, die todt-
verkündenden Reihen
mit siegbegierigem Herzen. Sie nähern den
lauschenden Schanzen.

Die Vorpost zieht sich zurük — und allgemein
wird der Aufruhr!
Der Stükkendonner erschüttert die Berge, die
Bäume, die Flächen,
nur nicht die Herzen der Streiter, die Sieg
oder Sterben begehren,
und unerschrokken daherziehn, als wär der
Streit schon vorüber.
Es fliegen reissende Kugeln den Kommenden
zahllos entgegen.
Allein, sie stören den Feind nicht. Er schlägt
—— auf einmal sich seitwärts,
und eilt, als wär er beflügelt, durch leichtver-
theidigte Pässe,
die seine Kundschafter ihm gezeiget hatten.
Dann steht er
plözlich fürm Flintenfeuer. Verdruß und Ver-
wundrung entführet
aus allen Schanzen den Muth. Zwar wird
noch hizig gestritten,
und mancher Krieger verliert mit schrekklichen
Schmerzen das Leben.
Ein Mann stürzt über den andern. Von allen
Seiten strömt Feuer!
Doch bald sind die sichersten Posten erobert.
Die Schwächern verlassen
die blutge Gegend, entweichen, doch nicht mit
zagenden Herzen,

und ziehn ſich tiefer ins Land, um ſichrer auf Rache zu denken.
Und von blutenden Leichen, von Tödtlichverwundeten ſteiget
aus tiefer Schanze Rauch auf; es iſt ihr zitterndes Ufer,
das jezt die Sieger betreten, mit blaſſen Leichen beſäet,
ertönet vom Sterbegewinſel und rauchet vom ſchwärzlichen Blute.

13.

Feuer blizzet umher! Es blinken hellere Schwerdter
durch die Wirbel von Flamme! Geſchrey tönt fürchtbar im Thale!
Sieh das Bild der brauſenden Schlacht im kleinern Gefechte.
Kleinere Haufen beginnen den Streit mit fliegender Hizze,
wo ſie ſich finden, und ſtreiten wie Löwen, begierig nach Raube.
Schwerdter verſprizzen Leben und tränken mit Blute des Bruders

die entheiligten Fluren. Klirrendes Krachen zerſpaltet
unglükſeelige Schädel und ſprizzet umher das Gehirne.
Aerm' und Beine fliegen, von ihren Körpern getrennet,
im Scharmüzzel zu Boden. Es jagt ein Hauſe den andern,
und verlieret im Wald' ihn; oder er führt ihn gefangen,
nimmt die Waffen von ihm, beraubt ihn ſeines Gewinnes,
den zuvor von andern er nahm, von Brüdern des Siegers.
Städt' und Dörfer, und ſelbſt die Gottesäkker ſind oftmals
dieſer blutigen Szenen ein ſchwarzer, furchtbarer Schauplaz.
Nimmer ſchonet ein Bruder des andern im hizzigen Kampfe;
und was thaten ſie ſich? Sie hatten ſich niemals beleidigt,
würden, kennten ſie ſich im Frieden, zärtliche Freunde,
redliche Brüder ſich ſeyn, ſie würden einander beſchüzzen.
Sieh, ſo hänget die Feindſchaft der Völker vom ſchädlichen Hader

ihrer Regenten ab, vom Hader zweyer Gesalbten.
Tödten in diesen Gefechten, von Wuth und Rachsucht verblendet,
nicht zuweilen die Söhne den Vater, der Vater die Söhne?
nicht der Bruder den Bruder? nicht Freunde redliche Freunde?
die in früherer Jugend traulicher Umgang verbunden.
Ha! zerrissen sind jezzo die heiligen Rechte der Freundschaft!
Heiße Begierde zu siegen und alles zu tödten, was Feind heißt,
herrscht in jeglichem Busen, himmlischer Sanftheit erkaltet.
Jezzo weicht das Mitleid aus den Grenzen der Erde,
von den Völkern verjagt. Doch flieht es nicht aus der Brust nur,
die gewafnet einhergeht. Nein! es flieht auch gekränket
aus dem Herzen des Bürgers, oft auch aus weiblichen Busen.
Der entehrende Leichtsinn breitet sein schädliches Gift aus.
Wer beklaget wohl jezt den Tod des redlichen Mannes?

Seinen Hintritt hört man mit dem Ohre voll Kaltsinn.
Wenn die Hände des Räubers dem unglükseeligen Bruder
sein Vermögen entwandten; wenn das Schrekken des Krieges
seine Gattin ihm raubte, seiner Gezeugten eines;
o! er seufzet umsonst nach Beystand oder Bedaurung.
Wenn die geizzige Sichel des unbarmherzigen Todes
ganze Schaaren von Männern und Helden auf einmal hinwegmäht;
wenn auf elenden Wägen Schwerverwundete langsam
hergeführt werden, um ruhig im Lazarethe zu sterben;
— horch! sie winseln und ächzen! schon wühlt der Tod in den Adern! —
wer beklaget die Edeln, die treu fürs Vaterland stritten?
ach! nur wenige weinen Thränen des liebenden Mitleids,
wenige sezzen den Opfern des Todes ein würdiges Denkmal.

14.

Auf, erhebe den Fittig! Fleuch, Gefährtin des Sängers,
Muſe! zum ſchreklichen Schauplaz, dorthin wo krachender Donner
aus den ehernen Schlünden mit wildem Gerolle hervorbraußt.
Unerſättliche Flamme drohet den ſchwebenden Wolken?

Ha! es rauſcht! Volksgeſchrey! und die Luft bebt! und der Rauch droht Erſtikken!
Tag und Nacht! Nacht und Tag! Sie wechſeln!
Bliz und Donner, wenn ſchweigſt du?
Sieh! die Thore der ſtolzen, unbezwingbaren Veſtung —
Unbezwingbar, Sänger? Schweig, Umſchränkter! Was weißt du?
Friedrichs Veſten nur ſind der Feuerkraft unbezwingbar;
und die felſigte Burg, die über Wolken hinwegſchaut,
und umringt iſt, gleich der Inſel, von ſchüzzenden Fluten. —
Sieh, die Thore verſchloſſen! Höre das Menſchengetümmel!

Verzweiflung! und den Wehruf des Gerichts! und den Nachlaut von Klagen!
Ha! die Leitern zum Sturme! Schon schweben begierige Reihen
auf den belasteten Stuffen. Sie scheuen den feindlichen Tod nicht,
der in Feuer und Stahl die Kommenden würgend begrüßet.

Tag und Nacht! Nacht und Tag! so wechselts!
Bliz und Donner, wenn schweigst du?
Sie fällt! sie fällt, die verwüstende Kugel, sie stürzet gewaltsam!
Ha! welch ein Krachen! wie strömt sie ein Feuer in stolze Palläste!
Wer schont der Tempel der Gottheit? Vernichtet! zerstöret! verderbet!
tönt vom zürnenden Munde der unversöhnlichen Feinde.
Mit wildem, gefräßigen Feuer, als wollt' er den Himmel entzünden,
fliegt durch die Wolken von Dampf der sicherverwüstende Pechkranz.
Dort, jene Kugel stürzt nieder aufs raue Gewölbe des Pflasters,
zerspringt, und strömt aus dem Busen verborgnes, empörendes Feuer.

Noch eine sauset daher! — dort reißt sie die zitternde Reihe
von Männern und Weibern darnieder, die eben die prasselnde Wohnung
voll drohender Flamme verliessen, um mit das Leben zu retten,
und ach! sie retten es nicht — sie stürzen zur schallenden Erde.
Welche die Kugel nicht traf, die reißt wohl das Schrekken darnieder.

Entsezzen! Blik aufwärts, wie der Thurm rollt, wie die Glokke herabstürzt!
summet! summet! dann praßelnd in der Glut schmilzt — und schweiget!
Dächer rollen ihr nach und Mauern naher Palläste,
vergraben in ihren Ruinen Papiere des wichtigsten Inhalts
und Kostbarkeiten und Schäzze, ja selbst viel flüchtge Bewohner.
Mit der zitternden Gattin und mit den weinenden Kindern
gehn dort Väter des Hauses in unterirdsche Gewölber,
sich für Feuer und Kugel und Einsturz der Häuser zu sichern,

und dort erfüllt sie der Dampf. Sie sterben einander in Armen
ohn' es noch selber zu wissen. Ihr Leben gehet im Rauch auf.

Stolzer Wall! der Minirer lacht tükkisch deines Hochmuths, und wühlet
dir trozzend sich geschäftig ins Grabmal deines Fußes, damit er
dir nehme deine Schuzmacht, ohne daß es dein Beschüzzer bemerket,
und plözlich, indes er seinen Donner verschwendet, versinke,
in die Nacht, in den Abgrund, den ihm Pulver des Minirers bereitet.

Sieh, die Erd' ist schwanger, es brauset im Innern und wütet,
erschüttert und wühlt im Verborgnen der künstlichen Mauer — sie berstet,
bald stürzet Wall und Kanon' und Beschüzzer in schwarze Ruinen.
O Menschheit, was hast du erdacht? Ists dir zur Ehr oder Schande?
O unersättliche Mordsucht! wer grub dich in menschliche Seelen,
in diese Bilder der Gottheit? Wer hieß ihre mächtigen Kräfte

zu solchem Geschäft sie verwenden? Welch unbegreiflicher Blutdurst,
und grenzenlose Begierde die Städte des Feindes zu schleiffen!
Ha! euch verwüstende Künste ließ nur im rächenden Grimme
der Weltbeherrscher ersinnen? und du, Erfinder des Pulvers,
wer du auch seyst, du bietest die eine Hand nüzlichen Künsten
die andre dem Tod' und der Rache. Dein Ruhm ist warrlich verdächtig;
dich preisen nüzliche Künste, wenn dich die Rachsucht entehret.

Weh! vollendet ist nun die That, erstiegen die Wälle
nach dem blutigsten Kampf; es brennen und stürzen die Mauern;
ungestüm springen die Flügel der hungedfneten Thore
aus den sklavischen Riegeln; es tönt durch hallende Lüfte
Siegsgeschrey des Erobrers. Sieh! wie eilt er zur Beute,
oder zur stolzen Versamlung seiner Siegesgenossen.

Laß uns, traute Geſpielin, jezzo die Helden vergeſſen,
laß uns Jammer und Elend der Belagerten ſingen!
Thränen vergeſſe das Auge dem Schluchzen, dem Händeringen,
und dem Ruffen nach Brudererbarmen, dem Sterbegewinſel.
Ach, es jagt mir ein Schwerdt durch mein' erſchütterte Seele!
Wo mein Auge nur hinblikt ſieht es ſchrekliche Szenen.
Dort, dort läuft ſie, die arme verwundete Mutter, im Antliz
Muttertreu und Kummer und unausſprechliche Wehmuth;
an dem Buſen den kleinen, faſt unbekleideten Säugling,
der mit ſtaunenden Augen, mit geſelliger Unſchuld
ſeinen kleinen ſchmeichelnden Arm um die Mutter herumſchlingt;
neben ihr wandelt mit denkendem Ernſte der traurige Vater,
führet an jeglicher Hand ein Pfand der zärtlichſten Ehe.
Seht, wie Väter und Mütter und Gatten und ganze Geſchlechter

nach dem Thore flüchtet. Aber das wilde Gedränge
reißt sie mit brausender Eile ungestüm auseinander,
und nun suchen sie ängstlich, forschen, und finden sich nimmer,
suchen vielleicht seit Stunden sich schon und finden sich nimmer.
Welch ein quälender Kummer, nicht den Gatten zu finden,
nicht die Aeltern, Geschwister, und mit Gewißheit zu wähnen,
daß ein dampfender Keller, oder ein rollender Giebel
in der flammenden Glut der Unglükseeligen Grab ward!
Ah, mir blutet mein Herz! ah, immer weiter verbreitet
sich der Jammer, die Klage, das ächzende Menschengetümmel!
Alles läuft und suchet erquikkende Freystatt im Feld' in
Hütten des glüklichern Landmanns, in den dekkenden Wäldern,
um dort über das ernste Gericht des Kriegegebieters
in Gedanken sich zu verlieren, und milder zu weinen.

Hà! ein neues Gewinsel der schwerverwunde-
ten Krieger
und der blutgen Bewohner, welche mit Tode
noch kämpfen:
Ueber den Ersten stürzet hernieder das glim-
mende Bollwerk,
rollet der schwärzliche Schutt, vergräbt sie in
seinen Ruinen,
dampft und glimmet und schmilzt geraubte rei-
che Metalle.
Menschheit was hast du vollendet? o Brüder,
was habt ihr vollendet?
Diese bleiche Gestalten; diese blutge Kadaver;
diese verwüstete Mauern; diese zerstörte Pal-
läste;
diese entheiligte Tempel in Schuttgebürge ver-
wandelt;
diese Thränen der Unschuld; dieses Getöne
von Klagen
schändet dich, stolzer Erobrer! schreyet um
Rache, verdunkelt
deinen glänzenden Ruhm noch spät im Gefilde
der Zukunft.
Konnte dein geizziger Stolz kein sanftres Mit-
tel erfinden,
diese blühende Vest' in deine Hände zu brin-
gen?

Aber ich wende den Blik, ich eile, meine Gespielin,
aus den Thoren des Jammers, damit mein weinendes Auge,
welches die Zähre getrübt hat, wiedersehe den Schimmer
deines Tages, o Vater! nicht mehr sehe die Folgen
deines Gerichtes und rächenden Zornes, o Vater und Richter!
Willst du länger verweilen, Gefährdin? Wende das Auge.
Sieh, schon winket Erbarmen und Gnade der Finger des Richters
in der Leidenden Herzen; er ruft dem seraphischen Schuzgeist
der eroberten Vestung, welcher in ferne Gefilde
bey des Ewigen Zorne mit weinenden Augen geflohn war.
Sieh, er eilet, dem Winke gehorsam, herbey zum Throne,
betet an das Antliz des versöhnten Erbarmers,
eilt dann auf säuselnden Flügeln im fröhlichen Fluge von dannen,
lächelt, und tröstet, entbietet Gnad' um Gnade, versüsset

alle schreckliche Qualen, troknet von weinenden Augen
alle Thränen, und fesselt die stolze Megäre, die Krankheit,
daß sie dem Schrekken nicht folg' und Tausende niederwürge.
Laß uns eilen, wir weilen vergeblich in diesen Ruinen.
Fruchtlos ist die Thräne, die der Sterbliche weinet,
wenn die leidenden Brüder nicht göttlicher Friede begnadigt.

Ja, ich folge dir Jüngling! aber noch einmal begleite
du die Muse, wohin sie dich führet, folge mir willig,
denn du wirst mir danken, zu den traurigsten Szenen,
nicht, dein Auge von neuem in Ströme von Thränen zu stürzen,
nein! damit du Würde der Bruderliebe, des Mitleids
in der himmlischen Schöne, von wenigen Edeln und Engeln
nur bemerket, mit Lust und stillem Danken erblikkest.

Mitleid, ah! Mitleid, Freundin? Siehe, hier bin ich, ich folge,
sehe die himmlischen Szenen so gern, wenn Brüder den Brüdern
in der Stunde der Leiden mit holder Gefälligkeit beystehn!
Sind sie Krieger vielleicht, die Aedeln? Was kleidet den Krieger
besser als menschliche Sanftheit mit Heldenernste verbunden?
Laß uns eilen, laß deine Rechte mich fassen und leite
schnell mich zu den Szenen die Ehrfurcht und Freude verdienen,
daß sich mein schmachtendes Herz an ihrer Göttlichkeit weide.

Hingestrekt in sinnloser Ohnmacht lieget die Mutter,
sanft und lächelnd, dahingeworfen von Dampf und Schrekken,
ohne den treuen Begleiter, den bitterklagenden Gatten,
der, sie ängstlich suchend, im Gedränge herumirrt;
neben ihr weinet ein kleiner erstaunter und angstvoller Knabe,

rufet die Mutter, sie hört nicht, streichelt mit zitternden Händchen
der Entgeisteten bleiche, todtenähnliche Wange.
Aber umsonst! sie erwacht nicht, und niemand bemerket sein weinen,
achtlos rauscht das Getümmel des strömenden Volkes vorüber.
Aber ein menschlicher Krieger wirft die feurigen Augen,
die nach Elend forschen, welches zu mindern er glühet,
aus der Menge herüber, erblikt die traurige Szene,
stürzt sich mit brennendem Eifer durchs wilde Gedränge zum Knaben,
heißt ihn schweigen, erwekt statt geistreichstärkenden Balsams
mit dem Dampfe von glimmenden Schwamm' und Pulver die junge,
wiedererröthende Mutter: dem Knaben versiegen die Thränen,
frölich hüpft er voll kindlicher Lieb' und achtet des Elends
nicht, das seinen Geburtsort jezt so mächtig erfüllet,
Und der Krieger ruffet seiner Soldaten einen,
läßt die bebende Mutter in Ruh und Sicherheit bringen,

nimmt den Kleinen auf seine Schultern, und träget ihn selber
hinter der Mutter, damit sie sein tröstliches Lallen vernehme,
giebt der Weinenden Geld, versorgt sie mit jeglicher Nothdurft,
läßt den irrenden Gatten in allen Gegenden suchen.
Seht! sie fanden ihn, seht! jezt kommt er auf Flügeln und sinket
in den offenen Arm der lächelnden Gattin. Der Kleine
schlingt sich schmeichelnd um seine Kniee. Das reizzende Kleeblatt
weinet Zähren der Freude, Zähren des feurigsten Dankes.
Aber göttlichen Lohn empfindet der heilige Retter,
fühlt ihn seegnend im Innern, kann die Wonne nicht fassen!
Schweigend verläßt er das Zelt, das die Geretteten dekket,
selbst vom Kleinen, der ihm zuvor die Hände gestreichelt,
nicht bemerket, er geht und weinet die Zähre des Mannes,
die das Heldenauge mit Würde des Himmels erfüllet.

Endlich besiegte das fressende Feuer jenes Gebäude,
das für andern Pallästen mit glänzendem Stolze prangte,
raubt ihm all seine Zierd' und stürzt es rollend hernieder.
Langsam schleicht ein krummer Greiß mit zitterndem Haupte,
der zu spät die Gefahr gefürchtet, heraus durch den Eingang,
auf den Enkel gelehnet, einen blühenden Jüngling,
der ihm einzige Hofnung und Stüzz' im Alter und Trost war —
Ah! zu spät! der wilde Zerstörer, das Feuer, bedecket
plözlich mit glimmenden Schutte den fallenden Liebling des Greises.
Aber das graue Haupt verlezt der rauchende Donner
nicht, als hätt' er Ehrfurcht für der wolkigten Stirne.
Eben wandelt ein menschlicher Krieger die Wohnung vorüber.
Selbst dem plözlichen Einstürz nur auf Flügeln entflohen,
eilt er voll Retterbegierde, bricht mit ehernem Muthe

durch den schwärzlichen Hügel, der den Jüng-
ling bedekket,
sein verwundendes Glimmen nicht scheuend, in-
des der Alte
seufzet, und ringt die bebenden Hände, von
Thränen benezzet,
auf zum Himmel, und fordert vom Himmel
den Enkel, den Liebling,
zürnet im Taumel des Schmerzes, daß die
Vorsicht den Jüngling,
der zu Leben erst anfing, Preiß gab dem schrek-
lichen Tode,
und nicht ihn, den Greiß, der schon dem Grabe
so nah ist.
Aber sieh, ein Engel beschüzte den glüklichen
Jüngling,
wandte des Todes Gefahr. Er ward gere-
tet, und lebend
aus dem Grabe hervorgezogen, dem Vater
gegeben.
Bist dus? oder ein Engel, den mich zu trö-
sten Jehovah
sandte? nein, du bists, mein Enkel, dem Tod'
entrissen!
Ach, nun laß mich, Vater! dein Antliz sehen
und sterben,
daß er noch lebet, mein Sohn! O nimm dies
Opfer des Dankes,

laß mich sterben für ihn, Herr, den du dem Tod' entrissen!
Also redet Entzükken aus dem Munde des Greises.
Friedliche Männer tragen den verwundeten Jüngling,
und den bebenden Vater, von Freud' und Kummer erschüttert,
auf den Schultern von dannen, und der gütige Retter,
dem aus beyder Munde Seegen und Dankgefühl zuströmt,
wandelt, durch sich selber belohnt, voll göttlichen Friedens,
neue Szenen zu finden, die zum Mitleid ihn ruffen.

Schreklicher wütet im weiblichen Busen des liebenden Mädchens
Angst und nahe Verzweiflung, die dort am brennenden Hause
ihren getreuen Verlobten in naher Todesgefahr sieht.
Sorgsam hatt' er die Mutter gerettet, und wagt' es noch einmal,
daß er die hölzerne Treppe hinanstieg, welche schon brannte,

seine Pappiere zu retten, und seine geselligen Lehrer
seine Bücher, die sein einziger Reichthum waren,
Aber eh er zurükkam, stürzt' ein fallender Giebel,
und die hölzerne Treppe ward brennend im Schutte vergraben.
Himmel, was bleibt ihm nun übrig auf dieser gefährlichen Höhe!
Ach, das unglükseelige Mädchen, nicht mindet die Mutter,
siehet auf einmal jegliche Hofnung und Freude verschwinden,
siehet Trennung und Tod, vergraben im Schutte für Augen,
dies entsezliche Grab! Die Flamme kommt näher dem Zimmer,
wo er ächzet und weint und Abschied der Zärtlichen zuruft,
die bey jedem Zuruf stärker mit Todesangst kämpfet.
Bald beginnet er, sich zum kühnen Sprunge zu rüsten,
aber wär sie nicht zuverläßiger Tod diese Kühnheit?
Welche schrekliche Wahl! und plözliche tiefe Bestürzung

hatte den armen Bedrängten die Stärke des Geistes geraubet
zu ersinnen ein Mittel, das Leben dem Jüngling zu retten.
Aber die Hülf' ist nahe. Schon eilt ein Bruder der Helden,
der die Szene von weitem erblikket, auf Flügeln herüber,
schneller wieder hinweg und bringet, geschäftig begleitet
vom gleichädeln Bruder, eine der längsten Leitern
auf den Schultern getragen — und rettet den angstvollen Jüngling.
Zitternd steigt hernieder, zitternd für Freude. Die lezte
Stuffe verlassen und hangen am Halse des freundlichen Retters
ist dem Jauchzenden Eins. Dann drükt er die treue Verlobte,
die noch tief im Busen stumme Wonne verschliesset,
fester ans männliche Herz, als er noch jemals sie drükte.
Ach, wie ists ihm so wohl, als wär er von neuem gebohren!
Dank und Seegen und Dank und Seegen strömet die Fülle

aus der Liebenden Herzen zum denkenden Hel-
den hinüber,
der des Dankes nicht achtet, voll Ernst mit
trauriger Miene
dasteht, und auf die Erde das Auge heftet und
schweiget.
Seyd beglükter als ich, was ich dazu beytrug,
ist wenig,
war Erfüllung der Pflicht nur, die des Dan-
kes nicht werth ist.
Meine zärtliche Gattin riß vor wenigen
Jahren
eine tükkische Kugel im friedlichen Wagen von
meiner
Seite plözlich hinweg, drum bin ich der Fah-
ne gefolget,
denn mein Leben ist mir nicht schäzbar. Lebt
wohl! ihr Geliebten! —
Also sprach er und eilte hinweg, und ver-
schwand im Gedränge.

Welch ein großer Gedanke! wenn nun
am traulichen Abend
diese Brüder der Engel vielleicht sich sprechen,
einander
ihre menschliche Thaten, deren das Glük sie
gewürdigt

voller Gefühl erzählen und fröhlich den Ewigen preiſen —
ach! das hohe Gefühl der paradieſiſchen Unſchuld
wird die Seelen durchdringen, wird die heroiſchen Mienen
in geſchäftige Güt' in himmliſches Lächeln verwandeln.

Unergründliche Weisheit, du ſchlägeſt, verwundeſt und heileſt,
läſſeſt leiden, um größre Wonne dem Menſchen zu geben!
Sieh, ich bin beruhigt, und ſehe mit Augen voll Demuth,
daß du ſo oft das Schikſal ſeiner Ketten entledigſt,
ihm mit unumſchränkten Willen zu herrſchen die Macht giebſt.
Eine der himmliſchen Seelen wäget der Sklaven der Bosheit
große Menge hinauf, o Richter! in deiner Waage.
Dir, Gefährtin, ſey Dank, daß du mir Szenen gezeiget,
deren, zur Ehre der Menſchheit, ſelbſt die Engel ſich freuen.

Aber nun sey es vollendet! Laß uns die rauchende Wüste
nun auf ewig verlassen, und andre Gegenden suchen,
wo das Kriegesgetümmel das Auge des Sängers beschäftigt.

15.

Ich sollt' Euch, Brüder! das Treffen auf schäumenden Wellen besingen;
Ihr habt das billigste Recht, ein solches Gemälde zu fordern;
allein, vergebet dem Mangel! Mein Aug' ist dunkel und forschet
vergebens und dringet nimmer hinzu, durch dämmernden Schatten,
der grausam der dichtrischen Schöpferkraft zu schweigen gebietet.
Nie hört' ichs, wenn Krachen der Wellen und Donner der wilden Kanonen
sich um die Wette beeifern, durch zitternde Lüfte zu bohren,

und ſchwebende Schiffe zu ſtürzen, vom Männergetümmel begleitet,
die Rachſucht, und wildes Geſchrey und lauten Zuruf verſchwenden.
Auch ſah ich niemals die Reihen zum Kriege gerüſteter Schiffe;
nie feindliche Flaggen auf feindliche Flaggen mit Ungeſtüm wehen;
nie auf dem Spiegel des Meeres das Schiff in leuchtenden Flammen
verzehret werden und endlich in Meerestiefe verſchwinden.

Nie ſah' ichs von der Blizkraft des Metalls, von dem Donner der Schlünde
mit Brauſen in den Abgrund des Meeres ſchnellerwirbelnd verſinken,
daß plözlich die Welle drüber hinrölle und ſchäumend ſich fortwälzt!

Drum ſchweige von dieſer Verwüſtung, mein Lied! Der Weiſe verzeiht dir,
daß du den Flug nicht begannſt. Bekenne, daß du zu ſchwach warſt,
und einem Heldengeſange des Kriegers und Dichters, der jemals
zur See die Waffen geführt hat, dies ſchwere Geſchäft überläſſeſt.

Und du, verewigter Grieche! Du Größter unter den Größten,
der mit geheiligtem Schwunge die mahlrischen Lieder beginnet,
der mit durchdringender Hoheit den Held und die Waffen besinget:
Du, unerreichbar den Deutschen, dem hohen Geiste der Britten,
und unerreichbar den Römern, selbst dem unsterblichen Mazo:
Du, dessen zaubrische Leier von manchem Seegefecht tönet:
Wer wollt', o Adler! es wagen, sich Deinem Gesange zu nähern?
Ihm würde der mindeste Schimmer von Deinem Glanze verdunkelt.

So kehre dann, deutscher Gesang zurük, zu den Helden der Deutschen,
zu Hermanns Enkeln, die tapfer und muthig wie Löwen, im Felde
seit ihrem Ursprung sich zeigten, selbst von der Natur nicht erkohren
auf falschen Wellen zu kriegen, sie die so standhaft und treu sind.

16.

Begleitet mich nunmehr zur lauten Stadt,
wo Krieger fröhlich und im Leichtsinn leben,
die noch kein Streit zum Blutgericht geruffen
hat.
Es fließt den Glüklichen der Saft der Reben;
und Spiel und Tanz und Lust die Fülle
verscheuchet Ernst und öde Stille.
Es lacht den Gram ein süßes Mädchenlächeln
von Kriegerstirnen. Abendwinde fächeln
die heiße Wange, die von Liebe glüht,
und bey dem Heldenkleide schöner blüht.
Die Vorsicht schläft in ungestörten Herzen,
die nur der Fröhlichkeit und lauten Scherzen
sich öfnen; und der Leichtsinn herrscht, und
lehrt
Gefahr verachten, von der falschen Lust be-
thört.
Der Bürger seufzet unterm harten Joch,
er muß gehorchen, wird gedrükt, verachtet,
indes sein Herz nach baldgen Frieden schmach-
tet;
doch, mancher wünscht die Unruh länger noch,
denn er gewinnt vielleicht dabey
durch Handel, Marquetenderey

und bürgerliche Nahrung. Stetes Lermen
und unaufhörlichlautes Schwärmen
ist seine Lust; der jezt so manches Herz beflekt,
der Leichtsinn, hat auch sein Herz angestekt.
Gesezze werden jezt verlacht.
Vergeblich klagen fromme Priester,
daß jeder Abend sündlicher und wüster
die Sitten und den Wandel macht.
Der Krieger schwelgt, glaubt Recht zu haben
zur Thorheit, weil er Waffen trägt;
erstikt die tausendfachen Gaben,
die die Natur in seinen Geist gelegt;
die Weichlichkeit entnervet seine Jugend
und macht zum Heldenmuth ihn ungeschikt;
ihm ist Religion, ihm ist die Tugend
ein Poßenspiel, ein Hirngespinnst, das nie
beglükt.
Der stete Hang nach Schwelgerey
verführt ihn oftmals zur Betrügerey,
beflekt mit Diebstahl seine Kriegerwürde,
mit Wollust, Unzucht, Niederträchtigkeit.
Er schüttelt endlich die gelobte Bürde
von leichten Schultern, flieht, und bricht den Eid.

Allein auch Tugend schmükt Bellonens
Sohn;
er schäzt mit Ehrfurcht seines Standes Pflich-
ten,

ist eifrig, âdle Thaten zu verrichten,
er macht dem Dienst, den er bekleidet, Ehre,
ist treu und emsig in der Waffenlehre,
ist menschlich, ehret Gott, Religion,
und Glük der Unschuld ist sein hoher Lohn.
Ihm wird der Vater nie gezählter Welten
gewiß, gewiß die Redlichkeit vergelten,
die ihn zum braven Krieger macht.
Voll stiller Unschuld, die im Antliz lacht,
voll Ruhe kann er bittre Strafen
der bösen Pflichtverlezzer sehn.
Doch, nicht mit Ruhe — denn sein Herz geschaffen
zum Mitleid, wird bewegt im Kraise stehn,
wenn jezt das Kriegsrecht läßt Gericht ergehn.

Wie traurigscherzend, bang' und düster ruft
die Trommel zu dem grausen Ruthenschlage!
wie schwirrt des Schlages Sausen durch die Luft!
wie schwankt oft Tod und Leben auf der Waage!
wie zittern des Geplagten Lippen, ach! wie fleht
die Miene! von verdächtgem Roth erhöht
geräth die Wang' in wilde Flammen,
die Zähne heften schmerzverbeissend sich zusammen,

das Auge schwimmet in versiegten Thräne —
o langsamquälende verhaßte Szene!

Noch schrecklicher beleidigt dort das Bruderauge
der Tod am Galgen. Muse, weg! mir scheuerts!

Doch, welch ein Krais beginnet dort gewafnet
vom Volk umringt,
das ohne Zahl zum Schauplaz dringt?
O sieh! ein junger Krieger schleicht entwafnet,
geführt von Brüdern, in des Kraises Mitte.
Ha, Kriegsgericht und Execution!
Ihn rettet keine Würde, keine Bitte.
Es drohet seiner Thaten Lohn,
die Kugel, schon im Mordgewehre.
Er sprach der heilgen Ordnung Ehre
in einer schwarzen Laune Hohn,
und lästerte den Fürstenthron,
vergriff sich an den Höhern und verlezte
den, den ihm Ordnung zum Gebieter sezte.
Drum soll er jezt den Todesschlag empfinden,
und durch sein Beyspiel, das Gefühl erfacht,
für aller Augen jene Würd' und Macht
des hohen Kriegesrechts verkünden.
Er kniet zur blutbegiergen Erde,

aus seiner lächelnden Geberde
spricht weder Groll noch Heftigkeit:
Wie sanft ist er zum Fall bereit!
Ein neidisch Tuch verbirget ihm das Licht
nunmehr auf ewig — und die Kugel wühlt
ihm plözlich dreyfach, im Gehirn, im Arm, im
Busen!
Es klagt der Held, es klaget Volk und Musen!
Nun ist der Stolz versöhnt, die Rache nun
gekühlt.
Und sieh, aus tiefen Wunden bricht
das Blut, strömt kochend auf die Steine.
so strömen Thränen auch von Angesicht
der Menschlichkeit. Ja, Hel[illegible] weine!
du weinst gerecht! die Thrän' entehrt dich nicht.

O welch ein Schmerz! wenn Führer ganzer Heere,
geschmükt mit Macht und hoher Ehre,
von Habsucht oder Stolz bethört,
die Pflicht verlezzen, die man Fürsten schwört,
und nun Gefängniß, Dürftigkeit und Kette
sie ganz entehrt, und selbst den Vorzug ihnen
räubt,
zu sterben auf dem Ehrenbette!
Wer achtets, daß ihr Odem zornig schnaubt?
die Macht ist hin! jezt folgt kein Musquetier,
unglüklicher Gestürzter, Dir!

Dem Fuchſe gleich, der auf der ſchnellen Jagd
das Heer der Hunde täuſcht, als wär er ihr Gefährte,
ſchleicht der Spion, der kühn ſein Leben wagt,
in mancherley Geſtalten durch die Heerde;
und ſpä't, und forſchet in Gefild' und Städten.
Ihn fürchten Helden, Majeſtäten.
Doch, weh! entdekt man dieſen ſtillen Feind:
Die Waagſchal' ſteigt — er hängt — und niemand weint!

So wird der Staat im Kriegsgewühl zerrüttet.
So wird die Thorheit herrſchend und gemein.
Verführung, aller Laſter ſchwanger, wütet
in tauſend Herzen, heißt ſie thörigt ſeyn.
Mehr als im Felde herrſchet in den Städten
die Macht des Leichtſinns und der Sinnlichkeit.
Was willſt du, Tugend, noch zum Himmel beten?
Umſonſt! die Fluten ſtrömen, denn die Gnadenzeit
des Rächers iſt dahin! der Tag iſt da!

17.

Noch einmal, gefühlvolle Seelen, begleit' Euer Auge den Sänger
zur Stadt, die vom Lermen des Krieges, von Rossen und Männern jezt wimmelt.
Seht, welch ein Auflauf am Thor! Voran gerüstete Reuter
mit stolzer Miene der Sieger; und dann — entwafnete Reihen
gefangner feindlicher Krieger. Ha! welch ein Anblik, Soldaten
im Krieg' entwafnet, entblößet, unthätig wie Weiber und Kinder
sie, die vor wenigen Tagen noch fürchterlich drohten mit blanken
geschärften Schwerdtern und mit der schnellzerreißenden Kugel!
Da gehn sie, voll Unmuth und Schaam — zur Rechten und Linken die Helden,
Ihrer Bezwinger Kamraden, auf stolzen Rossen, im Küraß.
Wie blikken sie neidisch auf diese, die bald auch dem traurigen Schiksal
vielleicht zum Raube bestimmt sind! Die klägende Miene zeigt Kummer,

und elende Kleidung von Koth und Strapazzen verderbet, bedekket
den Leib, voll Wunden vielleicht, vielleicht auch im Innern voll Krankheit.
Den Zug beschliessen die Tödtlichverwundeten, langsam auf Wägen
dahergefahren oder getragen in schwebender Mitte
belasteter Stangen. Ein schweres Scharmüzzel grub ihnen die Wunden,
die jezt mit schrecklichen Schmerzen den Armen baldigen Tod drohn.
Ha! wie sie winseln! zum Theil auch sinnlos liegen, und bleich sind.
War jener Anblik dem Auge verwundend, so war wohl der leztre
gewiß noch quälender, grausender menschlichem Brudererbarmen!

Laßt uns den Elenden folgen, dorthin, wo in Menge schon Kranke
den Händen der Aerzte vertraut sind. Welch Seufzen in diesen Gemächern!
Welch Flehn um Lindrung und Hülf' und langsames Sterbegewinsel!
Konnt' auch wohl menschliches Elend sich jemals weiter verbreiten?

Auf diesem Lager von Stroh fühlt der verwundete Krieger
unnennbare Leiden. Vielleicht daß seine nächsten Verwandten
nichts von ihm wissen, und ihm nicht lindern können die Schmerzen:
Bald wird er sterben ohn' einen zärtlichen Abschied von ihnen.
Alles was ihn beym lezten Hauch' umgiebet, ist Fremdling,
die Meisten elend, wie er. Er seegnet die Stunde des Todes,
er, der noch Reihen von Jahren dem Staate genüzt haben würde,
vielleicht mit Gütern geseegnet, vielleicht an Kenntnissen reich war.
Ein andrer wünschet sich Rükkehr des bessern Zustandes, Leben,
und stirbt im heissesten Wunsche beym nahmlosen Schmerze der Wunden.
Du, der bey dem hohen Gedanken: fürs Vaterland leiden und sterben,
voll Leichtsinn zu bleiben im Stand' ist, tritt hin in den giftigen Aushauch,
und sieh dort einen verbinden, dort einen zum leztenmal athmen,
und dort noch einen den lezten Seegen vom Priester empfangen;

Hör diese wimmernden Töne, indes die dulden-
den Brüder
auf ihrem armseeligen Lager verlassen, ängstlich
sich winden;
Hör du das Sterbegewinsel: — und bleibst du
dann auch noch fühllos,
so bist du warelich nicht werth, ein Enkel von
Adam zu heissen,
nicht werth der fähigen Kräfte zu denken, zu
fühlen, zu lieben,
nicht werth des schauenden Auges, das tausend
Schönheiten siehet
in Gottes weiter Natur, und Bruderelend nicht
sehn will.
Doch, welch ein himmlisches Herz in dem, der
die Armen erquikket,
und ihre Leiden erleichtert, dems süsse, heilige
Pflicht ist!
Viel erforderts der Müh und Beschwerden, die
Pflichten erfüllen,
die Bruderliebe dir auflegt, und schwer ists, die
Lasten zu tragen;
aber es lächelt auch hohe Belohnung dem lie-
benden Manne,
wenn einst die Thaten der Menschen auf seiner
Waage der Herr wägt.
Euch, Kenner der menschlichen Kräfte, zu Aerz-
ten der Krieger erkohren,

euch, denen man Schaaren vertraut, euch sey das Leben des Kleinsten
von denen, die im Gefecht fürs Vaterland Wunden empfinger,
so heilig, als euer eignes euch ist. Seyd thätig und sorgsam.
Dies habt ihr dem Fürsten gelobt, und Gott wird Rechenschaft fordern
von euern großen Gelübden. Einst wird die schönste Belohnung
euch eure Lasten versüssen, wenn ihr bey Kenntnissen treu seyd!

Entfleuch den Augen, o Bild! Du hast das Herz mir verwundet.
Doch du, der Sänger Gespielin, laß mich am Arm dir noch hangen.
Noch oft bedarf ich des Feyers von deinem himmlischen Aushauch,
noch oft dein mildes Gewand, die ernsten Kriegesgemälde
darein zu hüllen, bevor sie der Mahler alle vollendet.

18.

Matter strahlet die Sonne von ihrem Throne zur Erde;
nicht mehr verschwendet sie drükkend am Mittag die senkrechten Strahlen,
und beläſtigt nicht mehr mit Feuer die Wachen des Feldes.
Weislich scheint sie zu fliehen, als kennte die glänzende Gottheit
unsre dem Wechsel holde stets unerfüllbare Herzen,
denn auch das herrlichste Gut, wärs voller Wohlthat und köstlich,
wenn wirs ewig besizzen in immer seeligem Grade,
wird uns endlich zum Ekel, oder es deucht uns doch nicht mehr
so voll Wohlthat, so reizzend, als es im Anfang' uns deuchte.
Also herrschet gebietrisch in unsrer Seele der Undank!
Ja, wer würde des Sommers und seiner Schönheit sich freuen,
wenn er ewig grünt', und nie ein starrender Winter

bey dem traurigſten Tode der Flur, daß er
ſchön iſt, ihn rühmte?
Schon entlaubte der Herbſtwind die traulichen
Zweige des Nußbaums
und der ſterbenden Linde. Schon mähte der
grauſame Winzer
aus den Traubengelendern und winkenden Hai-
nen des Bacchus
gierig hinweg die lächelnde Traub' und gab ſie
der Kelter.
Sieh, ſchon wandelt das Kleid der Fluren in
ſchmuziges Grau ſich,
ſeiner Jugend beraubt, ſchon heulen äoliſche
Stürme,
ſchwanger von kälterm Regen, auf leeren er-
ſchöpften Gefilden,
im entblätterten Hain, in dürren Aeſten, die
längſt ſchon
der melodiſchen Vögel Chöre verlieſſen, wo
Eule,
Kauz, und Stößer, und Buhu, Raab', und
Habicht, und Falk', und
andre nächtliche Räuber nur noch mit Krächs-
zen verweilen.
Und von Kälte ſtarren die Nächte. Der fleißi-
ge Landmann,
welcher ſein Feld nunmehr beſtellet, beſchäftigt
ſich jezo

in der leimern Hütte, wo im traulichen Kraise
seiner Gattin und Kinder ihm bald nun der Winter herännaht.
Jedes lustige Lager wird leer und öde; Der Krieger
ist die nasse Kälte zu leiden verdrüßlich und mürrisch;
Kein geselliges Mädchen besucht mehr den kriegrischen Schauplaz;
Nicht mehr begleitet die Abendröthe mit kühlendem Lächeln
musikalische Töne, nicht die vertraulichen Stunden
der sich nähernden Nacht; Auroren begrüßt der Morgen
mit unfreundlichem Schauer und trüben, stürmischen Lüften.
Alles verkündet den Einzug des nahenden Winters und treibet
mit gebietrischer Stimme die Männer zu Dächern und Mauern.

Nun wird Stadt und Flekken und Dorf noch einmal so lebhaft.
Alles lebt nun, und webt, nicht achtend des starrenden Winters,

in Vergnügen und Unruh. Geſelligkeit ſcheu-
chet die Kriegsluſt
vom Geſichte des Mannes. Zwar immer in
Waffen, doch ſichrer
ſteigt ihm der Morgen herauf und ſinkt die
Nacht auf ihn nieder.
Zwar auch oft ward blendender Schnee mit
Blute gefärbet
und verſprüztes Geblüt geronn im röthlichen
Eiſe;
an den Säbeln klebte verhärtetes Leben der
Helden;
Stükkenfeuer zerſchmelzte die Eisgefilde, durch-
brauſte
dünne, preſſende Lüfte mit kalten Dünſten ge-
ſchwängert;
Es verſtarrte dem Streiter der Arm und den-
noch begann er;
Päße wurden behauptet, Batterieen und Schan-
zen,
ſtolze Hügel erobert, troz der erſchütternden
Kält' und
troz der Tiefe von Schnee die alle Felder be-
dekte.
Ja! ſelbſt Schlachten wurden geliefert; im
Rauche von Pulver
ſtieg manch Wölkchen von rauchenden Men-
ſchenblute gen Himmel.

Oestrer aber gelang es dem Winter, Ruhe zu
geben,
zu gebieten den Waffen friedengleichende Stille.

Laß uns dann, lächelnde Muse! kriegrische
Winterquartiere
lauter, fröhlicher Städt' im gramlosen Liede
besingen.

19.

Alleen und Gärten, alles leer,
Hier, wo zuvor mit Ruhm und Ehr
die kleine blinde Gottheit thronte,
und selbst den Helden nicht mit ihrer Wuth
verschonte,
Hier, wo die Freud' auf rosenfarbnen Flügeln
durch Schaaren schwebt' und aller Herzen an
sich zog,
bald in das Thal, und bald nach fernen Hü-
geln,
bald auf die Rasenbank, bald in die Grotte
flog;
Wo bunte Reihen stuzzerischer Krieger,
der Feinde Sieger, und der Mädchen Sieger

ſich Arm in Arm vertraulich führten,
und männiglich die weichen Herzen
der jungen Städterinnen rührten,
mit trauten, wonniglichen Scherzen.
Auch ſchweigt die Flur; der oftbeſuchte Wald,
des Prinz von Paphos liebſter Aufenthalt.
Der Nordwind brauſt — ſtürzt alle Blätter nieder!
Er brauſt noch einmal, brauſt zum Strom hernieder
und rührt ihn an — er ſteht — und ſchweigt,
und wird zu Stein! — Der Aeolsſklave ſteigt
von ihm herauf, und raſt nun durch die Fluren,
vertilget auch die kleinſten noch gebliebnen Spuren
des gelben Herbſtes, dringt zu jeder Stadt,
die jezt das Heer in Schuz genommen hat.

Nun flüchtet alles, alles hin
zum Ofen oder zum Kamin,
wo man Verluſt, Gefahr und Noth,
das Blutvergieſſen und des Freundes Tod
ſehr bald vergißt, und ſcherzt und küſſet;
wo Mädchen lächeln, und die Flaſche blinkt,
draus Bürger, Held und Amazone trinkt;

wo Fröhlichkeit des Winters rauen Hauch verſüſſet.
Er ſchien ſo ſchreklich, als er kam,
allein, er iſt es nicht, denn er erſezzet
die Freuden, die er mit ſich nahm,
mit Wucher, der noch mehr das Herz ergözzet.

Dem Offizier war nie ſo wohl als jzt.
Er wird geliebt, wird angebetet in dem Hauſe,
das er bewohnt; aus jedem Auge blizt
ihm Lieb' entgegen. Zu ſo manchem Schmauſe
wird er geladen. Ihm zu Ehren fließt
der alte Hungar, der ſein Liebling iſt:
Und das iſt brav! man muß den Krieger ehren.
Wer ſchüzt' uns für des Nachbars Ueberfall,
wenn keine Kriegsmacht, keine Streiter wären?
wozu Beveſtigung und Maur und Wall?
Ohn' ihn iſt keine Luſt, ohn' ihn kein Feſt.
Gewöhnt an ſein geſelligs, freyes Weſen,
das ſich in ihm am meiſten lieben läßt,
wird er zum Maitre de Plaiſir erleſen.
Bewundrung heiſchet alles, was er thut;
man blikt es an, und ſtaunt, und heißt es gut.
Am meiſten ſtaunt des Hauſes junge Schöne,
die Hermannsenkelin, voll Kriegesluſt.

Wie schmeicheln ihrem Ohr die holden Töne,
so bald er spricht! wie hebt sich ihre Brust
beym schlanken Wuchse, bey der freyen Stirne!
und hingekettet ist das Aug der Dirne
aufs Kriegeraug, und auf die dreiste Stirne.
Geschäftig läuft sie ihm entgegen,
wenn er von Wach' und Post nach Hause kehrt,
wo Nordsturm, Schnee und kalter Regen
die böse Laun' in seiner Brust genährt!
wie heitert ihn ihr muntrer Feuerblik
nun auf, wie scheucht sie von der Stirn die Falten!
Und seht, die Laune kehrt zurük,
die Grillenmiene darf nicht länger walten.
Er lohnt der Freudengeberin
mit Küssen, die die Lipp' entglühn.
Allein, des darf nicht Zeuge seyn
der Vater, der mit Falkenaugen spaet,
und, ob auch noch so gut Herr Fähndrich bey ihm steht,
doch gar nicht leiden kann die Schäkereyn.
Daß doch die Alten immer krinseln
und über Kleinigkeiten pinseln!
Der gute Mann, wie ist er zu bedauern!
könnt' nüzlicher auf andre Dinge lauern,
und nicht die Unschuld kränken. Ist ein Kuß,

ein Seitenblik in Busen eine Sünde?
Er ist der Freundschaft warmer Ueberfluß,
ein Kuß der Unschuld deinem guten Kinde.
Und wenn sich unterm steigenden Gewölbe nun,
auf das der junge Held magnetisch schielt,
das Herz empört, und in der Tiefe Götter ruhn
von Paphos, deren jeder seine Rolle spielt;
wenn Feueraug dem Feuerauge glänzet;
die Wange, gleich Auroren, glüht;
der Himmel schwindet, und die Erd', umkränzet
mit Flitterrosen, untern Füssen flieht;
nur Lieb' im Busen immer höher steigt,
der drohenden Gefahr nicht achtet,
— die ewig folgt, und zu verderben trachtet, —
und immer lokt, und nimmer schweigt
und endlich zur Begierde neugt;
Und wenn der kältre Jüngling, voll
soldatschen Leichtsinns, nun die Augenblikke nüzzet,
den Geist durch Schmeichelkraft noch mehr erhizzet,
und naht der Blume, die er fliehen soll,
und bricht sie ab, der Unschuld heilge Blume,

die noch im Tode die Gefahr nicht fühlt;
sie dann verläßt und folgt dem Wink zum Ruhme,
und ohne Reue seine Wange kühlt —
Ist das auch Unschuld? — — —

Des Adels Stolz, so strozzend und gebläht
zur Zeit des Friedens, ist im Kriege klein.
Es ist ihm wohl, wenn ihn der Bürger nicht verschmäht,
in seiner Einsamkeit sein Freund zu seyn.
Beglükter ist der hohe Adel, der
im Frieden auch den Stolz nicht kennt:
Es wird dem Ohr des Menschenfreunds nicht schwer,
o nein! er freut sich, hört es gern,
wenn ihn, troz Ordensband und Stern,
der Bürger Freund und Lieber nennt.
Mein Auge wirft den Blik zur niedrern Klaße
von Kriegern, sieht ein schweres Joch
auf ihren Schultern, ihre Lust im kleinern Maaße;
und wenig Ruh versüßt ihr Sklavenjoch.
Oft stekt in einem einzgen Zimmer
voll giftgen Aushauch, Rauch und Dampf

und schmuzger Dämrung, die des Tages matten Schimmer
noch schwächer macht, ein Schwarm von Dreißigen,
die Krankheit oder Tod entgegen gehn,
die dieser Gift untüchtig macht zum harten Kampf.
Welch ein Ruin! Seyd Muster auch von Stärke,
von Kraft, Gesundheit, frisch zu jedem Werke,
jezt leidet ihr; die kleinste Anzah! überwindet
in spätern Jahren diesen hinterlistgen Feind.
Doch sind die Meisten froh, und es empfindet
ihr Leichtsinn nichts, was nicht sogleich gefährlich scheint.
Und dieser sorgenleere Sinn
ist oftmals Wohlthat für die Ruh der Seelen,
oft aber auch Verderben, welches späterhin
den Unvorsichtgen wird mit Reue quälen.

Der Bürger fühlet diese Last nicht minder,
doch trägt er sie mit schweigender Geduld,
denn ihn, sein Haus und seine Kinder
beschüzt der junge, tapfre Mann;
drum ist es dem Beschüzten Pflicht,
ihn mit Vergnügen und mit Huld
so viel er kann

zu pflegen, zu verſüſſen ſein gefährlichs Loos,
damit dem Landesſtreiter nicht
die Laſt zu ſchwer ſey, der aus ſicherm Schoos
der Freunde kam, wo Fried' und Ruh ihm
lachte,
kein blutger Feind nach ſeinem Leben wachte.

Die Dirne von geringerm Stande
ſinkt in das Nez der Wolluſt hin,
ſo, wie im liſtigern Gewande
Verführer, Töchter von Erziehung
geſchikt in ſeinre Nezze ziehn.

Der Jüngling lernt der Thorheit viel,
vergißt die Ordnung, und gewöhnet ſich
an Müßiggang, an Lerm und Spiel,
betrügt in deiner Hofnung, Vater, dich!

Die Waffenübung in dem beiſſendkalten
Schnee
iſt eines der beſchwerlichſten Geſchäfte,
ſie überſpannet und erſtarrt die Kräfte,
entlokt den Lippen manches Wel,
beſonders auch der neugeworbnen Schaar;
ſie ſeufzen, fluchen dieſem Leben,
indes den Seufzenden ſogar
vom feiſten Rohr die Schultern beben,
das öftre Fehler hart beſtraft.

Troz Kält' und Schneegestöber gafft
zur Seit' ein Haufe müßger Knaben,
die froh ihr Aug' an ihren Leiden,
und an des Neulings Einfalt weiden,
und schäkernd durch die weißen Straßen
traben.

Wenn sich die matte Wintersonne
am frostgen Abend von dem Himmel schlich,
beschämt, daß sie jezt keine Wonne
ins Auge strahlen kann, dem Aug' entwich;
und nun das Heer der Sterne zahllos blinket,
mit goldnem Glanze Himmelswangen schminket,
in regelmäßiger Zerstreuung prangt;
hernniederfunkelt durch die kalten Dünste
aufs Dach, das wie die Wolke schimmert
durch schauervolle Winternacht,
und auf die Straße, die vom Schneegestöber
flimmert,
das Boreas zum Eisgestirne macht;
Wenn das Getümmel des vollbrachten Tages
nicht mehr so brausend durch die Straßen
rauscht,
nicht mehr die Heerde
der wilden Pferde,
die Stroh und Futter auf den Rükken tragen,
mit Stolze wiehert, die Fouragewagen
nicht mehr das Haus vorüber stürmen;

Wenn nun: der helle Schall des spätern Glokkenschlages
die nahe Nacht verkündet von den Thürmen,
und manches Aug' am warmen Fenster lauscht;
wenns immer stiller, stiller wird,
das Volk nur einzeln noch durch Straßen irrt,
die Wache lautes: Wer da! ruft,
nicht fernher rauscht Getümmel durch die Luft;
und an des Himmels schwarzem Rande
der Mond hervürgukt und nur seitwärts scheint;
— als ständ' er an des Meeres Strande,
mit seinem Ufer noch vereint —
Da steigt harmonisches Getöne
bezaubernd durch die stille Nacht;
es sind die freudenvollen Töne
von der Musik, die kriegerische Söhne
dem Vater General gebracht.
Erleuchtet sind die Fenster alle;
er selber steht, und horcht mit Lust
dem lauten, zauberischen Schalle,
und Freude lacht in seiner Brust.
Es heitert ihm den thätgen Geist,
den manche Last des Tages drükte,
harmonisch auf, verdrängt aus seinem Geist
den Schlaf, der ihm schon aus den Augen blikte.

Nun wird der Aedle süßer schlafen:
So wiegt in Maros stillem Hain
den Hirten bey den treuen Schafen
der Flötenklang in süßern Schlummer ein.
Den Krais des musikalschen Chores
umgiebt das Volk in großer Zahl,
vergißt beym Schmeichelton des Ohres
die Kält' und auch das Abendmal.

Schon zieht der schnurrende Fagott,
Allegro, deinen lezten Takt zu Ende.
Es ist vollbracht! noch ist das Ohr entzükt
und todt
für alles andre. Doch, Musik — horch!
wende
dich dorthin; horch! die Trommel wirbelt
dort,
und rollt; und rollt gebietrisch fort.
Fröhlicher Ton
schallet uns schon!
Hörst du Hoboes, Klarinetten sich freun?
die Trompeten?
und die Flöten?
Höre Fagotte schnurren darein!
Das Volk läuft in der größten Menge
den Hobocisten und der Trommel nach,
und strömt im fröhlichen Gedränge
aus seinem Mund' ein Beyfall ruffend Ach.

Am ofnen Fenster horcht und lauscht
die fröhliche Gesellschaft beym Pokale,
und siehts mit Lust, wies unterm Fenster
rauscht,
wird lauter noch beym Freudenmale.

Nun muß der arme Musquetier
sich finden lassen im Quartier
und muß den freyen Abend nun beschliessen.
Doch, er erweitert sein Gewissen,
verläßt wohl auch noch einmal nach den kriti-
schen Zeitpunkt
des Visitirens sein Quartier,
und eilt zum frischen Kruge Bier,
spart oder auf entfernten Plätzen
nach seinesgleichen, vom Geschlecht
der Mutter Eve, weilt in traulichen Ge-
schwätzen
und schließt den Abend ungezecht.
Oft trift er gar mit Schild und Portepee
auf diesem Weg' zusammen, aber weh
dem Armen, wenn er dann sich noch verweilt,
nicht weicht und schnellen Flugs von dannen
eilt!

Die Wollust thront mit stolzer Macht
in tausend Zimmern, auf den Straßen.
Am Spieltisch wird so manche Nacht

verſchwendet, wo von allen Klaſſen
des Volkes eine Zahl zugegen iſt
beym Marquetender; wo der Wein in Strö-
men fließt.
Hier wird die ſtärkſte Summe wild verwaget.
Aus des Betrügers geizgen Blik
ſtrömt Feuer. Oefter Wechſel von Verluſt
und Glük
läßt Fluch, Gelächter und Verdruß ertönen.
Hier wird geopfert, bis es wieder taget
am Spieltiſch, wo der Zank regiert,
wo volle Flaſchen Geiſt und Herz benebeln,
wo überall Gewinnſucht klirrt,
das Kartenſpiel zum Streite führt,
wenn ſich die Spielenden verhöhnen,
Betrug und Falſchheit aufgedekket wird;
daß oft die Nacht, die Trunk und Spiel ge-
heiligt iſt,
mit blanken Degen oder Säbeln
zu Aller Nachtheil ſich beſchließt.

In dieſen hingeſtrömten Stunden,
die ewig nun verloren ſind,
der Weisheit und der Thorheit ſchnell ver-
ſchwunden,
ſchwingt ſich der Aedle hoch hinauf, beginnt
den Flug zum unentweihten Throne
der Tugend und der Wiſſenſchaft,

fühlt überzeugend, daß Bellonens Sohne
der Dienst der Musen auch Vergnügen schaft.
Und treue Freundschaft sizzet im vertrauten
Kraise
gesellig, fröhlich im Gespräch, und weise;
und jede Freude, die die Unschuld fühlen kann,
beseeligt Krieger, Weib und Mann.
So fließt ein Abend nach dem andern hin,
allein genüzt mit sehr verschiednem Sinn.

Horch! welch ein Knallen!
die Straßen hallen
von Roßes Hufen,
von wildem Rufen,
Tumult der Leute
und von Geläute.
O sieh! da fliegt die bunte Schlittenreihe
mit majestätschem Glanz daher;
auf jedem thronet eine neue,
geschafne Göttin, reich an Ruhm und Ehr;
und hinter ihr ein muthger Krieger,
der fluchend seinen Schimmel lenkt,
an nichts, als seine Gottheit denkt
und sie bewacht, wie seinen Raub der Sieger.
Es strömet sein geschäftger Mund
von süßen Schmeicheleyen über,
womit er's Herzchen fesselt, und
den Frost vertreibt, und ungewohntes Fieber

Hopp! hopp! ha! ho! wie pfuſchts im Kleiſe,
auf feſtem Schnee und Spiegeleiſe!
Und Feldmuſik führt an das Heer!
Und Feldmuſik ſchallt hinterher!
Beym Nahn der Abenddämrung bringt,
erſtarret und mit Eis bedekket
ſein Heer der Schlittengott zurük. Nun bringt
die Hofnung auf ein ſchönres Feſt,
des Freude nur der Tänzer ſchmekket,
durch Geiſt und Glieder, und belebt
den halberfrornen Nervenreſt
mit neuer Wonne, die im Tanzſaal ſchwebt.
Nun fliegt das Pelzwerk; ſchneller ſchmiegt ein Kleid
von leichtem Zeug' und ſchlanken Reizzen,
ſich um die Hüfte, zum geſchwinden Tanz bereit.
Wie wird der Held nach deinem Anblik geizzen!
Wie wird dein leichtes Kleid verwunden,
das deines Schneiders Schöpferhand erfunden.
O Göttin! ſänk' ich doch an deinen Schwanenbuſen!
ich würfe meinen Pinſel hin,
verlieſſe gern die Schweſter holder Muſen,
und hüpfte mit entzüktem Sinn
mit dir, Cythere, durch die Reihen hin.

Karoßen ſchmettern den Pallaſt vorbey
und führen Herzenskönginnen
zum lauten Tanzſaal, wo der Freuden mancherley
die Gunſt der holden Zauberinnen
mit unumſchränkter Macht gewinnen.
Sieh es empfängt die ſtolzen Schönen
bey der Muſik Begrüßungstönen
ein Kriegerſchwarm, entwafnet, Chapeaupas,
in ſeidnen Strümpfen, — immer ſonſt getreu
dem lauten Sporn und Stiefel, aber jezzo frey
von dieſer Laſt — und an der glühnden Bruſt
ein Blumenſträuschen, das mit Neid und Luſt
die angekomne Dame ſah.
Die Paare wandeln lächelnd nun die Treppe
hinan, und ihrer Tritte Spur
bezeichnet Wohlgeruch, zur Ehre
der ungekünſtelten Natur.

Nach Wein und Speiſen hebt der bunte Tanz,
beym ſchmeichelhaften Ton der Flöt' und Geigen,
ſanftſchwebend an: ſo ſchwebt ein Blumenkranz
auf Silberwellen, wenn die Winde ſchweigen.

Nie ruht der Fuß. Die Reihen fliegen
mit Zauber durch die Reihen hin.
Hier ist der Sammelplaz von Siegen,
wo Auge Wang' und Busen glühn.
Baßono brumt bis an den frostgen Morgen,
wo Schlaf und Jähnen, und geheime Sorgen
sich melden, und nicht eher schweigen,
bis Paar und Paar nun in die Kutsche stei-
gen.
Indes der blinde Knab' im freyen Tanze
auf junge Herzen heisse Flammen streut,
ist an des Saales Rand', im schönsten Glanze
der vollen Börsen, mancher Tisch dem Spiel
geweiht.

Welch ein Gedank'! in diesen frohen
Stunden,
wo auf dem Tanzsaal Bacchus und Cythere
lacht,
da seufzt indes in kalter Winternacht
die Feldpost, zittert, starrt erfroren,
ja selbst das Leben hat sie oft verloren,
wenn Kält' und Sturm ihr inneres Feuer über-
wunden.
Dies ist der Krieg! Ihr war dies Loos beschie-
den!
Schwebt doch auch selbst im minderlauten
Frieden

die Freud' umher, wenn man ihr Feste bringt,
indes der Freund mit Tode ringt.

So fließt ein Tag nun nach dem andern hin,
allein genüzt mit sehr verschiednem Sinn.
Die Waffen schweigen. Schnee und Frost
bedekket Städte, Dörfer, Fluren;
man sieht von Blute keine Spuren;
dem trägen Stahle droht der Rost.
Entfernt nur fliegt zuweilen ein Gedank
dem Lenze zu, der neuen Krieg verkündet;
bis endlich dieser falsche Friede bey Gesang
und Spiel und Tanz so nach und nach verschwindet.
Der Schnee wird weicher; länger wird der Tag.
Bald ruft den Held
aufs neu' ins Feld
der laute Trommelschlag!

20.

Die Sonne kommt näher, und milder durchdringet ihr Feuer die Gegend.
Der Schnee entrollte den Dächern, verließ die wärmere Fluren
die unter ihm seufzten, und ward in Frühlingsnäße verwandelt;
die von den Bergen herabrinnt, durch Thal und Aue sich schlängelt.
Von ihr befeuchtet beginnet der Boden sein fruchtbares Wirken,
gebiehrt aus dem gütigen Schoos' uneigensinnige Blumen,
und reichen Sprößling des Grases, das junge Saaten umringet.
In dichten Knospen voll Jugend drängt sich das grünlichte Baumlaub
am traulichen Zweige hervor. Dies ist der Bote des Frühlings,
der lezt' untrügliche Bote, der aller Herzen entzükket.
Sein freun sich die Sänger der Lüft' in zahlreichschwirrenden Chören,
die längst die traurige Wohnung des öden Winters verliessen.

Und alles ist fröhlich, und alles entfliehet dem Aushauch im Kerker,
sucht junge, bezaubernde Fluren, trinkt gierig erquikkendes Wehen
der Frühlingslüftchen, und singet, des Winters vergessend, dem Lenze.

Nun stehen wieder die Reihen der Zelter an Wassergestaden,
auf unübersehbaren Feldern, auf breiten und langen Gebürgen.
Die Ruh ist vorüber! Die Freuden des reizzenden Lenzes, die schöpfrisch
ins Auge der Lieb' und der Freundschaft versüßende Heiterkeit hauchen,
bieten den kühneren Herzen, den Rächern beleidigter Kronen
nichts als Gefahren und Tod, der Frühlingsfreuden nicht achtend;
aber der Eifer nach Ruhm hält diese Gefahren verborgen.
Mit frischen Muthe gewafnet, als hauchte die Jugend des Jahres
auch neue Jugend und Kraft des Geistes dem streitbaren Mann ein,
verlassen die Schaaren die Dächer, und rüsten sich wieder zum Streite.

Nun fließen Thränen des Abschieds, von Freundschaft und Liebe vergoßen,
allein vergeblich und fruchtlos. Der Zug geht rüstig zu Felde,
und keine Thräne verhindert die unaufhaltsamen Reihen.
Zwar hält ein zärtliches Flehen; vielleicht auch Liebe zum Leben;
vielleicht auch weibliche Zagheit, so feindlich den Kriegesgefahren
oft einen der Männer zurük, der auf sein dringendes Bitten
vom Fürsten Abschied erhielt, doch seiner lachen die Brüder,
und gehn dem Tod' oder Siege mit stolzer Kühnheit entgegen.
Nun trinket wieder die Erde das Blut aus tödtlichen Wunden.
Die Feindseeligkeiten beginnen aufs neue; die fürchtenden Dörfer
verrichten ihre Geschäfte mit Unmuth und traurigem Zagen.

So flieht auch der Frühling vorüber, und bietet dem Sommer den Szepter,
daß er nicht minder das Land mit Krieg und Unruh belaste.

Doch seine herrschende Szenen sind immer
gleich fröhlich und schreklich,
fröhlich dem Leichtsinn und Zufall, schreklich
den Meisten im Volke,
sind immer dieselben, bis endlich der Friede mit
Jauchzen zurükkehrt.
Bald seyd ihr, Lieder, vollendet! Nur eins noch
muß ich besingen,
die niederwürgende Schlacht mit ihren traurigen
Folgen.
So weiht dann, Freund' Euer Ohr dem brausenden
Schlachtengetümmel.

21.

Sing' unsterbliche Seele die blutigen Opfer
des Todes,
singe die reichen Saaten mit Menschenblute
gewäßert!
Schwing dich zum Throne des Rächers, der
zornig aus Blizzen herabschaut;
sinke dann wieder hinab zum Hohngelächter
der Hölle.
Ernste Nacht und tiefe majestätische Stille

hält das Angeſicht Gottes himmliſchen Sehern verborgen,
denn er richtet und wägt die Rechte der Völker mit Blute
in der heiligen Waage mit tiefem Geheimniß; es ſchwebet
um den göttlichen Thron von Todesengeln die Heerſchaar,
das ätheriſche Schwerdt gezükket und hangend am Auge
ihres ernſten Gebieters, damit der erſte der Winke
ihnen ein ſchneller Befehl ſey Legionen zu würgen.
Und der Finſterniß Fürſt, der Sklav des ewigen Todes,
brüſtet mit grauſamen Stolz ſich auf dem ehernen Throne.
Dükkiſch lacht er, und murmelt, daß die Pforten der Hölle
vom Gemurmel erbeben! Er war mit ſchwarzen Gefolgen
auf zur Erde geſtiegen, zu ſehen die Blikke der Helden,
draus zu leſen die Thaten mit denen ihr Geiſt ſich beſchäftigt.
Schwarze Freude durchdrang ihn, da er die zahlreichen Heere

ſah mit brennendem Eifer ſich rüſten zum ſchreklichſten Blutbad.
Schon berechnet er geizig die Menge kommender Seelen
in ſein quaalvolles Reich und zittert für Schadenfreude,
daß bald breche herein die Stunde des würgenden Todes!

Siehe! ſie kommt, und ſinkt in ſchwärzlichen Wolken zur Erde,
ſterblichen Augen nicht ſichtbar, nur den Blikken der Engel.
Dämmernder Morgen beginnt und wekt die ſchlummernden Helden
nach dem ſtrengſten Befehl zum Aufbruch. Nächtliche Stille
ſchwebt indes noch immer in nahen und fernen Gefilden,
und bedekket die Augen mit kühlem, erquikkendem Schlafe.
Jüngſt noch ſumte Mitternacht vom mooſigten Thurme
naher, mit Kummer ſchlafender Dörfer. Nächtlicher Schauer,
dieſer Gefährte des Maymonds füllet die duftenden Lüfte.

Aber es wacht, und wimmelt alles, und rüstet geschäftig
sich zum härtesten Kampf' in diesen volkreichen Staaten.
Wer von euch wird wieder den kommenden Morgen begrüssen?
und wer schaut mit sterblichen Augen in diesen Minuten
der Erleuchtungen lezte, wenn die folgende dämmert
schon im blutigen Thal' erstarret zur kalten Leiche?
Großer Gedanke, der im Innern der schauenden Engel,
tief in Trauer gehüllet, sich verwundend verbreitet!
Sieh, wie denkender Ernst auf jeglicher Stirne schwebet;
wie dem Auge der Schimmer täuschender Freuden verschwindet,
das den harten Kampf des Muthes mit menschlicher Schwachheit
wilderblikkend verkündet, und aus der Tiefe hervorstrahlt.
Säugender Kinder gedenken, einer zärtlichen Gattin
oder liebender Aeltern, Geschwister, redlicher Freunde,

und im Geiſte ſchon hören den nahenden Donner des Treffens,
ſeine Drohungen fühlen, ſeine Gefahren ſchon kennen,
aber dennoch dieſen Gefahren entgegen zu eilen —
Ha! welch drükkender Kummer! Centnerlaſten der Seele!
Und wer könte ſie tadeln, dieſe Trauergefühle,
wer nun richten, verwegen den Krieger der Zagheit nun ſchelten,
wenn der Arm zum Streite ſich rüſtet, aber die Seele
hart noch ringet mit Schwachheit, und im Buſen das Blut kocht?
Jezzo mit Muthe ſich brüſten und gleich als gieng' es zum Tanze,
mit Gelächter und Scherzen ein blutiges Treffen beginnen,
das auf einmal Tauſende hinwürgt, wo Brüder ſich tödten,
das iſt Thorheit und Leichtſinn, nicht die Ehre des Helden,
der zwar muthig die Drohung des grauſamen Todes beſieget,
ernſt und männlich einhertritt, aber das Morden verabſcheut,

welches noch blutger zu machen ſelbſt gerüſtet
ſein Arm iſt.

Und es ſchwebt die gefürchtete Stunde tiefer hernieder.
Schon erheben die Völker den Fuß zum baldigen Aufbruch
in geordneten Reihen, das Aug' auf den Führer gerichtet.
Heiliger Schauer durchläuft gebietriſch die ſchweigenden Glieder.
Hinter ihnen erhebt ſich lautes Getümmel von Menſchen,
Wägen und rollenden Zeltern und dem Zagen der Weiber.
Horch! der Marſch hebt an! Beym muſikaliſchen Klange
heller Trompeten und tiefer Fagotte, beym wilden Gerolle
alleserfüllender Paukken, und unter den Tönen der Freude,
ziehen die Männer von dannen dem geizzigen Tode zu ruffen,
oder ſelber zu ſterben. Drohend ſchreiten die Heere
durch die lächelnde Flur hin. — Majeſtätiſcher Anblik!

Siehe, so wälzen die Miriaden von Sternen sich glänzend
durch des Kraises ätherischen Strom, durch blaue Gefilde,
unverrükbar in ihrer vom Schöpfer gezeichneten Laufbahn.

Schon steigt hinter dem Dunkel der nebelhauchenden Berge
aller Geschöpfe Mutter herauf, den Tag zu beginnen.
Aber sie hüllet ihr Antliz bey ihrer belebenden Ankunft
in ein rothes Gewand, um zu verkünden das Blutbad,
das ihr Licht nur erwartet, um heller und schrekklich zu glänzen.
Du, Aurora! würdig dieses schmeichelnden Namens,
sonst so lieblich, bezaubernd, du Abglanz des göttlichen Thrones,
wandl', ich flehe dich, wandle jezt den goldenen Purpur
in die schwärzeste Nacht von drohenden Donnerwolken,
und umhülle damit den Zirkel des blauen Gewölbes,

daß die blutige Szene nicht anhebt, der Strei-
ter den Streiter
nicht für seinen Augen erblikke, der Arm ihm
sinke,
schweige der eherne Donner vom Wolkendon-
ner besieget!
Aber du hörst nicht, Unerbittliche! steigest noch
heller
immer heller herauf, als wolltst du am Blute
dich weiden.
Ha! welch Bobern! wie fliegen reissende Ku-
geln in Menge
durch die Lüft' aus glühenden Rachen vom
Feinde zum Feinde!
Und noch ruhet verhindernder Nebel auf Män-
nern und Waffen.
O vielleicht kannst du das Wüten der Rach-
sucht ermüden,
wenn du welleſt und schwebest und deine Däm-
rung verbreitest.
Aber auch du entflieheſt, die strahlende Sonne
besiegt dich,
siegt, verdränget und steigt im stolzen Triun-
phe zur Höhe.
Heller leuchtet das Schlachtfeld. Näher sind
sich die Streiter
daß die Kugel des kleinern Gewehres Verder-
ben umhersauſt,

und dem Feinde der Feind mit ungehindertem Glanze
seine Waffen geschäftig und drohend ins Aug blizzet.
Grimmiger wütet nunmehr der Bliz des lodernden Pulvers,
schrecklicher donnern die Schlünde mit ihren verwüstenden Lasten.
Unerschüttert stehen die Streiter wie mächtige Felsen
in Gewittern und Stürmen — doch werden auch Felsen zerschmettert —
Bald hüllt endloses Feuer die Regimenter in Dampf ein,
und ein Regen von Kugeln füllet die rauchenden Lüfte.
Männer und Roße fallen, ein Mann stürzt neben dem andern,
hat der Kräfte noch viel und ringet nach Beystand und seufzet;
aber kein freundliches Ohr vernimmt ihr sterbendes Seufzen.

Sieh, wie dort hizzige Reuter mit sichrerm Tode gewafnet
in die Schlacht sich stürzen! wie schnauben und wiehern die Roße,

daß der Boden, vom Donner erschüttert, noch stärker erbebe!
Blinkende Säbel drohen in unverrükbaren Reihen,
blizzen durch dikkere Wirbel von Bliz, von Pulver und Staube,
und zerschmettern die Scheitel, trennen von fallenden Gegnern
Aerm' und Bein' und Häupter, die blutig zu Boden sinken.
Ach! wie soll ich vollenden den Schlachtengesang, ihr Brüder!
Sagt, wie kann ichs? Es blutet mein Herz! Schon sinket die Hand mir
schon besieget die Trauer des Sängers mahlrische Kräfte.
Schrekliche Menschenruinen wo Blut in Strömen verspritzt wird!
Unerträglicher Anblik, dieses Zerfleischen zu schauen!
Seht da liegen nun Männer und Roße des Feindes und Freundes
durcheinander geworfen, nicht alle verblutete Leichen,
viele von ihnen sind leicht nur verwundet, und liegen entkräftet:
Ueber die Armen hinweg beginnet im Fluge der Angriff

der Suadronen, die weiter im Hintertreffen, gestanden:
Und sie sprengen daher auf Gefilden, mit Menschen und Pferden
reichlich besäet; die Hufe der feisten Roße zerknirschen
Knochengebäude, zerquetschen die Eingeweide, vertilgen,
wo noch Säbel und Kugel ein Fünkchen Leben zurükließ!
und o Wohlthat! thäten sies alle, ja! Wohlthat im Tode.
Mancher blühende Jüngling, der vielleicht lange noch lebte,
um des Leben in dieser Minute viel nahe Verwandte
flehend ihr Herz, doch fruchtlos, auf gen Himmel erheben,
der, wenn Hülf' ihm geschah, Gesundheit und Leben davontrug,
wird jezt achtlos zermalmet und stirbt des grausamsten Todes.
Aber wer könnt' in der Schlacht auf Mitleid denken und Rettung,
wo nur Sieg oder Tod, des Feldherrn wie des Gemeinen
Heldenseele beschäftigt, schnell und eilend gekämpft wird,

und das mindeſte Zaudern eignen Tod und Verluſt droht?
Wer da fällt, iſt gefallen! die Schlacht brauſt über ihn hin! —

Glükliche Weisheit des Feldherrn nüzzet jeglichen Vortheil,
nahe Wälder und Hügel, Moräſt' und Gräben und Schanzen,
jedes einzeln zum Schaden auch jedes einzeln zum Vortheil,
weiß die Klugheit des Helden ſich zu nuzze zu machen.
Und die Heere fechten gleich Löwen, begierig nach Raube.
Wie die Mörder im Walde, wenn jezt ihr lauſchender Führer
hinter dem Strauche hervorſchießt — ſichres Zeichen zum Angriff! —
nun mit grimmiger Blindheit blutiges Treffen beginnen:
Alſo entzündet ein Wort der Ermuntrung vom Munde des Feldherrn
mit noch heiſſerm Feuer die ſchäumenden Vaterlandsſtreiter.
Sieg und Behauptung des Schlachtfelds, bange Zerſtreuung und Flucht und

Niederlage des Feindes iſt jeden Heeres Begierde,
welche die Kräfte verdoppelt, Geiſter und Seelen entflammet.
Aber es wechſelt Sieg und Verluſt noch immer auf beyden
feindlichen Seiten, mit ſtetem Geſchrey und Schall der Trompete
und beſtändigem: Vorwärts! Nimmer ſchweiget der Donner,
nimmer verdunkelt Ermüdung den Glanz von Schwerdtern und Röhren!
Helden fallen, es fallen die ſchönſten, tapferſten Männer.
Deine Sichel, o Tod! mäht unaufhörlich — und blutet.

Wenn der hizzige Streit das Heer ſeiner Krone beraubte,
eine der reiſſenden Kugeln zu Boden ſtürzte den Feldherrn,
welch ein Klaggetön' erheben die troſtloſen Wayſen,
die ihn ſahn, wie er fiel; mit ihm ſank Hoffnung und Ordnung!
Hingeſtrekt röchelt er dort, voll Heldengröße das Auge,

frey, wie ein Gott, von Groll und Rache, doch ohne den Säbel
aus den Händen zu lassen. Er stirbt! ach, rettet den Großen,
voll veralteter Narben, und jezt gefallen, zerschmettert
von verwegener Kugel. Ach! eilet, er lächelt der Hülfe
ruhig zu sterben. Herbey! daß seinen würdigen Graukopf,
nicht unachtsame Reuter mit ihrer Schwere zermalmen.
Dann verkündets den Schaaren, den braven Männern, nun Waisen.
Rächet den Tod dieses Vaters der redlichen Vaterlandsstreiter.
Ach! er gefallen! der Sieg nur kann diese so schmerzende Wunde
lindern und heilen. Auf, rächet, verlassne Kinder den Vater,
den euch feindliche Mordsucht von der Spizze hinwegriß!
Ha, schon staunen sie — stürzen sich schneller und kühner als Löwen
in die feindlichen Schaaren mit zahmloser Siegesbegierde,
voll vom Durste nach Rach', und bringen sie endlich zum Weichen.

Dies befriedigt noch nicht den unerſättlichen Reuter,
denn er ſchlachtet und würget mit ſeinem triefenden Säbel,
dringet tiefer und tiefer: Indes das rauſchende Fußvolk,
ſchneller Karteſchen nicht achtend, mit Bajonettern und Röhren
unaufhaltſam auf Batterieen beginnet den Angriff,
folget der winkenden Fahne mit blindem Eifer, erobert,
und ein entſezliches Blutbad raucht von der Erde zum Himmel.
Unterirdſche Gefahren im ſeitwärtsliegenden Haine
drohen dükkiſch, aber vergebens. Die ſtolze Redoute
wird zerſtöret. Kein Bollwerk iſt für den Sieger zu ſtandhaft.
Auch die feindliche Brükk' auf langen Kähnen errichtet,
wird mit Eile zerſtreut; die ungükſeeligen Feinde,
die ſie zur Rettung jezt ſuchen, verlieren ihr Leben im Strome,
oder das grauſame Schwerdt wird roth von ihrem Geblüte,

wo nicht ein ſtolzer Pardon ſie zu Gefangenen machet.

Endlich hat ſich Zerſtreuung des weichenden Heeres bemächtigt;
und ſchon flieht es zum dekkenden Lager, am Rande des Schlachtfelds
von den breiteſten Schanzen voll weiſer Vorſicht umringet.
Aber es raubet athemloſe Beſtürzung dem Heere
Muth und ſchnelles Entſchlüſſen. Ein Sieg gewinnet den andern.
Stürmend wird das Lager erobert, der Flüchtling verjaget,
bis er in ſicherer Gegend auf Bergen oder in Hainen
nicht mehr vom reiſſenden Strome der wütenden Sieger verfolgt wird.
Aber im Fliehen warf er allesverzehrende Flamm' in
Lebensmittel und Stroh und in die leinenen Zelter;
Rüſtung und alles Geräthe verdarb er, welches nicht taugte
auf der Flucht ihn zu begleiten, mit neidiſcher Eile.

Räubriſches Feuer vertilgt nun geſchäftig, aber es wird noch
vieles erbeutet, und der mit glänzendem Ruhme geſchmükte
ſchäumende Sieger umlagert nun lechzend nach ſtärkender Ruhe,
von der Schlacht ermüdet, mit Blut und Staube bedekt die
pulverdampfenden Grenzen des ſiegreichbehaupteten Schlachtfelds:
Da noch ein blühendes Dorf, in welches flüchtende Haufen
gierige Flammen geworfen, mit ſeinen leimernen Hütten
und den Habſeligkeiten der mitleidwürdgen Bewohner
eilend im Rauch aufgeht, zu ſpät gewürdigt des Beyſtands.

Bis zur Kühlung der Weſte beherrſchet das Schlachtengetümmel
die erſchütterte Gegend, denn muthige Gegenwehr theilte
viele der blutigſten Stunden auf beyden Seiten die Hofnung
des entſcheidenden Sieges. Die Abendröthe vollbringet,

was die Schweſter Aurora im blutigen Trauer-
gewand' am
Frühlingsmorgen begann.

Blikke noch einmal, mein Aug', aufs rei-
che Gefilde von Menſchen,
reich an Körpern, die Gott mit hohem Wunder
gebildet.
Hier iſt das ſchwärzliche Blut des Freundes
und Feindes in eine
Maße geronnen, da liegen ſie friedlich neben
einander,
ſtarr und ohne Gefühl, die jüngſt noch mit
brennender Mordſucht
jenes hohe Geheimniß der ſchaffenden Gottheit,
dies Wunder
forſchenden Augen des Weiſen, dies ewge Ge-
webe von Wirkung,
welches in allen Geſchöpfen wohnet, aber am
Faden,
ach! am Faden nur hänget, das Leben, dies
größte der Güter,
wütend ſich nahmen von keinem Brudererbar-
men gemildert.
Horch! ſie ſeufzen und wimmern, die noch mit
Todesangſt ringen,
denn ſie denken des Schmerzes der fernen Ver-
wandten, die troſtlos

zärtlicher Thränen tauſend vergieſſen werden, wenn Fama
ihrer Erlegung Gerücht in ihre Wohnungen bringet.

Und am Rande des Himmels ſteiget der treue Begleiter
unſerer Erde herauf mit melancholiſchem Silber.
Dieſes vom Glanze der Sonn' erleuchtete Antlz wirfet
ſeinen wandelnden Schimmer aufs blutige Leichengefilde.
Schauervoller Gedanke! Das Blut fließt heller im Mondſchein.
Die beſudelten Waffen, bis jezt in Dunkel begraben,
gehen hervor, erſcheinen mit falben Schimmer dem Aug' als
wollten ſie prahlend verkünden, daß ſie geſchlachtet, und dennoch,
triefend von Blute, den drohenden Glanz der Verheerung beſäßen.
Aus der Ohnmacht erwacht ſieht nun der Gefallne die Wunden,
ſieht in der traurigen Stille, die nach dem Schlachtengeräuſche
dieſe Gegend umſäuſelt, an ſeiner Seite den Leichnam

des Kamraden und Feindes, und denkt, bald bin ich erkaltet,
dir gleich, bald fliehet auf ewig aus meinen Adern das Leben.

Laß uns, Muse, die wachenden Posten von diesem Gefilde
auf der Wahlstatt begleiten. Horch! eine sterbende Stimme
redet zu einem der wachenden Männer: Bald ist es vorüber!
Hast du ein menschliches Herz, Kamrad, so nimm dieses Bildniß,
so, mit Blute besprizt, und schikk' es in meinen Geburtsort,
nebst dem beschriebenen Blatt' und diesem triefenden Ringe,
daß die Verlobte den einzigen Trost im Leiden empfange,
diese wenige Zeilen mit sterbenden Händen geschrieben.
Bild und Ring ist von ihr; gern nähm' ichs mit mir zum Grabe,
aber man würde mirs rauben, drum sey es den Händen der Treuen
wiedergegeben. O schikk' es, Kamrad! ich bitte dich sterbend!

Uhr und Börse sey dein, und alles, was du noch mehr willst,
nimm zur kleinen Belohnung, die reichen der Himmel dir gebe! —
Zitternd nimmt er das Bild vom blutigen Busen und giebt es,
nebst dem Ring und dem Blatt, auf welchem zwey Zeilen des Abschieds
kraftlos mit Bleystift geschrieben, dem mitleidvollen Soldaten,
seufzet dann stiller — noch stiller — blikt betend zum Himmel — und stirbt! —

Sieh, zwey sterbende Brüder in einen Mantel gewikkelt!
Einer redet zur Wache: Dies ist mein leiblicher Bruder,
mir zur Seite gefallen. Wir lagen in dumpfer Betäubung:
Aber es kamen noch früh im Treffen räubrische Krieger,
nahmen uns Kleider und alles bis auf die kleinste Bedekkung.
Diesen durchlöcherten Mantel warf uns ein feindlicher Reuter,
als er vorüberflog, zu. In diese Wohlthat gehüllt und

von der Tugend getröſtet, ſo, Kamrad, wollen wir ſterben!
Jüngling! ſieh unſern Tod, bald wird er kommen. Dein Auge
werde nicht trübe, ſey ſtandhaft, und lern' auf dem Schlachtfelde ſterben!
Alſo ſpricht er, und hüllt mit dem röchelnden Bruder ſich feſter
in den Mantel — und ſchon ſchwebt mit dem Schwerdte der Engel
des Todes um ſie.

Kämpfend mit Tode liegt dort ein Haupt voll blutender Wunden
eines Führers und Fürſten. Nur zur Ehre des Rechtes
hatt' er die Waffen ergriffen, und führet' ein ſtreitendes Chor an.
Eifrige Wartung und Pflege, die Hand des ſorgſamen Arztes,
Klagen der Obern und Niedern, nichts friſtet dem Großen das Leben.
Sterbend trägt er im Auge den Geiſt des Helden und Vaters.

Dort zieht röchelnd ein ſcheidender Krieger vom Heere des Feindes
jenes Menſchenfreunds Aug' auf ſich, der ohne Verwundung,

trauernd, in tiefe Betrachtung gehüllt, auf dem Schlachtfelde wandelt.
Freundlich spricht er mit ihm, und dieser flieht ihn mit Thränen,
daß er seiner Gattin ewiges Lebewohl sage.
Ach! sie sollte mir bald den ersten Erben gebähren!
Aber nun, diese zerfleischende Nachricht von meiner Erlegung!
Ha! wie wird ihr der wütende Schmerz die Seele verwüsten!
Geh! ach! tröste die Arme! doch, kannst du ins feindliche Land jezt?
Heldenfreund! Bruder! o stoß mir den Dolch in den röchelnden Busen,
daß nur plözlich mein Leben und alle Qualen sich enden!
Der Gerührt' umfaßt ihn und färbet sein Kleid mit dem Blute
dieses trostlosen Kriegers. Er hauchet mit Worten der Weisheit
Muth und Trost in die Seel' ihm, verspricht ihm die Gattin zu trösten,
hält ihn mit lindernder Freundschaft in seinen gütigen Armen,
bis er mit dankbarem Lächeln den lezten Odem herausstößt.

Sieh, mein Geiſt, dieſe Szenen in Menge! Die dämmernde Nacht ruht
auf den Elenden ſchreklich. Die in der Mitte gefallen,
von Kadavern umringt, gepreßt von belaſtenden Todten,
ſchmachten vergebens nach Lindrung. Kein Retter nähert ſich ihnen,
der mit erquikkendem Troſte das Sterben den Armen verſüßte.
Sie begehren den Tod — er kömmt nicht. Ihr Ziel verlängern
noch viel ſchmerzhafte Stunden, und ihre Thränen verſiegen.

Nach der blutigſten Todnacht, wo der Unſterblichen Menge
auf ſeraphiſchen Flügeln die zahlreichſcheidenden Seelen
jauchzend empfänget in Roſenhainen und, göttlich geſtärket,
ſie zur Ewigkeit einweiht; auf den nahen Gewäſſern
Luna ihr mattes Geſicht in blutigen Wellen ſpiegelt;
von vergoßenem Blut und Leichen ſchwüle Gerüche,

mit den Dämpfen von Schwefel, Salpeter, geschmolznen Metallen
unterscheidend vermischt, die weite Gegend durchdringen;
wo noch alles betäubt ist, Hügel und Büsche noch zittern,
ödes Gemurmel nur summt, da, wo die donnernde Schacht schweigt:
Endlich, nach diesen dem geizzigen Tode geheiligten Stunden,
steigt nun aufs neue die Sonne hervor aus ihrem Gezelte,
schenket der Erde den Tag. Sie kommt mit göttlichem Glanze,
nicht vom Nebel verdämmert noch von Wolken umringet.
Als sie hervorgeht aus ihrem Gestad' und sieht die Ruinen,
sieht der Verwundeten Meng', umstrahlet die blutigen Waffen,
wirfet den Blik zum Strome, der jezzo sein Ufer mit Blut tränkt,
ach! da steigt sie strechend empor und hüllet sich zornig,
trauernd, mit der strahlenden Stirn in wolkigten Flor und
giesset durch ihn die lauten Thränenströme zur Erde,

welche ihr himmliſches Auge dem Blutvergieſ-
ſen verweinet.

Und mit dem Anbruch des Tages beginnen die duftenden Schaaren
der geſchäftigen Feldſcheer eilend und rüſtig ihr Weſen.
Möchtet ihr doch Barmherzigkeit kennen, und nicht ſo plözlich,
alle, die kraftlos liegen, zum Haufen der Todten geſellen!
Reichlich erndtet der Tod nun, doch ſind auch noch viele vom Schikſal
längern Qualen beſtimmt, und dann erſt dem Tod' oder Leben.
Was nicht mehr athmet iſt Leiche; es werden Löcher gegraben
weiten Umfangs und tief: man ſchichtet die blutgen Kadaver
Reihenweis über einander, dann werden ſie eilend verſcharret,
der Verweſung vertraut. Die abgeſchiedenen Krieger
höhern Ranges bedekt ein feyrlicher Grab als die andern.
Doch, welch ein Unterſchied! jezt iſt General und Gemeiner

bleiches Opfer des Todes, gesunken ins finstre Nichtseyn,
auf dem Bette der Ehren des Heldentodes gestorben. —
Sieh, wie die Thräne des Kriegers erhizte Wange herabrollt,
auf das Grab des würdigen Führers, des grauen Helden,
der mit zerschmetterten Gliedern nun der Verwesung geschenkt wird!
Hoheit dekt die bleiche Wange, Würde die Stirne!
Schaaren betrauern sein Ende, mit ihnen sein weinender König.

22.

Laß uns, Gespielin der Musen, du meine himmlische Freundin,
die mit ernstem Gesicht den Schlachtengesang mich lehrte,
diesen verödeten Umkreis nun auf ewig verlassen,
nun auf ewig beschliessen die Lieder von blutigen Szenen!

Laß in die Dörfer und Städt', in Hütten und stolze Palläste,
wo der Ruf von der Schlacht sich verbreitet, den Blik uns werfen!
Gott! o welche Szenen des Jammers und wütenden Schmerzes!
Diese junge Gemahlin in tiefer Trauer! Nie troknet
ihr das Auge voll Zähren! Wenn Gott und Tugend sie tröstet,
nur auf Augenblikke, so schwebt ihr in kurzen aufs neue
jener düstre Gedanke, daß alle Hofnung im Leben
ach! auf immer dahin ist, für ihrem entkräfte-
——— ten Geist', und
neue Thränen entströmen dem Mutterauge voll Unschuld.
Also lächelt beym schwarzen Gewitter am brausenden Himmel
dort eine Gegend, nachdem sie die Fluten zur Erde geströmet,
blau, mit Glanze der Hofnung; doch bald umhüllt sie ein neues
hergewalztes Gewölke mit Bliz und Sturme geschwängert,
welches noch schwärzer drohet, als jenes, und fürchterlichrauschend

doppelte Ströme zur gnugbefeuchteten Erde herabwirft.
Ihr zu Füssen spielt traurig der Knab' und das schüchterne Mädchen
schwarz gekleidet, sie fragen nach ihren Vater, nicht wissend
was sie verloren, und daß er für sie auf ewig dahin ist.
Dies zerfleischet den Busen der jungen Mutter mit größern,
mit unsaglichen Qualen. O mördrische Kugel was thatst du?

Denkend sizt er und stumm, der graue verlassene Vater,
bebend sein Haupt. Schon längst sank seine Gattin zum Grabe,
auch die Kinder; nur noch ein einziger Erbe gewährt' ihm
im verdrußvollen Alter Gedanken des stärkenden Trostes.
Aber auch dieser nun hin, auch dieser verschwunden! Sein Blut floß
willig zur Ehre des Königs; die Schlachtensichel zerschnitt ihn.

Am Gestade besiegen die trostlosen Klagen des Mädchens
wildes Rauschen der Wogen. Er ist gefallen, der Liebling!
Ha! sie rauft sich wütend das Haar aus, zerschläget den Busen,
fluchet im Taumel und lästert, und wirft sich zur fühllosen Erde.
Ach! nicht noch einmal ihn sehn? auch tod nicht? auch nicht das Gefilde,
wo ihn die Mörder zerfleischten und seine Kameraden verscharrten?
Trostlos fliessen die Thränen. Sie wird ihr Leben verzehren,
einen Hügel errichten, ihn mit Cypressen und Rosen
bebend umpflanzen, und drauf die Tage der Leiden verweinen.

Solcher verwundenden Klagen hörst du tausendmaltausend
in den Städten und Dörfern, wo die Nachricht vom Treffen
unerbittlich verkündet den Tod der Verwandten und Freunde,
die vom Schwerdt' oder Kugel gewürget, ins Nichtseyn sanken.

Allgemeine Bestürzung in beider Könige Ländern
herrschet, ob den Ruinen der Menschheit, und über das Bluthad,
welches der Kriegegebieter herabgesendet zur Erde.

Diese Bestürzung ist dir vergönnt; doch, hüte dich, Seele,
mit dem kurzsichtgen Auge die himmlische Weisheit zu tadeln,
welche kein glänzender Seraph mit seinen Blikken durchschauet!
Schreklich sind sie, die Folgen des Krieges: Den schwachen Begriffen
eingeschränkter Menschheit ists dunkel und unerklärbar,
daß ein liebender Schöpfer diese wilde Megäre
in dem Eingeweide der Staaten wüten zu lassen
grausam genug war! grausam? kann auch grausam ein Gott seyn?
Nein! er straft nur, er bessert, er sendet aus mancherley Absicht
trauriges Schikfal den Völkern. Fruchtlos scheinet uns oftmals

was doch die ewige Weisheit zum Vortheil also geordnet.
Selbst der Krieg hat glükliche Folgen, so zahmlos er wütet,
ob zwar in der entscheidenden Wage der leidenden Völker
jene Schaale des Unglüks die Scha[illegible] des Vortheils hinaufschnellt.
Fachet der Krieg nicht im Busen der Männer noch thätigern Muth an?
und den martialischen Geist, die Begierde zu Thaten,
großen, unsterblichen Thaten; den patriotischen Eifer?
Spannet er nicht zur größern Höhe Gefühle der Sanftheit?
Giebt er dem Herzen des Menschenfreundes nicht weiteren Zirkel,
Mitleid und Seegen des Wohlthuns um sich her zu verbreiten?
Wenn die Nahrung des einen geschwächt wird, so blüht sie dem andern.
Eine Stadt wird im Kriege verwüstet, die andre gewinnet,
daß der glükliche Vortheil vielleicht Jahrhunderte dauert.
Jener so glänzende Staat voll weiten, blühenden Wohlstands

wird im Hader verkleinert und von den Mächtigern geschwächet,
aber ein andrer wächst, der klein war, und diese Veränderung
hat aufs ganze der Reiche sehr oft den weisesten Einfluß.
Und noch mancherley Gründe, nur göttlichen Augen enthüllet,
— denn sie fliessen verborgen nur aus göttlicher Fülle —
sprechen zum Vortheil des Krieges, nicht minder der Zeiten Erfahrung.
Ihr, die die traurigen Folgen des Völkerhaders so mächtig
und so tief verwundet haben, euch Güter, Verwandt' und
Freund' aus euerm geselligen friedlichen Zirkel raubten,
weinet die Thränen des Kummers und fordert das Opfer des Mitleids,
aber klaget den Ewgen nicht an, der grenzenlos weis' ist,
unerforschlich dem Auge des sterblichen Sehers.
Verehret
euern Vater im Staube, das ist er, Vater der Menschen,
ob er auch blutigen Streit den Mächten der Erde vergönnet.

Göttlicher Troſt kehret in die Seele nach Klagen der Wehmuth,
Kummerthränen verſiegen, die Stirne wird wieder erheitert,
und die Gefährten der Tugend erheben den König der Himmel.

23.

Endlich bin ich am Ziele! Das kühne Werk iſt vollendet!
Schnellen Fluges ſind ſie meiner denkenden Seele
rauſchend vorübergeflogen, die ernſten und lachenden Bilder.
Lebhaft ſah ich ſie alle, noch heller und näher für Augen,
als mein matter Geſang ſie Brüdern zu ſingen geſtimt war.
Sänger des Lenzes, zu früh den Kränzen der Helden gefallen,
auch den Muſen zu früh, ach! hätte die würgende Schlacht nicht
Dich im Sommer des Lebens grauſam ins Grab geſtürzet!

Dir, selbst Krieger und Held und Dichter voll-
männlicher Jugend
wären sie besser gelungen, die schweren versproch-
nen Gemälde.
Würdiger hätt' ein Held für sie die Saiten
gestimmet.
Aber es ist vollendet! und ruhiger wallet mein
Busen.
Schweigend werf ich die Leier nun hin, bey
ernstern Geschäften
nie; vielleicht sie wiedernehmen zu können so
glüklich,
denn zu kurz ist das Leben, zu weit die Grenze
der Kenntniß
für den redlichen Mann. Nicht hab' ich,
Brüder, gesungen,
um gesungen zu haben; auch nicht zu erreichen
die Höhe
Deutschlands größter Dichter, auf die mein
Vaterland stolz ist.
Schmeichelnde, süße Belohnung werd' ich im
Stillen fühlen,
werde die Stunde seegnen, wo ich den Kriegs-
gesang anhob,
wenn von meinem Liede nur die Herzen gerührt
sind
weniger edeln, großen, sanften, gefühlvoller
Seelen,

wenn sie ganz empfinden die Absicht des redlichen Dichters,
der, nach Ruhme nicht geizzig, nur die traurigen Folgen
des verwüstenden Krieges lebhaft zu schildern bemüht war;
der die sanfte Thräne diesem Gerichte der Völker
oft schon verweint' und ihre Quelle dem Auge der Brüder
im Gesange zu zeigen sich fühlbarsingend bestrebte.
Fühlet dies Schlagen des Herzens, welches Euch Feuer verkündet,
fühlet in ihm den Patriotismus, die Vaterlandstreue,
und die Liebe zur Tugend, mehr noch die Liebe der Brüder,
Ehrfurcht gegen die Gottheit, und der Wahrheit Beschüzzer;
endlich — sollt' ich dieses Eigendünkels mich schämen? —
Stolz aufs deutsche Geblüt, das in den Adern mir wallet,
Stolz, daß Sachsen mich zeugte, diese gesegnete Landschaft,
wo ihr Haupt die Weisheit immer höher erhebet,

welche der liebenswürdigste Fürst und Vater
beherrschet.
Ja, mein Churfürst und Landesvater ist
Friedrich August!
Völker! ich nenne mit Ehrfurcht diesen heiligen
Nahmen!
Möchte der Könige König Seinen blühenden
Szepter
ewig mit Weisheit und Seegen und dauernden Frieden umkränzen!
Aber es schweige mein Mund von Seiner Tugend zu rühmen,
daß nicht neidischer Argwohn mit dem niedrigen
Nahmen
eines stolzen Schmeichlers meine Gerechtigkeit
kränke.

Dank sey freundlichen Ohren, die meinem
Gesange sich weihten!
Dank Dir, Dichter und König, der Du mit
Adlerfluge
majestätisch einst sangest! Deine verewigten
Lieder
stimmten mich wieder zum höhern Fluge, wenn
kraftlos die Leier
aus den Händen mir sank, und, mattertönend,
verstimmt war.

Aber was sangst Du in gallischer Sprache? War Deutschland nicht würdig,
Deine Mutter, daß Du in ihrer erhabenen Sprache
Deine Lieder begannst? Zu groß ist Galliens Ehre!
Kannst Du gerechtem Neide, Friedrich, zu schweigen gebieten?

Und Verzeihung, Ihr Dichter, deutsche, gefällige Dichter!
Ja, Verzeihung, Ihr Freunde! Verzeihung, Beschüzzer der Künste!
Lächle mir freundlich entgegen, liebenswürdiger Anhalt!
Vater meiner Brüder, Augusts muthiger Sachsen!
dessen unschäzbare Gunst ich ewig denkend verehre,
dessen unsterblichen Namen mein Geist im Innersten träget,
Lächle, Huld! Vergebung mir, hätt' ich den Flug nicht erreichet!
Wendet das Ohr mit Nachsicht, Ihr Sänger! Die Lieder des Jünglings
wägt Gerechtigkeit nicht nach Sängern von männlichen Jahren.

Reiner singet der Mann! Ernster singet der Greis!
Und o hättet ihr, Saiten, lauschenden Ohren der Brüder
mit harmonischem Wohllaut würdige Töne gespielet,
hohem Kriegesgesange heilige Silbertöne!
Aber wie leicht ists dem Fittig zu schwanken, wenn er zu kühn fliegt!
Dir noch, süße Gefährdin, die du gesellig herabkamst
aus den Grenzen des Himmels, mich die Lieder zu lehren,
dir noch soll ich das Opfer des feurigsten Dankes entrichten.
Doch, wer wollte dir danken, die durch sich selber belohnt wird?
Aber ich flehe noch einmal deinen geheiligten Beystand
nur auf wenige Stunden, die rührenden Freuden zu singen,
welche nach vollendetem Kriegesgetümmel die Herzen
aller gefühlvollen Brüder sanft und schmeichelnd durchdringen.

Müde des liebloſen Streites beſchlieſſen endlich die Fürſten

ihren Hader, und ziehen die Hände vom blutigen Schwerdt ab.
Theuererkaufter Friede mit Strömen vom Blute der Jugend!
Jezzo tragen die schwarzen Gefährten des zornigen Krieges,
stolz auf ihre Ruinen, die sie zurükkelassen,
ihren Gebieter nun wieder ins unterirdische Dunkel,
wo die Engel des Todes in eherne Ketten ihn fesseln.
Die verderbliche Zwietracht, jene graue Gefährdin
unserer Erde, schon thätig im Augenblikke der Schöpfung,
sinkt überwunden in Ohnmacht. Stille Traktaten entscheiden,
was die Menge von Schlachten, Eroberungen, Scharmüzzeln,
nicht entschieden. Nun sinket auf die erhizten Armeeen
friedliche Still' und Erwartung. Es schweigen Kanonen und Röhre,
und der Säbel voll Scharten stekt durstig in seiner Scheide.
Völker hoffen — doch trozzet die Furcht noch immer der Hofnung.

Freuden und Klagen ſchweigen. Der ſeine Güter und Freunde
jüngſt verloren, vergißt auf Augenblikke den Jammer.

Und ſie ſchwebet hernieder, die längſterwartete Stunde!
zagloſe Hoffnung gebiehret die freudenvolle Gewisheit.
Sieh! Bellona bietet der heiligen Gottheit Minervens
bietet den Muſen mit überwundenem Stolze den Szepter.
Und den Grenzen des Himmels entſinkt mit ätheriſchem Lächeln
jauchzende Sterbliche freundlich begrüſſend, der göttliche Friede.

24.

Unsichtbar sinkt er, aber schnell empfinden die Völker seine wohlthätige Ankunft. Friede! Friede! größtes der Güter, das der Weltenvater den Sterblichen geben kann! Sey gegrüßt, Bruder der Engel! Wir schäzten dich nicht mehr, und du entwichst aus unsern Fluren. Aber wir haben deine Abwesenheit mit unaussprechlichen Schmerzen gefühlt, und — dich schäzzen gelernt. Jtz ist alles vergessen! In die Nacht der Vergangenheit sinke das Andenken an die gefühlten Leiden, und an den erfahrnen Verlust. Sieh, alles ist bereit, dich mit offnem Arm, mit Ehrfurcht, mit den sichtbarsten Beweisen des Entzükkens zu empfangen. Aber bist du auch da? wirklich da? Oder ists Täuschung? Vielleicht nur Waffenstillstand? Doch, wie kann ich noch zweifeln? Horch! schon tönt der verkündende Ruff des Herolds durch die von Menschengetümmel rauschende Straßen. Friede! rufft er, und dies einzige Wörtchen stürzt, läuft, dringt, dringt durch alle Nerven, durch mein ganzes Ich, bis ins innerste Pünktchen des Herzens, und schlägt mir da eine tiefe, tiefe Wunde, die mich aber nicht schmerzt, die mir wohlthut, in die ein

ganzes Meer von Seeligkeit ausgegossen zu seyn scheint. So dringt geheimnißvoller Bliz durch alle, auch die kleinsten Theilchen meines Körpers, und von mir durch an mich gekettete große Reihen von Menschen, wenn ich die elektrische Kugel mit der äuserſten Spizze meines Fingers berühre. Ich höre den Herold noch einmal, und nun ist mein Gefühl sanfter, ofner, es schließt sich dem ganzen Maaße von Entzükken auf, das über mich träufelt. Freude schwebt auf allen Gesichtern — doch nicht Freude, frohe Bestürzung. Wahr! wahr ist es! Der Friede ist da! Könige, fühltet ihr nur Einmal, so wie einer aus dem Volke, welche nahmlose Wonne dies wahre Gerücht des neuen Friedens über die Geschlechter ausgießt, o gewiß, ihr würdet all eure Kräfte anwenden, diesen Freudengeber nie wieder zu verdrängen, der, wenn er in seine Burg zurükkehrt, und einem mördrischen Tyrannen das Szepter giebt, stummen Schmerz, innre Angst, Muthlosigkeit, Verzweiflung, hinter sich zurükläßt. Könige, laßt eure Haare ums gesalbte Haupt wehen, nehmt den Bettlermantel um, und erforscht die Herzen mit stiller Beobachtung beym Anbruch des Kriegs und bey der Rükkehr des Friedens. Eure Brust wird beben. Ihr werdet eure Größe fühlen, aber auch eure Bürden; unermüdete Sorgfalt, Treue,

Völkerliebe werdet ihr dem schwören, der euch, Enkel Adams und unsre Brüder, Kronen gab. — Sonne, wie stralst du nun so majestätisch vergnügt! Mond, wie wandelt dein Schimmer so sanft und friedlich über das Land hin! Tag, wie bist du so fröhlich belebt! Nacht, wie bist du so schön, so still und sorglos! Sieh', o erste Nacht des wiederkehrenden Friedens, sanfte Schlummerkörner über mein Auge!

Die Feste heben an. Friedlicher Donner bebert von den Wällen herab durch die Lüfte. Feyerlich und betend empfangen die Sterblichen die hervorsteigende friedenverkündende Sonne. Izt ruffet das helle Geläute der harmonischen Glokken das Volk zum Hause des Herrn. Sieh'! es strömt herzu, dem Ruffe willig gehorsam, die Thore werden zu eng, die Posaune schallt, die Pauke rollt durchs Gewölbe, der Lobgesang hebt an. Gott! wie bist du so groß! Wer fühlt dich nicht tief in seiner Seele? Nicht Gewohnheit, nicht Lehre, nicht nur Religion, schon innres Gefühl, Natur lehrt dein Daseyn und deine Größe. Dich preißt die erhabne Unschuld, wenn fromme Einfalt dich schüchtern anbetet, und die Thorheit für dir zittert. — Der Gottesdienst ist vollendet. Aber er hebt in wenigen Stunden noch einmal

an, dem Kriegsgebieter zu danken. An der Tafel des Reichen blinken die Pokale mit dem Safte der Traube gefüllt. Eine Menge prächtiger Schüsseln prangen in bunten Reihen. Auch der Arme bietet all sein Vermögen auf, und ist bey seinem kleinen Braten, der nur selten auf seinem Tisch erscheint, oft zufriedner, fröhlicher, festlicher gesinnt, als der Mann, dessen Tafel Ueberfluß drükt. — Der Abend kommt. Schwarze Dämrung wandelt durch die Straßen, und umzieht die Häuser. Aber bald bricht ein Tag an, von Menschenhänden erschaffen, und verdrängt das Dunkel. Paläste scheinen mitten im Feuer zu stehen. Ueberall Erleuchtung, bunte sinnreiche Schriften, glühende Gemälde, grüne Wände, Pyramiden, Ehrenpforten, Säulen. Auch der Arme hat sein Lämpchen angezündet. Sieh, es deucht mir, daß es so hell leuchte, als der brennende Pallast. Auch der kleine Diamant blizt im fürstlichen Ringe. — Genug gestaunt und bewundert! Der Zug geht durchs Thor ins freye Feld. Hier steigt eingeschränktes Feuer gen Himmel — ein Knall, und die Luft hat es verschlungen! Auf ehrfurchtsvollen Altären schweben die Namen der Fürsten, und deiner, göttlicher Friede! in bunten Flammen,

Wie das glühende Rad Feuer um sich her sprüt! Es ist schwanger. Seht, jezt gebiehrt es. Die Frucht fleugt aufwärts. Aber die Luft tödtet ihr junges Leben. — Im Hinterhalte tönet Feldmusik mit fröhlichem Schall. Auch dies eilt zu Ende. Vollbracht ist der Tag. Wer wollte sie alle schildern, die mannigfaltigen Feste, die die Freud' uns eingiebt? Unglükseelige Witwen in der Trauer! weinende Aeltern, Kinder und Geschwister, nur euer Gesicht kann kein fröhliches Lächeln erheitern. Mit dem Blute eurer Geliebten wurden diese Feste erkauft. Euch würde Todtenstille und ein Thränenfest willkommner seyn, als dieses Geräusch. Aber Friede mit euch! Fasset den Trost der Vernunft und Religion, wenn die Natur erliegt. Verlangt nicht, daß einzelner Verlust die Freude ganzer Staaten hemmen soll, wenn der Gegenstand wirklich Freude verdient! — Noch einen Blik auf die Bewohner der Dörfer. Wenn der Glokkenschall sie in den Tempel rufft, da steht ihre minderjährige Jugend in geordneten Reihen. Kränze prangen auf den Häuptern der ernsten Knaben, Kränze auf den Häuptern und an den Aermen der stillern Mädchen. Fröhliche Mutterhände wanden diese Friedenskränze von den Blumen,

die das bunte Thal und das Ufer des Stromes gebahr. So wandeln diese Reihen zum Tempel. Ihr Gesang steigt gen Himmel, und das ländliche Chor stimmt die Saiten so rein, als es dasselbe vermag. Der übrige Tag verfließt in einfachen Freuden der Unschuld. Gegenseitige Erinnerungen der Erwachsnen und Greise an die überstandnen Leiden, und Jubel über die wiederhergestellte Ruhe, sind der einzige und der würdige Gegenstand großer Versammlungen. Selbst die Kinder mischen sich darein. Und so verflieſſet dieser festliche Tag. Weh euch! die ihr ihn im gewöhnlichen Unmuth, oder in der Sklaverey der Laster dahinstreichen ließt! Aber Seegen, der Unschuld und der reinen Freude! Süſſer Friede, wer wollte dich nicht jauchzend begrüſſen?

25.

„Und jedes Heer mit Sing und Sang,
„mit Paukkenſchlag, und Klang,
„geſchmükt mit grünen Räuſern
„zieht heim, zu ſeinen Häuſern.„

Sie zu ſehen ſtrömet das Volk mit Jauchzen entgegen,
fröhlicher als beym Ausmarſch, wo die Kriegsgefahr anhob
und die Heere nur eilten, ſich Preiß zu geben dem Tode.
Siehe, ſie ziehen daher in friedeverkündenden Reihen,
minder drükken die Laſten auf den tragenden Rükken,
frohe Beſtürzung leuchtet hervor aus jeglichem Auge.
Aber noch iſt das Schrekken der Schlachten auf ihren Geſichtern
langſamverlöſchend gemahlet. Noch ſchwebt es in bebenden Gliedern.
Doch es ſchwindet nunmehr, da Sohn und Vater ſich grüſſen,
Gattin und Gatte mit ſtummer Empfindung ſich zärtlich umarmen.

Ach! nur ihr ſucht fruchtlos unter den kommenden Reihen
eure Geliebten zu finden, denen die Sichel des Todes
in den würgenden Schlachten oder in kleinern Gefechten
unerbittlich ſie raubte; für euch iſt alles verloren,
Gruß und Kuß, wenn andre zu tauſend ſich jauchzend begrüſſen.
Jezzo verfließen die Tag' in glüklicher Widerkehr Freuden,
ſchauervolle Geſchichten werden in Meng' erzählet
und die nahen Gefahren den ſtaunenden Freunden verkündet.
Aber verſöhnt ſind alle mit jenem traurigen Schikſal
und vergeſſen die Leiden, da nur der kriegriſche Liebling
wieder in ihrem zärtlichen Arm iſt, dem Tod' entronnen.
Lieblicher deucht der Gattin des feurigen Mannes Umarmung,
der in donnernder Schlacht ſtand, aber das Leben davontrug,
Reizzender iſt den Freunden des muntern Helden Geſellſchaft,

der mit Blut und Staube bedekket, doch glüklich zurükkam.

Leichter schwebet nun wieder der Flegel dem fleißigen Landmann,
der die Körner versammelt, in seinen kräftigen Händen.

Freundlicher nimmt auf ihre Schultern die Dirne den Lastkorb.

Friedlicher weiden die Heerden im sichern Thale der Freude
vom Gesange der Hirten zum Wohlbehagen ermuntert.

Hofnungsvoller neugen sich reiche Gewende der Erndt' entgegen.

Freundlicher lächeln im Herbste die Früchte von Bäumen hernieder;
freundlicher winket am vollen Gelender die geilstige Traube.

Fröhlicher gehet dem Städtebewohner die Arbeit von Händen.

Weiser verrichten die Männer und mit kräftigerm Nachdruk,
die sich Aemtern weihten, ihre bestimmten Geschäfte.

Leichter und schneller fasset der Jüngling die Lehren der Weisheit.

Sanfter ruft die Religion im Tempel der Gottheit,
und mit heißern Gefühlen faßt sie der reinere Hörer.

Jauchzender hüpfen die Herzen der Menschen bey Freuden der Unschuld.
Jauchzender führet der liebende Jüngling die Dirne zum Altar.
Stiller schleicht der rauhe starrende Winter vorüber,
und in reinerer Wollust schwebet sein trauliches Gastmal.
Lieblicher sinket endlich der allesbelebende Frühling auf die Erde hernieder und füllt die Herzen mit Wonne.
Schöner ist alles; die ganze Natur; der lächelnde Himmel.
Majestätischer rollet in schwebenden Wolken der Donner.
Selbst die Leiden sind leichter von glüklichern Freunden getröstet.
Vater! höre das stammelnde Flehen deines Geliebten!
Laß den himmlischen Frieden nimmer der Erde entweichen.
Ewiger Urquell aller Bäche der menschlichen Freuden!
Liebender Vater und Schöpfer! o laß uns den seligen Frieden!
Und Ihr, Fürsten der Erde! heilige Väter der Völker!
gründet den glänzenden Thron auf Frieden, feindlich dem Blutdurst.

Höret mich, Völkerrichter, daß der Könige König
Euch erhöre, wenn [illegible]r für ihn Euch betend in
[illegible]and werft!
Wägt das Recht [illegible]d das Blut Euch liebender
Völker mit Zittern,
und, ists möglich, so krön' ein ewiger Friede die
Staaten
welche die Welt Euch vertraute mit Gottes ge-
heiligtem Beyfall,
daß noch Eure spätesten Enkel die Folgen genießen.
Seht! schon streket der lohnende Seraph den
heiligen Arm aus,
Euch im Nahmen der Gottheit für Eure Milde
zu segnen,
schon erhebt sich das Herz der Unterthanen zum
Himmel,
voll der redlichsten Demuth wirft sich das Knie
zur Erde,
Seegen und glükliche Tage für Euch hernieder
zu flehen.
Seht Ihr, ach! seht Ihr nicht, Fürsten! Freu-
denthränen des Volkes
lieber als Ströme von Blut, als Thränen des
nagenden Kummers?
Glänzend prangen in der Geschichte die Nahmen
der Helden,
aber noch glänzender rühmet den Fürsten die
Palme des Friedens!

Schlußode

an

Ihro Excellenz

Herrn

Generallieutenant und Reichsgraf

zu

Anhalt

voll

Ehrfurcht

gerichtet.

Es ſchwebt, vom falben Himmel her
die düſtre Mitternacht!
Noch iſt mein Geiſt vom Donner ſchwer,
und vom Gewühl der Schlacht.

Als ſtänd' ich, war mirs, im Geräuſch
des Stahls, der triefend raucht:
Ich ſah der Brüder ſterbend Fleiſch
in kochend Blut getaucht.

Mein Aug ward ſtarr und wild mein Blik,
es ſchwoll die deutſche Bruſt;
Mein Geiſt entwich — und kam zurük,
ſich kaum noch ſelbſt bewußt.

Es ſauſten Kugeln um mein Ohr,
der Säbel klirrt' um mich;
der Tod begann und brach hervor,
und Mann für Mann verblich.

Da zürnt' ich mit dem Knochenmann,
daß er so grausam war,
er aber sah mich höhnisch an,
und würgte durch die Schaar,

Und sprach: Was zauderst du noch hier?
Du sahst das Würgeschwerdt!
Ists nun genug? Ist, Jüngling! dir
nur Mitleidsthräne werth?

Liebst du nicht auch den hohen Muth
der Helden, nicht den Thron
der Tapferkeit, das Siegerblut,
den theuern Streiterlohn?

Da säuselte Calliope
vom Götterhimmel her,
und winkte mir, und führete
mich durch ein großes Heer.

Izt weilten wir. Ich stand und sah
der Deutschen größten Held
im dichten Feuer, fern und nah
in jeder That den Held.

Auch sah ich eine große Zahl
vom braven Streitern noch,
die tilgten mit dem Würgestahl
der Adeln Freyheit Joch.

Dann flog ich an der Göttin Hand
in hingefloßner Zeit
Gefield zurük, durch manches Land,
in Grenzen weit und breit,

Und sah der großen Helden viel,
durch tapfre That erhöht,
durch Demuth, menschliches Gefühl
und sanfte Majestät.

Da nährt' ich keine Klagen mehr,
voll hoher Siegeslust;
Nun schwellte Geiz nach Heldenehr
und Freyheit meine Brust.

Ich sagte meiner Göttin Dank.
Mein Geist kam stolz zurük,
vollendete den Schlachtgesang
mit heiterm Männerblik:

Sang noch der Menschlichkeit ein Lied;
des Friedens Freudenfest;
den Seegen, der den Ländern blüht,
wenn Gott uns Frieden läßt!

Dann warf ich meine Leier hin,
und schwebt' aufs neue nun
durch Martis Bildersäle hin,
wo große Thaten ruhn.

Da ſtandſt auf einmal, Anhalt! Du
für meinem Forſcherblik,
ſprachſt jenem matten Roſſe zu,
zogſt Pulver, und das Stük.

Ja, glaubt es, Brüder! Jüngſt war Krieg,
den Joſeph, Friedrich, und
mein Churfürſt führten — dieſen Krieg
verdrängt' ein heiliger Bund —.

Da zog an einem trüben Tag
wohl eine große Schaar
ein'n Weg, der voller Steine lag,
und rauh und felſigt war.

Der Sündflut gleich das Waſſer rann,
durchſchlämte Flur und Wald;
und überall befürchtet man
den Feind im Hinterhalt.

Es ſeufzte kraftlos Roß und Mann,
das Angeſicht voll Schweiß.
Der ehrnen Donner Vorgeſpann
ſank jetzunabend Haufenweis.

Da legt mein Anhalt Hand ans Werk,
der brave General,
und hilft dem Roß mit ädler Stärk
Kanon' und Wagen ziehn.

Und Belling hilft zur andern Hand,
— der Held ist nun bey Gott —
Was achten sie Geburt und Stand!
die That erhöht ihn noch.

Es staunte drob die ganze Schaar,
vergaß der eignen Last,
bewunderte das Heldenpaar,
begehrte keiner Rast,

Ermannte sich zu neuer Stärk,
von dieses Beyspiels Pracht
gerührt, beschleunigte das Werk —
und alles wich der Macht!

So, Anhalt! so gefällst Du mir,
und so der ganzen Welt!
Nachahmungseifer lohnet Dir
die sanfte That, o Held!

Tief in der Seel' ist mir Dein Bild,
und Tapferkeit, und Blut,
und ädle Thaten sanft und mild,
und Schwerdt, und Heldenmuth!

Auch ist mein Geist vom Donner schwer,
und vom Gewühl der Schlacht;
indes vom falben Himmel her
schwebt düstre Mitternacht.

Sie schwebe! denn es ist vollbracht
– mein Ehrfurchtsvolles Lied!
Doch, sinkt mein Aug auch in die Nacht,
so wacht mein Geist, und sieht

Im Traume, großer Anhalt! Dich,
geziert mit Palm' und Stahl;
voll Huld und Liebe gegen mich
Dich, Vater General!

Litt Germ. 524 c = 48748

Theodor

oder die

Rache des Schikſals.

Eine Geſchichte
zur Zeit der Klöſtereinziehung
in Oeſterreich.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
bey Johann Philipp Haug 1784.

Prolog

an

ein deutſches Mädchen.

„Ach! warum, o Freundin, ſinds nur Träume,
„wenn die Fantaſie mit eitler Schöpferkraft
„goldne Welten um uns her erſchaft?“
Unſre beſten Freuden gehn zu Ende;
unſerm Leben beut der Tod die Hände,
der ſchon manches Tauſend hingeraft.
Trunken von der Erdenwonne ſchwebt
unſer Geiſt in lauter Luſtgefilden,
läßt die Fantaſie ſich Schlöſſer bilden,
deren Giebel ſich gen Himmel hebt.

Sieh, der Jüngling und das Mädchen ſcherzet
manche Stund' im Roſenſchatten hin
keine Ahndung ferner Uebel ſchwärzet
ihren freyen, unbewölkten Sinn.
Aus des Lebens Freudenbecher trinket
jeder Erdenbürger Wolluſt ein,

wanket hin zum Saale, wo der Wein,
Freundschaft, Tanz, und Spiel, und Mädchen winket:
gleich als wäre für die Ewigkeit
diese täuschendsüsse Lust bereit.

Von dem Kinde bis zum grauen Greise,
von dem Thoren bis zum ernsten Weisen
wankt der Wunsch wie auf dem Spiegeleise,
will von Osten bis nach Westen reisen,
wird genährt, und steht doch nimmer still,
klagt, daß ihm nichts gelingen will,
und doch sieht er Glük in Strömen fliessen,
darf nur hingehn, nehmen und genüßen,
gehe, genüßt auch — wird doch niemals satt,
ob er Meere ausgeleeret hat.

Ach! es lauscht ein Feind im Hinterhalt,
der ein Recht hat über jung und alt,
seine Hände sind wie Eis so kalt,
ihn umgiebt die List und die Gewalt,
selbst der gröste Riese sinket bald,
wenn von seinem Mund ein Wörtchen schallt.

Blähet euch im Erdenglük, und wähnet
daß es dauern werde; wisset, kaum

habt

habt ihr euch an den Genuß gewöhnet,
iſts vorüber wie ein Morgentraum!

Ach! warum rauſcht Alles ſo vorüber? —
Möchts doch rauſchen, wärs nur Ewigkeit,
wärs nur nicht ein Sklav der Erdenzeit,
welche freundlich bald, und bald mit trüber
Stirne unſre Geiſteslaune ſtimmt
und ein Ende ſonder Freyheit nimmt.

Holdes Mädchen, mit den Feueraugen,
draus die bunten Stuzzer Liebe ſaugen,
draus auch ernſten Weiſen Liebe fließt,
ach! auch Deine Seelenvollen Augen
werden nicht mehr zu verwunden taugen,
wenn die Jugend Dir entflohen iſt.
Deine Miene voller Freundlichkeit
wird der mütterliche Ernſt erfüllen;
Deine Stirne ſich in Falten hüllen;
und Dein Roſenmund, zum Kuß geſchaffen,
wird dereinſt verblühen und erſchlaffen,
wenn Dich Klotho nun dem Alter weiht.
Und das Grübchen in den vollen Wangen
wird nicht zaubriſch mehr die Männer fangen;
und die blonden, weichen, langen Haare,
die um Deinen jungen Nakken wehn,
werden nach Verfluſſe kurzer Jahre

grau und einſam auf dem Scheitel ſtehn.
Und Dein Buſen, mit der Federkraft,
weiß wie Schnee, mit ſeeligem Entzükken
von dem luſtern Männerblik begaft,
wird ſich nicht mehr ſtolz und wallend blähen,
wird ins alte Nichts zurükkegehen,
und nicht mehr das Männerang' entzükken.
Jezo ſchwebſt Du noch im leichten Tanz
mit der Grazien und Nymphen Glanz,
ſchlank und feurig und mit ſchnellem Fuße;
Tanzer ſehnen ſich nach Deinem Arm,
drehn in Deinem Arm ſich müd' und warm,
freun ſich ob dem ſeeligen Genuße.
Kunftig wirſt Du müd' und langſam ſchleichen,
nicht mehr wiſſen, was der Tanz einſt war,
Athemlos noch kurzen Wegen keuchen,
und es wird der jungen Tänzer Schaar
unachtſam bey Dir vorüber gehen,
oder, daß Du da biſt, gar nicht ſehen. —
Ha! Du ſollſt auch nicht mehr mit dem Feuer
mich umarmen, das mir ſtets ſo theuer,
ſo erquikend war nach Müh und Laſt?
ſollſt nicht mehr mit jugendlichen Blikken
meine Bruſt, mein ganzes Ich entzükken?
nicht mehr küſſen, wie Du ſonſt geküſſet
haſt? —
Nein! Auch dieſe Wonne wird vergehn,

wenn

wenn um uns die Silberlocken wehn,
wenn wir näher an die Grube wanken.
Ach! und Gluks genug noch, sehen wir
Freundin, unsern Lebenswinter hier!
Genügsam wollen wir der Vorsicht danken,
läßt sie uns ein würdges Alter sehn!
Und dies Einzge wird gewiß geschehn,
legt der Tod nicht in dem Rosenjahre
eines von uns Beyden auf die Bahre!
Aber wie, o Freundin! soll Dein Herz
mit der Schönheit Ende auch veralten?
soll mit dem Gefühl für Lust und Scherz
Auch Gefühl für Edelmuth erkalten?
soll, wenn Dich die Jugend nicht mehr kennt,
man auch Deine Tugend nicht mehr kennen?
wenn im Busen nicht mehr Liebe brennt,
auch darum nicht mehr die Freundschaft brennen?
soll, wenn Dir die düstern Gräber winken,
auch Dein Geist in ewge Nacht hinsinken?
soll, wenn Gott wird rufen: Du mußt sterben!
auch mit Dir die schöne Seele sterben? —
Nein! — Dies Einzge ist kein Morgentraum!
Deine Seele, Kind, wird ewig leben,
ewig fühlen, lieben, denken, weben,
seys im kleinern oder gröſsern Raum!

Mag dann alles uns verloren gehen,
mag dann träumen, Freundin, wer da will;
unſern Blik ſoll niemand traurig ſehen;
und wir halten dem Verhängniß ſtill,
trinken aus dem Freudenbecher Luſt,
ſind der Unſchuld uns im Schmerz bewußt.
Traum iſt Erde, obs die Fantaſie verheele!
Aber wahre Freuden ſieht die ewge Seele!

An das Publikum.

Deutſchland wimmelt von Romanen und Geſchichten. Die Zimmer der Bücherverleiher werden zu enge, und die Bibliotheken der Damen und Schöngeiſter überſteigen weit die Bibliotheken der Gelehrten. Und dennoch iſt man unermüdet, dem leſenden Publikum neue Geſchichten und Romane zu liefern. Ich ſelbſt mache mich des Vorwurfs ſchuldig, Holz in einen Wald zu bringen, der ſchon ſo voll ſteht, daß es in ſeiner Mitte Nacht iſt. — Aber wie kann es anders ſeyn? Der thätige Geiſt mag ſich nicht gern immer wieder mit dem beſchäftigen, was er

ſchon

ſchon genüzt hat. Alles Irrdiſche bedarf Nahrung. Der Geiſt iſt irrdiſch, ſo lange er ans Sinnliche gekettet iſt. Er genüßt, und wird vollkommner. Er hungert, und wird mager. Iß dich acht Tage recht ſatt, hungre dann wieder acht Tage, es wird dir ſeyn, als hätteſt du vierzehn Tage nicht gegeſſen.— Schimpft alſo nicht, ernſte Philoſophen, daß die Lektüre mit ſo viel neuen Schriften bereichert wird. Bedenkt die Hunderttauſende, welche leſen, und die wenigen Augenblikke, die ſolch ein Buch den Leſer unterhält. Ihr ſagt: die Menge iſt zu groß, ſie überwiegt zu ſehr die Zahl der Schriften für nüzlichere Wiſſenſchaften! Soll ich das zugeben? Kaum! denn wehe uns! wenn wir in der Gelehrſamkeit ſolch eine zahlloſe Menge von Schriften hätten. Wir haben ihrer genug. Unſre Wißbegierde

kann

kann zur Gnüge befriediget werden. Vielleicht ſind wir gar ſchon zu reichlich verſorgt. Wenigſtens würd' es nicht ſo viel Hypotheſen, und auf einer andern Seite auch nicht ſo viel Nachbeter geben, wenn man den gelehrten Schreibereyen engere Grenzen ſezte. Hier iſt die delikateſte Auswahl nöthig, und wie ſchwer wird ſie nicht bey der groſſen Menge! Was hingegen die Bücher der ſchöngeiſteriſchen Lektüre betrift, ſo mag noch manches Tauſend erſcheinen, und ſie werden alle, wenn ſie ſich auch nur dem mittelmäßigen nahen, doch gewiß ihre Abſicht erfüllen, und zuweilen mehr Progreſſen machen, als die beſten Muſter. — Ihr lacht euch ins Fäuſtchen! Ihr denkt: der will ſich ein Wörtchen im Voraus reden, um ſich gelinde Richter zu erſchleichen! Möchtet euch wohl irren! Die Kunſtrichter ſind

mir

mir sehr gleichgültig. Warum? Weil sie fast alle partheiisch sind, oder wenigstens größtentheils nach ihrem Eigensinn urtheilen. Ich muß zwar gestehn, mit mir sind sie immer sehr billig umgegangen, und haben mir vielleicht oft einen Tadel geschenkt, den ich verdient hätte; aber ich halte das für nichts als für einen glüklichen Zufall, und bin daher ganz und gar nicht stolz darauf.

Noch ein paar Worte von diesem Buche. Es enthält Wahrheit. Wenigstens hat mir ein glaubwürdiger Mann die Geschichte unter den theuersten Versichrungen, daß sie wahr sey, erzählet. Nur hier und da bedurfte der Zusammenhang wenige kleine Zusäzze. — Schon dies könnte mir einige Entschuldigung seyn, daß ich die vollgedrängten Buchhändlerge-

wöl-

wölber durch dies Büchlein noch voller mache. Wahre Geschichten sind uns doch immer interessanter, als bloße Erfindung. Ueberdies darf ich mir schmeicheln, daß dieser Gegenstand die meisten meiner Leser unterhalten werde.

Der Prolog, der vorn an steht, bezieht sich in keinem Fall auf die Geschichte. Er ist nichts als ein Ausdruk meiner gewöhnlichen Empfindungen, und — ein freundschaftliches Monument für ein gutes Mädchen, die, still und demüthig und unschuldsvoll, von wenigen Edeln gekannt, sich der Tugend weiht, ihre Seele immer vollkommner macht, und, der Geselligkeit hold, ihren Freunden und Freundinnen ein liebenswürdiges Beyspiel ist. Es würde mir Ehre bringen, sie zu nennen, aber dies könnte, wenigstens auf ihrer

Seite,

Seite, bey liebloſen Richtern den Schein der Eitelkeit gewinnen. Ich verehre ſie, und ſie allein war vermögend, mich wieder mit dem weiblichen Geſchlecht auszuſöhnen, gegen das ich vielleicht einige Zeit wo nicht ungerecht, doch wenigſtens zu ſtrenge war.

Lebt wohl, meine Leſer und Leſerinnen! Laßt mich und dies Büchlein Eurer ſchäzbaren Gewogenheit empfohlen ſeyn.

G... im Jenner 1784.

Erſter Abſchnitt.

Eberhards, Theodors, und Wilhelminens Jugendjahre und erſte Liebe.

In dem Dorfe F... im ſächſiſchen Gebürge war ein Schulmeiſter, mit Namen Roſenbauer, ein Muſter aller Schulmeiſter, und das Orakel der ganzen Gegend. Er hatte ſtudirt, verſtand Mathematik und Aſtronomie, nach Belieben auch Aſtrognoſie und Chiromantie, und die Muſik freute ſich nicht minder, unter ſeiner Kultur zu ſtehen. Mit ſeiner weiblichen Hälfte hatt' er einen einzigen

Sohn gezeugt, ſeinen Stolz und ſeine Hofnung, aus deſſen Zügen und dem Geſtirnlauf zur Zeit ſeiner Geburt, er ſich große Dinge prognoſticirte. Er hieß mit ſeinem ganzen Namen, Karl Theodor Roſenbauer. Seine Aeltern nannten ihn Theodor, und das Dorf Schulmeiſters Detour. Dieſer Knabe war auch des großen Vertrauens, das man überall auf ihn ſezte, nicht unwerth, denn er zeigte wirklich einen ſo fähigen Kopf und ein ſo gutes Herz, daß man ſich mit Recht für die Zukunft viel von ihm verſprechen konnte. Sein Umgang waren nicht die Bauer- und Weberkinder, ſondern die Kinder des Amtmanns und des Pfarrers in dieſem Dorfe. Da ſein Herr Papa von ſeinen weitläuftigen Privat- und Civil-Geſchäften ohnmöglich ſo viel Zeit erübrigen konnte, ihn ſelbſt zu unterrichten, ſo vertraute er ihn dem Informator gedachter Kinder, der ihm als ein braver und geſchikter Mann bekannt war. Theodor bezeigte einen außerordentlichen Trieb zum

Studie-

Studieren, aber noch fast gröſser war sein Hang zum Militär. Sein Herz lachte ihm, wenn er einen Soldaten sahe, und alle seine Vergnügungen schränkten sich auf das Soldatenwesen ein. So wuchs er, in einer glüklichen Verfassung bis zum 14ten Jahre heran.

Hier eröfnet sich nun in seiner Geschichte ein neuer und wichtiger Zeitpunkt. Des Predigers älteste Tochter, ein Mädchen gleiches Alters mit ihm, schön und unschuldig, und der Mannbarkeit bereits sehr nahe, fühlt' etwas gegen unsern jungen Theodor, das ihre Gedanken, ihre Empfindungen, ihr ganzes Herz zu ihm hinriß. Nie hatte sie Romane gelesen, auch hatte sie selten etwas von Liebe gehört und gesehen, bis auf den zärtlichen Bauerntanz im Gerichte, und je zuweilen die Liebkosungen zwischen ihren Aeltern. Aber dies Gefühl kommt wohl von sich selbst ohne solche Vorbereitungen. Kurz: sie war gern in Theodors Gesellschaft, nur mit ihm ver-

gnügt, und ohne ihn traurig. In den Schulſtunden war ihre Aufmerkſamkeit gröſtentheils verſchwunden, ſie ſah nur Theodor, oder tiefdenkend für ſich hin. Theodor merkte nichts, denn was gieng ihm die Liebe an? Er lernte ſeine Lection, ſpielte ſein Clavier, ſeine Violine, ſeinen Fagott, exercirte und hielt ſeine Vogelflinte in beſtändigem guten Zuſtande. Aber Amor iſt ein häßlicher rachſüchtiger Bube, der wohl eine Weile den Ungehorſam mit anſieht, aber ihn hinterher deſto empfindlicher ſtraft. Wilhelmine, ſo hieß das Mädchen, ſeufzte nicht lange über fruchtloſe Liebe. Ein Zufall machte ihren Klagen ein Ende.

Es war Sommer, und der lieblichſte Abend ſank duftend auf die ſchweigende Flur. Schon lauſchte der ſilberne Mond am hohen Himmel, matt und demüthig, aber jeden Augenblik bereit, ſich in ſein glänzendes Gewand zu hüllen. Theodor wandelte im Hayne herum, beſchäf-

tigt

tigt mit ſeinen Schlingen und Sprenkeln, vergnügt und vielleicht eben in einer Seelenſtimmung, wo es dem Gott der Herzen leichter war, als ſonſt, auf ihn einen Angrif zu wagen. Wilhelminen reizte der prächtige Abend auch aus dem Zimmer. Sie wandelte tiefſinnig für ſich fort, und erreichte den nahliegenden Wald eh ſie ſichs verſah. Sie hörte ein Lokpfeifchen. Eine geheime Sympathie machte ſie neugierig. Sie gieng dem Schalle nach. Sie kletterte auf ein vor ihr liegendes Felsſtük, denn deren giebt es dort unzählige, und die Mädchen ſind, aus Gewohnheit, auf ſie zu klettern, ſo raſch als die Männer. Aber ſie wußte nicht, daß der liebenswürdige Lokvogel ihr ſo nahe und grade unter ihr war. Der Schalk ließ ſich weiter nicht merken, ohngeachtet er Wilhelminen ſogleich erkannte, und er fühlte eine ungewohnte Regung bey ſich, als er das Mädchen durch die breiten Felsrizen ſo über ſich hin klettern ſah. Sie ſtand, ſie ſah ſich um, und traurig,

nichts ausgespäht zu haben, kletterte sie wieder herunter. Theodor hatte nun kaum das Herz sich zu melden. Er blieb still stehen, und rührte sich nicht. Aber das Hündchen, das Wilhelmine bey sich hatte, fand seinen Gönner bald, bellte, freute sich, und reizte so das Mädchen heran. Eine allerliebste Scene, ein wahres Gemälde von Unschuld, Unentschlossenheit und Schamhaftigkeit. Sie wurden beyde roth, sagten sich stotternd etwas gleichgültiges, und schienen beyde sehr eilfertig. Doch blieben sie, aber voll Furcht. Daß doch auch die unschuldigste Liebe immer für der Dämmerung und dem Dunkel zittert! Indes tönte die Abendglokke von ihrem Kirchthurme und rief beyde in ihre Wohnungen. Ueberraschung giebt eben so oft Muth, als sie ihn nimmt. Theodor schlang seinen Arm um die Dirne, und eilte mit ihr durchs Gebüsch dem Dorfe zu. Als sie sich ihren Wohnungen näherten, wards dunkler in den Sträuchern am Strome, und ein Kuß, dies

Losungs-

Losungszeichen der ädeln und unädeln Liebe, war das erste Geschenk der Zärtlichkeit, das sie sich gaben. Erröthet trennten sie sich, jedes zu seinen Aeltern.

Von nun an war es wirkliche Liebe mit Bewußtseyn, was sie für einander fühlten, aber ein keusches Feuer, das bey seiner Entstehung jeden aufkeimenden Trieb nach geheimern Freuden für eine Todtsünde hält. Wohl allen Liebenden, wenn ihr Gefühl so lange in diesen Grenzen bleibt, bis das heilige Recht der Gesetze vertrautere Zärtlichkeit erlaubt macht! Diese folgende Nacht war für die jungen Leute eine Kette von reizenden Traumbildern. Bald umarmten sie sich, und die Sonne stieg herauf, sie freundlich zu beschämen. Bald hüllte der Wald ihre Liebkosungen in schattigte Dämmerung. Bald war die Laube im Blumengarten der Siz ihrer Freuden, bald saßen sie am rieselnden Bach, und spielten unschuldsvoll mit Vergißmein-

nicht und duftenden Rosen. Gebieterisch störte endlich der Morgen diese süsse Täuschungen, und rief sie an ihre Geschäfte. Nie flog Theodor eilfertiger und begieriger aufs Amthaus, noch nie kleidete Wilhelmine ihr kleineres Geschwister hurtiger an, um mit ihnen nach der Schule zu eilen. Diesmal waren die Bücher wohl nur gleichgültige Spielwerke, mit denen man tändelt, um etwas in Händen zu haben. Schamhafte und feurige Blikke begegneten abwechselnd einander; und selbst ihre angenehmsten Lehrstunden waren diesmal für sie ein leeres Geschäft.

Der Hofmeister bedurfte keiner großen Scharfsichtigkeit, um zu merken, was zwischen diesen zwey Leuten vorgieng. Seine Vernunft wollt' ihm wohl Anfangs rathen, den Keim bey seinem Hervorsprießen zu erstikken, aber Liebe für die jungen Leute, Kenntniß ihrer Unschuld und ihres guten Herzens, und endlich eine eigne geheime Sympathie mit ei-

nem

nem entfernten Mädchen, machten sein Herz fühllos gegen diese Rathschläge der kältern Vernunft. Von dieser Seite also hatten sie nichts zu befürchten.

Aber eine Liebe ohne Leiden und Verfolgung würde die erste von der Art seyn, und fast möchte man sie für ein Unding halten. Auch Theodor und Wilhelmine mußten dies früh genug erfahren. Eberhard, des Amtmanns ältester Sohn, ein Jüngling von 16 Jahren, hatte schon einige Zeit für das Mädchen im Stillen geglüht. Er war ein wildes Geschöpf, den rauschenden Freuden hold, von seinen Eltern verzärtelt und gewöhnt, sich nichts zu versagen. Das Haupt von der Dorfjugend, und zu jedem Unfug sich berechtigt glaubend, war er gewohnt, alles zu wollen, was seinen Sinnen schmeichelte, und alles zu erlangen, was er wollte. Mit den Ausschweifungen in der Liebe war er auch nicht mehr ganz unbekannt. Ich weiß selbst

nicht aus welchem Grunde er seine Neigung zu Wilhelminen bisher so geheim gehalten hatte. Die Ursache sey welche sie wolle, so fiel doch dies nunmehr weg, so bald er merkte, daß Theodor und Wilhelmine sich nicht gleichgültig waren. Sollte ein Schulmeisterſohn einem Amtmannſohne vorgreifen? Wer in aller Welt wird sich das gefallen lassen und dabey stillschweigen? So dachte Eberhard, und es entstand zugleich in seiner Seele eine unauslöschliche Feindseligkeit gegen seinen vormaligen Freund. Aber dies nicht allein. Er suchte ihn zu verhezzen, zu verkleinern und ihn selbst seinem eignen Vater verdächtig zu machen. Vorzüglich aber war es der Gegenstand aller seiner Feindseligkeiten, Wilhelminens Vater gegen den armen Theodor gleichgültig zu machen. Dies ward ihm sehr schwer. Denn wenn der Gutdenkende einmal eine gute Meynung von einem Menschen gefaßt hat, so läßt er sich in dieser Gesinnung Kleinigkeiten nicht irre machen. Theodor

stellte

ſtellte es auf mancherley Art an, richtete aber wenig aus, indem der alte Prieſter glaubte, ſie hätten etwa kleine Häkeleyen auf einander, in die er ſich nicht erſt miſchen wollte.

Die Liebenden litten unter dieſen Umſtänden ſehr viel, denn bald ſtörte die Furcht, von dem immer wachenden Verräther verrathen zu werden, bald Eberhards Zudringlichkeit und verſtellte Freundlichkeit, bald eine Familienwäſcherey ihre zärtlichen Freuden. Waren ihre Empfindungen im Anfange heilig und ſchwärmeriſch, ſo wurden ſie's jezt noch vielmehr, und vereinten zugleich damit die Traurigkeit und den Jammer Unglüklichliebender. Damals fieng ohnedies die Epoche an, wo man unvermerkt lehrte, daß es der ſüßeſte Märtyrertod ſey, aus bloßer Liebe zu ſterben; wo man die Empfindungen überſpannte, das Gefühl der Wolluſt verläugnete, welches doch mit der moraliſchen Liebe ſo genau, und kaum nicht immer verbunden iſt;

wo

wo man endlich die ſüße und der Fröhlichkeit geweihte Liebe in eine wehmüthige, ängſtliche, ſchwärmeriſche Traurigkeit verwandelte, die das Herz weichlich, den Geiſt unthätig, das Feuer der Jugend matt und halbverlöſchend machte. Was Wunder, wenn dieſe jungen Leute, deren Gefühle erſt in dem Zeitpuncte ihrer Bildung waren, bey ihrer traurigen Verfaſſung aus vollen Herzen in dieſen angegebenen Ton mit einſtimmten? Uebrigens aber hatte die gegenſeitige Neigung unter ihnen ihren gewöhnlichen und natürlichen Fortgang, denn nur einige Wochen nach der Scene am Fels war ihre Sympathie in die innigſte Liebe verwandelt. Verfolgungen ketten Liebende nur noch feſter an einander. So auch hier. Eberhards Bemühungen konnten vielleicht ihrer künftigen Vereinigung nachtheilig ſeyn; aber die Gefühle ihrer zärtlichen Herzen, konnten ſie nicht im mindeſten erſchüttern.

Zweyter Abschnitt.

Die zwey Jünglinge kommen auf die Schule.

So blieb die Verfassung, bis Eberhard 18 und Theodor 16 Jahr alt war, und die Zeit nun heran rükte, daß sie noch ein einziges Jahr auf eine benachbarte Schule und alsdann auf die Akademie gehen sollten. Die Väter vertrugen sich sehr gut, und sie wollten daher auch ihre Söhne gern beysammen wissen. Man traf die nöthigen Anstalten, übertrug die Jünglinge einem verständigen Freunde zur Aufsicht, und der Tag ihrer Abreise ward festgesezt. Vierzehn Tage vorher ließ man sie frey von allen Geschäften, und gab ihnen die Erlaubniß, sich nach ihrem Belieben ein anständiges Vergnügen zu machen. Theodor, der sonst so viel auf das Soldatenwesen hielt, bekümmerte sich jezt wenig darum, und der einzige Gegenstand seines Vergnügens war Wilhelmine. Jede Freude, die

er ihr zu machen im Stande war, jeder Gegenstand, der ihr Vergnügen verursachte, war sein Augenmerk, und das Ziel seiner Bemühungen. Aber diese Freude störte Eberhard nicht wenig, indem er aus doppelter Absicht, aus Eifersucht und Zärtlichkeit immer um das Pärchen war, und in ihre Gesellschaft sich aufdrang. Sie, die noch zu wenig Muth besaßen, und das Gewicht erwägten, welches gleichwohl der Amtmannsohn in ihrem Dorfe hatte, bequemten sich nach seiner Laune, und ertrugen es im Stillen, wenn er ihnen so manche gehoffte Wonnestunde vereitelte oder verbitterte. Noch etwas unterbrach ihre Heiterkeit, die nahe Trennung, der bittere schmerzvolle Abschied. Dachten sie daran, so verschwand all das Süße ihrer Umarmungen, und die mit dem Wachse des Mädchenbusens wachsende Liebe verwandelte sich in eine grenzenlose Wehmuth. —

Auch Eberhard war verdrüßlich und wild. Es war noch sein einziger Trost, daß Theo-

vor mit ihm fort mußte. Sie kommen, so dachte er, einander aus den Augen, und ich darf den fatalen Jungen doch wenigstens nicht allein bey ihr lassen. Inzwischen ließ er es seiner Seits auch an nichts fehlen, Wilhelminen zu zeigen, wie ungern er sich von ihr trennte. Er machte ihr kleine Geschenke, er hieng das Köpfchen gewaltig in ihrer Gegenwart, er fluchte auf das Schikſal, und verschwendete tausend Süßigkeiten, die ihn aber sehr schlecht kleideten.

Endlich brach der festgesezte Tag herein. Die Sonne stieg abschiedseyernd herauf, und schon spannte Töffel des Amtmanns rasche Schimmel an die Kalesche. Theodor und Wilhelmine hatten schon den Abend vorher zärtlichen Abschied von einander genommen, denn ihr Gefühl war äußerst traurig, und sie versparten seinen mächtigen Ausdruk nicht bis auf die lezten Augenblikke, wo ihn die gesehn hätten, die ihn nicht sehen sollten. Eberhards

hards Abſchied war ein Gewebe von Verdruß, Groll, und Wehmuth. Die Liebe, die man ſeinem Nebenbuhler bis auf den lezten Augenblik bewieß, die tiefe Wehmuth, die ein Kind an dem Mädchen entdekken konnte, die Unerſchrokkenheit und Unſchuld, mit der ihn Theodor anblikte, das alles zuſammengenommen erregte in ſeinem Buſen einen ſonderbaren Kontraſt von Empfindungen. Er war es überdrüſſig, er riß ſich los, nahm eilfertigen Abſchied, ſprang in den Wagen; Theodor ihm nach, der es im Einſteigen doch noch einmal wagte, ſeine Dulcinea zu küſſen — und pfeilſchnell rollte der Wagen die väterlichen Hügel vorüber. Hier waren hundert Plätze und Gegenden, wo Theodor mit ſeinem Mädchen tauſend Süßigkeiten der Liebe genoſſen hatte. Er ſah ſie noch einmal mit naſſen Augen an, und ſegnete die ſeligen Stunden. Die zwey jungen Leute mögen wohl eine ganz beſondre Reiſegeſellſchaft ausgemacht haben, denn es war Groll und Mißtrauen auf beyden

den Seinen. Sie sprachen fast gar nichts, außer was sie mußten. Indeß weinte die verlaßne Wilhelmine tausend Thränen um ihren verlornen Liebling, und es war ihr ein noch härterer Gedanke ihn in der Gesellschaft des feindseligen Eberhards zu wissen. Der Vater des Jünglings war ruhig, und gab diesen Tag und Nacht ganz besonders auf die Gestirne und andere weissagende Phänomene Achtung.

Die erste Ausflucht der beyden Ritter betrug nur 8 Meilen, wo eine Stadt war, die sie in ihre majestätische Ringmauern aufnahm. Hier war eine mittelmäßige Schule, von einem alten pedantischen Rektor, und von einem jungen süssen Konrektor beherrscht. Man nahm die Jünglinge hier mit Pomp und Vergnügen auf, und sie genossen den nehmlichen Vorzug, den Prinzen und Grafen auf Akademien genüßen. Der Konrektor war bey allem seinem süssen Wesen doch ein sehr ge-

schikter Mann, und dies war auch die Hauptursache, warum man sie dorthin geschikt hatte.

Bey der Erzählung von ihrem hiesigen Aufenthalte würd' es fast überflüßig seyn, sich lange zu verweilen. Ich sage also kürzlich, daß das hier festgesezte Jahr schnell vorüberfloß, ohne daß sich große Veränderungen ereignet hätten. Theodor und Wilhelmine konnten sich zuweilen schreiben, jedoch immer sehr von Zwange gefesselt, und mit dem ganzen Ausdruk ihrer zärtlichen Herzen. Nur zweymal hatten sie durch zufällige Bothen Gelegenheit, einander heimlich zu schreiben, und die ganze Fülle ihrer fortdauernden Liebe ausströmen zu lassen.

Dritter Abſchnitt.

Sie beſuchen ihre Aeltern und ziehen dann auf die Univerſität.

Endlich war das Jahr vorüber geeilt. Nunmehr wurden unſere Jünglinge Kandidaten der Akademie zu G... Ehe aber das große Geſchäft des akademiſchen Lebens unternommen wurde, war es ſehr billig, daß man vorhero noch einmal nach Hauſe reißte, um eine Probe abzulegen, daß man des bevorſtehenden akademiſchen Bürgerrechts werth ſey. Das war nun für Theodor und Wilhelminen eine herrliche Sache. Ihre Klagen verwandelten ſich in ſüſſe Bilder des Wiederſehens. Ihre Herzen ſchlugen ſich lauter entgegen, und — welch ein allgemeines Freudengeſchrey im ganzen Dorfe F... als die Jünglinge in den Amthof herein rollten! Alles drängte ſich, ſie zu ſehen. Geſchwiſter, Aeltern, Vettern und Muhmen lebten für Freude, und bewunderten den guten Wachsthum

ihrer Lieblinge. Ob ihre Seele, (oder weil man dies Wort heut zu Tage nun so gern weg haben will,) ob ihre Geisteskräfte zugenommen hatten, das interessirte sie so sehr nicht. Wilhelminens Empfindungen sind denen, die je liebten, bekannt, besser als ich sie ihnen sagen kann, und den Nichtliebenden sind sie gleichgültig; also nicht ein Wort davon.

Der Herr Ludimoderator war nie so fröhlich und aufgeräumt gewesen, als jezzo. Das dacht' er wohl, daß bis hieher alles sehr glüklich ablaufen würde. Auch in Zukunft werden ihn seine geheimnißvollen Ausrechnungen nicht betrügen. Schon sah er im Geist seinen Erben als ein großes Licht der Welt, das da leuchtet vom Aufgang bis zum Niedergang.

Diese Frühlingstage verflossen in dem Geräusch abwechselnder Freuden, die theis einfach und ländlich, theils gewählt und glänzend waren. Man gab Besuche in der Nachbarschaft, und nahm welche an. Aeltern und

Kinder

Kinder waren vergnügt. Das ganze Dorf vergaß seine Beschwerden, wenn es seine jungen Hofnungen anblikte. Ueberall hielt man den Amtmannsohn für den künftigen Bräutigam Wilhelminens, und den nothwendig ein klein bischen geringern Schulmeistersohn für den künftigen Ehegemahl der zweyten Pfarrtochter. Die guten Leute hatten wohl so etwas gemerkt, aber noch hatten sie nicht ganz die rechten Briefe gefunden.

Wie alles unvollkommen ist, alles ein Ende nimmt, so schwanden auch diese glüklichen Zeiten hurtig vorüber! Der Lenz ward wärmer, Pfingsten kam näher, und es ward nunmehro Zeit dem Musensizze zuzueilen. Dies wußten die Alten gar wohl, deswegen veranstalteten sie die Abreise, und versicherten ihren Kindern, daß es nun hohe Zeit wäre, ihre Kollegia anzufangen. Eberhard, der seine feindseligen Gesinnungen gegen Theodor fortgesezt hatte, war jedennoch diesmal mit Wil-

helminens Betragen zufriedner, als vormals. Diese erzeigte sich ihm aus Klugheit gefälliger, denn sie erlangte dadurch öfterer einige ruhige Augenblikke mit Theodor. Allein dies verursachte zugleich, daß er auch diesmal mit schwererm Herzen F... verließ. Und welcher Ausdruk würde lebhaft genug seyn, den Schmerz der Liebenden zu schildern? Ueberhaupt war die Trennung von allen Seiten bitter. Jedoch das Schikſal winkte, und diesem Winke müssen wir gehorchen. Töffel mußte noch einmal vorspannen. Die Jünglinge rollten fort, und langten nach einigen Tagen glüklich und wohlbehalten in G... an.

Wer noch nicht von seinem Dorfe weg kam, oder noch nichts als eine kleine armseelige Stadt sah, dem zeigt sich G... in seiner ganzen Pracht. Jedes jener leichtgebauten und luftigen Häuser, die man zum Theil mit einem Finger umstossen könnte, scheint ein für die Ewigkeit erbauter Pallast zu seyn. Die

engen

engen Straßen gewinnen wegen der Höhe der Gebäude ein majestätisches Ansehen. Die Alleen, die ringsum den Wall einschlüssen, sind wirklich ein Zusammenfluß von Natur und Kunst, die für jeden Fremdling viel reizendes haben müssen. Auch fanden sie die freyen weiten Plätze in der Vorstadt ausnehmend schön. Ueberhaupt war der Begriff, den sich unsre jungen Leute nach dem Aeußerlichen von G... machten, sehr erhaben. Wohl ihnen, wenn sie bey den Gedanken geblieben sind, und eine Stadt nicht genau kennen gelernt haben, die, um sie wirklich schön und angenehm zu finden, einen besondern Geschmak und einen tausendfarbigten Karakter erfordert.

Auf Befehl der Eltern bezogen sie beyde Ein Zimmer. Aber Theodor sollte sich dem geistlichen Stande weihen, da hingegen Eberhard allerdings die Rechte studirte. Da sie mit ihren Bestimmungen zufrieden waren,

wie sie ihre Väter ihnen festsezten, so dachten sie auch weiter an nichts, sondern fingen an, die Vorlesungen in ihren Wissenschaften zu besuchen. Jezt war ein Zeitpunkt, wo sie sich ziemlich gut mit einander vertrugen, denn, überall fremd, hielten sie sich furchtsam fest an einander. Aber diese Eintracht verschwand nach und nach wieder, je bekannter sie in dem Ort ihres jezigen Aufenthalts wurden. Auch konnte Eberhard viel Aufwand machen, denn die Aemter sind einträglich, wer sie nur zu benuzzen weiß; da hingegen Theodor sehr eingeschränkt leben mußte, denn wie viel kann wohl ein Dorfschulmeister seinem studirenden Sohne geben? Dies war ein neuer Bewegungsgrund, daß die beyden Jünglinge immer fremder gegen einander wurden, denn ihre Gesellschaften, ihre Vergnügungen, waren sehr verschieden, vorausgesezt, daß auch ihre Wissenschaften sehr von einander abwichen.

Vierter Abſchnitt.

Welchen der Leſer nach ſeinem Belieben leſen oder überſchlagen kann.

Statt der Erzählung von ihrem hieſigen Aufenthalte, von ihren Vergnügungen, von ihrem Umgange, von alle dem endlich, was auf die Geſchichte ihres Herzens einigen Einfluß haben konnte, will ich einige Züge von der daſigen Denkungs- und Lebensart im Allgemeinen entwerfen; und nach Maaßgabe deſſen wird es ſich leicht beſtimmen laſſen, welchen Eindruk alles dies auf die Herzen unſerer Jünglinge gemacht hat Ich rede aber allgemein, und verbitte höflichſt alle Anwendungen, denen ich, leider! ſchon ſo oft ausgeſezt geweſen bin. Auch ſoll mein Urtheil nichts weniger als entſcheidend ſeyn, ſondern nur ein kleiner Verſuch, für mich, und für die, welche ſich für meine Meynung erklären wollen. G... würde, wenn ichs mit etwas individuellen vergleichen ſoll, meines Erach-

tens am ſchiklichſten mit einem indianiſchen Sommervogel verglichen werden können. In jeder Kleinigkeit tauſend Geſtalten, und jede Geſtalt ſonderbar! Ein Gewebe von Stolz und tiefer Herablaſſung, Keuſchheit und Wolluſt, Frömmigkeit und Spötterey, Enthuſiasmus und Leichtſinn, Muth und Furchtſamkeit, endlich von ſorgſamer Redlichkeit und Gleichgültigkeit gegen Freunde! Lauter entgegengeſezte Dinge, aber hier vereinigt! So fabelhaft dieſes klingt, ſo wahr iſt es doch. Und es iſt nicht allemal Verſtellung, ſondern ſehr oft wirkliche Verſchiedenheit in dem Karakter der Einwohner, am Ende einer Stunde das zu verachten, was ſie bey ihrem Anfange ſchäzten. So auch umgekehrt. Um aber alle dieſe Ideen in ein einziges Wort zuſammen zu faſſen, ſo will ich ſagen: die Einwohner ſind äußerſt veränderlich.

Laßt uns bey den Kleidermoden anfangen. Ich getraue mir zu behaupten, daß es hier

gar

gar keine beſtimmte Moden giebt, ohngeachtet man, beſonders das ſchöne Geſchlecht, Tag und Nacht darauf bedacht iſt, den Ton einer neuen Mode anzugeben. Man wird mir vielleicht einwenden, daß in unſern jezigen Zeiten, wo der Luxus ein allgemeiner Abgott iſt, die Moden überall ſehr mannigfaltig und von kurzer Dauer ſind. Wohl wahr, aber doch geht in dieſem Falle G... den meiſten Städten weit voran, und dies iſt um ſo viel wunderbarer, da es wirklich klein und ſo voll Menſchen nicht iſt, als Fremdlinge vielleicht glauben. Auch giebt es in andern großen Städten gemeiniglich einen Hauptton, nach welchem ſich die verſchiednen Stände richten. Aber hier geht man jeden Augenblik anders, warum? weil man alle Augenblikke einen andern Geſchmak hat, und weil man im ganzen Ernſt eine Ehre darin ſucht, recht veränderlich zu ſcheinen.

Nun zu den Vergnügungen. Einige Wochen liebt man den Tanz bis zur Ausſchweifung.

fung. Fragt jene Dame oder jenen jungen Herrn nach einiger Zeit, ob er noch gern tanzt? Er hat es in allen Adern satt; aber nun sezt ihn die Komödie oder die Oper in Entzükken. Fragt ihn wieder, und ich wette, er findet kein Vergnügen so elend, als das im Schauspielhause, aber nun glüht er, wie es scheint, auf ewig, fürs Konzert. So geht es immer. Selbst der Mittelstand und sogar der Pöbel ist also gesinnt. Unnachahmlich feurig gegen eine Sache, und bald darauf ganz fühllos gegen dieselbe.

Hieraus folgt nun ganz natürlich, daß ihnen der Uebergang von der Fröhlichkeit zur Traurigkeit gar nicht schwer wird. Von einer Lustbarkeit weggehn, und an das Sterbebette des Freundes eilen, dann allenfalls wieder zur Lustbarkeit gehen, unter dem Vorwande der nöthigen Zerstreuung, das ist hier nicht sogar selten, und unterbleibt es ja, so geschieht es gemeiniglich nur um des Urtheils

der

der Leute willen. Das Urtheil der Leute ist überhaupt die gröſste Richtschnur ihrer Handlungen. Daraus folgt, wie ungerecht man ist. Man ist gewohnt, das andern zu verargen, was man doch selbst thut. Man weiß, wie man handeln soll, und richtet sich doch nicht darnach. Aber dies ist überhaupt ein allgemeiner Fehler der Menschheit. — Ich habe oft bekannte Personen gesehen, die jezt zu Gevattern standen, alsdenn mit einem ziemlich nahen Verwandten zu Grabe fuhren, und endlich Abends zum Pikik und Ball giengen.

Nicht minder veränderlich ist man in der Wahl der Spaziergänge. Nun ist es zwar gewiß, daß jeder Mensch mit seinen Spaziergängen abwechseln wird, um immer einen andern Gegenstand des Vergnügens zu haben, und die Schönheiten dieses oder jenes angenehmen Ortes deſto reizender zu finden, wenn man sie seltner hat. Allein hier ist die Ursache ganz eine andre. Es entsteht, wenn man

einen

einen in jedem Betracht angenehmen Spaziergang einigemal genoſſen hat, eine Art von Ekel davor, und geht man ja noch hin, ſo geſchiehts aus Mangel eines andern, weil hier wenige ſind, aber nicht mit den geringſten theilnehmenden Empfindungen. Der L... könnte hier vielleicht bey einem Theil der Einwohner eine Art von Ausnahme machen, wenigſtens eine längere Zeit auf die Sinne wirken.

Die gottesdienſtlichen Handlungen ſieht man hier für ein nothwendiges Geſchäft an, wozu uns nicht jenes ſchmeichelhafte Gefühl für die Religion, ſondern die kirchliche Verfaſſung und auf einer andern Seite der gute Name verbindet. Oft liegt auch bey jungen Leuten noch ein kleiner Nebenumſtand zum Grunde. Wir gehen zur Kirche um zu ſehen und geſehen zu werden. Es iſt gewiß, daß der liebenswürdige R... durch ſeine Vorzüge den gröſten Theil ſeiner Zuhörer an ſich lokt. Aber es giebt doch auch viele, vom Helden- und

Amo-

Amazonen-Geſchlecht, die, bunt und glänzend wie Puzdokken, von wohlriechenden Oelen umduftet, nur dorthin gehen, um bey dem hellen Lichte des Bethhauſes ſich ihren Dulcineen oder Donquixotten zu zeigen. So iſt es auch in den übrigen Kirchen, jedoch nicht ſo in Menge. Dieſe heilige Oerter ſind die Sammelplätze von Thorheiten. Gewäſch, Liebäugeln, Herumgaffen, Schlafen, — zwar allgemeine Entweihungen der Gotteshäuſer, aber nirgends mehr als hier. An andern Orten geht man lieber gar nicht in die Kirche, und das iſt allemal beſſer, als wenn man nur geht, damit die Leute ſehen, daß man da iſt, oder damit man einen Zeitvertreib habe, der ſich doch wahrlich nicht an einen Ort hinſchikt, wo ſich Tugendhafte zu einem gemeinſchaftlichen Gebet, oder Lobe der Gottheit verſammeln ſollen. Oft hab' ich noch bemerkt, daß viele nur deswegen zu R... laufen, weil alle Menſchen von guten Geſchmak ihn gerne hören. Sie wollen alsdenn auch unter dieſe

Klaſſe

Klasse gehören. Sie loben den würdigen Mann, wissen aber oft nicht, worin eigentlich seine Vorzüge bestehen. — Der Fremdling, der alle diese Verschiedenheiten nicht mit einemmal übersehen kann, sollte wohl drauf schwören, daß man an keinem Orte mehr auf gemeinschaftlichen Gottesdienst hielte, als in dieser Stadt.

Der Tod unserer Verwandten, Freunde, oder andrer allgemein beliebter guter Menschen ist uns hier eine fatale Scene. Wir möchten gern mit dem Verhängniß zanken und hadern. Weil aber das nicht angeht, so wissen wir ihm zu trozzen und seine Unerbittlichkeit zu verachten. Wir vergessen den Freund, und sind in kurzem fröhlicher als vorhin. So lange der Freund noch krank ist, ohngeachtet sehr gefährlich und nahe dem Tode, so schöpfen wir noch Hofnung aus dem nie versiegenden Quell unsrer Wünsche. Wir mögen gar nicht erst daran denken, daß er sterben wird.

Und

Und ſtirbt er, dann überraſchts uns, ob wirs gleich längſt hätten vorherſehen können. Wir taumeln herum, und zürnen und weinen — trocknen ſchnell wieder unſre Thränen, und vergeſſen den Verluſt auf ewig. Oft ſind wir bey einem Todesfall nur deßwegen traurig, weil nun dieſer Menſch unſern Vergnügungen nicht mehr beywohnen, und ſie durch ſeine Gegenwart um einige Grade erhöhen kann, oder weil ein unkenntlicher Genius uns bey dieſer Gelegenheit ins Ohr flüſtert, daß auch unſere Maſchine ſehr ſchnell ihre Triebfeder verliehren, und zu handeln aufhören kann. —

Vor einiger Zeit ſtarb ein junger, dem Staate ſehr brauchbarer Mann. Er war allgemein geſchäzt, geliebt, bewundert. Sein Tod war allen ein Räthſel, eine betäubende Ueberraſchung. In wenigen Wochen war er ganz vergeſſen. Die wichtigſten Urſachen, warum ich ihn habe bedauern hören, waren

erstlich die:. weil man in Gesellschaften und bey Bällen nun keinen so launigten und lebhaften Mann mehr fand, als er war; und dann zweitens: weil er einen niedlichen Roman schrieb, und man sich für die Zukunft ähnliche schöne Produkte von ihm versprach, die nun mit ihm in die Nacht sanken. — Warum bedauerte man nur den minder wichtigen Verlust, und nicht zugleich seine grössern Vorzüge? Weil solche Dinge heut zu Tage unserm Herzen am wichtigsten sind.

Vor wenig Wochen starb ein junges Mädchen, schön und gesellig, und dem Karakter nach vielleicht die Krone aller Mädchen ihres Orts. Drey Monate quälte sie sich auf dem Krankenbette mit Schmerzen, und mit einer Geduld, die mir Ehrfurcht und Bewundrung einflößte. Ich hörte während ihrer Krankheit verschiedene junge Herren und Mädchen klagen, daß sie nicht mehr bey einer gewissen Gesellschaft seyn könnte, bey der sie sonst

immer

immer gewesen war. Also am mehrsten deßwegen zu beklagen? Sie ward immer kränker, jeder vernünftige Arzt mußt' ihr das Todesurtheil sprechen, — sie starb endlich — und alles zürnte, und alles klagte. Von ihrer Leiche giengen Freundinnen auf den Christmarkt, und waren so heiter, wie all die hellbrennenden Lichterchen. Zu ihrem Grabe begleiteten sie wenige, auser denen in den Trauerwägen, denn es war kalt, und wer kann so auf dem Kirchhofe erfrieren? wir werden die Kälte Abends beym Schlittenfahren noch genug empfinden. Man nehme hier dazu, daß sonst den Leichen, Leute zu hunderten nachlaufen. Ich stand tiefsinnig am Grabe, und meine Empfindungen flogen von einem Pole zum andern. — Jezt ist sie längst vergessen, und nur ihre nächsten Verwandten mögen ihr noch eine stille Zähre weinen. Und wer könnte auch ein längeres Andenken verlangen? Ists doch seit ihrem Begräbniß heute schon der vierzehnte Tag!

Genug von allem diesen. Es sind so nur Fragmente, und es soll auch weiter nichts seyn. Man erlaube mir iezt noch ein paar Worte über verschiedne einzelne Karakterzüge, welche den Einwohnern sehr oft, aber vermöge ihrer schon erwähnten Veränderlichkeit wirklich nicht immer eigen sind, sondern nach Maaßgabe der Zeit und der Umstände. Stolz, Eitelkeit, Wollust, Leichtsinn! Eine fortlaufende Kette, die sehr oft beysammen, oft in getrennten und einzelnen Gliedern gefunden wird. Man hat es hier mit allen kleinen Städten gemein, daß man jeden Menschen, mit dem man nur eine Stunde in Gesellschaft seyn, oder sich ein paar Minuten unterhalten soll, genau kennen muß. Daß er ja nicht ein zu grosses Stük unter dem Stande sey! Man ist überhaupt allzudelikat in der Wahl der Gesellschaften, nicht in Ansehung der wahren Vorzüge eines Gesellschafters, sondern in Ansehung seines Standes, seiner Kleidung, seines Vermögens, seiner

Galan-

Galanterieen, vielleicht auch, aber seltner, feiner Bildung. Stand öfnet ihm jede Thüre, weniger die gespikte Börse, weil G... im ganzen genommen, selbst sehr reich ist. Nicht mindern Werth giebt ihm Galanterie, das heißt, eine Fähigkeit, sich mit einem gewissen Grade von Unverschämtheit in alles zu mischen, sich selbst herauszustreichen, den Umständen gemäß zu kriechen oder zu prahlen, den Damen Schmeicheleyen zu sagen, verschwiegen zu seyn, und Liebesavantüren zu unterhalten. Noch vor kurzem gab auch schöne Kleidung einiges Gewicht. Dies fällt aber iezt weg, seit der Handwerkspursche seinen Rok bordirt, und das Bekker- und Schneidermädchen in gräflichem Puzze durch die tanzende Reihe schwebt. Bald werden überhaupt alle Zeichen des Standes wegfallen. Schneider fahren in Karossen, hinten auf einen Lohnbedienten. Mädchen, die die Mutter früh anhält, das Zimmer auszukehren, werden Nachmittags in der Sänfte ge-

tragen. Die Handwerksfrau trägt unter der Enveloppe und den Poschen ein Kälberviertel. Und Kaufmannsdiener spielen die Rolle der groſſen Geiſter.

Der Luxus iſt aufs höchſte geſtiegen. Lieber gehungert und gefroren, lieber Kartoffeln geſprißt, als ſich das Vergnügen verſagt, ein ſeidnes Kleid ſtatt einem zeugnen, einen Florputz ſtatt einen ſchlechtern zu tragen! Lieber am Ende mit Schimpf und Schande entwiſcht, als geſtikte Weſten, vergängliche Zeuge und Galanteriewaaren, als Schlittenfarth, Ball, Konzert und dergleichen entbehren! Schon Kinder von vier Jahren kennen die Moden, und greiffen nach dem, was ſonſt Kinder gleichgültig anſehen. Man iſt hier mehr als an andern Orten gezwungen, ſich den Geſezzen des Luxus zu unterwerfen, weil man mehr bemerkt und klein, ſtädtiſch beurtheilt wird, jedoch mit dem Unterſchiede, daß man an kleinen Orten die

Pracht

Pracht tadelt, ſie aber hier als ein Opfer verlangt.

Die Wolluſt ſchlägt hier einen ganz beſondern Weg ein. Sie verbirgt ſich unter die Maske der Tugend und Scheinheiligkeit. Nichts wird ſo geheimnißvoll verehrt, als die Liebe. Selbſt das zärtlichſte Mädchen, die ſogar in der Kirche tauſend erobernde Blikke verſchwendet, giebt euch einen verächtlichen und wirklich zornigen Blick, wenn ihr ſie küſſen, oder an ihrem Halstuche tändeln wollt. Löſcht einmal das Licht aus, und es werden ſich in der Gegend ihres Buſens drey bis vier Stuzzerhände begegnen. Sie ſchweigt wie ein Lamm, ſchweigt vielleicht bey noch zärtlichern Verirrungen. Ein öffentlicher Tanzſaal giebt im vornehmern und geringern Stande den Männern viele Gewalt und Rechte über die Herzen der Weiber. Biſt du ferner nur kühn, und niemals furchtſam, machſt du dir nur immer die

rechten Zeitpunkte zu nuze, du wirst gewiß nie über Mangel an Gunstbezeugungen von Damen zu klagen Ursache haben. Die Weiber sind dir günstiger als die Mädchen, wenn du mit Tändeleyen nicht zufrieden seyn kannst. Von ihnen darfst du nicht so enge Gränzen des Wohlstandes, nicht ein so zartes Gewissen fürchten. Wenigstens haben mich verschiedne meiner Bekannten versichert, daß dies hier grammatikalische Regel sey. Doch, auch die Mädchen sind nicht grausam, nur ersiehe deine Zeit. Der Tanz und die Dunkelheit sind dir freundlich, auch die verschwiegnen Hekken des Gebüsches, aber sey ja bescheiden in der glänzenden Gesellschaft, und wenn dich die helle Sonne bescheint. Noch eins: Bist du von einigem Stande, oder hast einiges Vermögen, so schmeichelt sich ein Mädchen, die etwas geringer ist als du, gleich mit der Hofnung, deine Frau zu werden. Jede Kleinigkeit, die du ihr giebst, jedes unbedeutende Wort der Zärtlichkeit wird

ihr

ihr wichtig, und du darfst ihr nur den vierten Theil des kleinen Fingers geben, sie nimmt sogleich die ganze Hand. Heurathest du alsdenn eine andere, gewiß du wirst von ihr und ihrer ganzen Familie aufs grausamste angefeindet und verläumdet.

Der Leichtsinn vollendet alles, was noch hier und da einigen Einhalt sieht. Wenn wir einmal grade recht begierig sind, auf dem Eise zu fahren, so scheuen wir die wütende Kälte nicht; wir fahren, sollten wir auch todt vom Stuhlschlitten gehoben werden. Das ist nicht eine gewisse männliche Unerschrokkenheit, sondern weil wir unsre Begierden nach einem Vergnügen schlechterdings nicht im Zaume halten können, und weil wir immer denken: es wird wohl gehn! Wir verschwenden den lezten Thaler, wenn wir gleich zuverlässig wissen, daß wir morgen hungern müssen. Wir hören den Prediger mit Enthusiasmus, geben ihm grösstentheils Recht,

es fällt uns aber niemals ein, seinem Rathe zu folgen. Wir helfen unsers Nachbars Hauß löschen, waren sehr erschrokken, und doch gehen wir nicht im mindesten behutsamer mit Licht und Feuer um. Wir tanzen und springen, stürmen mit hizzigen Speisen und Getränken in uns, wenn gleich die Hektik bereits in unsern Organen wühlt. Wenn wir gleich hundertmal betrogen worden sind, wir wagen es doch noch einmal, und trösten uns, daß wir ja auch wieder betrügen können. Alles wird uns leichte, nichts macht uns grossen Kummer, auser was Puz und Lustbarkeiten betrift; bis zu einem gewissen Zeitpunkte, wo sich unser ganzer Karakter ändert, nicht gut wird, nein, nur eine andre Gestalt annimmt, und in ein andres Extrem fällt, das nicht minder schädlichen Einfluß auf unser Herz hat.

Es sey genug! Feindet mich immer an; aber ich bin versichert, daß mich die Erfahrung

rung rechtfertigen wird, wenn ihr euch nur die Mühe geben wollt, alles ſelbſt zu unterſuchen. Der Unwille iſt mir gleichgültig, denn er ſezt Perſonen voraus, die ſich getroffen finden, und ſolcher ihr Verdruß kann meiner Offenherzigkeit keinen Einhalt thun. Die, welche ſich frey von dergleichen Vorwürfen fühlen, werden mich nicht haſſen, und an deren Gewogenheit iſt mir mehr gelegen. Und ſollte ja hier und da iemand ſeyn, der, wirklich gut, nur aus Patriotismus für ſeine Mitbürger und Mitbürgerinnen mit mir zürnte, ſo kann ich mir nicht helfen, und muß auch dieſen auf eigne Erfahrung und Unterſuchung verweiſen. Ueber dieſes hab ich ganz allgemein geſprochen, nicht ein Wort von einzeln Perſonen geſagt. Mit den ſpeciellen Schilderungen werde ich mich eben ſo wenig einlaſſen, wie etwa ein Jacobſen in Berlin that, denn erſtlich würde das ein eignes groſſes Buch ausmachen, und zweytens, glaub ich nicht, daß die Pflicht der Geſellig-

keit

keit einem Privatmanne, oder, beſſer geſagt, einem einzelnen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft, dieſe Freyheit erlaubet. Nicht minder wird man mir zutrauen, daß ich Vorzüge zu ſchäzzen weiß. Es bedarf keiner Erwähnung erſt, daß es unter ſo viel tauſend Menſchen eine Menge braver, guter, und ehrwürdiger Perſonen geben wird, die meine Feder nie mit einem Tadel berühren kann und ſoll. Ich ſelbſt kenne dergleichen Perſonen, deren Karakter weit über mein Urtheil erhaben iſt. Dieſer Perſonen Gerechtigkeit und Verſtand, mögen ſie doch männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn, iſt mir Bürge, daß ſie meine Anmerkungen nur dahin rechnen werden, wo ſie hingehören. Ihr Beyſpiel ſey mir ſelbſt belehrend, und die Vorſicht belohne ihre Herzensgüte mit dem Maaſſe der Freuden, das ſie ſo ſehr verdienen.

Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Fernerer Aufenthalt auf der Universität.

Ich gehe zurük auf Theodor und Eberhard. Ihr seht leicht, meine Freunde, daß sie hier einen Ort fanden, der jungen Leuten in mancherley Betracht gefährlich werden kann. Jedoch traf diese Gefahr den Eberhard am meisten, der immer Geld genug hatte, um sich nichts versagen zu dürfen. Da hingegen Theodor entweder zu Hause bleiben, oder seine Gesellschaften und Vergnügen nach Maaßgabe seines Beutels bestimmen mußte. Hierdurch geschah es nun aber auch, daß Theodor viel, Eberhard wenig lernte, denn viel Gesellschaften und sogenannte Zerstreuungen sind jungen Leuten auf Akademien fast immer unersezliche Zeitdiebe. Ein Abend verfließt nach dem andern, unter mancherley abwechselnden Vergnügungen. Der Morgen bedarf alsdenn längere Ruhe. Der Geist ist fast

immer

immer voll von diesen schmeichelhaften Zeitvertreiben, und dann bleiben nur sehr wenige Stunden unsern ernstern und wichtigern Geschäften geweiht. Man kann jedoch aus meiner übrigen schon geäuserten Denkungsart wissen, daß ich deßwegen in dem jungen Studierenden nicht etwa gern einen Pedanten oder einen hypochondrischen ungeselligen Grillenfänger sehe. Das wär ein zweytes Extrem. Und was ist schöner, was allen unsern Pflichten im menschlichen Leben angemeßner, als die liebenswürdige Mittelstraße. Sie läßt uns tausend Freuden genieſſen, und erhält in unsern Herzen einen immergleichen Geschmak an dem reinen Vergnügen.

Die Zeit floß schnell vorüber. Theodor und Wilhelmine schrieben sich oft, und zwar durch einen Fuhrmann aus F... welcher fast alle Wochen nach G... kam. Dem Mädchen mochte die Zeit der Trennung sehr lang und einsam seyn. Sie war von Natur lau-

nigtes

nigtes Geistes; sie genoß alle Freuden, die sich ihr darboten, nach ihrer ganzen Fülle, vorausgesezt, daß sie ihrer Tugend nicht verdächtig waren. Je mehr sich ihre Bildung, ihr Verstand, ihr Karakter entwikkelte, je mehr junge Männer wurden aufmerksam auf das liebenswürdige Mädchen. Es kamen von allen Orten her Freyer, merkten aber insgesammt bald an Wilhelminens Betragen gegen sie, daß sie zwar ein sehr zur Freundschaft gestimmtes Herz habe, aber ihre Liebe nicht mit Gegenliebe zu begünstigen geneigt seyn möchte. Ihr Vater, ein würdiger Greiß, aber den Schwärmereyen in der Liebe unter jungen Leuten eben nicht sehr freundlich, war damit nicht ganz zufrieden. Nun hatte zwar Wilhelmine ihr romantischtragisches Wesen, wozu sie Anfangs durch den damals allgemein herrschenden Ton gestimmt war, einigermaßen abgelegt, weil sie wohl einsehen mochte, daß dabey nicht viel herauskäme. Allein es war doch noch immer viel

davon

davon zurük geblieben, wenigstens schien es Mamaen so, die ihr sehr oft darüber Vorwürfe machte. Sie erinnerte sie täglich, sich gegen die vielen jungen Herren freundlicher zu bezeigen, indem unter ihnen sehr oft vortheilhafte Parthieen wären, die ein junges Mädchen ohne Vermögen nicht so leichtsinnig in den Wind schlagen müßte. Diese Ermahnungen giengen bey Wilhelminen in ein Ohr hinein, und zum andern wieder heraus. Jedoch gab es Zeitpunkte, wo sie etwas ernsthafter nachdachte, und allerdings wünschte, daß ihr Theodor einer bestimmten Aussicht näher seyn möchte, wenigstens um deßwillen, damit sie bey Versuchungen zu andern Verbindungen einen wichtigern Gegengrund darstellen könnte. Das war nun aber schon ein Gedanke, der im äuserſten Fall nicht eine unerschütterliche Standhaftigkeit hoffen ließ. Ich kann ihn selbst nicht ganz billigen, ob er schon auf der andern Seite auch einige Entschuldigung verdient.

Sechster Abschnitt.

Eberhard geht nach Hause; Wilhelmine soll ihn heirathen.

Jezt waren seit der Abreise unsrer Jünglinge drey Jahre verflossen. Der Amtmann, der für seinen Sohn bereits eine ansehnliche Versorgung im Vorschlage hatte, wünschte sein Studiren vollendet zu wissen, und ihn nach Hause zu haben. Ein Amtmannssohn bekommt gute Censuren, er mag etwas gelernt haben oder nicht. Es gieng also recht gut. Eberhard bereitete sich über dieses vier Wochen vor dem Examen Tag und Nacht in Gesellschaft eines alten Freundes, der ihm in dieser kurzen Zeit alles nöthige einzutrichtern versprach. Eberhard hatte also in kurzer Zeit disputirt, war examinirt, und gieng nach Hause, wo ihn Jung und Alt mit offnen Armen empfiengen. Theodor mußte noch zurük bleiben, und zwar so lange bis der Amtmann, der sich sehr vor ihn interessirte, eine bestimmte

Aussicht für ihn haben würde. Wilhelmine war voll Wehmuth, daß er nicht mit Eberhard zugleich zurükkommen durfte. Ihre Thränen sagten jedermann zur Gnüge, was die Ursache derselben sey. Nun war man zwar insgesammt dem Theodor sehr gut, aber weil man voraus sah, daß er sobald noch nicht würde heirathen können, so wollte man lieber eine neue Vereinigung zwischen den zwey jungen Leuten verhüten. Denn ich muß euch nur sagen, meine Freunde, daß es des Amtmanns ganze Absicht war, seinen Sohn mit Wilhelminen zu verbinden, und der Vater Prediger hatte auch nicht das mindeste darwider. Aus der nehmlichen Ursache nahm er auch den Theodor nicht zum Informator vor seine kleinern Kinder an, wie er Anfangs Willens gehabt hatte, denn sein jeziger wurde alleweile versorgt. Die Sache wurde mit einem Worte so zusammengekartet, daß Theodor noch einige Zeit auf der Akademie bleiben mußte, und der Amtmann sowohl als der

Pfar-

Pfarrer ſchikten ihm ein anſehnliches Geſchenk, um ſich die noch übrige Zeit ſeines Studirens ein etwas bequemeres Leben verſchaffen zu können. Theodor ſo ungern er auch noch länger dort blieb, rechnete jedoch viel auf die Sorgſamkeit dieſer zwey Männer, und ſchmeichelte ſich, in Zukunft deſto eher ſeine Abſichten in Anſehung Wilhelminens zu erreichen. Noch wußte er nichts, daß der Informator auf der Pfarre abgieng, ſonſt wär es ihm doch wohl ein bischen im Kopfe herum gegangen, daß man ihn nicht an ſeine Stelle haben wollte.

Aber Wilhelmine merkte ſehr bald, was ſich entſpann. Eberhards übermäßige Gefälligkeit, und eine geheimnißvolle Vertraulichkeit zwiſchen den zwey Vätern ward ihr ſehr verdächtig. Sie ſchrieb an ihren Liebling, ſie entdekt' ihm ihren ganzen Kummer, ſagt ihm, daß der Informator abgienge, und man einen ganz fremden Menſchen an ſeine Stelle annähme, kurz, ihr Brief war ganz im Klageton

einer gekränkten Liebe geschrieben. Theodors Herz ward von einem giftigen Pfeile verwundet. Er gieng umher wie ein Träumender. Er schrieb zwey Bogen voll an das Mädchen, schilderte ihr seine Angst, bat, brschwor sie, ihm treu zu bleiben, und sein Herz ergoß sich ganz in den Busen der theilnehmenden Freundin. Jezt fühlte er erst was Leiden in der Liebe sind, da die Versuchungen ernstlich zu werden schienen. Wilhelmine las in seinem Briefe, was sie erwartet hatte, und ihr Busen sprach laut für den klagenden Liebling.

Aber die gedrohten Leiden näherten sich ihrer Vollführung. Eberhard ward Viceamtmann, und hielt förmlich um Wilhelminen an. Der Vater ließ sie auf seine Studierstube kommen, und stellte ihr die Sache mit dem Gewicht des väterlichen Ernstes vor. Die Mutter kam hinzu und verschwendete alle Kraft, der soviel vermögenden mütterlichen Liebe. Das Mädchen weinte und zitterte für innern

innern Kummer. Auf einer Seite lag der Haß und die Liebe erzürnter oder zärtlicher Aeltern. Auf der andern Seite Theodors Liebe, und Theodors Treue. — Endlich bat ſie und flehte, man möchte ſie verſchonen. Jezt redete man ihr aus allen Kräften zu, ſuchte alles hervor, was ſie im guten bewegen konnte. Aber ſie blieb ſtandhaft, und verſicherte, daß ſie Eberhard nicht lieben könnte. Dies ward für unwichtig und ſchwärmeriſch erklärt. Die Liebe, hieß es, wird ſich ſchon finden. Ein ſchöner Grundſaz! Vor diesmal ward nichts entſchieden. Wilhelmine blieb ſtandhaft, und weder Drohungen noch Verſprechungen, weder Bitte noch Befehl konnte ihren Entſchluß erſchüttern.

Siebenter Abschnitt.

Liſt der Aeltern; Wilhelmine wird mit Eberhard verlobt.

Es vergiengen wieder einige Monate, während welcher Zeit das Mädchen unaussprechlich viel leiden mußte. Finstre Gesichter, Haß, Verachtung von Aeltern, die wir wirklich lieben, o das dringt bis ins Innerste des Herzens, schlägt tiefe Wunden, bewirkt fast alles, was nur bewirkt werden kann. Kaum war sie stark genug, das alles auszuhalten. Weil endlich die Erreichung der Absicht noch immer unmöglich schien, so bediente man sich von der feindlichen Seite einer Liſt. Man spionirte den Briefträger der Liebenden aus, bestach ihn, und schlug die Briefe unter. Wilhelmine sah keine Zeile mehr von ihrem Lieblinge. Gott, auch diesen einzigen Trost in ihren Leiden verlieren? welch ein Jammer! Gleichwohl hörte sie, daß Theodor in seiner vorigen Verfassung sey, sahe so gar Briefe, die er an

ihren

ihren Vater schrieb. Sie schrieb sehr oft, bat, beschwor ihn, nannte ihn untreu, meineidig — da indes auch Theodor Höllenquaalen litt, und einen Bogen voll Klagen und Vorwürfe nach dem andern fortschikte. — Wie sollte sich das Mädchen all das erklären? und wie konnte mans ihr verdenken, daß sie in eine Art von Wankelmuth, oder, besser gesagt, von Verzweiflung gerieth?

Man fuhr mit dieser List, und mit beständigen verächtlichen und haßvollen Begegnungen fort. Man erwartete einen der bewußten Absicht günstigen Zeitpunct. Er kam. Man überraschte die Trostleidende. Sie sprach Ja! — und noch kochte das brausende Blut zweydeutig in ihrem Busen, als schon eine förmliche Verlobung gehalten wurde.

Jezt war sie Eberhards Braut. Wie ein Blizstral fuhr der Gedanke durch ihre Seele, so oft sie ihn in seinem ganzen Umfange dachte. Aber was sollte sie thun? Die Liebe ihrer Aeltern

tern war zurükgekehrt. Alles begegnete ihr mit der möglichsten Zärtlichkeit und Achtung. Alles war vergnügt über die geschloßne Verbindung und überhäufte das Mädchen mit tausend Glükwünschen. Von Theodor sah und hörte sie nicht das geringste. Bereits gab sie sich auch keine Mühe mehr, denn sie dachte: Theodor ist mir einmal untreu geworden, er verachtet mich, er ist für mich verloren, ich muß mein Schikſal mit Geduld und Klugheit ertragen. Ihr verzweiflungsvoller Kummer gieng nach und nach in dies wehmüthige Gefühl über. Aber ihre Fröhlichkeit war hin. Das sonst so heitre und aufgewekte Mädchen gieng tiefſinnig einher. Auf ihrem Geſicht mahlte ihre Seele Gleichgültigkeit und Unruhe, gemiſcht mit Gewiſſensvorwürfen und Unentſchloſſenheit. — Eberhard sah dies alles mit weniger Theilnehmung, denn er tröſtete ſich damit, daß ſich das Mädchen wohl ändern würde, wenn ſie nur erſt ſeine Frau wär, und immer um ihn ſeyn müßte.

Er

Er traute sich Macht genug über ein sich erzwungenes Mädchenherz zu, ihr Liebe gegen sich einzuflössen, den sie sonst verabscheut hatte. Jezt wagt' er sich selten an sie, denn seine Liebkosungen waren ein ganz unwirksames Geschäft, von Wilhelminen mit erzwungener Geduld, zuweilen mit Gleichgültigkeit, wohl gar mit Verachtung angenommen. Ihr Leben glich dem Strome, der bald vom Sturme getrieben daherbraust, bald wieder langsam zwischen den Steinen hervorrieselt. Sie war traurig, und wollt' es nicht seyn; sie liebte Theodor, gestand sichs nicht, und sucht ihn zu vergessen; sie haßte Eberhard, und bemühte sich, ihn, wenn auch nicht zu lieben, doch wenigstens besser leiden zu können — So wankt' ein Tag nach dem andern vorüber, bis der beschleunigte Hochzeittag herein brach.

Achter Abschnitt.

Theodor erfährt es, reißt stillschweigend nach Hause.

Unterdessen hatte sich Theodor nicht nur an seinem Grame geweidet. Er sann nach dem ersten betäubenden Schmerz der Sache genauer nach, und fand dann gar bald, daß man dem Eberhard nicht viel trauen dürfe. Ohngeachtet dieser während seines langen Aufenthalts in G... Wilhelminen vergessen zu haben schien, so war es doch sehr wahrscheinlich, daß nach seiner Rükkehr die alte Neigung wieder aufgewacht seyn konnte, und er also allerhand Ränke angesponnen hatte, die Liebenden aus einander zu reißen. Er examinirte den Fuhrmann durch allerhand verfängliche Fragen. Aber dieser war unterrichtet genug. Er sagte ihm nichts, gab vor er bekäme keine Briefe, und man hätte ihm so gar zu verstehen gegeben, daß er lieber keine mehr mitbringen sollte. Uebrigens wisse er gar

nichts.

nichts. — Des Pfarrers Schweigen gegen Theodor bestärkte unsern Jüngling noch mehr in seinem Verdacht. Er schrieb auch an ihn noch einige mal, aber dieser wollt' ihm aus Klugheit nicht eher antworten, bis nach der Hochzeit. Theodor gerieth in Wuth, und beschloß alles zu wagen, um von der Sache genauer unterrichtet zu werden. Er besaß von Natur viel Muth, und diesen verstärkte jezt das Bewußtseyn einer unschuldigen und gerechten Sache. Jezt schrieb er in den heftigsten Ausdrükken an seinen Vater, den man auch zum Schweigen gegen seinen Sohn gestimmt hatte, indem man ihm zugleich auf eine andre vortheilhafte Art für denselben zu sorgen versprach. Er beschwor ihn, ihm zu melden, was auf der Pfarre vorgienge, und warum man ihm von den geheimen Vorfallenheiten nicht die mindeste Nachricht gäbe. Sein Brief schloß mit verzweiflungsvollen Klagen, und mit übereilten Drohungen. Der alte Rosenbauer lief halb ohnmächtig mit dem

Briefe

Briefe zum Pfarrer, warf ihm vor, daß man seinen Sohn unglüklich machen wollte, kurz, er wußte selbst nicht recht was er wollte, denn aus dem Briefe seines Sohnes konnt' er nicht ganz klug werden, und in F... hatte man ihm von der Hauptsache auch nur so viel gesagt, als man ihm zu wissen für dienlich glaubte. Der Priester besänftigte ihn so gut er konnte, nahm Theodors Wuth auf die leichte Achsel, und ließ endlich den Schulmeister, da dieser sich nicht ganz geben wollte, das Gewicht seines Amts blikken. Dies galt, und mußte gelten. Rosenbauer gieng bestürzt nach Hause, schrieb aber sogleich seinem Sohne, daß er ihn bäte, sich weiter nicht mit dem Amtmann und dem Pfarrer einzulassen, denn er sähe wohl, daß sie ihn nur bey der Nase herum führen wollten. Auch sagt', er ihm, daß er sich ferner auf Minchen keine Rechnung machen sollte, denn sie wäre mit Eberhard versprochen, und würde in acht Tagen Hochzeit haben.

Theo-

Theodor verſchlang den Brief. Nur wenige Minuten ſtand er ſtarr und ſteif, dann ermannt' er ſich ſogleich, und faßte einen ſeinem Muthe gemäßen Entſchluß. Entweder Wilhelmine muß mein werden, oder ich will ſie auf ewig verlieren! Alſo ſprach er, und lief, ſich ein Pferd zu beſtellen.

Es war ein ſchwermüthiger Sommermorgen in den lezten Tagen des Heumonds, als Theodor, mit Piſtolen und einem Mantelſak verſehen aus G... wegritt. An den Grenzen des Himmels ſtiegen Donnerwetter herauf, und fiengen an die Luft zu durchkreuzen. Theodor ſah und hörte nichts, als die ſtürmiſchen Empfindungen ſeines Buſens. Er legte den erſten Tag einen großen Weg zurük, und es begegnete ihm nichts, das unſre Aufmerkſamkeit verdiente. Am Nachmittage des folgenden Tages war er noch einige Stunden von F... entfernt. Hier ließ er ſich mit dem Schenkwirth des Dorfs in ein Geſpräch ein,

und fragte ihn unter andern auch, ob er nicht den Amtmann und den Prediger in F... kennte? dieser bejahte ihm es, und nach einigen andern sich dorthin beziehenden Fragen erfuhr er bald, daß der neue Viceamtmann des Priesters Tochter heirathen und morgen Hochzeit haben würde. Dies traf mit des alten Rosenbauers Nachricht überein, und es war nun um so viel weniger noch daran zu zweifeln. Theodor gab bey dem Wirth vor, daß er noch weit zu reisen hätte; weil er aber vor heute sehr müde wär, so bät er sich ein Nachtquartier bey ihm aus. Der Wirth sah ihn etwas forschend an, und glaubte vielleicht bey sich selbst, in der verstörten Mine dieses jungen Menschen etwas verdächtiges zu finden. Er verlangte daher einen Paß. Theodor merkte wohl, was dem guten Manne Besorgniß machte. Er sprach daher im Vertrauen zu ihm, daß er in F... sehr gut bekannt wär, und die jungen Leute zur Hochzeit überraschen wollte; Es wär daher nöthig, daß er dieso

Nacht

Nacht einige Stunden von dem Dorfe entfernt bliebe, um nicht etwa ſchon vorher verrathen zu werden. Der Wirth war damit zufrieden, und bereitete alles, was zu des Reiſenden Bequemlichkeit nöthig war. Aber in Theodors Augen kein Schlaf. Viel zu langſam dämmerte ihm endlich der Morgen herauf. Aber auf einer andern Seite brach ihm auch der Tag wieder viel zu früh an, dieſer wichtige Tag, welcher für ihn ſo vieles entſcheiden ſollte. — Auch dieſen Vormittag mußte er noch hier zubringen. Aber als die Sonne über den Mittelpunct ſeines Geſichtskreiſes hinweg war, da ließ er ſein Roß ſatteln, und ſprengte von dannen. — Er kam näher ans Dorf. Die Glokken ſummten vom hohen Kirchthurme. Das ganze Dorf war fröhlich, drängte ſich in großen Haufen nach der Kirche und ſchien ein Feſt zu begehen. Theodors Herz tönte ſo laut wie die Glokken, aber nur ihm hörbar. Er ſtieg in der Schenke ab, wo man ihn wegen des vielen Geräuſches und

wegen seines besondern Anzuges nicht erkannte, nahm stillschweigend seine Pistolen aus den Halftern und gieng durch einige Umwege nach der Kirche. Hier gieng er auf eine Emporkirche, und sezte sich in einen Winkel. Aber wegen der Volksmenge konnte er nicht ganz unentdekt bleiben. Er ward nach und nach von einigen erkannt. Man flüsterte sich ins Ohr, daß Schulmeisters Detour da wär. Zum Glük erfuhren die Personen, die es am nächsten angieng, seine Gegenwart nicht. Hätte sie Wilhelmine gewußt, gewiß, sie hätte Eberhard von sich gestossen, ihr altes Bündniß erneuert und jedem Zwange getrozzet. Aber Theodor, der sie für nichts anders als treulos hielt und unvorsichtig genug war, die Sache nicht vorher genau zu untersuchen, eh' er seine Rache ausbrechen ließ, wollte sich ihr mit Vorsaz nicht sehen lassen. Er wohnte der Trauung nur bey, um sein Herz destomehr zu erbittern, und am Ende, wenn man nun aus der Kirche gienge, gleich bey der Hand zu seyn.

Neun-

Neunter Abschnitt.

Enthält schrekliche Scenen.

Jzt hob die Trauung an. Bleich und bebend kam Wilhelmine zum Altar. Ihre Zähren flossen in unzählbarer Menge. Aber der Bräutigam gieng stolz neben ihr her. Fast hätte der traurige Anblik Theodors verblendetes Herz gerührt. Aber er ermannte sich, und sah der ganzen Handlung mit unverwandten Augen zu. Keine jener hellen Zähren, die Wilhelminens bleiche Wangen herabrollten, konnten seinen Entschluß erschüttern. Eberhards stolzes Betragen brachte ihn nur noch mehr auf. Jezt war die Trauung zu Ende, die Ringe waren gewechselt, das Bündniß geschlossen, auf ewig — und schon war man bereit, den Tempel zu verlassen. Theodor drängte sich heraus, mit einer Wuth, mit einer Verzweiflung in der Miene, die jedem der ihn sah, Entsezzen einflößte. Endlich kam auch das Brautpaar.

Theodor zog haſtig ſeine Mordgewehre hervor. — Elender! ſchrie er, dieſe für deinen Diebſtahl! und dieſe, Treuloſe, für deine Falſchheit. Die Kugeln trafen, Eberhard ſank, und Wilhelmine auf ihn hin. Alles ſtand für Entſezzen wie Mauern. Niemand grif den Thäter, und eh man ſich noch darauf beſann, daß dieſe abſcheuliche Handlung Rache verdiente, war Theodor ſchon über die Kirchhofmauer, und eilte dem nahliegenden Gebüſche zu. Er zog ſich ſehr tief hinein, und verbarg ſich einen ganzen Tag in einer Felskluft. Hier hatte er Zeit, ſeinem Verbrechen nachzudenken. Aber noch quälte ſeinen Buſen keine Reue. Denn nachdem die Nachforſchungen der Gerichten vergeblich geweſen waren, und er ſich wieder ſicher glaubte, ſezte er ſeine Flucht weiter fort, bis er aufs böhmiſche Gebiet war. Wir wollen ihn hier verlaſſen, und einige Augenblikke nach F... zurükgehen.

Noch nie sah dies Dorf eine gleichschreklische Scene. Nicht so zittern sie alle, wenn der Bliz herniederfährt, und ihre Wohnungen anzündet. Und die Aeltern waren halb todt. Alles eilte nun, die blutenden Körper ins Pfarrhaus zu schaffen. Hier verband man sie, und versuchte alles, sie wenigstens noch einmal ins Leben zurükzubringen. Nach einer halben Stunde schlug Wilhelmine die Augen wieder auf, und ihr erstes Wort war: Theodor! Ha! der Elende, schrie der Amtmann, und raufte sich das Haar aus. Dann fiel er wieder über seinen Sohn hin, und wollt' ihn stürmisch aus den Klauen des Todes zurükrufen. Der Priester stand sprachlos, und ein innerer Vorwurf quälte seine Seele. Die Mütter weinten, schrien — verstumten. Das ganze Dorf war um das Pfarrhaus versammelt. Alles drängte sich herzu, zum Begaffen, oder zum Beystehen. Der alte Rosenbauer stund da, wie ein Verurtheilter, dessen Gerichtstag nun hereinbricht.

Er fürchtete, daß man von ihm für die Handlung seines Sohnes Rechenschaft fordern würde. Er irrte auch nicht ganz. Die Gerichten nahmen ihn in Verhaft, wiewohl sie sich bey ihm entschuldigten, daß sie es um der nöthigen Vorsicht, und ihrer eignen Verantwortung willen thun müßten.

Eberhard fieng an zu erkalten. Sein Leben war vorüber. Auf seinem Gesichte schwebten noch Groll und Rache und der Kampf des Todes. Er schwam in melancholischem Blute, das aus seiner verwundeten und gänzlich zerrissenen Leber Stromweise hervorgeflossen war. — Aber Wilhelmine gab unausgesezt Zeichen des Lebens von sich. Ihre Wunde gieng bey genauerer Besichtigung nur durch die fleischigten Theile des Unterleibes, und der Chirurgus machte zu ihrer Wiederherstellung die beste Hofnung. Allein Wilhelmine begehrte nicht zu leben. Ich bin es werth, sprach sie nach einigen Stunden,

als ihre Kräfte sich wieder sammelten, ich bin es werth, durch Theodors Hand zu sterben. Eine gottlose Verrätherey hat mir ihn geraubt! Bey diesen Worten warf sie einen verächtlichen Blik auf ihren Vater, der diese beissende Begegnung einer Tochter schmerzlich im Innersten fühlte. Tausendmal bereute er seine Handlung, die in gewissen Stükken zwar tadelfrey, in einigen aber auch gewiß nicht zu entschuldigen war. — Alles war verstört. Alles seufzte und schwebte wie ein Schatten der Nacht todtenbleich umher. Die Wunde war noch frisch, und blutete und strömte den schädlichen Gift aus.

Der Amtmann und der Pfarrer wurden durch diesen entsezlichen Auftritt die ärgsten Feinde. Einer machte dem andern Vorwürfe, einer wälzte dem andern die Schuld auf den Nakken. Auch der arme Schulmeister, der die Unschuld selbst war, empfand zusammt seiner Frau die Folgen von des Amtmanns

Wuth, er kerkerte ihn strenger ein, als es den Gesezzen nach nöthig war, und ließ ihn unter der grausamsten Behandlung seufzen. — Indes wurden alle diese Angelegenheiten an die Regierung berichtet. Es ward alles Haarklein untersucht. Man konnte aber auf keinen Menschen etwas bringen. Auch der alte Rosenbauer ward nebst seiner Frau nach einigen Wochen wieder auf freyen Fuß gestellt, nachdem es ihm jedoch Unkosten genug verursacht hatte. Man machte noch immer die weitläuftigsten Anstalten, etwas von dem Aufenthalte des Thäters zu erfahren. Die umherliegenden Dörfer, durch die tausendfältigen Klagen der Verwandten aufgewiegelt, strömten in Menge herzu, sich nach der Sache genau zu erkundigen, und dann ihr möglichstes zu irgend einer Entdekkung beyzutragen. Die Liebe, welche Theodor sonst weit und breit in dieser Gegend besaß, verwandelte sich nun plözlich in tödlichen Haß. Der Amtmann hatte sogar unter der Hand

eine

eine Prämie bekannt gemacht, für die, die vom jungen Rosenbauer eine gegründete Nachricht würden einbringen können. — Wilhelmine konnte nach acht Tagen schon wieder außer dem Bette dauern. Die feurigen Anstalten zu Theodors Entdekkung verwundeten ihre Seele unendlich mehr, als sein Pistol ihren Körper verwundet hatte. Sie bat tausendmal, man möchte ihn seinem eignen Schikfal überlassen. Ihren vormaligen Liebling auf dem Schafott sterbend zu wissen, war für sie ein nagender Gedanke. Ueberhaupt zerrüttete die vorgefallene Geschichte ihren lebhaften Geist, dies herrliche Meisterstük der schaffenden Allmacht. Sie ward tiefsinnig, weinte beständig, gab bisweilen zerstreute Antworten, suchte die Einsamkeit auf, der Gram verzehrt' ihre Rosenwangen, ihr Auge ward wild und tiefliegend; kurz, in ihr bereitete die Natur allmählig ein Opfer des Todes. Ihre Geschwister, ihre Aeltern, das ganze Dorf sah die junge Rose hinwelken,

bemühten ſich vergebens, ſie zu erfriſchen, und weinten um ſie, eh ſie noch abſtel.

Zehnter Abſchnitt.

Theodor flüchtet nach Wien und läßt ſich anwerben.

Laßt uns den mit Blute beſudelten Flüchtling wieder aufſuchen. Fern ſey es von uns, ſeine Handlung nur im mindeſten zu entſchuldigen. Aber wir wollen auch nicht allzuſtrenge richten, wollen die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften, die Wichtigkeit ſeines Verluſts, wollen endlich die menſchliche Schwachheit erwägen, die uns allen, uns allen, vom glänzenden Thron bis in die niedrigſte Hütte, eigen iſt, ſobald wir aufs heftigſte, aufs unbarmherzigſte gekränkt werden, ſobald uns feindſelige Verrätherey unſer gröſstes Gut raubt. Auch bleibt der innere Richter niemals aus, und Menſchen ſind zu wenig, die

Gröſſe

Gröſſe oder Mittelmäſſigkeit eines Verbrechens zu entſcheiden, denn beydes richtet ſich nach dem Maaß des innern Gefühls, und der ganzen Geſchichte des Herzens. Glaubt ihr wohl, meine Lieben, daß die Gleichgültigkeit, die jezt noch Theodors Bruſt bewohnte, ſie durch ſein ganzes Leben begleiten konnte? Der Gewiſſensvorwurf iſt kein Hirngeſpinſt, ſonſt würde er nicht zuweilen ganz unwiderſtehlich ſeyn. Das Herz erwacht aus ſeinem Schlafe, und fühlt, daß es ein Gott erſchuf, der Richter ſeiner Handlungen iſt.

Aber noch fühlte Theodor nichts, als Befriedigung ſeiner Rache, und zuweilen einen kleinen Abſcheu, daß ſeine eigne Hand ſich dieſe Befriedigung verſchaft hatte. — Er war iezt in Böhmen. Allein hier noch nicht ſicher genug, zog er ſich tiefer ins Land, und beſchloß endlich, nach Wien zu gehen, um dort Kriegsdienſte zu nehmen. Er vollzog

diesen Entschluß, und nach einer beschwerlichen Reise langte er in dieser prächtigen und volkreichen Stadt an.

Er fand hier Zerstreuung genug, seine Mordthat wo nicht zu vergessen, doch wenigstens nicht mehr so lebhaft für Augen zu haben. Er hatte noch einiges Geld bey sich, welches ihm die verkaufte Uhr und andre Kleinigkeiten verschaft hatten. So lange dies noch dauerte, war er unbesorgt, und gieng nur in der Stadt und in den prächtigen Gegenden herum. Hier weidete sich sein Auge tauseydfältig. Wilhelmine, die er todt glaubte, schwebt' ihm zwar noch oft für der Seele. Aber sich an ihrem Meineid gerochen, sie seinem Nebenbuhler entrissen, diesen zugleich seiner Wuth aufgeopfert zu haben, war der Gedanke, der sein Tygerherz tröstete. Gott! wie können doch Leidenschaften unsern ganzen Karakter umbilden! Jener sonst so sanfte Jüngling, war izt so grausam, so

unfühlbar

unfühlbar gegen die ſanfte Stimme der Menſchlichkeit und der Religion! Ihm war es iezt ein kleines, ſeine Hände noch einmal mit Blute zu beſprizzen. Aber auch ſein eignes Leben war ihm gleichgültig. Er fühlte weder die Vorzüge noch die Beſchwerden des Lebens. Alles deucht' ihm ein Kinderſpiel.

Sein Geld war nunmehr verzehrt. Der Wirth im Gaſthofe wollte ihn nicht länger behalten, weil er Unrath merkte. Roſenbauer gieng mit ſeiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit auf die Hauptwache, und ließ ſich anwerben. Er war jung, wohlgewachſen, wußte ſich zu tragen, und ſeine Mine verrieth Verſtand. Er bekam ein gutes Handgeld und war ſehr willkommen.

Nunmehr war er gemeiner Soldat. Er verrichtete ſeinen Dienſt mit möglichſter Genauigkeit, denn er hatte kein einziges Nebengeſchäft im Kopfe. Die alte Liebe zum Soldatenweſen wachte wieder in ihm auf.

Er

Er bemühte sich, ein wirklich guter braver Soldat zu werden. Dies trug zugleich wieder etwas bey, das Andenken an alles, was vormals sein Herz so nah angieng, nach und nach völlig aus demselben zu verdrängen. Er suchte sich seinen Obern jeden Tag gefälliger zu machen. Er gewann eine allgemeine Liebe. Es vergieng kein Jahr, so war er Unteroffizier.

Eilfter Abschnitt.

Er empfiehlt sich dem Kayser durch verschiedne Proben seiner Geschiklichkeit.

Ich weiß nicht, ob ich schon vorhin erwähnt habe, daß des jungen Rosenbauers Lieblingsstudium auf der Universität, nebst seiner Hauptwissenschaft, Mathematik, Zeichnungs- und Baukunst war. Er hatte es hierinn, und besonders in Entwürfen zu Fortificationen,

nen, im Feldmeſſen und dem Aufnehmen der Gegenden bereits ſehr weit gebracht. Dies kam ihm iezt herrlich zu ſtatten. In ſeinen Freyſtunden beſchäftigte er ſich beſtändig mit dergleichen Arbeiten. Als endlich ein Luſtlager bey Wien ausgemeſſen wurde, ſo nahm er eine der ſchiklichſten Gegenden mit vieler Genauigkeit auf, brachte alles in Ordnung, und fand bald Gelegenheit, dem Kayſer dieſen Entwurf zu überreichen, ohne daß der Monarch wußte, von wem er eigentlich kam. Dieſer Entwurf ward mit vielem Beyfall angenommen, und ohngeachtet es gewiſſe Umſtände verhinderten, ihn zu befolgen, ſo verlangte jedennoch der Kayſer, dieſen geſchikten Menſchen näher zu kennen. Er gab daher, nach Eröfnung des Luſtlagers, an alle gegenwärtige Regimenter Befehl, daß der Verfertiger der mit R... unterſchriebenen eingereichten Zeichnung ſich melden, und eine Belohnung vom Kayſer Joſeph zu gewarten haben ſollte.

Roſen.

Rosenbauer hörte diesen Befehl. Er wollte aber doch nicht gern so grade zu hingehen, und sich melden, ersann daher eine schikliche Gelegenheit. Der folgende Tag, nach dem schon genannten gegebenen Befehl, war ein Sonntag. Rosenbauer war mit dem Feldprediger des einen Regiments sehr wohl bekannt, und hatte ihm schon längst in den Ohren gelegen, ihn einmal, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, eine Predigt im Felde thun zu lassen. Der Feldprediger war ihm sehr gut, und ohngeachtet er an diese Erlaubniß etwas schwer ging, so gab er es doch endlich zu. Jedoch ermahnte er ihn, sich ja in Acht zu nehmen, daß man nicht auf irgend eine Art seine eigentliche Religion merken möchte. Es ward hierauf festgesezt, daß die Sache morgen geschehen möchte, denn Rosenbauer war gleich nach der eingezogenen Nachricht von dem erwähnten Befehl des Kayfers zum Feldprediger gelaufen, und wegen der längst gebetnen Erlaubniß in ihn gedrungen.

drungen. Der Geiſtliche ſtellte ſich unpäß-lich, und verſprach, für jemand an ſeine Stelle beſorgt zu ſeyn. Indes nahm Ro-ſenbauer eine ſchon vor einiger Zeit verfertig-te, und zu dieſem Behuf ſchikliche Rede her, und memorirte ſie mit gröſtem Fleiße. Die Stunde kam endlich. Roſenbauer, unkennt-lich in der geiſtlichen Kleidung, trat mit einer Gegenwart des Geiſtes auf, die jedermann ins Auge fiel. Joſeph war gewohnt, dem Gottesdienſte im Felde bey zu wohnen, in-dem er immer von einem Regiment zum an-dern ritt, abſtieg, und der Predigt mit vieler Aufmerkſamkeit ein Weilchen zuhörte. Er kam auch dorthin, wo Roſenbauer predigte. Zu Aller Verwunderung blieb er da länger als gewöhnlich, und wartete die ganze Pre-digt aus. Roſenbauer ließ ſich nicht ſtören. Im Gegentheil war ihm dieſer groſſe Zuhö-rer Anfeurung genug, alle Kräfte ſeines Gei-ſtes zu ſammeln. Als er ſeine Rede geſchloſ-ſen hatte, und das Gebeth nebſt dem Liede

zu

zu Ende war, rief ihn Joseph, der nahe da-stand, zu sich, und fragt' ihn um seinen Nahmen. Mit einer bescheidnen Freymüthigkeit antwortete Rosenbauer: ich bin derjenige, dessen Nahmen Ihro Majestät gestern zu wissen verlangt haben, Rosenbauer, Sergeant beym S...schen Regiment. Joseph, voll Verwunderung, antwortete lächelnd: Ingenieur, Feldprediger und Sergeant zugleich, das ist zu viel auf einmal unterstanden. Dafür muß ich ihn strafen. Er soll die nächste Ingenieurlieutenantsstelle haben, die offen werden wird. Rosenbauer beugte sich demüthigst nach Josephs Uniform, aber dieser reicht' ihm die Hand, welche jener dankbar und feurig küßte. Er nahm hierauf auch seine Börse heraus, und beschenkte Rosenbauern kayserlich. Dann warf er dem Jünglinge noch einen gnädigen Blik zu, schwang sich auf sein Pferd, und ritt von dannen. Rosenbauer stand wie betäubt. Alles staunte ihn an. Neid und Liebe waren

beschäftigt,

beſchäftigt über ihn zu urtheilen, aber er kehrte ſich an nichts, kleidete ſich aus, und eilte dann vergnügt nach ſeinem Zelte.

Zwölfter Abſchnitt.

Er avancirt, und bekömmt ein andres Standquartier.

Es vergiengen etwa vier Monat, ſo bekam Roſenbauer Befehl für dem Kaiſer zu erſcheinen. Er gieng mit jener einnehmenden Beſcheidenheit und Unerſchrokkenheit, die ihm ſchon manches Herz gewonnen hatte. Joſeph reicht' ihm die Hand zum Kuß, und ernannte ihn mit einem herablaſſenden Betragen zum Ingenieurlieutenant. Aber, ſezt' er hinzu, ich erwarte von Ihnen die genaueſte Aufmerkſamkeit in Ihrem Dienſt, und einen fortfahrenden Eifer, in den Wiſſenſchaften vollkommener zu werden, je ſeltner und ungewöhnlicher das Avancement iſt, das ich Ihnen ge-

nüſſen laſſe. Er beſchenkte ihn auch jezt wieder, um ſich equippiren zu können. Roſenbauer dankte dem Monarchen mit einem überſtrömenden Gefühl von Freude, und verſprach aufs heiligſte, keinen Augenblik zu verabſäumen, der ihn ſeinem Dienſte würdiger machen könnte. Er beurlaubte ſich hierauf von dem großen Joſeph, und eilte, ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Es gieng ihm ſchwer ein, Wien zu verlaſſen, wo eine ununterbrochne Zerſtreuung fähig war, ſeine noch zuweilen aufreißende Wunden immer mehr in die Nacht der Vergeſſenheit zu jagen. Doch es mußte einmal geſchehen, und er wußte ſich auch hierein zu finden, denn die Stunde der Rache des innern Richters war noch nicht gekommen. — Sein nunmehriges Standquartier war eine angenehme Veſtung, nicht gar weit von Wien entfernt. Er begab ſich dorthin, nachdem er von ſeinen Freunden Abſchied genommen, und ſich noch zu guter lezt manche Zerſtreuung gemacht hatte.

Für

Für sein Fortkommen und Unterhalt war nunmehro gesorgt. Wohl ihm, wenn auch seine Seele jene sanfte Ruhe genoß, die allein fähig ist, uns glüklich zu machen! — Der jezige Ort seines Aufenthalts war nicht gar zu groß. Um desto eher ward der neue Offizier bemerkt. Jedermann gafte den glüklichen Mann an, der die Gnade des Kaisers so besonders genoß. Aber jedermann war auch sehr bald für ihn eingenommen, denn Rosenbauer wußte sich durch sein schmeichelhaftes Betragen alle Herzen geneigt zu machen.

Meine Leser werden bereits aus verschiedenen vorhergehenden Scenen gemerkt haben, daß Rosenbauer von jedermann außer dem Feldprediger, welchem er seine eigentliche Religion entdekt hatte, für katholisch gehalten wurde, bey welchen Gedanken er auch die Leute zu lassen für dienlich befand. Dies war nun auch jezt ein Vortheil für ihn, daß er in jedem Hause einen ungehinderten und freyen Zutritt

fand. Alles beeiferte ſich um die Wette ihn an ſich zu lokken. Beſonders verſchwendeten die ſchönen Marianchen, Agathen, Gertruden, Aennchen, Fränzchen und wie ſie alle Namen haben mögen, ſo manchen zärtlichen Blik, den jungen Helden zu feſſeln. Ihm entwiſchte nichts, und weil er jezt ganz an die Welt gekettet, ganz ein Sclav ihres Leichtſinns und ihrer unvollkommnen Freuden war; ſo machte er ſich auch alles zu nuzze, was ſich der Befriedigung ſeiner ſinnlichen Wünſche darbot.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Theodors zweyte Liebe.

Begleitet mich nunmehr meine Freunde, zu einer neuen und wichtigen Epoche in Roſenbauers Herzensgeſchichte. Die Liebe, oder vielmehr eine bleibende und einfache Liebe, ſchlich ſich noch einmal in ſeinen Buſen. Sie ver-

verdient unſre ganze Aufmerkſamkeit, denn ſie legt den Grund zu Roſenbauers künftigen traurigen Schikſal. — Es war an einem der ſchönſten Maymorgen, als Roſenbauer ausgieng, die Frühlingsluft zu genieſſen. Eben gieng Antonie Purmeiſter, eine Kaufmannstochter, ein junges liebenswürdiges Mädchen, nach der Frühmeſſe. Roſenbauer ſah ſie aufmerkſam an, ein Blik traf den andern, und das Mädchen begleitete ihn mit einem gefälligen Lächeln. Der Herr Lieutenant befand für gut, durch einige Umwege auch nach der Kirche zu gehen. Dort fand er bald wieder was er wünſchte, und noch obendrein kniete eben niemand neben der reizenden Veterin. Roſenbauer ſäumte ſich keinen Augenblik, dieſen Plaz einzunehmen, und kniete neben ſie hin. Antoniens Herz klopfte gewaltig, denn noch nie hatte ſie geliebt, aber jezt fühlte ſie, daß ſie den feurigen jungen Mann gern in der Nähe ſah. Ihr ſonſt immer ſo heiliges Gebet, ward freylich diesmal ein wenig geſtört. Ro-

ſenbauer verabſäumte ſeiner Seits keine ſchikliche Gelegenheit, ihr ſeine Aufmerkſamkeit auf ihre Perſon zu verſtehen zu geben. — Als die Meſſe zu Ende war, und Antonie bey ihm, da er noch da ſtand, vorüber gehen mußte, ſo vergaß ſie in der Zerſtreuung ihr Pſalmbuch, und ließ es auf dem Betpulte liegen. Das war ſo ein Fund für Roſenbauern. Er nahm das Buch, ließ Antonien immer fortgehen, ſchlich ihr aber ganz von Weiten nach, um ſogleich auf der Stelle ihre Wohnung zu erfahren. Er verrichtete hierauf ſeine Geſchäfte, und nach deren Beendigung eilte er zu dem reizenden Mädchen. Er erlangte hierdurch zugleich Gelegenheit mit den Aeltern bekannt zu werden. Er fragte nach der Tochter vom Hauſe, und als eine andre jüngere ſich ſehen ließ, ſo ſagte er ohne weitere Umſtände, daß ſie es nicht wär, die heute früh in der Meſſe ein Pſalmbuch auf ihrer Stelle hätte liegen laſſen, und er wünſchte dieſelbe zu ſprechen, um es ihr einhändigen und ſich ſo einen angeneh-

nehmen Dank verdienen zu können. Dieſes galante Kompliment lokte die bereits lauſchende aber noch ſchamrothe Antonie vollends herbey. Sie näherte ſich Roſenbauern mit einem verbindlichen Knixs, und ein unſchuldiges dankbares Lächeln ward ſein Lohn, als er ihr das Buch mit einem Handkuſſe gab. Er ward hierauf in das Zimmer geführt, und man begegnete ihm mit derjenigen Aufmerkſamkeit und Höflichkeit, die man einem Manne von Anſehen ſchuldig iſt. Nach einer Weile kamen auch die Aeltern herzu, etwas ſteife Leute, die aber doch Roſenbauern ganz gut leiden zu können ſchienen. Er war beynahe eine Stunde im Purmeiſterſchen Hauſe. Da er aber mit Antonien nicht allein ſprechen konnte, ſo konnten ſie auch einander von dem anglimmenden Feuer in ihrem Buſen keine andre Nachricht geben, als die, die der zärtliche Blik giebt. Beym Weggehen nöthigten ihn die Aeltern mit einem ungeheuchelten Ernſte, ihr Haus bald wieder mit ſeinem Beſuche zu beehren.

Rosenbauer ließ sich das nicht zweymal gesagt seyn. Es entstand wirklich eine recht feurige Liebe gegen das Mädchen in seinem Busen. Und Antonie, der es etwas neues, ungewohntes, aber schmeichelhaftes war, schwebte unaufhörlich im süssen Taumel, und sah wohl hundertmal des Tages nach dem Fenster, ob etwa eben ihr Herr Lieutenant vorüber gienge? Ueberhaupt ist es etwas sonderbares aber sehr wahres, daß eine Uniform fast immer tiefern Eindruk auf ein Mädchenherz macht, als ein jedes anderes Kleid. — Nach dem Verlauf von zwey Tagen war es Rosenbauern nicht länger möglich, seinen Besuch aufzuschieben. Er eilte auf Flügeln der Liebe ins Purmeisterſche Haus, und befriedigte dadurch die heiße Sehnsucht seiner Antonie. Dieser Besuch dauerte noch viel länger, als der erste. Er lernte diesmal auch die übrige Familie kennen, und alles schien ihm gewogen zu seyn. Nicht minder hatt' er bey diesem zweyten Besuch einigemal Gelegenheit, Antonien

nien ein paar Worte heimlich zu zuflüſtern, die ihn ganz verſtand, und jeden Ausdruk mit einem Blik voll weiblicher Zärtlichkeit erwiederte.

Wem iſt wohl unbekannt, daß die Liebe große Progreſſen macht, wenn ſie von beyden Seiten Trieb findet? Es vergiengen keine vierzehn Tage, ſo waren die zwey jungen Leute ins Roſenfarbne Nez der Liebe ſo tief verwikkelt, daß es einem Wieland ſelbſt, Mühe gekoſtet haben würde, ſie wieder heraus zu ſpotten. Dabey aber wollen wir uns ganz und gar nicht aufhalten, ſondern vielmehr nur bey demjenigen ſtehen bleiben, was den Liebenden ein Hinderniß in den Weg legte, und ihrem Glük eine mächtige Grenze ſezte.

Vierzehnter Abschnitt.

Hat einen sehr interessanten Innhalt.

Der alte Purmeister hatte zwar ein beträchtliches Vermögen, aber er hatte auch sechs Kinder, davon zwey Söhne, die übrigen Töchter waren. Die älteste Tochter Antonie, war längst dem Kloster gelobt, auch eine von den kleinern Mädchen, sollte in Zukunft für das Kloster bestimmt, und die übrigen an anzunehmende Handlungsgesellschafter verheirathet werden, damit das Vermögen beysammen und die Handlung beträchtlich bliebe. Ihr seht leicht, meine Freunde, daß für Theodor und Antonien wenig glükliche Aussichten übrig waren, denn Antonie war über dieses nicht allein aus dieser ökonomischen Absicht, sondern von ihrer Kindheit an dem geistlichen Stande geheiliget worden, weil sie der Mutter eine sehr schwere Geburt verursacht hatte. Auch rükte die Zeit des Probejahres nun mit Gewalt heran. Die Liebenden fühlten diese schreckliche

Heran-

Herannäherung tief im Innerſten. Ihre Traurigkeit hatte keine Grenzen. Roſenbauer verfluchte das Schikſal, welches ihm nie ein Mädchen, das er liebte, gönnen wollte. Hier war inzwiſchen keine andere Ausſicht, als zwiſchen Entführung und ewigem Verluſte wählen. Antoniens Bitten und Flehen, daß man ſie mit dem geiſtlichen Stande verſchonen möchte, waren fruchtlos. Und ihr Beichtvater hatte ſchon ſehr oft, auf Veranlaſſung der Aeltern, ihre Seele vorzubereiten geſucht. Die Frühlingszeit rauſchte vorüber, und unerbittlich gegen Wehmuth und Klagen, ward von den Aeltern alles zu Antoniens Probejahr veranſtaltet.

Weil Roſenbauer ſah, daß weiter keine Rettung übrig war, ſo macht' er ſeiner Seits auch zu einem andern Probejahr Anſtalt, das aber, wenn die Ausführung gelang, ſogleich ewige Einkleidung vorausſezte, ohne dazu einer klöſterlichen Weyhe zu bedürfen. Allein es war

einmal

einmal Roſenbauers Schikſal, von Aeltern überliſtet zu werden. Der alte Purmeiſter und ſeine Frau hatten längſt gemerkt, was zwiſchen den jungen Leuten vorgieng. Sie hielten ſie daher in den gehörigen Grenzen, ließen aber übrigens die Sache gehen, und dachten, mit dem Kloſterleben wird ſich der Spaß ſchon endigen müſſen. Doch, da es nun Ernſt ward, und ſie die äußerſte Beſtürzung der jungen Leute ſahen, ſo trauten ſie gleichwohl nicht recht, und ſannen mithin auf eine Liſt. Sie ſezten den Abholungstag um eine Woche ſpäter feſt, als ſie ihn im Geheim veranſtaltet hatten, beſtimmten auch ein anderes Kloſter, als das wahre. Nach dieſen Nachrichten mußte Roſenbauer nothwendig ſeine Anſtalten machen.

Der Betrug gelang. Eh ſichs der Herr Lieutenant verſahe, war Antonie über alle Berge, und die Aeltern mit ihr. Des Mädchens Schweſtern, die auf ſeiner Seite waren, geſtan-

geſtanden ihm ſogleich, daß ſie die Aeltern fortgeführt, daß ſich Antonie mit Gewalt, Thränen und Schmähworten geſträubt, aber bey einer beträchtlichen Gegengewalt nichts ausgerichtet hätte. Das Kloſter konnten ſie ihm nicht nennen, aber ſo viel hatten ſie gemerkt, daß es dasjenige nicht ſeyn könnte, was die Aeltern vorgegeben hatten.

Bliz und Schrekken fuhr durch des Jünglings Glieder. Er tobte und raſte, und die armen Mädchen waren viel zu wenig, ihn nur im mindeſten zu beſänftigen, bis endlich der ältere Bruder dazu kam. Dieſer beſaß Muth genug, ohngeachtet er erſt 18 Jahre zählte, und da die Einkerkerung ſeiner Schweſter zugleich ſeinen Vortheil beförderte, ſo kann man leicht glauben, daß er dem Roſenbauer eben nicht ſehr freundlich ſeyn mochte. Er ließ ihn ſehr hart an. Dieſer hingegen wollte ſich an nichts kehren, und fuhr fort zu wüten. Dies jagte den jungen Purmeiſter endlich auch in den Harniſch, und ſie geriethen ſich in die Haare.

Die

Die Schweſtern ſprangen dazwiſchen, und trugen ſelbſt noch einige Schläge davon. Dies half doch ſoviel, daß die ſtreitenden Partheyen auseinander kamen. Ein guter Genius regierte Roſenbauern, daß er ohne weitern Lerm und Drohungen aus dem Hauſe lief. Hätte er dieſe zurük gelaſſen, ſo würde man ihn in ſeinen künftigen Nachforſchungen nur um deſto gewiſſer geſtört haben.

Nach einigen Tagen kamen die Aeltern ohne Antonien zurük. Die jungen Schweſtern waren darüber ſehr unzufrieden; erhielten aber für ihren Unwillen tüchtige Verweiſe, und man verſicherte ſie, daß ſie die Sache ganz und gar nicht verſtänden. Der älteſte Sohn erzählte alles, was zwiſchen ihm und Roſenbauern vorgefallen war. Die Aeltern gaben hierauf ſehr ſcharfen Befehl, dem Lieutenant gleich die Thüre zu weiſen, wenn er ſich wieder im Hauſe blikken ließe; denn ſie mochten ſich wohl gar einbilden, er würde ſo leichtſinnig ſeyn und ſich nun an eine zweyte Tochter machen, welches

ſie

ſie eben ſo wenig haben wollten. Aber dieſen Beſuch hatten ſie nicht zu befürchten. Roſenbauer fand ſich ſelbſt beleidigt genug, und ſezte keinen Fuß mehr in das Haus, jedoch hatte er immer Leute auf ſeiner Seite, die ihm von allem was vorging, Nachricht gaben, auch alle mögliche Sorgfalt anwendeten, etwas von Antonien und ihrem jezigen Aufenthalte zu erfahren. Nach einigen Wochen, als alle eingezogene Nachrichten unbefriedigend waren, nahm er Urlaub, und begab ſich ſelbſt auf die Reiſe Er durchkroch alle Gegenden, die ihm verdächtig waren, und wo er ein Kloſter wußte. Er erkundigte ſich in allen umliegenden Dörfern, aber alles umſonſt. Auch das Kloſter, welches man Anfangs als Antoniens künftigen Kerker angab, ward von ihm ſo ſorgfältig als möglich ausgekundſchaftet, aber auch dieſe Bemühung war fruchtlos. Betrübt kehrte der Verlaßne zurük, und ſeufzte heimlich, aber er wagte es nicht mit dem Schikſal zu zürnen, denn ein geheimes

mes Gefühl flüsterte ihm immer zu: du bist dieses dir so bittern Verlustes nicht inwerth.

Das Probejahr war verflossen, und Antonie eingekleidet. Sie, die nun vollends nicht die mindeste Anstalt machen konnte, ihrem Theodor einige Nachricht von ihrer jetzigen Verfassung zu geben, trug ihre Leiden im Stillen, und der Gram verzehrte die Blüte ihrer Jugend. Tausend Zähren flossen ihre bleiche Wangen herab, als sie das gezwungne Gelübde ablegte. Sie war schon zu sehr von den Schlägen des Schikals gedemüthigt, als daß sie Muth genug gehabt hätte, ihre harten Aeltern noch einmal um eine andre Bestimmung zu bitten. Man schwazte ihr viel von der Verlobung mit Gott vor, von Kanonisirung der frommen Muster, und was all das Wesen mehr war, und der Pöbel hielt ihre Zähren für Folgen von diesem rührenden Vorspruch. — Jezt war die Cärimonie vorüber. Paters und Layen weideten ihre Gaumen mit

Wein

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wein und Speiſen, aber Antonien weidete der Gram, und die nieverſiegenden Thränen in ihrer Zelle.

Funfzehnter Abſchnitt.

Eine glükliche Entdekkung durch einen ſonderbaren Zufall.

Während dem Probejahr hatte Roſenbauer ein andres Standquartier bekommen, drey Meilen von dem Ort, wo er bisher geweſen war. Dies gieng ihm ſchwer ein, denn, dacht er, ſo werde ich ja vielleicht immer weiter von meiner Antonie entfernt. Doch ein zweyter Gedanke, daß er ohnedies noch kaum den ſchwächſten Strahl von Hofnung habe, ſie jemals nur wieder zu ſehen, geſchweige zu beſizzen, machte ihn auch gegen dieſen Vorfall gleichgültiger. Er nahm von ſeinen hieſigen Freunden Abſchied, und gieng, zugleich mit dem Empfange eines kleinen Avancements, nach ſeinem neuen Standquartier ab.

An einem Sommernachmittage, wo Theodor mehr als jemals seinen traurigen Gefühlen nachhieng, und von Geschäften ganz frey war, gieng er aus, aufs freye Feld, und bemerkte es im Tiefsinn nicht, daß er sich sehr weit von der Stadt entfernt hatte. Schon seit einigen Stunden hatte sich an der Gränze des Horizonts ein schweres Ungewitter zusammen gezogen, welches sich nun mit starken Toben daherwälzte, und drohend umherzog. Der heftige Donner schrekte den Träumenden aus dem Taumel auf, er wandte sich und wollte zurük. Da ward er seitwärts hinterm Gebüsch einen dikken Rauch gewahr, der sich immer weiter ausbreitete, und endlich auch Funken hervorsprühete. Hier war kein Säumens. Die äuserste Gefahr erfordert schleunige Hülfe. Und wessen Herz wird wohl kaltblütig genug seyn, bey der schnellwütenden Feuersbrunst den Leidenden nicht beyzuspringen? Rosenbauer eilte der Gegend zu, durch alle Felder, und ohngeachtet er in die-

sen

ſen Gefilden noch wenig bekannt war, ſo fand er doch glüklich den Weg durch das dikte Gebüſch. Kaum trat er aus demſelben hervor, ſo lag ein hellbrennendes, weitläuftiges Kloſter für ſeinen Augen. Er ſprang den Berg hinab, und geſellte ſich zu den Rettenden, deren Anzahl ſehr klein war, und nur aus den Kloſterbedienungen beſtand. Die erſchrokkenen Nonnen ſtunden insgeſamt unter freyem Himmel, und ſchrieen und beteten; ein Theil lag auf den Knien, und hielt ſchluchzend das Avemaria in die Höhe. Die eine wagte ſich zu nah an die einſtürzenden Giebel. Ein brennender Balken ſtürzte neben ihr herunter, und riß ſie mit ſich zu Boden. Kaum ſah es Roſenbauer, ſo flog er hin, ihr aufzuhelfen, und — Gott! welch ein Anblik! — da lag vor ihm die Dulderin Antonie. Sie ſprang mit einem lauten Schrey in die Höhe, denn ſie war wenig verlezt, und nur vom Schrekken umgeſunken. „Um Gottes Willen, ſprach Theodor leiſe, faſſen Sie ſich,

„sonst sind wir verloren. Aber machen Sie „sich am 8ten Tage von heut an gefaßt. „Um Mitternacht werd' ich kommen, und sie „erretten, es sey auf welche Art es wolle.“ Schon lief noch mehr Volk herzu. Weil man aber glaubte, daß der Offizier sie zu beruhigen und wegen ihres Falles mit ihr gesprochen hatte, so gab man weiter nicht darauf Achtung, und die Liebenden trennten sich auch schon wieder mit einer fremden Mine.

Rosenbauer fuhr fort, den Unglüklichen beyzustehen. Er brach mit Löwenmuthe durch das Feuer, kletterte überall herum, und riß alles ab, was eben die Glut fassen wollte. Durch ihn und das emsige Arbeiten der übrigen ward endlich der wütenden Glut Einhalt gethan, und das glimmende Bollwerk vollends mit häufigem Wasser gelöscht. Der gröste Theil der Wirthschaftsgebäude war ruinirt, den Garten, der unter der Zellenfenstern hinlief, war zertreten, und die Spaliere aus-

auseinander gerissen. Aber das Gebäude, welches die Zellen in sich faßte, und das Priesterhaus hatte die Flamme verschont. Man war abergläubisch genug zu wähnen, daß das Feuer Ehrfurcht für der Heiligkeit dieser Gebäude gehabt habe. — Der Eifer des helfenden Fremdlings hatte Alle im Innersten gerührt. Die Geistlichen wollten ihn mit aller Gewalt über Nacht hier behalten, damit er ausruhen und einige Erquikungen zu sich nehmen könnte. Aber sein Posten litt alleweile allerdings nicht, daß er über Nacht von Hause weg blieb, sonst würd' er, um die Einrichtungen des Klosters genauer kennen zu lernen, sich zu dieser Sache nicht sehr haben nöthigen lassen. Er trat also seinen Weg an, nahm aber einen Boten mit, der ihm den langen Weg von beynahe drey Stunden bis in sein Standquartier zeigen mußte. Die Patres gaben ihm ihren Seegen mit, alles dankte ihm mit lauter Stimme für seine Menschenfreundlichkeit, und Rosenbauer

ging, voll von verſchiedenen Empfindungen, gerührt von dannen. Unterwegens erfuhr er durch gleichgültige Fragen mancherley von dem Boten, welches ihm bey Ausführung ſeines Vorhabens ſehr nüzlich werden konnte.

Antoniens Herz ſchwam in Wonne, je zuweilen von Furcht und Beſorgniß unterbrochen. So ſehr ſie das Unglük des Kloſters bedauerte, ſo erſchuf doch auch dieſer Zufall eine geheime Freude in ihrer Seele. Noch war ihr der Gedanke wie eine Lüge, daß ſie ihren Roſenbauer, den ſie auf ewig verloren glaubte, wieder ſah, noch mehr, daß ſie jezt wieder einen Strahl von Hofnung hatte, aus dem Kerker erlößt, und mit ihrem Lieblinge vereinigt zu werden. In ihre Augen kam jezt für freudiger Erwartung kein Schlaf mehr, welchen ihr ſonſt der Gram geraubt hatte. Sie beſaß einen dauerhaften Körper, denn wie hätte ſie ſonſt alle dieſe angreifende

fende Abwechslungen aushalten können? Alle Klagen ihrer geweihten Schwestern erreichten ihr Ohr nicht. Die Stunden wurden ihr zu Jahren. Sie konnte die Ankunft des achten Tages nicht erwarten, und gleichwohl pochte ihr Herzchen gewaltig, als er sich endlich näherte.

Sechszehnter Abschnitt.

Eine Entführung.

Rosenbauer legte indeß die Hände nicht in den Schooß. Er fertigte sogleich einen Expressen nach Wien ab, und bat bey seinen Vorgesezten auf zwey Monat Urlaub, indem er einen zwölf Meilen entfernten nahen Anverwandten, der auf dem Sterbebette läge, gern noch einmal besuchen, und dann noch eine andere kleine Reise in nothwendigen Geschäften vornehmen wollte. Da man wußte, wie sehr Rosenbauer beym Kayser in Gna-

den ſtand, und man überhaupt bey ihm Strenge und Ordnung im Dienſt gewohnt war, ſo nahm man keinen Augenblik Anſtand, ſein Verlangen zu befriedigen. Hierauf traf er ſo gleich die nöthigen Anſtalten; kaufte ein paar eigne Pferde, und fuhr, am ſiebenden Tage nach der erzählten Scene, gegen Abend aus ſeinem Standquartier weg.

Es war eben Mitternacht, als er in die Gegend des Kloſters anlangte, zu welchem er ſich den Weg ſehr genau gemerkt hatte. Die Liebe ſchärft jedes Seelenvermögen. Er ſchikte, als er bald heran wär, ſeinen Bedienten, einen geſcheuten Kerl, voraus, dieſer ſollte mit dem Nachtwächter ſich etwas zu ſchaffen machen, und ihn ſo nach und nach zur Beſtechung vorbereiten. Daß doch die Nachtwächter bey dergleichen Unternehmungen immer ſo ſehr im Wege ſind! Dieſer, der noch obendrein ſein Bischen Haab und Gut im Feuer verloren hatte, war nicht ſchwer

zu

zu gewinnen. Rosenbauer stieg ab, und eilte mit seinem Kerl unter die Zellenfenster, wohin ihm der Zugang, wegen der noch nicht wiederhergestellten Gartenspaliere, durch nichts verwehrt wurde.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man immer glaubt, daß die Fenster der Nonnen in allen Klöstern mit eisernen Stäben versehen sind. Ich habe sehr oft das Gegentheil bemerkt. Auch hier war diese strenge Vorsicht nicht gebraucht worden, welches Rosenbauer schon vor acht Tagen genau untersucht hatte. Schicklicher konnte überhaupt nie eine Gelegenheit zur Entführung seyn. Alles war frey und offen außer der Ringmauer, und unter den Fenstern lag der Schutt so hoch, daß er kaum noch zwey Ellen davon entfernt war. Hier bedurfte es keine grosse Erfindung. Ein wenig Mondlicht war zureichend, daß Antonie ihren Erretter, ohne ein Zeichen von ihm zu hören, unten herum wan-

dein sah. Sie hatte sich wohl gehütet, die verabredete Nacht zu vergessen. „Bist du wach, Antonie, und bereit?“ sprach Rosenbauer leise. Das Mädchen bejahte es mit einem furchtsamen Laut. Rosenbauer kletterte jezt auf den Schutt. Antonie ließ sich aus dem Fenster herab, die er dann in seine Arme aufnahm. Also rutschten sie Arm in Arm schnell an dem Schutthügel herab. Der Nachtwächter ließ sie nach empfangnen reichlichen Geschenk, ohne weitere Umstände durch. Der Bediente ófnete die nicht weit davon stehende Kutsche. Sie warfen sich hinein. Für andre Kleidung war bereits gesorgt, und unter einer weiten Levite von grauen Moll konnte Antonie ihren ganzen Ordenshabit verbergen. Der Schleier war aus einander gerissen, und ein großer runder Hut tief in den Kopf gedrükt. Der Kutscher jagte brav zu, und bey Anbruch des Tages hatten sie schon drey Meilen zurük gelegt.

Jezt erſt fieng das Mädchen wieder an, etwas freyer zu athmen. Sie vergaß alle Angſt und Gefahr. Sie ruhte nun ſorglos an dem Buſen ihres geliebten Befreyers. Tauſend Zärtlichkeiten wurden verſchwendet, tauſend Verſicherungen einer ewigen Treue und einer unerſchroknen Theilnehmung in allen zukünftigen Leiden einander gegeben. Nie hatten ſie ſich ſtärker geliebt als jezt, nachdem ſie ſich auf ewig für einander verloren geglaubt hatten. Nie hatten ſie ſich feuriger umarmt als jezt, nach der jahrelangen, bittern Trennung.

Siebzehnter Abſchnitt.

Theodor und Antonie werden auf der Flucht getraut.

Aber je uneingeſchränkter jezt ihre Zärtlichkeit war, je nöthiger und vorſichtiger war es, daß ſie bald ein wirkliches Eheverbündniß ver-

vereinigte. Dies wünschten sie beyde, und es war auch gewiß, daß sie dadurch etwas mehr Sicherheit in Ansehung aller Nachstellungen und Verrätherey erlangen konnten. Ueberdies wollte Rosenbauer, der sich innerlich freute, das Mißgeschik einmal betrogen zu haben, gern so viel als möglich eilen, sein ganzes Glük in seinen Händen zu wissen.

Sie fuhren durch eine Menge Dörfer. Rosenbauer war entschlossen genug, sich zu irgend einem Pater in dieser Gegend zu begeben, und ihn so lange zu bitten, auch nach Befinden der Umstände zu beschenken, bis er sich überreden liesse, das Pärchen zu trauen. Er sann darauf, ihm einen ganz andern Grund als den wahren von ihrer Flucht anzugeben. Antoniens Furcht gieng nun von neuem an. Aber ihr Liebling sucht' ihr unaufhörlich Muth einzuflößen.

Es war der frühe Morgen des zweyten Tages ihrer Flucht, als sie an ein blühendes

Dorf

Dorf kamen. Hier leuchtete die Eintracht und der Fleiß auf allen Gegenſtänden hervor. Gleich am Eingange ſaß ein junges Mädchen, die dem Roſenbauer etwas gutmüthiges in ihrer Miene auszudrükken ſchien. Sie ſpann an einem Rädchen, ſang dazu, und um ſie her ſpielte ein kleines Hündchen. Roſenbauer ließ hier halten, ſtieg ab, und grüßte die Dirne. Sie dankt' ihm mit vieler Freundlichkeit. Er ließ ſich hierauf in verſchiedne Fragen mit ihr ein, und unter andern ſucht' er auch von ihr herauszubringen, was ihr Herr Pater wohl vor ein Mann wäre, ſtreng oder gütig, alt oder jung, und ob die Gemeinde ihm gewogen wär? Das Mädchen beantwortete ihm alles mit vieler Herzhaftigkeit und zugleich Beſcheidenheit. Er erfuhr von ihr, daß der Pfarrer ein noch junger, braver, und leutſeliger Mann ſey, an den man wohl eine Bitte würde wagen können, von der Art, wie ſie jezt Roſenbauer nöthig hatte. Das Mädchen war überdies

noch

noch so gefällig, daß sie sich selbst anbot, ihm vollends den Weg nach der Pfarre zu zeigen. Rosenbauer nahm dies mit vielem Dank an, schlenderte mit ihr fort, und ließ den Wagen mit seiner kostbaren Beute langsam hinterherfahren. Als sie das Haus im Gesicht hatten, wollte Rosenbauer das Mädchen beschenken. Sie wollt' es durchaus nicht annehmen, ward aber so lange genöthiget, bis sie es geschehen ließ. Sie nahm hierauf freundlichen Abschied. Alle bewunderten die Lebensart dieses Oesterreichischen Landmädchens, und die wenige Neugierde, mit der sie der Ankunft des Wagens entgegen gesehen hatte. Sie sah sich auch nun weiter nicht um, sondern gieng mit einer ernsten Mine und hurtigen Schritten nach ihrem Häuschen zurük.

Rosenbauer stand jezt an des Paters Wohnung, und klopfte an. Er befürchtete, ihn noch im Bette zu finden, aber, weit gefehlt! er saß schon lange an seinem Pulte und stu-

dierte:

dierte. Das iſt dann nun freylich ein Phänomen, aber es war doch wirklich ſo. Wir kennen bereits Roſenbauers Macht über alle Herzen, und wie er durch ſein Betragen alles ausrichtete, was er nur wollte. So auch diesmal. Kaum war ihm die Hausthüre geöfnet, und des Paſtors Zimmer gezeigt worden, ſo kam ihm ein freundlicher Mann in einem Schlafrok entgegen, und fragte ihn, was zu ſeinem Befehl ſtände? Roſenbauer, der allein war, denn ſeine Equipage hielt unten mit Antonien, küßte dem Manne die Hand, und bat ihn, ihn in ſein Zimmer zu führen, weil er eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu verabreden hätte. Mancher andre würde hierzu unſchlüſſig geweſen ſeyn, indem es nicht allemal ſicher iſt, mit einem ganz fremden Menſchen allein in ein Zimmer zu gehen, aber der Prieſter, unerſchrokken und unſchuldig, trug keinen Augenblik Bedenken, Roſenbauern ganz allein mit ſich in ſein Muſeum zu führen.

Hier

Hier brachte unſer Flüchtling ſeine Worte an: „Ich hatte, ſprach er, ſchon ſeit einigen „Jahren ein geheimes Bündniß mit einem „Mädchen, zwey Tagereiſen von hier in ei„nem Städtchen. Die Aeltern ſahen es gern, „wenigſtens ſchien es, als ob ſie nie Willens „wären, unſre Vertraulichkeit zu ſtöhren. „Es zeigte ſich bald darauf eine andere Ge„legenheit für Marianen, (ſo nennt' er ihm „Antonien.) welche den Aeltern weit vortheil„hafter ſcheinen mochte, als eine Verbindung „mit mir. Sie hintergiengen mich daher, „und unter dem Vorwande, ſie in ein Kloſter „zu führen, und dem geiſtlichen Stande zu „heiligen, ſchleppten ſie ſie mit Gewalt fort, „und an den Ort hin, wo der für ſie beſtimm„te Bräutigam wohnte. Hie. waren bereits „alle Anſtalten zu einen förmlichen Verlöbniß „gemacht. Ich erfuhr die ganze Sache „noch zu rechter Zeit, nahm Urlaub, und „jagte nach. In dem Orte, wo die Verlo„bung ſeyn ſollte, blieb ich einige Stunden „unerkannt,

„unerkannt, während dem ich einen Brief „schrieb, welchen ich nach meiner jezt vorha„benden Flucht mit Marianen an die Aeltern „zurük laſſen wollte. Hierauf erſahe ich mei„nen Vortheil, dem Mädchen von meiner „Gegenwart Nachricht zu ertheilen. Sie „ſuchte ſich fortzuſchleichen, ich ſezte mich mit „ihr in meine Chaiſe und wir fuhren dieſe „zwey Tage nach einander bis hieher. In „dem zurükgelaßnen Briefe warf ich den Ael„tern ihre Ungerechtigkeit vor, entſchuldigte „meinen Schritt mit der heißen und treuen „Zärtlichkeit, und verſicherte ihnen, daß „nichts in der Welt, außer der Gewalt des „Himmels, mich wieder von Marianen tren„nen ſolle. — Hier bin ich nun, Hochehr„würdiger Herr, fuhr er fort, und weil Ihre „Menſchenfreundlichkeit und Leutſeligkeit in „der ganzen Gegend gerühmt wird, ſo nehme „ich mit einer großen Zuverſicht zu Ihnen „meine Zuflucht. Laſſen Sie ſich bewegen, und „trauen ſie mich mit meiner Mariane. Der

„Himmel wird ſie davor ſegnen, edler Mann!
„Sie wiſſen, wie viel Gewicht der prieſterli-
„che Seegen hat, und da ich noch weit von
„hier gehe; ſo wird es Ihnen nie einigen
„Nachtheil bringen.“ Er ſprach noch viel zu ihm, und vergaß nichts, was vielleicht fähig ſeyn konnte, den Prieſter zu bewegen. Er beſchloß endlich damit, ihm die Gnade zu erzählen, in welcher er bey dem Kayſer ſtände, (welches zu beweiſen er ihm ein von des Kayſers eignen Hand unterzeichnetes Schreiben vorzeigte) und daß dieſes, im Fall man ja verrathen würde, alle unangenehme Folgen zu verhindern zureichend ſeyn möchte.

Es hielt Anfangs ſehr hart. Denn wer gutmüthig iſt, iſt nothwendig auch gerecht, und läßt ſich nicht leicht bewegen, ſeine Dienſtfertigkeit bis zur Verlezzung ſeiner Pflicht zu treiben. Inzwiſchen waren doch ſeine Weigerungen ſo beſchaffen, daß eine noch dringendere Bitte ſie leicht überwinden konnte. Auch gieng er herunter, begrüßte

Anto-

Antonien und bat sie, wenigstens abzusteigen, um ein Frühstük bey ihm einzunehmen. Antonie zitterte für Furcht und Warten der Dinge, die da geschehen sollten. Sie stieg heraus, sah sich schüchtern um, und gieng dann an der Seite des Paters ins Haus hinein. Sein gefälliges Betragen flößt' ihr Muth ein, ja sie war nach einiger Zeit, als man im Zimmer frühstükte, so gar herzhaft genug, den Priester, mit ihrem Geliebten vereint, um die Trauung zu bitten. Liebe und Höflichkeit gewinnt alle Herzen; er konnte nicht länger widerstehen. Er ließ seinen Küster holen, welcher in einem andern Zimmer Anstalten machen mußte, kleidete sich dann an, und verrichtete die kirchliche Handlung zu unaussprechlicher Freude der Liebenden.

Es waren noch einige Stunden bis zum vollen Mittage. Der Geistliche nöthigte unser junges Ehepaar zum Mittagsmal. Da sie von dem Ort ihrer Flucht so weit entfernt waren, so machten sie sich kein Bedenken,

ſein Erbiethen anzunehmen. Die katholiſchen Geiſtlichen halten, wie bekannt, viel auf eine gute Tafel. Theodor und Antonie hatten daher auch hier Urſache, mit der Bewirthung ſehr zufrieden zu ſeyn. Es gieng alles ſehr einträchtig und geſellig zu. Die Liebenden vergaßen ihre Leiden, und fühlten jezt bereits einen Vorſchmak von ihrem zukünftigen Glük.

Nach der Mahlzeit beſchleunigten ſie ihre Reiſe. Roſenbauer wollte den Prieſter belohnen, aber er nahm nicht das mindeſte an. „Mein Dienſt iſt einträglich, ſprach er, ich „bedarf dergleichen nicht. Es freut mich „Ihnen gedient zu haben. Sorgen Sie nur „davor, daß die Sache nicht entdekt wird.“ Hier war Klugheit im Spiele. Ward ja die Sache kundig, ſo hatte der Geiſtliche weniger Verantwortung, wenn er kein Geld genommen hatte, wenigſtens konnte man ihm nicht den Vorwurf einer intereßirten Abſicht machen. Er ſegnete hierauf noch das junge

Paar,

Paar, und ließ ſie mit freundſchaftlichen Küſſen von ſich.

Nunmehr waren Roſenbauer und Antonie ſich Gatte und Gattin. Ihr Herz floß über von Zärtlichkeit und unruhiger Freude. Aber wo ſollten ſie ſich nun hinwenden? Roſenbauer hatte ſich bereits einen Ort auserſehen, den er ſchon vor einiger Zeit auf einer Reiſe in militairiſchen Geſchäften kennen gelernt hatte. Dieſer ſchien ihm zum einſtweiligen Aufenthalt für ſeine Antonie bequem. Der Weg ward auch wirklich dorthin genommen. Sie kamen daſelbſt an, und blieben indes als Reiſende, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, in einem Gaſthofe. Hier war alſo ihr Brautbette. Hier wurden die Rechte des Gatten und der Gattin gültig.

Achtzehnter Abschnitt.

Theodor geht in sein Standquartier zurük.

Unter den Beweisen der feurigsten Zärtlichkeit, und der ewigen Treue war endlich die Zeit des Urlaubs verstrichen. Ihr werdet es vielleicht mißbilligen, meine Freunde, daß Rosenbauer zur kayserlichen Armee zurük gieng, weil er sich und seine Frau doch immer einigermaßen der Gefahr aussezte, entdekt zu werden. Auch mußte er sich nun wieder vielleicht auf lange Zeit von ihr trennen. Es ist wahr, ich würde in diesem Falle selbst mich sehr besonnen haben, was ich thun sollte. Allein wenn man auch auf der andern Seite wieder bedenkt, was für beträchtliche Aussichten er bey der kayserlichen Armee hatte, da er hingegen bey einer andern erst wieder von neuem sich hätte zeigen, und mit einem kleinen Avancement hätte zufrieden seyn müssen, so konnte man ihm seine genomme-

nen Maaßregeln auch nicht so sehr verdenken. Ueberdieses konnte eben diese Gnade des Kayſers in Zukunft vielleicht dazu dienen, wegen seines jezt gewagten Schrittes Verzeihung zu erlangen, und seine Gattin für rechtmäßig erklären zu dürfen. Dies war auch seine ganze Absicht. Er sann Tag und Nacht darauf, sich seinem Monarchen immer gefälliger zu machen.

Der festgesezte Tag zur Abreise brach endlich herein. Dies war eine mitleidswürdige Trauerscene für die Liebenden. Aber es mußte geschieden seyn. Hier war Muth und Standhaftigkeit eine lobenswürdige Tugend. Die verlaßne Antonie sollte nun so einsam leben, und jeder möglichen Gefahr ohne Beystand ausgesezt seyn. Um sie nur einigermaßen zu unterstüzzen, ließ er seinen Bedienten, einen alten ehrlichen Kerl, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, bey ihr, miethete ihr auch ein junges Mädchen von guter ehrlicher Aufführung zu ihrer Bedienung. Hierauf trennten

ten sie sich mit dem ganzen Gefühl der bittersten Trennung, und Rosenbauer trat mit seinem Kutscher ganz allein die Rükreise nach seinem Standquartier an.

Um eben diese Zeit fieng der große Joseph jene unvergeßliche Epoche an, die nicht nur auf seine Staaten, sondern vielleicht, vermöge des Beyspiels, auch auf ganz Europa Einfluß hat. Der Aberglaube fieng an, für seinem Sieger zu fliehen, die Religion aus der Nacht in ein dämmerndes Licht zu treten, und die Wissenschaften, nicht mehr unter einem entehrenden Joche zu seufzen. Rosenbauer freute sich mit tausend andern über diese große Unternehmungen, auch durchdrang ihn eine geheime Hofnung, daß vielleicht auch das Kloster, in welchem Antonie gewesen war, mit der Zeit könnte eingezogen werden, wodurch ihm ihr zukünftiger ungestörter Besiz um vieles erleichtert werden konnte. Jedoch war diese Hofnung vorjezt noch im weiten Felde, dennoch glaubte damals

mals niemand, daß faſt alle Klöſter aufgehoben werden würden, indem man bey den erſtern nur gewiſſe einzelne Urſachen wähnte.

Roſenbauer kam jezt wieder in einen Drang von Geſchäften. Er ſuchte das wieder einzubringen, was er während ſeines Urlaubs verſäumt hatte, und erwarb ſich dadurch immer noch mehr Liebe bey ſeinen Obern. Er genoß von ihnen eine Achtung und Freundſchaft, die er von ſeines Gleichen nicht beſſer erwarten konnte. — Da ſein Geiſt auch zuweilen der dichteriſchen Muſe hold war, ſo verfertigte er an einem Tage, wo ſeine Seele zu den ſanfteſten Harmonien geſtimmt war, ein feuriges Gedicht an den großen Kayſer. Er beſang in demſelben die Größe ſeines Herzens, und den unerſchütterten Muth, mit welchem er jenes entehrende Völkerjoch zerbrach. Kurz, er ſprach ſo, wie es Joſephs edle Handlungen in dieſem Zeitpuncte, und immer verdienten. Es ward ihm nicht ſchwer, dies Gedicht durch irgend

einen großen Miniſter, dem Kayſer einreichen zu laſſen. Dieſer, der in ſeinem braven Sachſen hierdurch eine neue Fähigkeit entdekte, nahm es mit derjenigen Aufmerkſamkeit an, die ſich in dieſem Fall erwarten ließ. Er antwortete dem jungen Manne abermals in den herablaſſendſten Ausdrükken, verſicherte ihn ſeiner Sorgfalt, und fügte nicht minder ein anſehnliches Geſchenk bey. Ohngeachtet dies Roſenbauern ſehr willkommen war, denn er hatte bey ſeinen jezigen Avanturen ſeinem Beutel gewaltig wehe thun müſſen, ſo war es ihm doch vor diesmahl mehr um die Gnade zu thun, in welcher er ſich dadurch bey dem Kayſer immer feſter ſezte. — An ſeine Gattin ſchrieb er ſo oft als möglich, und erhielt noch öftere Briefe von ihr. Sie ſuchte ſich, ſo gut als es geſchehen konnte, in ihr jezziges Schikſal zu finden. Sie ertrug ihre Einſamkeit, und tröſtete ſich mit ſchmeichelhaften Hofnungen auf die Zukunft. So floſſen zehn Wochen vorüber, während

denen

denen alles glüklich gieng, und in ſeiner gehörigen Verfaſſung blieb.

Neunzehnter Abſchnitt.

Verrätherey. Liſt. Grauſamkeit.

Aber nach dieſem war die Stunde gekommen, welche neue und mächtige Leiden über das hoffende Paar verhieng. Um dieſes in der gehörigen Ordnung zu erzählen, muß ich meine Leſer zurük führen auf Antoniens Aeltern und das Kloſter. Ihr könnt leicht glauben, daß beiderſeits in ſtarke Bewegung geſezt wurden und über Antoniens Entführung heftig erſchraken. Ohngeachtet die Aeltern ſogleich muthmaßen konnten, wer der Entführer ſeyn müſſe, ſo wachte doch jezt in ihren Herzen eine mitleidige Empfindung auf, welche ſie verhinderte, die Sache mit äuſerſter Strenge zu rügen. Denn wenn man Antoniens Aufenthalt erfuhr, und ſie einbrachte,

noch

noch dazu vielleicht nicht mehr Mädchen, so konnten sie sicher darauf rechnen, daß sie den äuſersten Quaalen ausgesezt ward. Ueber dieſes sprach irgend ein innerer Vorwurf auch ein Wörtchen, und liſpelte ihnen zu: ihr seyd selbſt Schuld an dieſer verderblichen Flucht und an dem Verluſt eures Kindes. Von ihrer Seite also hatten die Liebenden jezt weiter nichts zu fürchten.

Aber das Kloſter hatte nicht Luſt, ſich so ruhig zu verhalten. Inzwiſchen durften ſie doch nicht so gerade zugehen. Sie wußten, daß der Kayſer ein Häkchen auf die Klöſter hatte, und wenn ſie ſich sehr gebrüſtet hätten, so würde Joſeph dadurch auf ſie aufmerkſam geworden seyn, und das den Klöſtern bevorſtehende Schikſal vielleicht an ihnen beſchleuniget haben, beſonders da die Sache Roſenbauern betraf, der bey dem Kayſer so in Gnaden ſtand. Was war also zu thun? Sie mußten auf eine Liſt ſinnen. Sie ſchrieben an alle ordinirte Geiſtliche in einem wei-

ten

ten Umkreiſe von zwölf bis ſechzehn Meilen, und baten ſie im freundſchaftlichen religiöſen Ton, ihnen ſchleunige Nachricht zu geben, wenn ſie nur irgend etwas erführen von den Flüchtlingen, welche man ihnen zu dem Ende ganz genau beſchrieb. Das Schreiben gelangte auch an den Pater, der das Pärchen getraut hatte. Er blieb aber ganz ruhig dabey und opferte das Blatt dem Vulcan. Das Kloſter richtete überhaupt mit aller ſeiner Sorgfalt nichts aus. Es lief keine Nachricht ein. Kein Menſch wollte und konnte von den Flüchtlingen etwas wiſſen, und wer ſie auch vielleicht durchfahren geſehen hatte, der hatte die Sache unterdeſſen vergeſſen, oder wußte wenigſtens nicht, wo ſie ſich weiter hingewendet hatten.

Allein ein frommes Mittelding zwiſchen Pfaffen und Layen wollte ſein zartes Gewiſſen lüften, oder, beſſer geſagt, wollte ſich bey dem Kloſter einen guten Namen und vielleicht eine Verſorgung erwerben. Dies ſy-

remi-

renische Geschöpf war der Küster, der bey ihrer Trauung den geistlichen Dienst verrichtet hatte. Ohngeachtet er vielleicht nach Geschenken, die strengste Verschwiegenheit angelobet hatte, so entschloß sich doch die falsche Seele nach einiger Zeit, ein Verräther zu werden. Und wenn es dabey noch geblieben wär, wenn er nur dies gethan, und die Trauung angegeben hätte, so war es Falschheit, aber lange noch nicht der Grad von Niederträchtigkeit, dessen er sich schuldig machte, wie ihr bald hören werdet. Er lauerte nehmlich auf eine schikliche Gelegenheit, durch vertrauliches Betragen dem Pater den Ort ihres Aufenthalts abzulokken. Dann erkundigte sich die Schlange dort nach allen Umständen, und als er von allem so ziemlich unterrichtet war, so verließ er sein Dorf bey Nacht und Nebel, begab sich nach dem Kloster, und machte voll Religionseifer seinem zärtlichen Tygerherzen Luft. Man kann sich leicht einbilden, daß er dort sehr will-

willkommen war. Man nahm ihn mit ofnen Armen auf, und versprach ihm die erste beste Versorgung, die im Kloster auf werden würde, und während dieser Zeit, bis es geschehen könnte, auch zureichenden Unterhalt.

Hierauf fertigte man sogleich einen Expressen an den Bischof ab, unter welchem der brave Priester stand. Voll heiligen Religionsgefühl bat man ihn, diesen in Verhaft nehmen, und nach dem nöthigen Verhör zu geziemender Strafe ziehen zu lassen. Man ersucht' ihn auch zugleich, seine Strafe mit einer Einsperrung zu verbinden, denn er möchte sonst in der Zwischenzeit, während der er seines Amtes entsezt wäre, Zeit und Gelegenheit genug haben, das Kloster in seinen fernern Nachforschungen und Unternehmungen zu stören. Der Prälat, dem die Bitten eines frommen Klosters Befehl waren, ließ den Priester sogleich einziehen, verhören, überführte ihn, und der Lohn seiner Gutmüthigkeit ward am Ende eine halbjährige Entlas-

sung

sung seines Amts, nebst eben so lange dauerndem Stubenarrest. So gehts, wenn man zu gut ist. Ein hartherziger Mann kommt immer am besten durch. Gleichwohl haß ich diesen, und sehe jenen mit Ehrfurcht.

Sobald dies besorgt war, so richteten sich die feindseligen Anstalten gegen die verlaßne Antonie. Ihr Aufenthalt war also schon entdekt. Man durfte nun nur noch sie selbst wegzufischen suchen. Dies war so schwer nicht, besonders da die Arme jezt allein und ohne ihren herzhaften Liebling war. Man stellte den einen Kaplan des Städchens an — denn eine Schlange kennt den Gift der andern — daß er Antoniens Vertrauen zu gewinnen suchen sollte. Dies that er von ganzem Herzen, und um so viel lieber, da Antonie ein junges schönes Weib war. Wie fertig ist doch diese Art Leute, unter dem Deckmantel der Religion ihre Lüste zu befriedigen! Es gelang ihm auch in kurzem, das Zu-

trauen

trauen der Unglüklichen zu gewinnen, die sich, einsam und traurig, an alles anschloß, was gutscheinend mit ihr sympathisirte. —

Mittlerweile waren bereits alle Anstalten getroffen. Unter dem Vorwande, die heitere Winterluft zu genießen, gieng der Kaplan mit ihr ins Freye. Er führte sie an die verabredete Gegend, die etwas einsam war. Dort sprangen, während daß sie in der traulichsten Unterredung waren, zwey handfeste Kerls hervor, rissen sie von des Kaplans Seite hinweg, der sich stellte, als wollt' ihm für Kummer und Entsezen das Herz brechen, und führten sie einige tausend Schritte sofort, bis an einen festzugemachten Wagen. In diesen warfen sie sie hinein, ihres Flehens und Schreyens nicht achtend, stellten sich hinten auf, und der Kutscher jagte zu, was die Pferde nur laufen konnten. Antoniens Gefühle waren fast tödlich. Sie sah alles voraus, was sie nun würde zu leiden kriegen,

gen, erklärte sich im Geist alle die gemachten Anstalten, ward nunmehr, aber zu spät, inne, daß man den Kaplan zum Werkzeuge ihres Unglüks gewählt hatte. Ihre Thränen strömten wie der Bach von Felsen. Aber vergeblich waren ihre Wangen todtenbleich, vergeblich seufzte ihr Busen nach Errettung und Hülfe!

Am späten Abend des zweyten Tages war die trauervolle Reise vollendet, und man hieß Antonien aussteigen. Sie sah sich um, und der hellleuchtende Mond verkündigte ihr den Augenblik, daß sie sich in dem Hofe ihres Klosters befand. Hier war sie nun bestimmt, nahmlose Qualen zu dulden. Vorausgesezt, daß schon dieser Orden sehr strenge Bußen hatte, so war auch die Domina ein wahrer Teufel. Man warf Antonien sogleich in das elendeste Gefängniß. Hier hatte sie Zeit genug ihr Unglük zu bejammern. Schrekli-cher kann dem Missethäter das Herz nicht

bluten,

bluten, wenn er zum Richtplatze geführt wird, und ihm nun das Hochgericht ins Auge fällt. Sie sah lange, endlose Qualen vor sich, ewige Trennung von Theodor, Verstoßung der Aeltern, Besorgniß um ihren Gatten, von dem sie dennoch kein Wort weiter hören würde. Ihre Thränen waren jezt verschwunden. Auch diese Wohlthat gewährte ihr das Verhängniß nicht mehr. Stummer Schmerz durchwühlt' ihren schuldlosen Busen. Wer könnte die Allmacht ihrer innern Leiden schildern. Fühle sie, mitleidiges Herz, das zur Ehre der Menschheit bey Anderer Leiden Zähren vergießt!

Unterdessen hatte man auch, nicht vergessen, Antoniens Bedienten und Mädchen auf die Seite zu schaffen, denn wie leicht hätten sie nicht Rosenbauern von dem, was vorgegangen war, Nachricht geben können. Und dies wollte das Kloster gar nicht. Vielmehr war es ihre ganze Absicht, Rosenbauern die

Sache so lange als möglich zu verbergen. Ihr werdet wähnen, meine Freunde, daß dies ein undenkbares Geschäft sey, indem doch zwischen ihm und seiner Frau ferner keine Briefe konnten gewechselt werden. Aber die Kabale der Klöster ist ohne Gränzen, und übersteigt allen andern menschlichen Wiz. Man nahm in Ansehung dieser Sache folgende Maaßregeln: der erwähnte Kaplan mußte alle Briefe, die von Rosenbauern, an Antonien kamen, in ihrem Nahmen annehmen, und sogleich nach dem Kloster schikken. Dort las man sie, und diktirte dem unglüklichen Weibe eine Antwort in die Feder, wie man sie für dienlich befand. Diese Antworten waren alle so beschaffen, daß Rosenbauer daraus nicht den mindesten Argwohn schöpfen konnte, sondern glauben mußte, seine Frau wäre in ihrer vorigen Verfassung ungestört. Antonie ward mit der grösten Strenge gezwungen, die diktirten Briefe zu schreiben, wozu sie sich Anfangs schlechterdings

nicht

nicht bequemen wollte. Endlich aber that ſies, theils aus der Urſache, um wenigſtens den Troſt zu haben, an ihren Roſenbauer ſchreiben zu können, theils der im Weigerungsfall gedrohten Marter überhoben zu ſeyn. Auch blieb dadurch das Herz ihres Gatten beruhigt. Aber — eine kleine Befriedigung, da es im Gegentheil für ein liebendes Herz ſehr ſchwer iſt, ſich dem Gegenſtande nicht mittheilen zu können, nicht von ihm bemitleidet zu werden, ihn in einer Täuſchung ſehen zu müſſen, die doch nicht ohn Ende fortdauern kann. Aber was dünkt Euch, meine Freunde, zu dieſer Grauſamkeit. Iſts nicht das Produkt eines Tygerherzens und ſataniſcher Liſt?

Zwanzigster Abschnitt.

Antonie wird von einem todten Kinde entbunden, des Kindermords beschuldigt und zum Tode verurtheilt.

Also verflossen Tage, Wochen, ja sogar Monate. Rosenbauer ward hintergangen, denn man hatte alle mögliche Vorsicht gebraucht, jeden Vorfall bey dieser Sache äusserst geheim zu halten. Zwar kam es ihm zuweilen wunderbar vor, daß er immer so spät, und zu so abgemessenen Zeiten Briefe von seiner Gattin erhielt. Da sie aber alle im zärtlichsten Ton abgefaßt waren, und nichts Trauriges enthielten, so dacht' er der Sache nicht weiter sehr nach, sondern war nur zufrieden, daß alles so ungestöhrt seinen Gang fort wandelte. Er ergab sich mehr als jemals seinem nützlichen Kriegsgeschäft, erwarb sich dadurch immer mehr Liebe und Achtung, und war bereits der nächste zu einem beträchtlichen Avancement.

Antonie

Antonie war ſchwanger. Davon hatte man an ihren Gatten nichts ſchreiben laſſen, weil man befürchtete, er möchte etwa auf den Einfall kommen, Urlaub zu nehmen, und ſeine Gattin zu beſuchen. Gott! wie ſo ſchwer ward es der Armen, ihrem Lieblinge nicht ein Wort von dieſer Sache wiſſen zu laſſen! Gern hätte ſie ihm nur einen einzigen Wink davon gegeben, aber es war ſchlechterdings unmöglich. Denn da man zu ihrer Aufſicht alte und grauſame Schweſtern ausgeſucht, die ſie mit Baſiliskenaugen bewachten; ſo ward jeder Zug ihres Fingers genau beobachtet, die Schrift durchleſen, und am Ende gar noch das Blatt gegen das Licht gehalten, eh man es ſiegelte und fortſchikte.

Antonie trug ihre Bürde ſieben Monat, als die häufigen Empfindungen des Kummers, Schreckens und Elendes, die Geburtszeit widernatürlich beſchleunigten. Darauf hatten ihre Mörderinnen längſt gelauert. Sie

verdoppelten ihre Grausamkeit gegen sie. Da war keine Schmähung, keine Feindseligkeit, die sie nicht an ihr ausgeübt hätten. Es konnte ihnen nicht fehlen. Antonie ward von der Geburt plözlich übereilt, und das äußerst schwache Kind starb in einer schweren Geburt. — Mir stehn die Thränen in den Augen, wenn ich an die jezzige Verfassung der armen Mutter denke. In dieser Quaal, im elendesten Gefängniß, entblößt von aller Bequemlichkeit, ungetröstet von ihrem Lieblinge, sogar mit dem Bewußtseyn, daß er nicht das mindeste von ihrem namenlosen Elende wisse, dann die entsezlichsten Schmerzen einer harten Geburt — Gott! — könnte wohl jemand meiner Leser so kaltsinnig seyn, daß ihn dies Leiden der reinsten Unschuld nicht bis ins Innerste rühren sollte? — Uebereilter, unglükseliger junger Mann, deine Gattin hilft dir die Rache des Schiksals tragen!

Das

Das Kloſter hatte ſeine ganze Abſicht erreicht. Man beſchuldigte die junge Mutter des Kindermords. Sie bewieß ihre Unſchuld mit Flehen und Thränen. Aber eher hätte ſie Wilde erweicht. Man drang auf ein Geſtändniß; man verdoppelte ihre Qual durch ſataniſche Foltern; man ſuchte alle nur erdenkliche Grauſamkeit hervor, ſie zu dem Geſtändniß einer Handlung zu zwingen, deren ihre reine Seele nicht ſchuldig war. Sie, matt und kraftlos, ein Opfer der Verzweiflung, gab endlich nach, und ſah im Tode den einzigen Befreyer ihrer unmenſchlichen Qualen. „So tödtet mich dann, ihr Elen„den, ſchrie ſie! der Tod ſoll mir willkom„men ſeyn! Eilt nur! Ja, ich habe mein „Kind getödtet. Aber Gott wird Rächer „ſeyn zwiſchen mir und euch!“

Kaum hatten die Nonnen dies Geſtändniß, als ſie die Sache ſogleich an die weltliche Obrigkeit berichteten, und ſie dem Blut-

gerichte übergaben. Hier mußte man die Sache annehmen, wie sie von geschwornen Zeugen berichtet wurde. Man brachte Antonien ins Verhör. Sie sprach in der Verzweiflung, und sehnsuchtsvoll nach dem Ende ihres elenden Lebens zu allem Ja! Die Sache nahm also weiter keinen Anstand. Der Prozeß ward ihr gemacht, und sie zum Rade verurtheilt. Joseph, der die Sache auch nicht anders nehmen konnte, als sie weitläuftig einberichtet war, that natürlich auch weiter nichts, sondern ließ der Gerechtigkeit ihren Lauf, außer daß er so mitleidig war, das Rad in ein Schwerdt zu verwandeln.

Dies gieng alles so schnell hinter einander, daß schon der Tag der Execution anberaumt war, eh' noch außer den Richtern und den Klöstern jemand etwas zuverläßiges davon wußte. Antoniens Aeltern that man zwar die Sache zu wissen, aber nicht eher, als

als bis es ſchon zu ſpät war, etwas zur Errettung ihres Kindes zu unternehmen.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Ein Geſtändniß zu rechter Zeit. Theodor reißt ſchleunig nach Wien.

Mittlerweile bekam Roſenbauer keine Briefe mehr. Es ward ihm Angſt. Er wußte nicht, was er anfangen ſollte, ſchrieb Brief auf Brief, und erhielt nie eine Zeile. Weil er vor der Hand unmöglich Urlaub nehmen konnte, ſo unterrichtete er einen ſeiner vertrauten Freunde, einen jungen Gelehrten, genau von der Sache, und erſuchte ihn, in ſeinem Namen dahin zu reiſen. Dieſer that ſeinem Freunde ſehr gern den Gefallen; jagte Kouriermäßig in das bekannte Städtchen, und ſuchte Antonien auf. Aber er fand ſie nicht. Alles that fremd, und jedermann gab ihm dunkle unbeſtimmte Nachrichten. Er

mußte

mußte sich noch dazu in Acht nehmen, daß man ihn nicht obendrein zum Gefangnen machte. Er eilte also, daß er fort kam. Drauſſen vor der Stadt hört' er noch von einem alten Mütterchen, die er fragte, und die Antonien gekannt hatte, daß ſie eigentlich eine Nonne wär, und man glaubte durchgängig, das Kloſter würde ſie erwiſcht und zu ihrer Pflicht zurük geöracht haben. Mit dieſem Beſcheide ſprengte er fort, und eilte in die Arme ſeines troſtloſen Freundes. Dieſer ſuchte in der Geſchwindigkeit alle mögliche Maasregeln zu nehmen. Es ſchien ihm am beſten, ſogleich ſelbſt an den Kayſer zu gehen, ihm die Sache vorzuſtellen, und um Gnade und Beyſtand zu flehen.

Als er eben mit Reiſeanſtalten beſchäftigt war, um morgen mit dem frühſten nach Wien abzugehen, klopfte jemand an ſeine Thüre, und — welch ein unerwarteter Beſuch! — Es war der Küſter, der bey ſeiner

Trauung

Trauung mit zugegen gewesen war. Er freute sich, ihn zu sehen, und wollte eben anfangen, seine unglükliche Verfassung für ihm auszuschütten. Aber dieser ließ ihn nicht darzu kommen. Sein verstörtes Gesicht, seine bebenden Glieder, seine Gewissensangst verriethen beynahe einen Wahnwizzigen. Er warf sich zu Rosenbauers Füßen. „Ich bin „der Verräther, schrie er. Stoßen Sie mir „den Degen in die Brust, daß ich meiner „Angst los werde.“ Er blieb in dieser Stellung vor ihm liegen, und Rosenbauer, der ihm halb ohnmächtig zuhörte, ermannte sich endlich, und sprach: „Es ist gefährlich sich „selbst rächen. Ich, Elender! Wenn Dich „die Rache des Himmels nicht trift, so hab „ich Dir auch vergeben. Doch, fuhr er fort, „bleib noch. — Unterrichte mich weitläuftiger.“ — Zitternd und kniend antwortete der Verräther: „Ich ward von Gewinnsucht geblendet, und verrieth alles was ich „wußte. Aber nimmermehr hätt' ich ge-

„glaubt,

„glaubt, daß die Sache so entsezlich ablaufen „würde. Wissen Sie, Ihre Gemahlin stehe „an den Pforten des Todes. Dies gieng „mir zu Herzen, und mein Gewissen ließ sich „nicht länger beruhigen. Ich mußte zu Ih„nen fliegen, und mich selbst angeben. Ei„len Sie, vielleicht ist zur Rettung noch Zeit. „Aber Morgen ist der Tag der Execution. „Man hat Ihre Gemahlin, die mit einem „todten Kinde darnieder kam, des Kinder„mords beschuldigt, und sie hat es, der Qua„len und des Lebens müde, endlich einge„standen.“

Bey diesen lezten Worten verschwand Rosenbauers ganze Kraft. Er sank ohnmächtig in einen Lehnstuhl. Sein Freund war bey ihm, und beyde bemühten sich, ihn ins Leben zurükzubringen. Endlich schlug er doch die Augen auf. Nach und nach ward er wieder stark, und nun ließ er ohne weitere Anstalten ein Pferd satteln. Ohngeachtet

es

es ſchon ſpät am Abend war, ſo ritt er doch fort, ritt die ganze Nacht, und langte des andern Morgens um ſechs Uhr in Wien an. Der Küſter wollte ihn begleiten, aber er ſtieß ihn zurük, und bat ſeinen Freund, dieſen verdächtigen Mann indes in Verwahrung nehmen zu laſſen. — Ich habe oben vergeſſen anzumerken, daß die Execution in Wien ſelbſt vor ſich gehen ſollte, weil das Kloſter unter dieſe Jurisdiktion unmittelbar gehörte.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Eine Scene am Hochgericht.

Sobald Rosenbauer in Wien angelangt war, eilte er nach der kayserlichen Burg. Aber Joseph war bereits nach dem Augarten gefahren, um der Morgenluft zu genießen. Ein neuer Aufenthalt für Rosenbauern! Er warf sich in eine Lohnchaise, und fuhr an den genannten Ort. Hier durft' er nicht lange verziehen, so sah er den grossen Joseph in einer Allee herauf kommen. Er flog ihm entgegen, er vertrat ihm den Weg, er warf sich athemlos für ihm auf die Kniee nieder. Joseph, der ihn sogleich erkannte, sprach hastig: „Um Gottes willen, was ist ihnen, „was wollen sie von mir?" Bebend antwortete Rosenbauer: „Ihro Majestät haben „ohnlängst ein Todesurtheil unterschrieben, „und die arme Nonne ist unschuldig. Das „Kloster hat eine grausame Verrätherey an„gesponnen. Pardon, grosser Kayser!

„Antonie

„Antonie iſt meine Gattin!“ — Joſeph ſtand tief gerührt. Schon oft hatt' er dieſen Morgen daran gedacht, daß heute eine Execution war, und hatte bey ſich ſelbſt traurige Betrachtungen angeſtellt. Nach kurzem Nachſinnen rief er: Pardon, mein Freund! Fliegen ſie! Es iſt hohe Zeit! Laufer, voran, fort! fort! — Roſenbauers Schnelligkeit übertraf faſt den geſchwinden Laufer.

Mittlerweile hatte ſich die Gerechtigkeit mit Vollziehung des Urtheils nicht geſäumt. Schon war Antonie zwiſchen zwey geſchäftigen Seelſorgern auf dem blutigen Wege zum Hochgericht. Schon war ſie an dem ſchrekkenvollen Sterbehügel. Einige hundert Schritte hinter ihnen war Roſenbauer und der Laufer. Sie drängten ſich durchs Volk und ſchrien, was ſie konnten: Pardon! Pardon! — Pardon vom Kaiſer! ſchrie der Laufer unaufhörlich! Das Volk, tiefgerührt von der unſchuldigen Miene des jungen Schlachtopfers, ſtimmte mit ein, und

ſchrie von allen Seiten, Pardon! Aber ein anderer Theil ſchrie, Richtet! Richtet! Während dieſem Streit wurden jedoch die Richter ſtuzzig, und geboten Stillſtand. Antonie betrat den Hügel, und warf den Schleier zurük. Kaum ſah man ſie in dieſer rührenden Stellung, als die Pardonrufenden die Andern überſtimmten.

Jezt hatte ſich der Laufer und Roſenbauer durchs Volk gedrängt. Lezterer ſtieß alle Wachen auf die Seite, drang immer weiter, flog den Hügel hinan — und Antonie ſtürzte in die Arme ihres Gemahls. So hielten ſie ſich einige Minuten, halb ohnmächtig und ſprachlos.

Plözlich geſchah ein Piſtolſchuß. Theodor und Antonie ſanken. Die Kugel wühlte durch Antoniens Eingeweide und blieb in Theodor ſtekken. Das Blut ſtrömte kochend hervor. Man ſprang zu Hülfe. Aber da war keine Rettung. Die Unglüklichen ſtarben, nachdem ſie noch einmal mit einem hei-

ligen

ligen und frommen Blikke zum Himmel geſeufzt hatten. — — Laßt mich ausweinen, meine Lieben! Wer vermag das Gefühl der Menſchheit zu verläugnen. — —

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Fortſezzung des Vorigen.

So weit war die Bosheit des Kloſters gegangen, daß es, auf jeden Fall bereitet, dennoch das beſſere Schikſal des armen Paares vereiteln, und ſich noch ſo viel als möglich im voraus rächen wollte, da es ſeine Aufhebung und Strafe nun mit Gewißheit vorausſehen konnte. Gleichwohl hat man nach der Zeit, ohngeachtet der ſtrengſten Unterſuchung, niemals weder den Thäter noch den Urheber dieſer abſcheulichen Handlung herausbringen können.

Jezt zurük ans Hochgericht. Der Laufer war sogleich wieder fortgesprengt, um dem erwartungsvollen Kayser zu berichten, was vorgefallen war. Joseph ließ eine männliche Thräne fallen, und schwor dem Kloster in seinem Herzen gerechte Rache. — Mitlerweile ward das Volk sehr laut. Alles drängte sich herzu, und eines erdrükte fast das andre. Man machte daher schnelle Anstalt, die blutigen Schlachtopfer wegzubringen. Man ließ eine Kutsche herbey fahren und legte sie hinein. Diese fuhr, von allen Seiten zugemacht, unter starker Bedekkung nach einem Gottesakker, wo man sogleich ein Grab machte, die Cadaver in vorräthige Särge legte, und sie beyde zugleich in das Grab versenkte. Alles ward um des zu besorgenden Aufruhrs willen, so schnell und so vorsichtig vollbracht, daß der größte Theil der Einwohner noch nicht ein Wort von der Sache wußte, als ein anderer Theil schon wieder nach Hause gieng, die

Rich-

Richter den Richtplaz verließen, und der Unglüklichen Grabmal ſchon mit dem Hügel bedekt war. — Nach der Zeit verſammleten ſich Liebende an daſſelbe, weinten Thränen darauf, und umpflanzten es mit Cypreſſen und Roſen.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Enthält verſchiedene Schlußnachrichten.

Einige Tage darnach unterſuchte die Regierung alles nach der gröſten Strenge der Geſezze. Jede Perſon, die darinn verwickelt geweſen war, mußte vor Gericht. Hierdurch geſchah es nun, daß man alles haarklein ans Licht brachte, außer den Unmenſchen nicht, der die am Hochgericht Begnadigten ſo meuchelmörderiſch tödtete. Er mag der Rache des Himmels überlaſſen ſeyn, denn

solch eine Frevelthat wird nicht unvergolten bleiben. Der Pater, der Theodor und Antonien getraut hatte, ward sogleich wieder auf freyen Fuß gesezt, jedoch mit der Erinnerung, in dergleichen Fällen künftig vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Dieser besondere Vorfall hatte des erhabnen Josephs Busen ganz außerordentlich gerührt. Er hatte Rosenbauern wirklich geliebt, und ihn für die Zukunft wichtigen Geschäften bestimmt. Zwar war bey dem jezzigen Verfall auch ein großes Vergehen auf seiner Seite, aber sein trauriges Schikfal hatte es mehr als zu hart bestraft. Und wie sehr ward der Monarch durch diese Scene in der Meynung von der Bosheit der Klöster bestärkt! Er beschloß jezt immer fester, seine großen Absichten zu vollführen, die er bereits zu unternehmen angefangen hatte. Das gegenwärtige Kloster ward sogleich eingezogen, jedoch war der Monarch großmüthig genug, ihm eben die Vorzüge genießen zu

las-

laſſen, welche er andern eingezognen Klöſtern einräumte, ohne auf die verdiente Strafe Rükſicht zu nehmen.

Antoniens Mutter ſtarb einige Zeit nach dieſer Geſchichte. Der Gram verzehrte ihr Leben. Ihr Mann gieng gleichfalls umher wie vor den Kopf geſchlagen, und bereuete tauſendmal ſeine Grauſamkeit. Der Verſaz, noch eine zweyte Tochter ins Kloſter zu ſperren, fiel nunmehr von ſelbſt weg. — So beſtraft ſich oft die Unklugheit ſelbſt. Auch Greiſe handeln thöricht, ſo oft vielleicht als der Jüngling und der Mann, und doch wähnt man immer, daß die Handlungen der Greiſe nothwendig ungleich weiſer ſeyn müſſen, als die der Jünglinge. Und was iſt das für eine Liebe gegen Kinder, wenn man ſie zu unbilligen Dingen zwingen will, wo vollends Privatintereſſe nur die Triebfeder dazu iſt!

So auffallend und merkwürdig dieſe Geſchichte iſt, ſo glaube ich doch gewiß, daß ſie kaum dem vierten Theil der dortigen Ein-

wohner bekannt seyn kann. Denn das Kloster hatte die Regierung gebeten, daß man die Anstalten zu Antoniens Hinrichtung so geheim als möglich machen möchte, weil es doch eine Art von Nachtheil für den Orden brächte, wenn es hieße, eine Ordensschwester aus jenem Kloster würde hingerichtet. Dies Verlangen ward befriedigt, um so vielmehr, da damals noch die Bitte eines Klosters für einen heiligen Befehl angenommen wurde. Auch hatte man die Execution auf einem Hügel in einer todten und wüsten Gegend veranstaltet. Allein aller angewendeten Sorgfalt, die Sache zu verheimlichen, ohngeachtet, hatten es doch viele erfahren, und dies war die Ursache, daß sich dennoch auf tausend Personen an dem Richtplazze einfanden. Nach diesem ward auch die Scene häufig erzählt, und ausgebreitet, aber wer die Mannigfaltigkeit großer Städte kennt, wo man täglich so wichtige Vorfälle hört, und sie zu einem Ohre hinein, zum andern wieder

her-

herausgehen; wo ferner eins beym andern vergessen wird, da darf man sich wohl nicht wundern, wenn diese Geschichte vielleicht vielen Wienern nicht, oder nur im Dunkeln bekannt seyn sollte. Mir ist sie, unter Versicherung der gewissesten Wahrheit, genau erzählt worden. Ich habe sie getreulich wieder erzählt, gedrängt und kurz, und habe fast nichts hinzugesezt, als hier und da Empfindungen einleuchtender geschildert, welches bey einer Erzählung unumgänglich nothwendig ist.

Von Rosenbauers vorhergehenden Geschichte hatten seine Freunde und Bekannte in Wien nie etwas erfahren, weil er alles sehr heimlich hielt, und aus Furcht für der Strafe seines Gewissens sich ungern an die Vergangenheit erinnerte. — In F... hatte man auch nichts Bestimmtes von ihm gehört, ausser daß man einige mal sagte, er wäre in Wien. Da man sich aber nunmehr, des Forschens müde, vorgesezt hatte, ihn seinem

Schikſal zu überlaſſen, ſo bekümmerte man ſich weiter nicht um die Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Sage.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Führt den Leſer zurük auf Theodors Geburtsort. Schluß der Geſchichte.

Laßt uns einen Augenblik in F... verweilen. Wilhelmine hatte ſich gänzlich dem Grame ergeben. Sie lebte noch, aber wie die hingewelkte Roſe im Blumenglaſe. Ihre Wange war abgebleicht und eingefallen. Gleich dem vergänglichen Schatten ſchlich ſie umher, und ſehnte ſich nach dem Tode. Sie weinte allemal laut, wenn die Glokken zu einer Trauung riefen, und das Brautpaar nun zur Kirche gieng. Dann warf ſie allemal einen unwilligen Blik auf ihren Vater. Dieſer verſtand ſie — und ſchwieg tiefſinnig.

nig. Ihre Mutter, ihr ganzes Haus ward mit ihr traurig. Man betrachtete sie als eine Person, die bereits für die Welt verloren ist. Man ließ sie jezt, nach tausend vergeblich angewendeten Versuchen zu ihrer Ruhe, ungestört dahin leben und ganz ihren Empfindungen folgen. Der alte Amtmann, der seinen Zorn nach und nach gemäßigt hatte, schien nunmehr Rosenbauern verziehen zu haben, und wünschte jezt selbst nicht mehr, daß man ihn damals möchte erwischt haben. Der alte Rosenbauer hatte, seit dem lezten Vorfall, sein ganzes Prognosticiren aufgegeben. Er sah wohl, wie betrüglich es ist, oder doch wie wenig getreu seine Phänomene waren, daß sie ihm auch nicht den mindesten Wink von einem so traurigen und schrecklichen Vorfall in der Geschichte seines Sohnes gegeben hatten. — Noch späte Enkel werden in dieser Gegend von dieser Scene erzählen, und ihr Andenken wird erst nach Jahrhunderten verlöschen.

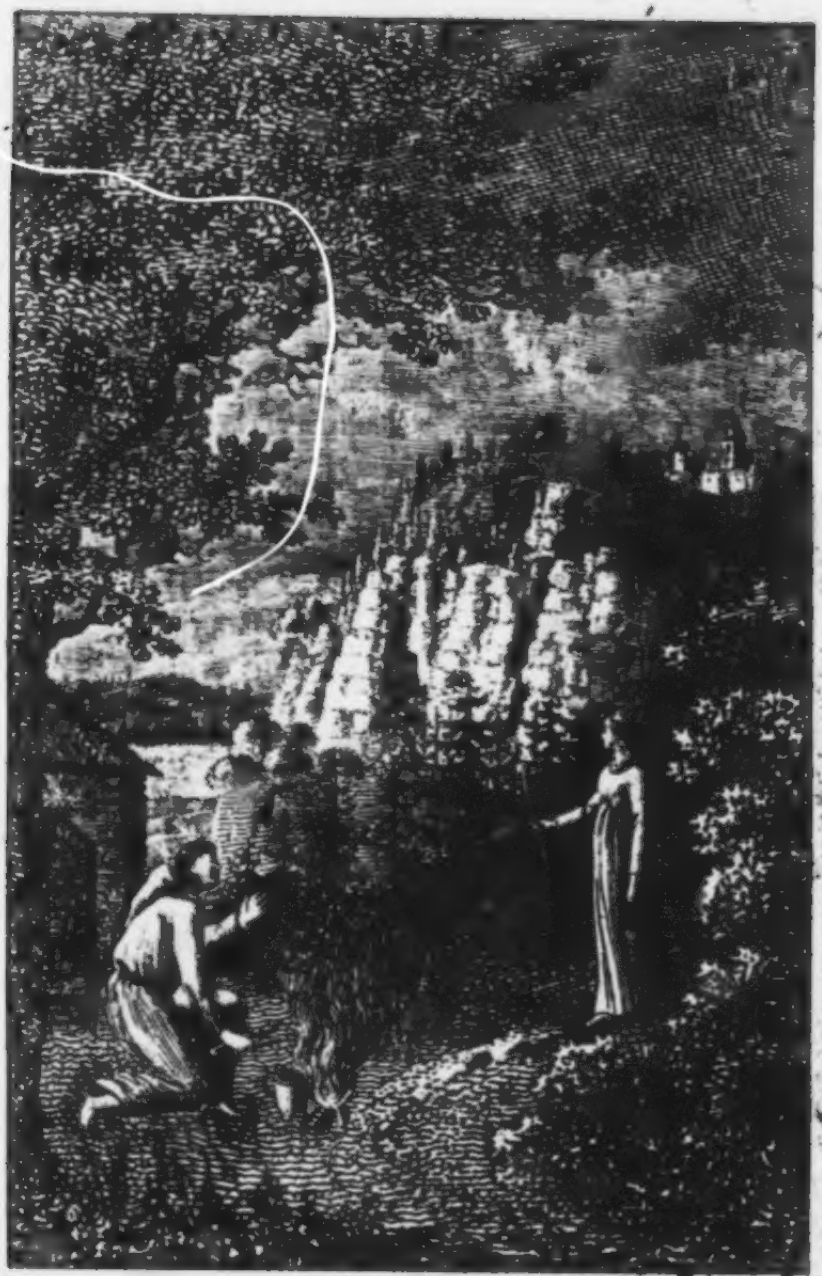
Einige

Einige Zeit nach den Begebenheiten in Wien kam ein kaiſerlicher Deſerteur über Böhmen nach Sachſen. Weil er kein Geld hatte, ſo ſprach er überall gutherzige Leute um einen Zehrpfennig an. Sein Weg gieng auch durch F... Er gieng zum Amtmann und zum Schulmeiſter betteln. Alsdann kam er auch auf die Pfarre. Wilhelmine, deren liebſtes Geſchäft es war, Armen etwas mitzutheilen, ließ ihn im Hauſe niederſitzen, und gab ihm etwas zu eſſen. Ohngeachtet ſie ſonſt faſt gar nichts ſprach, ſo war ſie doch gewohnt, mit Fremden, ſie mochten ſeyn wer ſie wollten, ſich viel zu unterhalten. Sie ließ ſich auch mit dieſem Deſerteur in ein Geſpräch ein, und fragte ihn unter andern, weil ſie hörte, daß er von Wien kam, ob er nie etwas von einem gewiſſen Roſenbauer gehört habe? „Roſenbauer? rief der Soldat, ge„wiß der Kapitainlieutenant, der damals „der Kloſternonne, welche hingerichtet wer„den ſollte, Pardon brachte? Ich war eben

„damals

„damals mit commandirt.“ Wilhelmine ward neugierig. „Was iſt das? ſprach ſie. „Erzähl' er mirs. Vielleicht iſt es der, den „ich meyne!“ — „Ich weiß nichts Ge„naues, erwiederte er, aber das habe ich „gehört, daß er ein Sachſe ſoll geweſen ſeyn, „eines Schulmeiſters Sohn. Er war lang, „und ſah freundlich aus, mocht' auch wohl „noch nicht tief in die zwanzig ſeyn“ — „Derſelbe! der iſts! ſchrie Wilhelmine. Was „war das mit dem Pardonbringen?“ — „Je nun, fuhr der Soldat fort, was ich „weiß, will ich ihr erzählen. Es ſollte eine „Nonne hingerichtet werden. Wir waren „ſchon an dem Sterbehügel. Da ward auf „einmal Lerm, und der genannte Offizier „kam mit einem kaiſerlichen Laufer ganz auf„ſer Athem. Sie ſchrien Pardon, und nach „einigen kleinen Widerſezzungen ſtimmte das „Volk mit ein. Der Offizier drängte ſich „hierauf durch, bis auf den Hügel, ſchrie, „das Frauenzimmer wär ſeine Frau, ſie fie„len

„len ſich einander in die Arme — und in „dieſem Augenblikke geſchah ein Piſtolſchuß; „er traf, ſie ſanken beyde einander in Arm, „und ſtarben auf der Stelle — —“ Bey dieſen Worten ſank Wilhelmine in Ohnmacht. Alles ſprang herbey. Man brachte ſie auf einen Sopha. Dort ſchlug ſie die Augen wieder auf. „Laßt mich, ſprach ſie mit matter „Stimme, ich ſterbe! — Das iſt die Ra„che des Schikſals! — Theodor! — —“ Alſo ſprach ſie, und verſchied mit einer himmliſchen Miene!



Sagen
und
Abentheuer
vom
Raubschloß und Kloster Oybin.

Mit einem Kupfer.

Zittau und Leipzig,
bey Johann David Schöps.
1801.

Goc 2372

[Christian August Pescheck]

313

Vorbericht.

Daß man dieſen Vorbericht wirklich leſe, iſt meine beſcheidne Bitte, da er zur beſſern Ueberſicht der nachfolgenden Erzählungen ſehr viel beyträgt. Dieſe Erzählungen ſind theils bloße Kinder der Fantaſie, theils auf einen Grund von wahrer Geſchichte ge-

baut, die aber freylich aus jenen Zeitaltern immer mit Fabeln durchwebt ist. In allen Zeitaltern hat der Genius des Volks Erzählungen, in denen Geister und Zauberer eine Rolle spielen, erfordert und geliebt. Auch in unsern Tagen hat sich der Geschmack davon weit ausgebreitet. Drum sey auch diese kleine Sammlung von Sagen aus dem Alterthume dem Publikum in der Hoffnung seines Beyfalls dargebracht. Sie haben wenigstens das Verdienst, daß sie von einem Standpunkt ausgehen, der durch romantische Lage und Gestalt noch jeden, der ihn besuchte, angenehm überraschte und interessirte. Vielleicht dürfte man es den hier erzählten Geschichten auch

zum Verdienſt anrechnen, daß ſie in gedrängter Kürze vorgetragen ſind.

Ein neuerer Geſchmack in Romanen und Erzählungen verwickelt ſich in häusliche und politiſche Intriguen. Ihre Verfaſſer detailliren alle Lebensſcenen bis auf die kleinſten und kleinlichſten Umſtände, perſonificiren alle Tugenden und Laſter, dialogiſiren alle geheime Gedanken, Ueberlegungen, Vorſätze u. ſ. w. Ganze Syſteme von Philoſophie, Theologie, Moral und Politik werden darin vorgetragen. Oft findet man 6 bis 8 Seiten hinter einander mit Beweiſen, Schlußfolgen und Deklamationen über Tugenden, Laſter, Lei-

denschaften, Kenntnisse erfüllt. Auch diese Art zu erzählen mag vielleicht ihren Werth haben. Es ist billig, daß man jedem seine Weise lasse. Darum rechne ich aber auch auf eben diese Billigkeit. Ohne große Nebenreflexionen, ohne Bestreben, Kenntniß und Beurtheilungskraft glänzen zu lassen, habe ich einfach und gedrängt erzählt, nur zuweilen, wo es mir nöthig schien, Charaktere geschildert, nur selten Empfindungen oder Leidenschaften ausgemahlet. Düstre Geisterscenen waren theils im Plan dieser Arbeit, theils in den Sagen der erzählten Begebenheiten gegründet. Noch ist merkwürdig, daß die beyden ersten Erzählungen mit wahren, für die Existenz des

Oybins wichtigen Geschichtsepochen sich endigen.

Aber was ist Oybin? — Lausitz und die nähern Kreise Böhmens kennen diesen merkwürdigen, in seiner Art einzigen Felsen wohl; auch dürfte er in den meisten Gegenden Sachsens bekannt seyn. Aber es würde eine übertriebene Vorliebe für unsre freylich sehr reitzenden Gebirgsgruppen verrathen, wenn wir uns einbildeten, Oybin sey durch ganz Deutschland bekannt. Das ist er nun wohl nicht, so sehr ers auch verdiente zu seyn. Zwar hat die Peschekische Beschreibung desselben wohl wahrscheinlich etwas beygetragen, dies kleine

Naturwunder bekannter zu machen. Indeß leben doch gewiß überall, auch wohl selbst in unserm sächsischen Vaterlande, eine Menge Menschen, die vom Oybin nie etwas hörten. Grade mehreren von solchen könnte dies Büchlein in die Hände kommen. Ihnen zu Gefallen hier ein ganz kleines Gemählde dieses merkwürdigen Felsen.

Die Stadt Zittau, ansehnlich durch Handlung und Gewerbfleiß, durch Reichthum und Volksmenge ihres ganzen Weichbildes, ist, in Ansehung ihrer geographischen Lage, mehr als zur Hälfte von Böhmens Gränzen umzingelt. Rings um wird

sie von hohen Gebirgen eingeschlossen, die ihre Lage tief und kesselförmig machen. Gegen Süden und Südwest sind die höchsten dieser majestätischen und unbeschreiblich anmuthigen Gebirgsgruppen. Zwischen ihnen, und nahmentlich zwischen zwey hohen und breiten Bergen, der Töpfer- und der Ameisenberg genannt, ragt ein kleinerer Berg heraus, der aus lauter meist sehr mächtigen Sandbänken mit horizontalen und vertikalen Klüften zusammengesetzt ist. Er ist überall mit Holzung und Gesträuch bewachsen, so daß man nur in der Nähe erkennt, daß er aus eitel Gestein besteht, und nur hier und da mit weniger Dammerde bedeckt ist. Seine Ge-

ſtalt iſt koniſch, oder, deutlicher zu reden, Glockenförmig. Dies iſt unſer Oybin. Man ſieht ihn weit und nah von dieſer Seite, aber auch nur von dieſer nördlichen, denn gegen Oſt, Süd und Weſt iſt der Fels von höhern Bergen, als er ſelbſt iſt, umzingelt. Es folgt daraus, daß er auch ringsum von einem Thale umgeben iſt, mithin ganz iſolirt ſtehet, und dies macht eben ſeine Lage ungemein reitzend. Auch ſchon der nähere Zugang zu ihm iſt ein vom Töpfer- und Ameiſenberge eingeſchloſſenes, mit kleinen Dorfwohnungen beſetztes Thal, das ſich, durch einen klaren Bach verſchönert, oſtwärts am Oybin hinziehet. Von oben herab ſieht man in

dies romantiſche Thal, und über daſſelbe hin gegen Mitternacht in eine weite Landſchaft von mehrern Meilen Länge und Breite. Von allen andern Seiten iſt man, auch auf der höchſten Spitze des Oybins, von höhern Bergen eingeſchloſſen, und gleichſam von der ganzen Welt abgeſchnitten, welches dieſen Standpunkt ſchauerlich ſchön, ja einzig in ſeiner Art machet. Was die hier oben befindlichen vielen natürlichen und geſchichtlichen Merkwürdigkeiten deſſelben, ſo wie das unnachahmliche Echo von einem ſtarken Schießgewehr, anbelangt, da muß ich meine Leſer auf die ausführliche Beſchreibung des Oybins, die mit einem kolorirten Proſpekt

unter dem Titel: Der Oybin bey Zittau. — Raubschloß, Kloster und Naturwunder, 1792; beym Verleger gegenwärtigen Buches herausgekommen ist, verweisen.

Inhalt.

I.

Kunz und Adelaide.

Sage aus dem vierzehnten Jahrhundert.

II.

Der Geist des Oybins.

Scene aus dem sechzehnten Jahrhundert.

III.

III.

Die ſtille Todtenfeyer.

Eine Geiſterſcene.

I.

Kunz und Adelaide.

Sage aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Erklärung.

Im vierzehnten Jahrhundert, ohngefähr von 1343 bis 1347 besaß die Stadt Zittau mit ihrem Weichbilde ein Herzog Heinrich von Jauer. Die Burg auf Oybin, die ansehnlich und fest war, und eben deswegen fast immer zu einem Raubneste diente, wurde während der Regierung dieses Herzogs von Dietrich von Michelsberg, einem der bekanntesten ritterlichen Placker, eingenommen, weil die herzogliche Besatzung schwach und obendrein bestochen war. Im Jahr 1347 fiel zwar, nach Herzog Heinrichs Tode, das Zittauische Weichbild, und mit ihm die Burg aufm Oybin an Kaiser Karl den Vierten, als König von Böhmen, zurück. Aber Michelsberg, von seinem Bruder unterstützt, wollte Kaiser Karln nicht als Lehnsherrn anerkennen, behauptete die Burg lange, und trieb unsägliche Plackereyen in der ganzen Gegend. Erst nach 1360 eroberte K. Karl diesen von Natur und Kunst befestigten Platz mit großem Volksverlust, ließ ihn zerstören, und eine Landesveste, die jedoch nur aus Holzwerk bestand, und des Kaisers Haus

genannt wurde, auf einen andern Platz hin bauen. In denselben Zeitraum fällt auch die nachfolgende Geschichte. Die darinn vorkommenden wichtigsten Personen sind folgende:

Dietrich von Michelsberg, Ritter.
Bertha, dessen Gemahlin.
Adelaide, dessen Tochter.
Andreas, Kapuzinermönch, Burgpfaff auf Oybin.
Kasper, Dietrichs Waffenknecht.
Kunz von Wartenberg, Adelaidens Geliebter.
Nikolaus Gottschalk, Pfarrer in Zittau.
Pelz, böhmischer Jäger.
Adelhaid, dessen Tochter.
Anastasia, eine Zauberin.
Der Geist Friedrichs von Michelsberg, Adelaidens Urältervaters.

Freyer Platz auf dem Oybin.

Adelaide bleicht Wäsche und ſingt dazu:

Bleiche, mein Schleyerchen, weißer als Schnee!
Deckſt du des Buſens allmächtiges Weh,
Mußt du an Farbe der Unſchuld ſeyn gleich,
Traulich verbergend, doch blendend und weich.

Bleiche, mein Schweißtuch, gar zierlich und fein,
Tröſtend zu faſſen die Thränelein,
Welche das Aug' um den Buhlen verweint,
Den dir der Wille des Schickſals verneint.

Könnt' ich ach! bleichen mein Brauthemdchen bald!
Einſam im Bett' iſts ſo öde und kalt,
Eulen und Raben umflattern den Thurm,
Geiſter umreihn ihn, es tobet der Sturm.

Aber im Arme des Liebſten iſt Ruh,
Minne drückt koſend die Aeugelein zu,
Theilet ſo traulich der Lagerſtatt Raum,
Nächte vergehn ihr wie lieblicher Traum.

Geist Friedrichs, im Harnisch, hinter einem Strauche hervortretend: Harre noch ein wenig, liebes Kind! Bald werden deine Wünsche erfüllt werden.

Adel. erschrocken. Alle gute Geister loben Gott den Herrn!

Friedr. Auch ich lobe ihn. Laß deine Furcht fahren, edler Sprößling aus meinem Stamme. Ich billige deine Liebe, und werde dir beystehn. Fasse Zutrauen zu mir. Ich bin, wie ich dir jüngst, als du mir entrannst, schon sagte, dein Urältervater, Friedrich von Michelsberg. Die Ruhe meiner Seele ist an deine Ehe gebunden. Ich erlegte in den Jahren der wilden Jugend einen edlen von Wartenberg im ungerechten Zweykampf. Darum kann ich, nach dem Rathschluß des Himmels, nicht eher in die Hallen der Seligen eingehn, als bis ein Wartenberg eine meines Stammes ehelicht. — Brav ist Ritter Kunz. Wär ers nicht, traun! ich wollt' eure Ehe zu hindern suchen, und lieber noch Jahrhunderte unstät herumirren, als dich unglücklich machen. Aber Kunz ist deiner Liebe würdig; und so werd' ich alle von der mitleidigen Mutter Gottes mir verliehenen Kräfte aufbieten, dich glücklich zu machen, und dadurch zugleich für mich die ewige Ruhe der Seligen zu gewinnen.

Adel. (ein wenig gefaßter aufblickend) Vergieb, mächtiger Geiſt, wenn ich ſchwer deinen Verſichrungen traue. Unſer Burgpfaff meint, alle umwandelnde Seelen der Verſtorbenen ſeyen böſe Geiſter. Das hat mich auch meine Amme gelehrt.

Friedr. Können die Böſen auf Erden herumwandeln, warum können es nicht auch die Guten? Ein büßender Geiſt iſt drum nicht bös und von Gott verworfen. O wie viele harren noch ihrer Beſtimmung in der Geiſterwelt, die frömmer waren, als alle eure Burgpfaffen! So traue mir, Tochter, aber ſey verſchwiegen. Ich werde Gefahren von dir abwenden, dein Schutzgeiſt ſeyn, und dich deinen Wünſchen näher bringen.

Adelaide ſank zu ſeinen Füßen, und wollte ſeine Knie umſchlingen. Aber ſie griff Luft. Die geharniſchte Truggeſtalt war verſchwunden, und nirgends mehr eine Spur von ihr.

Das noch immer erſchrockne Mägdlein begoß ihre Wäſche, und warf ſich dann auf den Raſen. Hin war Geſang und Freude, und ſie ſchämte ſich jetzt des Bleicherliedleins, das ſie aus einem alten Minneſänger gelernt hatte. Es war ihr wohl und weh zugleich. Einem der Seligkeit nicht gewürdigten Geiſte ihr Glück zu verdanken, ſchien ihrem

ächt katholischen Glauben verdächtig, und sie rang mit peinigenden Zweifeln. Da nahte sich ihr langsamen Schritts und mit heiliger Miene der Burgpfaff Andreas. Aus seinen Fenstern von der Burg herab hatt' er den fremden Ritter gesehn, und ihn für einen Buhlen Adelaidens gehalten. Eifersucht benagte sein Herz, und trieb ihn, gleich einem bösen Geiste, hinab, den Buhlen zu verscheuchen. Wie staunt' er, als er zwischen den Felsklüften herab kam, und sie allein fand! Aber er schmiegte schnell sein Antlitz in die Fessel der Frömmigkeit. Adelaide bemerkt' ihn kaum, so tief war sie in Betrachtungen versunken.

Andr. Guten Tag, schönes Fräulein. Ihr wart ja wohl in angenehmer Gesellschaft. Darf ich den Nahmen des fremden Ritters nicht wissen?

Adel. Wie ihr doch neugierig seyd, ehrwürdiger Herr! Darf denn ein Mädchen gar kein Geheimniß für sich haben?

Andr. Geheimnisse von der Art nicht. Ich bin euer Seelsorger, und muß euch daher vor geheimen Umgange mit fremden Mannsbildern warnen. Euer Herr Vater würde mich hart anlassen, wenn er erführe, daß ich solche Schliche von euch entdeckte, und euch nicht davon abzuhalten suchte.

Adel. Mein Vater? Ihr seyd auch sein Beichtiger, warum warnt ihr ihn nicht vor Mord und Raub, den er so oft verübt oder zuläßt? Warum bekümmert ihr euch um meine kleinen Heimlichkeiten, deren Kunde euch nicht ziemt?

Andr. O du böses Kind, das über seinen Vater richtet! Du erfrechst dich, mit fremden Männern zu buhlen, und deinen Vater Mords und Raubs zu beschuldigen, der nichts thut, als auf ehrliche Ritterfehde auszuziehn, oder die Reisenden zu beschützen!

Adel. O ich kenne diese Ausflüchte! Millionen Thränen verweint' ich schon, daß eben er mein Vater ist, den der trostlose Jammer der Unglücklichen und Wehrlosen nicht rühret! — Und sagt mir doch, ehrwürdiger Herr, warum ihr euch nicht zuerst an meine Mutter wandtet, wenn ihr um meine Unschuld und Tugend so besorgt waret? Seht, dort lehnt sie am Seller, und füttert sonder arge Gedanken das Hünervieh. Geht, und verklagt mich bey ihr. Sagt ihr, ich hätte mit unserm alten Hausvolgte ein wenig gekoset; denn der war es, der eure Galle so in Aufruhr gebracht hat.

Andr. Heuchlerin, willst du mich mit sehenden Augen blind machen? Ein Ritter im Harnisch —

Adel. Nun, geht der Voigt nicht immer geharnischt, wenn mein Vater nicht daheim ist? Er war es, glaubt mir. Eure Sorge für mein Seelenheil hat euch geblendet.

Andr. Mich täuschest du nicht, kleine Schlange! Bedenke, wenn ich deinen Vater auf dein Geheimniß aufmerksam mache, wenn er etwas entdeckt, du kennst seine Härte, das Burgverließ wird deine Wohnung. Aber — sieh wie sehr ich dich liebe — ich werde dich nicht verrathen. Da ist meine Hand, ich schweige. (Er faßt, da sie nicht einschlagen will, ihre Hand.) O die kleine, weiche Hand, wer könnt' auch ihrer Besitzerin nur eine traurige Minute machen!

Adel. Laßt mich, ehrwürdiger Herr! Eure Absichten errieth ich längst. Aber bedenkt euern Stand, eure Verhältnisse. Ich kann, ich werde euch nie lieben. Denkt so schlecht von mir, als ihr wollt, ihr werdet immer finden, daß mir Tugend und Unschuld heilig sind. Macht übrigens mit euerm eingebildeten Geheimnisse was ihr wollt. Der, den ihr saht, war der Hausvoigt. — Sie reißt sich los und läuft flüchtig auf die Burg.

Andr. O, den Alten kann man ausforschen!

Adel. im Gehn. Thut das!

Andr. So fang' ich den Vogel nicht. Aber fangen muß ich ihn; beym Himmel, das muß ich! Welche ſchlanke, ätheriſche Geſtalt! Wie ſie von dannen hüpft, wie ein Hauch, und kaum die Erde berührt. Welch ein Schwanenhals, welcher Wuchs, wie niedlich Hand und Fuß! Ha, ſollen denn alle ſolche Reitze für einen armen Pfaffen ganz verloren ſeyn? Soll ich täglich ihr in die Feueraugen ſehn, täglich ihren Morgen- und Abendgeſang hören, der die ſchmelzenden Töne der hier nimmer hauſenden Nachtigall vergeſſen macht? Aufwachſen ſah ich den Engel, jeden Reitz an ihr emporſtreben, und ich ſollte dies Röschen nicht brechen?

Adelaide ging zu ihrer Mutter, und ihre immer geſchäftige Hand ergriff die Spindel. In Rückſicht des Hausvoigts konnte ſie ganz ruhig ſeyn, denn wirklich hatte ſie kurz vor Friedrichs Erſcheinung auf ihrem Bleichplatze mit ihm geſprochen, ja ſogar geſcherzt, wie ſie das mit dieſem alten treuen Hausgenoſſen oft zu thun pflegte. Aber tief verſank ſie in Nachdenken über ihr Abentheuer mit dem Geiſte, und ſie ſprach nur abgebrochne Worte mit ihrer ebenfalls ſpinnenden Mutter. — Auch Andreas ſaß ſtill und nachdenkend, das Bre-

vier ungebraucht in der Hand, auf seiner Kammer, und brütete über schwarzen Anschlägen, die Unschuld des Fräuleins auf gradem oder krummen Wege, durch List oder Bosheit zu fällen.

In Zittau, einer wackern Stadt, ohnweit Oybin, lebte damals ein Pfarrer, der von Alt und Jung geliebt ward, ein braver Mann, schlecht und recht, den Grundsätzen seiner Kirche sehr treu, Nikolaus Gottschalk sein Nahme. Er kam jezuweilen auf das Bergschloß, war ein Freund des Burgpfaffen, der seine tückischen Grundsätze vor ihm verbarg, aber auch wohlgelitten bey Bertha und Adelaide. Dieser Mann kam jetzt auf die Burg, und unterbrach die Stille der Spinnenden. Er gab ihnen treuherzig seinen Segen, und setzte sich zu ihnen. Sein ganzes ehrfurchteinflößendes Betragen, seine zutrauliche Rede, seine edle Gestalt, seine Bescheidenheit und Nächstenliebe machten jetzt mehr als jemals Eindruck auf Adelaiden, und erregten in ihr den Entschluß, diesen würdigen Geistlichen zu ihrem Vertrauten zu machen. Dazu fand sich bald Gelegenheit, Bertha ging hinab in den Stall, die Viehwirthschaft zu besorgen. Dies

that sie, nach der Sitte der damaligen Zeit, immer selbst. Sie kam dann selten unter einer Stunde zurück. Der Zeitpunkt war also vollkommen schicklich. Aber wie anfangen? Wie es herausbringen? Der Pater erleichterte ihr zufällig die Entdeckung ihres Geheimnisses, vor der sie zitterte. Also begann er, sie traulich bey der Hand fassend:

Fräulein, ihr seht ernst und nachdenkend aus. Das ist sonst eure Weise nicht. Woher das?

Adel. Ach, ehrwürdiger Herr, ich habe Kummer!

Nikol. Ihr Kummer, Fräulein? hahaha! Der mag wohl von Bedeutung seyn. Ist etwa euer Lämmchen entsprungen, oder hat der Stößer eine Taube gehohlt, oder —

Adel. Spottet dießmal nicht, Herr Pater. Hättet ihr wohl Geduld und Mitleid, die Ursache meines Kummers anzuhören, so wollt' ich sie euch mittheilen?

Nikol. Ihr macht mich neugierig. Wie sehr ich an allem, was euer Haus betrift, Theil nehme, wißt ihr. Darum zaudert nicht, mir euer Vertrauen zu schenken.

Adel. Ich liebe, ehrwürdiger Herr!

Nikol. Das thut nicht, Fräulein. Es macht euch Unruh und Sorgen.

Adel. Wohl thut das die Liebe! Aber kann man seinem Herzen gebieten? Liebtet ihr einst?

Nikol. Die Wahrheit zu gestehen, ja; ein süßes, liebes Geschöpf. Aber sie ward mir untreu, dies veranlaßte mich, dem geistlichen Stande mich zu weihen.

Adel. O so werdet ihr mir um so eher eure Theilnahme schenken! — Ich liebe schon seit einem halben Jahre einen edeln Jüngling, aber ich liebe ihn züchtig und in Ehren, und begehre nicht anders als durch das heilige Sakrament der Ehe die Seinige zu werden. Niemand weiß davon, als unser alter Burgvoigt. Auch mag wohl meine Mutter lang' in mein Herz geblickt haben. Aber mein Vater darf nichts davon erfahren, denn er ist Kunzen von Wartenberg abhold.

Nikol. Kunz von Wartenberg? Den jungen, reichen Ritter, den ganz Böheim ehrt, in dessen Lob jeder, der ihn kennt, einstimmt, den haßt dein Vater? Armes Mädchen!

Adel. Kunz überwand ihn einst in ritterlicher Fehde, und sagt' ihm Unannehmlichkeiten über seine Plackereyen. Dies geschah, noch eh'

wir uns kannten. Der Zufall führt' uns einſt in Gahbel zuſammen, und unſre Herzen fanden ſich. Kunz bot nun die Hand zur Ausſöhnung. Mein Vater nahm ſie zwar, aber er kann die alte Schmach nicht vergeſſen, und nährt heimliche Rachſucht gegen den Ritter in ſeiner Bruſt. Er ſieht ihn immer ungern auf der Burg, und man verſtimmt ſtets ſeine Laune, wenn man nur des Wartenbergers Nahmen nennt. Sagt, wie kann dieſer einſt mein Gemahl werden?

Nikol. Hoffet auf Gott und die heilige Jungfrau.

Adel. Und auf den Beyſtand Friedrichs von Michelsberg, meines Urältervaters.

Nikol. ſchlägt ein Kreuz vor ſich. Iſt euer Verſtand irre, Fräulein? Der modert ſeit Jahrhunderten.

Adel. Aber ſein Geiſt wandelt noch auf Erden. Er iſt mir erſchienen, hat meine Liebe gebilligt, mir Beyſtand verſprochen.

Nikol. Hu! Laß dich den Satan nicht blenden, mein Töchterlein.

Adel. Vergebt, ehrwürdiger Pater. Friedrichs Erſcheinung war ſicher kein Blendwerk des Teufels. Sein Anſehn war ſo ehrwürdig, ſein Betragen ſo treuherzig, ſeine Ehrfurcht vor

Gott so sichtlich, daß er unmöglich im Bunde mit dem Satan, oder wohl gar er selbst seyn konnte. Aber er ist ein unglücklicher Geist, der für einen in den Jahren seiner Jugend begangenen Mord an einem der Vorfahren meines Kunz büßet, und unstät herum zu irren bestimmt ist, bis ein Wartenberg eine von Michelsberg ehelicht. Dies die Ursache seines Beystands. Erlösung seiner Seele vermag ihn dazu, und die heil. Jungfrau hat ihn selbst mit Kraft ausgerüstet. Lasset drum euern Argwohn fahren, Pater Nikol, und schenkt mir eure Theilnahme, denn ich bedarf auch eines körperlichen Vertrauten.

Jetzt trat Andreas herein, und unterbrach dies Gespräch. Nikol übernachtete auf der Burg, und hatte da Zeit genug, über Adelaidens schauerliche Erzählung nachzudenken. Und dabey blieb es nicht. Auch ihm erschien Friedrich, und überzeugte ihn, daß er kein böser, betrüglicher Geist sey, sondern zu Erringung seines Seelenheils sich in diese Angelegenheit mische. Adelaiden verwies er in derselben Nacht ihre Schwatzhaftigkeit, und erklärte ihr, daß je mehr sie dies Geheimniß ausbreite, um so unwirksamer sein Beystand werden werde. Doch solle sie sich dieses einzigen Vertrautens Rath, da er ein redlicher Mann sey, im Nothfall bedienen.

Die

Die Eifersucht des Burgpfaffen war grenzenlos. Er bemerkte sogleich, daß sein Eintritt ins Zimmer eine wichtige Unterhaltung Nikols mit Adelaiden unterbrach, und beyde nachdenkend schwiegen. Ihm dünkt' es sofort entschieden, daß das Fräulein auch mit diesem Buhlschaft unterhalte, obschon Nikol ein ältlicher, gesetzter und kaltblütiger Mann war. Er beschloß darum aus Rache, Adelaidens Vater gegen seine Tochter aufzubringen und ihm ihre schlechte Aufführung zu entdecken. Zu dem Ende macht' er einen Reisigen des Ritters, der Kasper hieß, zu seinem Vertrauten, unterrichtete ihn von seinen Absichten, und von allem, was er zu wissen glaubte, damit er ihn nöthigen Falls als Zeugen seiner Verläumdungen aufstellen könne. Aber eh' er noch das Gewebe seiner Bosheit vollführte, sendete ihm sein älterer Vertrauter, der höllische Unhold, noch einen andern Beystand, der ihm willkommner schien, seine Wollust zu befriedigen, und seinen Nebenbuhler zu verdrängen, als jener Anschlag der Verrätherey, der nur seiner Rachsucht schmeichelte.

Jenseit des Hochwalds, der den höchsten Standpunkt des südlichen Gebirges ausmacht, wohnte in einem kleinen Dörfchen eine Zaube-

rin, Anaſtaſia genannt, das Orakel der ganzen umliegenden Gegend. Sie ſagte den Weibern, ob ſie ſchwanger wären, den Jungfrauen, ob ſie dieſen oder jenen Liebſten bekommen würden. Sie wußte, wenn etwas entwendet war, ſofort den Dieb zu nennen, aber ſie half auch wieder oft den Dieben ihren Raub unſichtbar machen. Sie verkündigte den Kranken Tod oder Geſundheit, tauſchte Kinder mit Wechſelbälgen um, und glättete die Runzeln wohlbetagter Frauen — freylich nur auf gewiſſe Zeitpunkte, — ſo ehrbar, daß ſie wieder geſchickt wurden, Jünglinge ſeufzend zu ihren Füßen zu ſehen. Wer könnt' alle die Künſte aufzählen, die Anaſtaſe theils durch Hülfe der natürlichen Magie, theils durch des hölliſchen Urians Beyſtand vermochte? Aber man denke ſich unter ihr nicht etwa eine alte häßliche Hexe mit rothen Augen und einem ekelhaften zerknitterten Geſicht; vielmehr grade das Gegentheil. Anaſtaſe war ein junges blühendes Weib mit Roſenwangen und Korallenlippen, mit Perlenzähnen, und niedlichem, ſchlankem Wuchſe. Wolluſt war ihre Hauptleidenſchaft. Was ſie mit ihren Künſten gewann, das verwendete ſie auf Befriedigung ihrer Lüſte. Welcher Mann ihr gefiel, der war der beglückteſte Erdenſohn, wenn er ſie erhörte, aber ein Kind des Todes, wenn ſie von ihm verſchmäht wurde. Daß Pater Andreas die

ſchöne Zauberin kannte, war in der Ordnung. Sie alſo ſollte das Werkzeug werden, Adelaidens Unſchuld und Tugend durch Liſt zu fällen, oder, wenn dies nicht gelänge, ſie wenigſtens durch Zaubergewalt in des Pfaffen Arme zu liefern. Es fragt ſich nun, was Geiſt Friedrich dazu meynen wird. Jetzt wollen wir indeß Anaſtaſens Verabredung mit Andreas ein wenig behorchen. Sie geſchieht in der erſtern Gemach, wo Zauberkreiſe, gräßliche Schattenbilder, Eulen, Sphynxe, Drachen und andre Ungetüme die Wände verzieren, und wo bey verſchloßnen Fenſtern unaufhörlich eine düſtre Lampe brennt.

Anaſt. Wer klopft denn ſchon wieder! Herein!

Andr. So allein, große Gebieterin der Erd', und Waſſergeiſter? O dürft' ich dieſen Kuß —

Anaſt. Mehr als dies, frommer Bruder!

Andr. So ſchön ihr auch ſeyd, huldige Anaſtaſe, ſo muß ich doch vor heute eurer Güte entſagen, indem ein andres Feuer heftig in mir lodert, das zu löſchen ich eurer Hülfe bedarf.

Anaſt. Ich bin nicht eiferſüchtig. Heraus, Pfaff, mit deinem Anliegen!

Andr. Da hat mein Burgherr, Dietrich von Michelsberg, ein liebliches Töchterlein, das mir in die Augen sticht. Schlank ist sie, wie die Birke, zart wie Pfirsich, blau und schmachtend ihr Auge, kurz, reitzend wie du, Anastase, nur jünger, flüchtiger, und — darf ichs sagen? — schuldloser.

Anast. Ich kenne die Sprache der Verliebten. — Also dies niedliche Püppchen möchte der ehrwürdige Pater Andreas gern an seinen keuschen Busen drücken. Ich verstehe. Aber sage mir, wenn du des Vaters Burgpfaff bist, so hast du sie ja in der Nähe; was bedarf's da der Zauberey?

Andr. Eben das ists, was mich zur Verzweiflung bringt. Hundertmal seh' ich des Tags den Engel, hör' ihre Flötenstimme, und doch kann ich nicht an sie kommen. Die kleine Hexe ist spröde und entschlüpft mir überall. Auch hat sie schon andre Verständnisse, denen zu Gefallen sie oft ihr Leben auf den ungangbaren Felsen in Gefahr setzt.

Anast. Erzählt mir das der Pinsel so emsig, als ob ichs nicht längst wüßte! Hör, Pfaff, das Mädel ist für dich zu gut, und fast dauert mich das arme Ding, sie in eines solchen Reineckes Gewalt zu liefern. Doch, um deine

Kundschaft zu behalten, und mir deine ehrwürdigen Ordensbrüder nicht zu Feinden zu machen, muß ich schon in deinen Plan eingehn. Mein Rath ist vor der Hand dieser: Du nimmst von deinem Burgherrn Urlaub auf einige Wochen, kommst dann blos bis zu mir, und gehst als Ritter verkleidet gleich wieder auf Oybin. Dort mußt du den Helm nie ablegen, auch vorher deine Gesichtsfarbe umändern. Schmeichle dich ein bey der Dirne, und nimm deine Maasregeln so, daß ihr Vielgetreuer eifersüchtig werde. Geht er von selbst ab, so hast du gewonnen Spiel, ohne Zaubergewalt brauchen zu dürfen.

Andr. Aber wer ist denn ihr Geliebter? Könnte nicht ein heimlicher Mord —

Anast. Eure Dienerin, Herr Pater! Einen so jungen, schönen Mann läßt Anastase nicht morden. Laß dir nicht beykommen, Pfaff, dem Jungen ein Haar zu krümmen, sonst wird Adelaide nimmer dein. Kunz von Wartenberg —

Andr. Der? Ich kenn' ihn längst, ein Feuerstrom, stolz und tapfer, aber auch trotzig, und nichts als Tugend im Mund. Ob er sie im Herzen habe, weiß Gott. Er lästert oft die Diener des Herrn.

Anaſt. Wenn er Dich meynt, ſo thut er recht daran. Alſo, Andreas, in acht Tagen —

Andr. Bin ich bey euch, und empfange den Ritterſchlag. O daß es nur acht Stunden wären!

Anaſtaſe, die wohl wußte, daß Adelaide in des Familiengeiſts Schutz war, wollte nicht daran, ſich thätig in dieſe Angelegenheit zu miſchen. Sie fürchtete die Burg Oybin ſammt den umliegenden Thälern, weil Friedrichs Geiſt da am meiſten ſein Weſen trieb. Sie hoffte daher ihn zu überliſten, um dem Mönch zu willfahren. Aber ihr Schickſal führte ſie dennoch nach wenig Tagen in die gefürchtete Gegend. Der Stachel der Wolluſt trieb ſie in die Falle. Andreas ſchickte ſeinen Vertrauten, den Knecht Kasper, mit einem Auftrage an ſie. Dieſer junge Purſch, der der Knappſchaft nahe war, und den man auf der Burg nur den Schmucken nannte, war ein ſchöner rüſtiger Kämpe von achtzehn Jahren, gewandt und freundlich, aber dabey von tückiſchem, ſchadenfrohem Gemüth. Anaſtaſe weihte ihn ſogleich in Cytherens Geheimniſſe ein, und ſendete ihn freudetrunken zurück. Da es nicht möglich war, ihn bey ſich zu behalten, ſo wagte ſie ſich in das Oybiner Thal zu einem Köhler, wo ſie einige Tage ſich aufhielt, um ihren Kasper recht oft bey ſich

zu haben. Der Jüngling war entzückt, und ließ sich daher leicht verleiten, die Tochter seines Gebieters bethören zu helfen, und sie für die Zauberin einzunehmen. Er rühmte Adelaidens Frömmigkeit und Gutmüthigkeit, und versicherte, daß sie alle ihre Künste mit Hülfe eines guten Geistes vollbringe. Sie wisse alle Geheimnisse voraus, rathe tugendhaften Leuten immer das Beste, lasse sich aber mit den Bösen, in deren Herz sie ungehindert schauen könne, gar nicht ein. Adelaide ward neugierig. Abergläubisch war sie vorhin, und das waren alle Weiber in jenem Zeitalter. Nur ein einziges Mal, dachte sie, will ich diese gute Zauberin befragen, ob Kunz mein wird? und ließ sich von Kaeper hinabführen in die Köhlerhütte.

Aber diesmal gelangte sie noch nicht zu ihr. Als sie den langen Windelsteig hinabstieg, verkündete eine Trompete, das Signal für den Burgwart, die Ankunft ihres Vaters. Sie wollte sich in den Sträuchern am Wege verbergen; aber er gewahrte sie, hielt sein Roß an und rief sie näher. Sie war erschrocken. Dies machte sie verdächtig. Daß sie zu einer Zauberin gehe, wollte sie nicht gestehn, und so gab sie widersprechende Antworten. Der Vater bekam arge Gedanken. Zum Unglück kam auch Andreas, der sie wie ihr Schatten verfolgte,

und ihr neugierig nachgeschlichen war, weil er nicht wußte daß sie zu seiner Freundin gienge, den Berg herab Er erbot sich, die Dirne zurück zu führen. auf die der Vater zornige Blicke warf. Sie gelangten jetzt auf die Burg. Einige Karren mit schwerer Beute kamen hinter ihnen. Adelaide sah sie und seufzte. Der Mönch merkte das und schalt. Er nahm es mit zum Vorwand, sie bey ihrem Vater zu verkleinern, um ihr den Zugang zu seinem Herzen und die daraus folgende mögliche Einwilligung desselben zu ihrer Verbindung mit Kunz, immer unmöglicher zu machen. Dies ihr Gespräch, als sie allein waren:

Dietr. Das Mägdlein fängt an Kern zu kriegen. Ich sah sie einige Monat nicht. Verlangen spricht aus ihren Mienen, aber auch Trotz, Trotz gegen ihren Vater!

Andr. Ihr habt Recht, gestrenger Ritter. Schon oft hab' ich, ihr Seelenheil bedenkend, sie zur Sittsamkeit gemahnt, und ihr freches Augenspiel, das sie mit jedem Rittersknecht treibt, ihr verwiesen. Aber die Jugend ist taub bey den Lehren der Diener Gottes, und fährt hin in den Lüsten des Fleisches. Auch hat der Stolz ihr Herz eingenommen, denn —

Dietr. Pfaff, sie ist meine Tochter! Schwatze nichts, was du nicht beweisen kannst.

Andr. Da ſey Gott vor. Ich liebe das edle Fräulein aus Michelsbergs Heldenſtamme. Aber es iſt mir auch Pflicht, für ihr Herz zu ſorgen.

Dietr. Brav, Andreas! Das ſollt ihr auch. Aber was wolltet ihr von ihrem Stolze ſagen?

Andr. Ach, nicht doch, Ritter — ich vergaß mich — Jugendliche Uebereilung —

Dietr. Raus, raus damit, Patron! Ich kann das nicht leiden, wenn man auf halbem Wege ſtehn bleibt.

Andr. So vergebt. Fräulein Adelaide vergißt die kindliche Ehrfurcht, und tadelt eure Streifzüge, die ihr thut, die Reiſenden zu geleiten. Sie nennt ſie Plackereyen.

Dietr. für ſich. Die Dirne hat leider recht. — Zu Andreas: Das duldet nicht. Drohet ihr mit dem Burgverließ, wenn ſie noch eins ſo ſchwatzt. Jetzt kommt, Pater, ich will eine Meſſe hören.

Andreas beugte ſich. Die Schlange kroch zum heiligen Altar, und erfrechte ſich, der ewigen Gottheit zu opfern.

Indeß war dem Fräulein angedeutet werden, den Berg nie ohne Urlaub zu verlaſſen. Sie

fand Kaspern wieder, und dieser versprach ihr, die weise Frau in einigen Stunden herauf zu bringen. Dies geschah. Anastase drang mit seinen Schmeichlerkünsten in des Fräuleins Herz. Sie besah ihre Hand, machte Zauberkreise, sah in ein kleines Pergamentbuch, schüttelte traurig den Kopf und verschwand. Dies that sie, um Adelaidens Neugierde zu reitzen. Auch verfehlte sie diesen Zweck nicht. Das Mädchen stand betäubt, und als sie Kaspern wieder sah, bat sie ihn dringend, Anastasen am folgenden Tage wieder herauf zu bringen.

Adelaidens Lager floh der erquickende Schlummer, der sonst immer das fröhliche Mägdlein beglückte. Sie sah die Kreise der Zauberin, ihre drohende Miene, ihr Achselzucken. Fürchterliche Ahndungen durchbebten ihr Herz. Als die Morgenröthe mit ihrem goldnen Zauber die hohen Waldgebirge umfloß, verließ sie ihre Kammer, und verrichtete ihr Gebet auf der nördlichen Höhe des Oybins, wo die entfernteste Aussicht das Auge wohlthätig erquickt, und zu hoher Andacht entflammt. Kaum hatte sie dies Geschäft vollendet, so stand Anastase hinter ihr. Adelaide bebte. „Fürchte dich nicht vor mir, „sprach die Trügliche, aber fürchte dein Herz. „Die Bücher des Schicksals haben mir enthül„let, daß du Kunz von Wartenberg liebest.

„Aber er kann nimmer dein Gemahl werden,
„die Seligkeit deines Vaters hängt daran.
„Darum fliehe den Jüngling. Wolltest du solch
„Verderben auf den häufen, der dir das Leben
„gab? Das sey ferne von dir! Dein Ahnherr,
„Friedrich von Michelsberg, will durch dich seine
„Seligkeit erschleichen, die der Mörder nicht
„verdient, und deinen guten Vater darum
„bringen. Fliehe den Verführer. — Auch
„hat Kunz der Buhlschaften mehrere. Traue
„den schlüpfrigen Worten des Glattzünglers
„nicht. Er zieht oft gen Prag, und auf die
„Landsitze seiner Nachbarn, um da ihre Dir-
„nen zu bethören. Vor mir ist kein Geheim-
„niß auf Erden. Drum glaube mir und fliehe
„diesen Kunz, der dich in zeitliches und ewiges
„Verderben stürzet."

Adelaide bebte am ganzen Leibe, und die Zauberin schien gemach ins Innre des Felsens zu sinken. Thränen erleichterten jetzt das Herz der Betrognen. Sie erwog die Worte der Zauberin. Die Arglose ahndete keinen Betrug, wußte nicht, daß Anastase bestochen war. Sie bekam Ehrfurcht vor ihr. Es dünkt' ihr schrecklich, daß ihres Vaters Seligkeit an ihre Liebe gebunden seyn solle. In der ersten Aufwallung davon beschlöß sie, Kunzen aufzugeben. Sie eilte selbst zum Burgpfassen, entdeckte ihm das

Geheimniß ihres Herzens, ihren gefaßten Entschluß, und bat ihn, ihr einen Brief an Kunz aufzusetzen, worinn sie ihm gänzlich entsagte. Das that der froherstaunte, schadenfrohe Andreas, der sogleich den Zauberfinger Anastasens erkannte, mit Vergnügen und Eile. Ein vertrauter Landmann mußte den Brief gen Wartenberg tragen.

Aber wo bleibt Geist Friedrich? Ich weiß es nicht. Vielleicht wirkt er im Verborgnen.

Der ehrwürdige Pater Andreas hatte mittlerweile den Burgherrn geziemend ersucht, daß er ihm vergönnen möchte, auf einige Wochen zu verreisen, um in dem Kloster, wo er Profeß gethan hatte, einige Bußübungen anzustellen. So täuschten damals die schelmischen Mönche die frommen Layen. Michelsberg, der nur aus Herkommen, und um seinem frommen Weibe eine Freude zu machen, den Burgpfaffen unterhielt, hatte nichts dagegen einzuwenden. Er nahm also am Morgen des mit Anastasen verabredeten achten Tages seinen Wanderstab, und stieg beym Aufgange der Sonne den steilen Fußpfad hinab. Alle Arbeiter, die ihm begegneten, zogen ehrerbietig den Hut vor ihm ab, indeß alle junge Mädchen

und Weiber, die ins Holz gingen oder Flachs jäteten, schalkisch und vertraulich ihm zulächelten; denn keine von ihnen war dem muntern Burgpfaffen unbekannt. Er erreichte zeitig die Wohnung der Zauberin, die nun wieder den Oybin verlassen hatte, und in ihrer abgelegenen Wohnung dem Dienste der Hölle sich weihte. Schon lag für ihn ein ritterliches Wams parat, mit Harnisch, Helm und eiserner Hose, mit ledernen Strümpfen und Sandalen. Ein grüner Federbusch wehte stattlich auf dem Helme. Lang und breit war sein Schwerdt, anständig die ganze Rüstung, und so blank geschliffen, daß alles sich darinn spiegelte, was ihn umgab. Anastase half sie ihm anlegen. Der weichliche Mönch zieferte über so manchen Druck, der bald sein Ohr, bald seine Hüfte, oder sein Knie belästigte. Aber die Hexe lachte ihn nur aus, und ermahnte ihn, kühn und aufrecht sich zu tragen, und nicht mit dem linkischen Anstande eines frommen Duckmäusers einher zu treten.

Anastase rieth dem Afterritter, er solle erst in der Dämmerung auf die Burg zurück gehn, weil man sonst Verdacht schöpfen könne, wenn er gleich nach der Entfernung des Burgpfaffen erschien. Das hielt hart. Die Ungeduld hatte sich seines Herzens schon in der ersten Stunde

bemeistert, und kaum würd' er ausgedauert haben, hätte nicht die Zauberin ihm die Rüstung indeß wieder ausgezogen und bey Seite geschaft. Sie beabsichtete dabey nicht blos sein Bestes, sondern auch ihr eignes. Nach dem Genuß einer üppigen Mahlzeit ruhte der Mönch wonnetrunken in ihren Armen, und eilte dann, als endlich die Dämmerung herbey kam, seine Rüstung wieder anzulegen. Mehr als am Morgen belästigte sie seine schwammigen Muskeln. Er erlag fast der Last. Nur die Hoffnung auf künftige frohe Genüsse in Adelaidens Armen half sie ihm tragen.

Jetzt erschien er keuchend vor dem äußern Burgthor. Man stieß in die Trompete, und meldete dem Burgwart, daß ein fremder vollbürtiger Ritter aus Thüringerland da sey, der den Burgherrn um ein Nachtlager bitte. Er ward sofort eingelassen. Mühsam kroch er die Felsstufen hinan. Sein unritterlicher Gang harmonirte jedoch zu der Erzählung, die er von seinem Hierseyn sich ausgesonnen hatte, und dem Burgherrn aufhestete. Dietrich schritt ihm rüstig entgegen, und bewillkommte ihn auf Ritterweise. Das erwiederte der Scheim, als wär's ihm eigen. „Verzeiht, edler Ritter," sprach er, „daß ich ein Obdach auf eurer Burg „suche. Räuber umringten mich im Walde,

„als ich von Zittau gen Gahbel zog. Sie „tödteten mir das Roß unterm Leibe. Ich „stürzte, selbst von einem Pfeil getroffen, herab. „Wohl einige Stunden hab' ich als Todter da „gelegen. Als ich wieder auflebte, befand ich „mich entfernt von der Straße; meine Wunde „blutete stark; von meinem Roß und meinem „Knappen war keine Spur da. Alles mein „Gold war weg. Mein Schwerdt lag weit „davon zerbrochen in einem Graben. Ich ver„band meine Wunde, machte mich auf, und „durchkroch den Wald. Da fand ich endlich „einen Köhler, der mir sagte, daß ich weit „vom Gäbler abgekommen, und in der Nähe „des Bergschlosses Oybin sey. Da ich nun in „der ganzen Gegend fremd bin, aber in Zittau „viel von der Mannhaftigkeit des edeln Diet„rich von Michelsberg hörte, so beschloß ich, „ihn heimzusuchen, und bey ihm, so es mir „vergönnt ist, einige Tage auszuruhen." Michelsberg reichte ihm treuherzig die Hand. Hätte er gewußt, daß es sein Burgpfaff war, traun, er hätte mit dem Schwerdt drein geschlagen. Er forschte nach seinem Nahmen und Wappen, welches Andreas, schon darauf vorbereitet, zu seiner Zufriedenheit beantwortete. Aber als Dietrich ihn mahnte, sichs wohl seyn zu lassen, und seine Rüstung abzulegen, bat er, daß man ihm erlaube, sein Antlitz nicht

schauen zu lassen, sondern immerdar im Helm zu verbleiben, und blos das Visier zu öffnen. Die Rüstung legt' er ab, und zechte so weidlich mit dem Ritter, daß dieser, als er in die Bettkammer kam, zu seinem Weibe sagte: „Bertha, der fremde Ritter zecht so brav als „ein Pfaff." Bertha erwiederte: „Das mag „wohl seyn, mein Alter; auch sieht er um den „Mund unserm Pater Andreas schier ähnlich." Beyde lachten darob und entschliefen, ohne doch irgend einen Argwohn zu fassen.

Andreas bekam sein Lager im Gemach des Burgpfaffen angewiesen, und so befand er sich in seinen vier Pfählen, was ihm um so angenehmer war, da Adelaidens Kammer daran stieß. Schon diesen Abend führte sein Dämon die Gelegenheit herbey, daß er das reitzende Mädchen sprechen konnte. Sie, die dem Burgpfaffen überall auswich, und nie anders als nothgedrungen ein Wort mit ihm wechselte, fand nichts Widriges darinn, mit einem fremden Ritter zu schwatzen, den sie nicht im mindesten kannte; um so weniger, da beyde am Fenstergitter ihres Gemachs standen, und bey der Stille des Abends in die schauerlich schöne Natur hinaus schauten. Daß Andreas eine fremde Sprache annahm, versteht sich von selbst.

Andr. Gewiß die wunderschöne Tochter meines gastfreyen Burgherrn, die mir da so nah ist?

Adel. So ists. Aber das wunderschön müßt ihr weglassen, Herr Ritter, sonst werdet ihr euch mir als einen Schmeichler ankündigen. Saht ihr mich denn je am Tage?

Andr. Meinen Augen wiederfuhr dies Glück noch nie. Aber der Ruf verbreitet eure Geistes- und Körperreitze bis nach Thüringen, ja bis an die Ufer des Rheins hinaus.

Das fuhr dem Mädchen bis in die Gegend der Herzgrube hinab. Obschon davon kein Wörtchen wahr war, und man einige Meilen vom Oybin kaum Adelaidens Nahmen wußte, so fand Adelaide das doch möglich. Wenigstens klingen einem Mädchen alle Worte aus dem Munde eines jungen Fremdlings wahrer, als wenn sie ein Heimischer spräche. Was konnte auch der Thüringer davon haben, ihr das weiß zu machen? Aber so gewiß sie auch die Fabel glaubte, so mußte sie sich doch vom Gegentheil überzeugt stellen.

Adel. Herr Ritter, ihr werdet machen, daß ich mich entferne.

Andr. O bleibt, schönes Fräulein! Ich mag gern am traulichen Abend mit reitzenden Dirnen kosen.

Adel. Ich ungern mit Rittern, seys denn hinter ehrbaren Sprachgittern.

Andr. Loses Kind! ihr kennt mich erst seit Minuten und spottet schon meiner. Doch, es machet mir Muth, mich morgen um eure Bekanntschaft zu bewerben. Jetzt erzählet mir doch ein wenig von euerem hiesigen Aufenthalte. Er dünkt mir sehr düster und einsam zu seyn.

Adel. Wohl ist er das. Aber wir sind fromm und fleißig, da fließen uns die Tage schnell hin. Ich bleiche und glätte die Wäsche, nähe, stricke, und am Abend spinne ich mit der Mutter und den Mägden.

Andr. Wobey ihr wohl zuweilen gähnt und nickt?

Adel. O nein! Der Burgpfaff liest aus der Legende der Heiligen vor, oder er giebt uns einen Schwank aus seinen Jugendjahren zum Besten. Manchmal singen wir auch ein Spinnerliedchen.

Andr. Ihr singt, Fräulein? O laßt mich eins hören! Wie schön muß eure Flötenstimme in diesen Felsen wiedertönen!

Adel. Wenn euch das Vergnügen macht, will ichs wohl thun; aber ihr werdet dabey so stark gähnen, als wir am Spinnrocken.

Sie nahm die Laute von der Wand, ſpielte und ſang dazu:

Fleißig mußt du ſpinnen,
Dirne, zu gewinnen
Feines Leingewand,
Das den Buſen kleide
Lieblicher als Seide,
Die der Stolz erſand.

An der Spindel Drehen
Mußt du Freude ſehen,
Hören gern ihr Schnarrn;
Auch ein ſchnurrend Rädchen
Freut ein fleißigs Mädchen,
Denn daraus wird Garn.

Doch, du mußt dich mühen,
Gleiche Fäden ziehen,
Keine Neſter drein.
Glatte Finger geben
Feines Garn zum Weben,
Drum ſey glatt und rein!

Rein ſey auch dein Leben,
Schuldlos, glatt und eben
Sey dein Herz und Sinn.
Traue nicht der Liebe,
Zart ſind ihre Triebe
Doch ſie welkt bald hin.

Freundlich sind die Tage,
Die in richtiger Waage
Fleiß und Arbeit kürzt.
Jede Freud' ist bitter,
Glaubt es mir, Herr Ritter,
Die nicht Unschuld würzt!

Leise schloß Adelaide jetzt ihr Fenster, hing die Laute daran, warf ihre kunstlose Bekleidung eilig ab, und hüpfte in ihr Bett, wo der Schlummer sie bey einem andächtigen: Gegrüsset seyst du Maria, überraschte. Andreas sagte den Felsen viel Rührendes und Schmeichelhaftes über ihren Gesang. Erst spät bemerkt' er, daß sie entschlüpft war. Die letzten Strophen ihres Gesangs waren ihm widrig. Warum hatte die Dirne grade dies Lied gewählt? Wollte sie ihn damit gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft von jedem Gedanken an Liebe zurück schrecken? Der alberne Mönch wußte wohl noch nicht, daß ein Mädchen der Liebe grad am offensten ist, wenn es darauf schmähliet. Er legte sich unmuthig zu Bett, schlief wenig, und sein leiser Morgenschlummer ward wieder von der mit Gesang begleiteten Laute angenehm unterbrochen. Er sprang ans Fenster, und drängte seinen Kopf in das Gitter. Zum Glück war Adelaide nicht da, sonst hätt' er sich leicht verrathen können, ob zwar

ſein Geſicht durch das Abnehmen des langen Bartes und durch die Vorkehrungen der Zauberin ziemlich unkenntlich geworden war. Er beſann ſich noch zeitig genug, nahm ſeinen Helm, kleidete ſich an, und ging ins Freye hinaus. Da währte es nun nicht lange, ſo kam Adelaide ihm nach gehüpft. Sie hielt ein Glas in der Hand, ein Tuch im Arm, und eilte zum Brunnen, um mit ſeinem friſchen Waſſer ſich zu waſchen. Der fremde Ritter ſprang herbey und wand den Eymer herauf. Adelaide wuſch ſich unbefangen, und ging dann mit ihm hinein, dem Gaſte ihres Vaters eine Suppe zu kochen. Den Tag über war ſie größtentheils in der Wirthſchaft beſchäftigt, und Andreas ſah ſich genöthigt, ſeine Zeit meiſt in der Geſellſchaft des Alten zuzubringen. Am Abend hatt' er wieder Unterredung mit ihr am Fenſter. Er wollt' ihr wohl weiß machen, man könne ein wenig mit einander hinabgehn, und den kommenden Vierthelmond auf einer Felsſpitze belauſchen. Aber Adelaidens Herz mochte dies gefährlich finden. „Des ziemt," ſprach ſie, „einer Dirne nicht, Nachts mit jungen Rittern „allein zu ſeyn." O wie that ihm dies Wort ſo wohl! Wer ſich vor ſeinem eignen Herzen fürchtet, der iſt in Gefahr zu lieben. — Sie wünſchte dem Ritter eine gute Nacht, und verſchwand.

So hatt' Andreas bereits acht Tage hier zugebracht, ohne seinem Zwecke näher zu kommen. Oft sprach er sie, ward freundlich von ihr behandelt, aber sie floh ihn immer, wenn er auf Liebe anspielte, ob sie schon seine Ergebenheit nicht ungern sah. Vielleicht wäre es ihm dennoch mit der Zeit gelungen. Er hatte sich durch Frohsinn und muntre Laune bey Vater und Mutter eingeschmeichelt. Er wollte oft fort, aber man nöthigte ihn zu bleiben. Dietrich hatte müssige Zeit, wenn er nicht auf ritterliche Nahrung auszog. Und so ersetzt' ihm denn der fremde Ritter die Abwesenheit seines eben so lustigen Beichtigers. Adelaide war seinen Unterhaltungen ebenfalls nicht abgeneigt. Doch verdroß es sie, daß er immer im Helm erschien, und sie konnte desfalls kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen. Auch kam ihr oft Ritter Kunz in den Sinn, und sie bereute wohl manchmal, ihn so schnöde von sich gestoßen zu haben. Wenn sie indeß über die Trennung von ihm nicht untröstlich war, nicht halbe Nächte verweinte, noch sich unabläßige Vorwürfe machte, die den ihr eignen Frohsinn in Schwermuth verwandelt hätten, so rechne man dies auf den Genius des damaligen Zeitalters. So empfindsam waren damals die Dirnen nicht, und es ist wohl ein wenig unnatürlich, wenn man die Schönen jener Zeiten mit dichterischen,

durch Geist und Geschmack ausgebildeten Gefühlen auftreten läßt. Treu und stark mochten sie ohnstreitig lieben, aber auch sicher über einen einmal verlornen Geliebten sich nicht zu Tode grämen, auch leicht in eines andern Buhlen Armen sich trösten lassen. Wo vollends der Aberglaube, der damals sein Haupt mit Gewalt empor hob, dabey ins Spiel kam, da wurden oft die festesten Liebesschleifen freywillig und ohne Klage aufgelöst. Man entschuldige also immer unsre junge fröhliche Adelaide, wenn sie den Ritter ein wenig zu leichtsinnig verabschiedete. Seine Liebe sollte sie unglücklich machen; dem Vater die Seligkeit rauben; sie wußte, daß dieser ihm abhold war, und vielleicht nie seine Einwilligung zur Verbindung mit ihm geben würde; Geist Friedrich ließ sich nicht sehen, und es war ihr auch, besonders seit Anastase sie mißtrauisch gegen ihn gemacht hatte, nie so recht gemüthlich, daß ein Gespenst sich in ihre Angelegenheiten mischte, von dem sie bis jetzt noch keine Zeichen und Wunder gesehn hatte. Ueberdies war Kunz mehrentheils abwesend gewesen, und die Zauberin, die ja alles wußte, hatt' ihr gesagt, daß er viel mit andern Dirnen kose. Warum sollte sie also den Gram ihre Wange bleichen lassen über eine aufgelöste Blumenfessel, da es nur bey ihr stand, sich zehn andre anlegen zu lassen? An-

dreas nahm zwar in keinem Falle noch Kunzens Platz ein. Aber sie konnte wenigstens den fremden Ritter wohl leiden. Was fremd ist, schätzt man immer höher, als was man oft hat. Die Vorzüge fallen deutlicher in die Augen, die Fehler sind tiefer versteckt. Drum hätte vielleicht der Verlarvte noch Adelaidens Herz davon getragen, hätt' er länger verweilen können, hätt' er den Helm abgenommen, — und wär' er nicht Andreas gewesen. Auch ereignete sich etwas, das den rüstigen Werber schnell vom Throne seiner Hoffnungen in trostlose Tiefen hinabstürzte.

Eines Morgens erscholl die Trompete am untersten Burgthor, und der Wächter meldete den Ritter Kunz von Wartenberg. Adelaide, die durch ihr Schreiben ihn vor immer abgeschreckt glaubte, ward bleich, und lief auf ihr Gemach. Kunz hatte den Brief zwar erhalten, aber er schien ihm verdächtig. Der Pfaff, dacht' er bey sich selbst, ist ein Schelm. Er hatte längst bemerkt, daß derselbe ein Aug auf sie habe. Drum fürchtete er, daß Pfaffentrug im Spiel sey. Offen und grad wie er war, beschloß er, sich selbst von der Lage der Sache zu unterrichten, und als ein Augenzeuge zu

entſcheiden, was er zu hoffen oder zu fürchten habe. Der Alte empfing ihn, wie gewöhnlich, kalt, wärmer die Mutter, aber das Töchterlein war verſchwunden. Man kredenzte dem Ritter einige Becher, die er im Unmuth über die Gegenwart des Fremdlings haſtig hinein ſtürzte. Anfangs wollt' er Adelaiden aufſuchen, und freymüthig über ſeine Herzensangelegenheit mit ihr ſprechen. Aber des fremden Ritters unerwartetes Daſeyn änderte ſeinen Plan. Er wollte zuvor beobachten, zwang ſich und verhielt ſich ruhig.

Der Abend kam herbey. Adelaide erſchien an der Tafel. Hochroth war ihre Wange, ihr Buſen klopfte, gefliſſen fremd erwiederte ſie den Gruß des Ritters. „Ihr wart lange nicht hier, Herr Ritter," ſagte ſie mit ſchwankender Stimme, und das Wort ſtarb ihr im Munde. „Was euch, edles Fräulein," erwiederte er, „wohl nicht entgegen geweſen ſeyn kann." Andreas konnte vor dem Helme nicht deutlich hören, was geſprochen wurde. Seine Aufmerkſamkeit fiel Kunzen auf. Er zog das Mädchen auf mit dem Fremden. Sie fand ſich dadurch beleidigt, und da ſie einmal den feſten Vorſatz hatte, den Unglückbringenden Kunz nicht mehr zu lieben, ſo zwang ſie ſich, gegen den fremden Ritter verbindlicher als ſonſt zu ſeyn. Kunz

erleichterte ihr dies noch mehr durch seinen Unwillen. Ihr Herz sprach laut für ihn, als man ihn anmeldete; Liebe rötheje ihre Wangen; als sie zu Tische kam; aber weil Kunz, eingedenk seiner Ansprüche an ihr Herz, haderte und schmollte, so erwachten von ihrer Seite Stolz und Eigenliebe. Das ist aber der gewöhnliche Gang. Erinnert ein Mädchen oder ein Weib, das zu wanken anfängt, an seine Pflichten, an gelobte Treue, und es wird bald stärker wanken, um so eher fallen, ja es wird euch dann wohl ins Gesicht sagen, daß es, diese Beleidigung zu rächen, zu fallen nicht abgeneigt sey. Sie scherzte und koſete viel mit dem Fremden, und vermied jede anhaltende Unterredung mit dem Wartenberger. Daß sie ihn eigentlich noch immer liebte, wußte sie nicht, denn sie kannte ihr Herz zu wenig. Am Abend sprach sie auch wieder am Fenstergitter mit Andreas, was Kunzens Aufmerksamkeit nicht entging. Er härmte sich, legte sich mit frommen Betrachtungen über den Leichtsinn des andern Geschlechts auf sein Lager, und verbrachte die Nacht in unruhigen Träumen. Noch hatt' er kaum daran gedacht, daß Andreas abwesend sey.

Aber am folgenden Morgen fiel ihm der Gedanke wie ein Stein aufs Herz. Er merkte

nun Unrath. Des fremden Ritters Sprache, Gang, Einfälle, die Grille, daß er nie ohne Helm erschien, dies alles bestimmte ihn zu glauben, der Fremde sey Andreas. Er bedauerte das betrogne Mädchen, denn noch liebte er sie heiß und innig. Aber wie sollt' er seiner Vermuthung gewiß werden, wie den Betrüger entlarven? Hier war kein andrer Weg, als der gradeste, den daher Kunz, weil er ihn ohnehin immer am liebsten ging, auch diesmal wählte. Entschlossen legt' er seine Rüstung an, und ging auf des Fremden Gemach. Andreas, beschäftigt mit dem Bilde Adelaidens, empfing ihn mißmuthig und zerstreut. Das ließ sich Kunz nicht irren. Er fragte trocken nach des Ritters Nahmen.

Andr. Nahmen und Wappen bin ich blos dem Burgherrn schuldig. Der kennt Beydes. Euch ists nicht Noth.

Kunz. An dieser schnöden Antwort erkenne ich euer schlimmes Gewissen.

Andr. Wollet ihr so den Burgfrieden stören, und Fehde beginnen? Ich eile, es dem Ritter von Michelsberg zu melden.

Kunz. Bleibt, oder ich vergreife mich an euch.

Andr. So will ich schreyn, daß alles Burggesinde herbeykommen und euch mit Schimpf wegjagen soll.

Kunz. Elender Pfaff, meynst du, ich kenne dich nicht? Aber sey du wer du wollest! Jetzt stehe mir Rede. Hier ist mein blankes Schwerdt. Zieh auch das deine, wenn du ein Ritter bist. Du buhlst um Fräulein Adelaide. Die Dirne war längst mein. Wer sie mir rauben will, muß sein Recht mit dem Schwerdte beweisen. So zieh, Mädchenräuber!

Andr. bleich. Hülfe! Hülfe! Hülfe! Er will mich morden! Der Burgfriede ist gebrochen!

Kunz. ihn bey der Brust fassend. Meynst du mich in Furcht zu jagen? Laß sie kommen, deine Beschützer. Ich will mein Leben theuer verkaufen, wenn es ihnen gelüstet, sich an mir zu vergreifen. Sprich jetzt: Bist du nicht der Burgpfaff Andreas? — Bekenne und rette damit dein Leben; wo nicht, so mußt du mit mir kämpfen.

Andr. bebend. Ach ja, ich bins! Habt Mitleid mit mir und verrathet mich nicht. Ich werde sonst auf der ganzen Burg zum Spott.

Kunz. Daß ich einer solchen Schlange schonte! Fort! Jetzt kommen die Hausgesinde, die euer Geschrey selbst herbey gerufen hat. Heida, Knappen / Knechte! Euer Beichtiger ist zum Ritter geschlagen worden. Führt ihn zum Burgherrn. Ich folge euch.

Andreas warf grimmige Blicke auf den Ritter, der die Knechte antrieb, ihn zu greifen. Man führt' ihn vor den Ritter. Er läugnete, daß er Andreas sey. Michelsberg war verlegen. Hätte nicht sein Feind Kunz die Entdeckung gemacht, er würde sie hastiger untersucht haben. Indeß mußt' er doch zum Schein auf den Schuldigen erzürnt scheinen, und ihm Arrest ankündigen. Der Burgvoigt entwand ihm jetzt den Helm, und nun schrie alles Hausgesinde mit einer Stimme: Das ist der Pfaff. Man wusch ihm das Gesicht, und er ward noch kenntlicher. Unvermögend vor Zorn sich länger zu verstellen, bekannt' er, daß ers sey, und ließ nun einen Strom von Lästerungen auf Kunzen schießen. Er dichtete ihm eine Menge Vergehungen an, und suchte dadurch das Herz des Vaters recht gegen ihn zu erbittern. Dies gelang auch. Zwar verabschiedete er den Pfaffen, und sandte ihn mit Bedeckung in sein Kloster zurück, begehrte auch ferner keinen Burgpater mehr zu haben. Aber er blieb doch auch dem Ritter Kunz seinen Dank schuldig, und überhaupt unbesorgt, was Andreas zu dieser Mummerey veranlaßt habe. Er fand sich noch obendrein beleidigt, daß Kunz den Burgfrieden gebrochen habe, und gab ihm zu verstehen, daß er seiner Wege gehn könne. Hätte nicht die Mutter gethan, er würde gegangen, und nie

rückgekehrt seyn. Diese bat ihn, zu bleiben, da sie gern allein mit ihm sprechen, und ihr Herr heute noch einen Ritt machen wolle. Kunz dachte an Adelaiden und blieb. Angstvoll hatte sich das Mädchen entfernt, als sie den Zwist vernahm, der in des fremden Ritters Gemach ausbrach, und sie kam erst nach mehrern Stunden wieder zum Vorschein.

Pater Andreas wurde indeß weggebracht. Die fromme Mutter Bertha gab ihm noch Wein und Wildpret auf den Weg mit. Er führte seine Begleiter, die des Weges nach seinem Kloster nicht kundig waren, grade auf Anastasens Wohnung zu. Hier hoffe' er noch einmal hülfreiche Hand zu finden, wenigstens die Zauberin theils zur Rache, theils zum Schutz vor der ihn erwartenden Klosterdisciplin zu vermögen. Lachend empfing ihn die Leviathansgespielin.

Andr. Sprichst du meinem Unglück noch Hohn, Teufelsmädchen?

Anast. Ich freue mich, daß du abgekühlt bist.

Andr. Das war also der kräftige Beystand, den du mir zu leisten versprachst? Konntest du nicht herbeyeilen, und den verhaßten Kunz, der mir nach dem Leben stand, die Felsen hinab schmettern?

Anast. Das sollt' ich dem schönen Kunz um Deinetwillen thun? O ein lieber Junge!

Könnt' ich ihn doch so wie dich jetzt in meinen Armen halten!

Andr. Ach, jetzt hab' ich kein Gefühl für deine Liebkosungen.

Anast. So packe dich! Heh, Knechte, schafft mir den Mönch vom Halse. Die Klosterdisciplin ist ihm sehr vonnöthen.

Andr. Erbarmen! Doch — fahr hin! Ich will alle Kapuzinerklöster gegen dich aufwiegeln.

Anast. So mögen sie es mit der Hölle aufnehmen. Geh nur, Ohnmächtiger.

Die Reisige schauderten bey diesen Worten der Zauberin zusammen, faßten Andreas beym Arme, und rennten mit ihm durch den Wald. Hinter ihnen geschah ein fürchterlicher Knall. Es war aber weiter nichts. Anastase machte sich blos einen Spas mit den Furchtsamen. Als sie in ihr Zimmer zurück kam, überließ sie sich den süßen Gefühlen, die für den Ritter Kunz längst in ihrem Herzen aufgestiegen waren. Sie ersann mancherley Pläne, ihn zu fangen, und Adelaiden abspenstig zu machen. Ihre Zauberkünste dünkten ihr viel zu elend zu solch einem Siege. Sie wollte nicht diesen, sondern ihrer Person dies Glück zu verdanken haben Dennoch bediente sie sich ihrer in der Folge. Ihr war nicht unbekannt, daß Kunz noch heute vom Berge herab kommen, und welchen Weg er

nehmen würde. Schön war sie von Natur, und sie erhöhte ihre Reitze noch durch Zauber. Hang zur Eitelkeit siegte schon jetzt über ihren Vorsatz. Die Leidenschaft trieb sie in die Gegend des Waldes, durch den er kommen mußte. Hier harrte sie sein in der nachlässigen Kleidung einer Bäurin, die sie so einnehmend als möglich gewählt hatte.

Mutter Bertha war eine fromme, friedfertige Matrone. Sie liebte den Kunz wegen seiner Redlichkeit, und sah es gern, daß er ihr Eydam würde. Sie wußte zwar nichts Genaues von dem Verständniß der jungen Leute, mithin auch nichts vom Absagebriefe ihres schwärmerischen Töchterleins. Aber sie hatte doch oft in beyder Herz geblickt. Drum war sie bemüht, Kunzen bey guter Laune zu erhalten. Sie rief ihn sofort in ein geheimes Kämmerlein. Hier in diesen traulichen vier Wänden klagte sie ihm weinend die Unbilden, die sie von ihrem Gemahl erdulden müsse. Dann fuhr sie fort:

So wißt ihr, edler Ritter, daß er auch euch nicht hold ist, und so ihr, wie ich vermuthe und wünsche, Sinnes seyd, einst um meiner Tochter Hand zu werben, so wird er sie euch abschlagen. Laßt euch aber das nicht irren. Adelaide

soll

soll euer Weib werden, so ihr sie begehrt, und so sie euch liebt, das gelob' ich euch mit treuer Mutterhand.

Kunz. gerührt, mit einer Thräne im Auge. Sie liebt mich nicht mehr! — Seht da ihren Absagebrief.

Bertha. Das ist Pfaffenhand. Hätt' ich doch vormals nimmer gemeint, daß Pater Andreas so arge Gedanken in seinem Herzen nähre. Hab' immer geglaubt, er sey ein frommer Priester.

Kunz. O eine tückische Schlange sah ich stets in ihm! — Ha, da schwebt der Engel den Windelsteig herauf! Laßt mich, daß ich ihr entgegen eile.

Bertha. Halt, mein Sohn! Wenn dich der Vater gewahrte, so wär alles verloren, denn eben tobt Haß und Zorn in seiner Brust. Bleib, ich werde sie rufen lassen.

Da erschien mit bleichenden Wangen und hüpfenden Pulsen, eine Thrän' im Auge, das betrogne Mägdlein, blickte beschämt den Ritter, bittend die Mutter, an.

Bertha. Sage mir, liebes Kind, was bewegt dich, deines treuen Kunzens Liebe zu verschmähn?

Adel. Fraget nicht also das Herz eines Mädchens. Ich liebt' ihn einst, aber es träumte mir so wunderlich — ja — und ich hörte so seltsame Dinge — und —

Kunz. Und da kam der fremde Ritter, und schlich sich in mein Herz, und da verließ ich den armen Kunz.

Adel. Halt ein, Kunz! O ich fühle, daß ich dich noch liebe! Aber eine höhere Macht ist unsern Wünschen entgegen. Groß ist das Opfer, das ich der Pflicht bringe. Schweigen ist mein Loos — verdamme mich, wenn du kannst, aber ich darf dich nicht lieben.

Bertha. erstaunt. Und du schwiegst deiner trauten Mutter so lange? Sprich, woher deine Seherey?

Adel. Ich darf nicht, Mutter!

Kunz. brausend. Sie will nicht, Mutter. Mein Urtheil ist gesprochen. Bunt ist der Sinn des Weibes, einem steten Wechsel unterworfen. Ich will dulden, und mich abhärmen. Glücklicher Andreas, nimmer hätt' ich geglaubt, daß eben du mich aus Adelaidens Herzen verdrängen solltest!

Adel. Seyd ihr wahnsinnig, Ritter?

Kunz. Bey vollem Verstande! Habt ihr auch den Andreas als Pfaff nicht geliebt, so liebtet ihr ihn doch als Ritter.

Adel. Ich verstehe euch nicht.

Kunz. So wärt ihr die einzige auf Oybin, die noch nicht weiß, daß der fremde Ritter der leibhafte Andreas war. Wie Schade, daß er weg ist, und ihr ihn über seine Beschämung durch das sanfte Spiel eurer Laute nicht trösten könnt!

Adel. in größter Verlegenheit. Spottet immer, Herr Ritter! Die Gestalt des Fremden hat mich nicht wankend gemacht. Eine höhere Hand ist im Spiel — unsre Liebe mit großer Gefahr verknüpft. Höret mich —

Kunz. Ritter Kunz von Wartenberg hat keine Ohren für Sirenenstimmen. Gehabt euch wohl! Ich werde nie aufhören zu trauern, daß ich euer Herz, daß euch die Tugend verlor.

Bertha. Uebereilt euch nicht, Ritter. Höret doch eure Adelaide. Nehmt wenigstens ihre Rechtfertigung mit euch.

Kunz. Rechtfertigung? Wahre Liebe dauert ewig. Keine Gefahr, ja selbst der Tod darf sie nicht verdrängen. Leb wohl, untreue, aber ewig geliebte Adelaide!

Er stürzt' aus dem Gemach im eilenden Fluge den Berg hinab. Adelaiden war's, als müßte sie ihm nachfliegen, ihn an ihr Herz drücken, ihm, um Verzeihung flehend, zu Füßen fallen. Dennoch blieb sie — unentschlossen — weinend. So fest gräbt sich oft ein Vorurtheil in weibliche Herzen! Die Mutter zog sie ins Ge-

mach zurück, und erfuhr hier das ganze Geheimniß. Mit ihrer Erfahrung und ihrem kältern Nachdenken fand sie bald, daß eine Betrügerey im Spiel, daß die Zauberin mit Andreas einverstanden gewesen seyn könne. — Sie suchte das betäubte Mädchen davon zu überzeugen. Dies wollte Anfangs nicht gelingen. Aber als sie ihr nun erst versichert hatte, Andreas sey wirklich als verkleideter Ritter hier gewesen, sey auch bereits von ihrem Vater verabschiedet, welches alles sie noch nicht wußte, da gingen der Betrognen endlich die Augen auf, und sie fing an, der Zauberin zu mißtrauen. Tausendmal wünschte sie nun den noch immer heißgeliebten Kunz zurück. Sie wollte das Unrecht ihm abbitten, ihm es mit doppelter Zärtlichkeit vergelten. Er allein war mit seinem Muth im Stande, der Betrügerey auf die Spur zu kommen. Aber er war fort, ach! er hatte den schrecklichen Brief, den Scheidebrief ihrer Liebe, mit sich genommen. Adelaide wollt' ihm nach, sie schluchzte, sie tobte. Nur die Zärtlichkeit einer Mutter war vermögend, sie zu beruhigen, und ihr krankes Herz mit Hoffnung zu beleben. „Ich „will," sprach sie, „dem Ritter durch einen „treuen Knecht von dem Allen Kunde zukommen „lassen. Darum weine nicht so sehr, Adelaide, „daß der Gram deine Reitze nicht aufzehre, und „du dem wiederkehrenden Geliebten minder ge-

„falleſt.“ Dies wirkte mächtig. Adelaide trocknete ihre Thränen, und ſuchte ſich zu tröſten. Welches Mädchen, welches Weib möcht' auch nicht ungern ſeine Schönheit verlieren, welches gern aufhören zu gefallen? Auch die traurigſte Wittwe ſorgt am Begräbnißtage des Gatten dafür, daß ſie der Traueranzug wohl kleide.

Indeß war Ritter Kunz den Berg hinab getrabt, fand in der Schenke ſein Roß, und jagte davon. Düſter lag die Erinnerung der Trauerſcene dieſes Tages auf ihm. Er wußte, daß Adelaide ihn nicht mehr liebe. Die Welt war ihm zu enge. Er ſpornte ſein Roß, ſah weder zur Rechten noch zur Linken, und erſchrak mächtig, als es über ein ſauberes Mägdlein hinſtolperte, das durch ein ſanftes Auweh! ſeinen verbißnen Schmerz ankündigte. Das Pferd erhielt ſich, und ſtand. Kunz ſprang herab, und hob die Dirne auf. Sie gab aber kein Zeichen des Lebens mehr von ſich; ſie ſchien daſſelbe mit ihrem letztern Ausruf ausgehaucht zu haben. Dem Ritter ward wohl und weh, als er mit ſeinem Waidmeſſer ihr Mieder aufſchnitt. Verſtoßen von Adelaiden, jetzt wieder der ganzen Welt gehörend, empfand er nichts Strafbares dabey,

daß ihm das Mädchen gefiel. Ihm dünkt' es Pflicht, sich des durch seine Schuld verunglückten Geschöpfes alles Ernstes anzunehmen. Er rief ihr ins Ohr, rieb ihr starkriechende Pflanzen unter die Nase, und als alles nichts helfen wollte — kein Wasser war in der Nähe — da lud er sie aufs Pferd, und ging, an der Hüfte sie haltend, geduldig neben her. Der Zug ging langsam. Die Sinnlichkeit des Ritters blieb bey dem Dienst, den er jetzt leisten mußte, nicht ohne Nahrung. Indeß stieg durch die erschütternde Bewegung des Rosses wieder einige Röthe ins Gesicht der Ohnmächtigen. Aber noch blieben die Augen geschlossen, noch der Körper zur Haltung kraftlos. Nun erst bemerkte Kunz, daß ers mit einer Bäurin zu thun habe. Aber seine Sorgfalt ward dadurch nicht vermindert. Mit wahrer Bruderwärme schloß sich sein Herz jedem Leidenden auf; wie weit mehr nicht diesem reitzenden Landmädchen, deren zarte Züge wohl fähig waren, ihre schlechte Kleidung vergessen zu machen.

Jetzt kam ihnen ein Landmann entgegen. Kunz rief ihm zu, ob er das Mägdlein nicht kenne. Wie aus einem Traume erwachte dieser, und sobald er sie sah, rief er erstaunt: „Meine Tochter, wie kommst du hierher?" Auf diese Worte öffnete Rose — so nannte sie in der Folge der Alte — die Augen und richtete sich ein

wenig auf. Nach den ersten Herzensergießungen erzählte man sich gegenseitig, und der gerührte Vater dankte dem Retter mit sklavischer Ehrfurcht. „Meine Hütte ist nicht weit von „hier, sprach er sodann, und meine Tochter „wird nun wohl zu Fuße vollends nach Hause „kommen.“ „Das sey fern,“ sagte Kunz entschlossen, schwang sich aufs Pferd, und behielt die Dirne vor sich sitzend. Er gab dem Rosse die Sporen, Rose zeigte den Weg, und in einer Viertelstunde stiegen sie an einer artigen Hütte ab, die tief im Walde stand, aber mit allerley Fruchtbäumen, mit Blumen und Gartengemüsen umpflanzt war.

Meine Leser wissen wohl von selbst, daß die Dirne niemand anders als Anastase war, jene Verlobte der Hölle, die dem Ritter Adelaidens Herz abwendig gemacht hatte. Den Mann, der diese Hütte einsam bewohnte, und ihnen jetzt keuchend nachkam, hatte sie bestochen, daß er sich für ihren Vater ausgab, und seine Rolle ihm vorgeschrieben. Kunz ging mit ihr in die Hütte. Er fand ein artiges Zimmer voll Wohlstand und Reinlichkeit. Ist mir doch, dachte Kunz bey sich selbst, in dieser Hütte wohler, als in Wartenbergs steinernen Hallen. Er prieß den Besitzer, der nur ein Holzmacher war, glücklich, aber dieser hielt es für eitel Spott. Rose hatte sich bald völlig erhohlt. Sie drehte sich wie eine

Spindel um den Ritter, brächt' ihm Meth und Kuchen, und eilte in die Küche, ein Gemüse zu bereiten. Kunz wußte selbst nicht, wie ihm war. Er fühlte, daß alle diese Auftritte Balsam in sein wundes Herz gossen, und doch fühlt' er auch tief im Grunde desselben Adelaidens Bild noch sehr lebhaft gezeichnet. Aber er trauerte nicht mehr so tief um ihren Verlust. Der tobende Schmerz war vorüber.

Der Abend kam herbey. Rose und ihr Vater hatten dem Ritter weidlich die Zeit verkürzt. Er beurlaubte sich, und begehrte sein Roß. Schmeichelnde Töne trugen ihm die süße Bitte vor, hier zu übernachten. „Ich geb' euch mein „Lager," sprach Rose, Unschuld heuchelnd, „und „übernachte auf dem Boden. Ihr werdet da „sanft ruhen, wenns auch euerm Schwanen„lager in Wartenberg nicht gleich kommt." Das rührte den Ritter. Sein Herz sagt' ihm, daß ihm hier wohl seyn werde. Er blieb. — Schon triumphirte das schadenfrohe Gesindel der Erdgeister. Schon träumte die Zauberin von der seligsten Schäfernacht. Der Alte räumte nach einer halben Stunde das Feld, und ließ die Berauschten allein.

Anastase wollte sich ihr Spiel nicht verderben. Sie sah voraus, daß Kunz sie verachten würde, wenn sie zu freymüthig ihre wahren Gesinnungen verriethe. Sich mit Liebe an

die Stelle Adelaidens in sein Herz zu drängen, das mußte, wollte sie glücklich werden, ihr Ziel seyn. Schüchtern nahm sie keine Liebkosungen von dem betrognen Ritter hin, und sträubte sich, wenn er zu kühn wurde. Nimmer mußte Kunz das einsame, schuldlose Landmädchen vermissen. Ihre Anhänglichkeit mußt' ihm Dankbarkeit, mußte ihm schüchterne Liebe dünken.

Mitternacht schwebte vom Himmel. Der Wind durchkräuselte die Wipfel der Bäume, und Käfer summten buhlend um die Blumenkelche der Rosen und Lilien. Erquickende Düfte stiegen aus dem feuchten Garten empor, und vermischten sich mit den stärkern Harzgerüchen des Schwarzwaldes. Kunz, noch immer dem Bilde Adelaidens nicht ganz untreu, hatte, als er den Hahn zum erstenmal krähen hörte, nur aus dem Blüthenkelche cythereeischer Freude genippt, nicht den Becher geleert, den man ihm so willig kredenzte. Er riß sich los aus dem Arme der Wollust, und begehrte sein Nachtlager. Rose sprang auf, und führt' ihn in eine reinliche Kammer, deren Fenster umzingelt waren von Amaranthen und Rosen, und von der immer grünenden bräutlichen Myrthe. Ein Kuß, feuriger als je einer, versöhnte die schwere Trennung. Schalkisch hüpfte Rose von dannen, und Kunz stellte sich ans Fenster, die tausendfältigen Düfte der

Nacht fevernden Natur mit ſtarken Zügen einzuathmen. Seine Fantaſie mahlte Adelaidens und Roſens Bild dicht neben einander, und keines ſtellte das andre in Schatten. Da wogte ſein Gefühl von einem Pole zum andern, und nur der Gedanke: Verſtoßen dort, mit offnen Armen aufgenommen hier, gab der Waage für Roſen einen kleinen Ausſchlag. Ihr Verſtand, ihre Geiſtesbildung war ihm ein Räthſel. Aber er freute ſich dieſer Vorzüge, ohne über ihre Veranlaſſung und Möglichkeit nachzugrübeln.

Als er ſo ſtand, in tiefes Nachdenken verloren, drangen ſanft in ſein erſtauntes Ohr die Töne einer reinen Silberharfe, begleitet von einer noch reinern ſonoriſchen Stimme, die alſo ſang:

Mein Leid iſt meine Freude!
Ich ſuch' und finde nie
Die ſüße Augenweide,
Die mir ein Traum verlieh.
Ein Ritter kam aus fernem Land
Und ſchlang um mich ein Roſenband.

Ein Ritter, ſchlank und reitzend,
Mit goldgelocktem Haar,
Nach holder Minne geitzend,
Nicht über zwanzig Jahr.

Er schlang um mich den starken Arm;
Ich ward von seinen Küssen warm.

Doch ach! zum Traualtare
Wollt' er mich führen nicht,
Nicht sehn in meinem Haare
Den Kranz, den Hymen flicht.
In seinem Bettchen war kein Raum
Für mich. Wer deutet mir den Traum?

Ich bin nicht, was ich scheine.
Aus edelm Ritterstamm
War der, den ich beweine.
Sagt's meinem Bräutigam.
Da, wo der Schnee auf Alpen thront,
Mein Vater eine Gruft bewohnt.

Mein Leid ist meine Freude!
Ich such' und finde nie
Die süße Augenweide,
Die mir ein Traum verlieh.
Ach Lieber, komm aus fernem Land,
Und schling' um mich ein Rosenband!

Sängerin und Harfe schwiegen. Aber hoch stieg Wartenbergs Busen. Welche unbefangne Erklärung bey der Stille der Nacht, die jede Schaamröthe überflort, und jeden Gedanken an Zudringlichkeit niederschlägt! Wie unaussprech-

lich lieblich tönten Gesang und Harfe durch die Stille der Mitternacht! Auch Adelaide sang mit einer Flötenstimme zur bezaubernden Laute, aber kaum traf sie noch je so harmonisch die Saiten seines Herzens. Rose war also ein Fräulein, unglücklich, verlassen, verfolgt; sie suchte einen treuen Geliebten, nicht um mit ihm zu buhlen, nein, um im Rosenbande der Ehe sich an ihn zu schmiegen. — Rose sank immer tiefer in ihrer Waagschaale.

Still war nun alles um des Ritters Lager; kein Laut in der Hütte. Nur das Gesäusel des Waldes durchwogte die Lüfte. Leiser Schlummer warf sich auf seine von Rührung und Zärtlichkeit feuchten Augen. — Da stieg langsam und feyerlich, aber geräuschlos, aus der hölzernen Wand ein alter Ritter. Jahrhunderte ruhten auf seiner Kleidertracht. Ehrfurcht, nicht Furcht erweckend war sein ganzes Wesen. Mit einer leisen ätherischen Stimme redete er den Jüngling an:

Was schläfst du hier ruhig, junger Mann, indeß man deiner Ehre und Tugend, deinem Leben ein Grab bereitet?

Kunz. gefaßt. Wer bist du, Unhold?

Geist. Kein Unhold, ein guter Geist, der dir und Adelaiden wohl will. Du verschmähtest ihre Rechtfertigung. So vernimm es von mir: Sie ist schuldlos. Man nannte mich

Friedrich von Michelsberg, als ich noch auf Erden hauſete.

Kunz. Ha, der Mörder eines meiner Vorfahren!

Geiſt. Der war ich. Die Gottheit zu verſöhnen, wandle ich noch unſtät umher. Die Ruhe der Seligen kannſt du mir geben.

Kunz. Rache fordert das Blut meines Ahnherrn, und ich ſollte dir Seligkeit geben? Würde nicht der Geiſt des Gemordeten mich verfolgen?

Geiſt. Lernet, Sterbliche, daß ſeinen Feinden vergeben und wohlthun das ſeligſte Ziel ſey, das euch der Gottheit nähert! — Adelaide iſt ſchuldlos. Sie weint um dich, indeß du hier auf den Roſen unreiner Wolluſt ſchlummerſt. Die dich gefangen hält, iſt eine Zauberin. Sie wird deinen Leib ſammt deiner Seele verderben. Eben ſie iſt's, die Adelaiden durch Gaukelſpiel bethört hat.

Kunz. Mir ſchauert! — Jetzt weiß ich, warum Adelaide ſo geheimnißvoll that, was mich mißtrauiſch machte. Rette mich, Michelsberg! Ich gebe dir deine Seligkeit, und wenn es mein Blut koſten ſollte. Adelaide iſt ſchuldlos? Sie liebt mich noch? O fahr hin, Roſe, wer du auch ſeyſt!

Plötzlich ſtürzte Anaſtaſe herein, und Friedrich war verſchwunden. Sie ahndete das Da-

seyn eines ätherischen Wesens. Wuth entstellte ihr Antlitz, Hölle brannte in ihren Blicken. Aber sie faßte sich schnell, und sprach dann mit erzwungnem Gleichmuth:

Ich hörte Geräusch, lieber Ritter, drum komm ich zu sehn, ob ihr wohl seyd, oder ob etwa Räuber —

Kunz. Schweig, Elende! Ich kenne nun dich und dein Bosheitsgewebe. Laß mich von hinnen.

Anast. die sich verrathen sieht, und nun die Larve abwirft. Nicht von der Stelle! Du bist in meiner Gewalt, oder Drako, mein Liebling, soll dich zur Hölle hinab schleudern.

Kunz. Vergieb, erhabne Zauberin! Ich ergebe mich dir auf Gnade und Ungnade. Auch verliere ich nichts dabey. Deinen Reitzen würd' ich, wie du schon diese Nacht sahst, ohnehin nicht lange widerstanden haben. Aber gönne mir Erholung und Ruhe. Noch wühlt Furcht und Angst in meinen Nerven.

Anast. Sie sey dir gewährt. Liebst du mich, so sollen die süßesten Freuden dein Leben würzen. Aber wehe dir, wenn du mich hintergehst und verschmähest!

Sie ging. Kunz athmete freyer. Er suchte nur Aufschub, weil er vom Geiste Beystand hoffte. Auch hatt' er nicht geirrt. Als am folgenden Morgen Kunz im Garten war, mit

Rosen kosete, und sie dadurch in Sicherheit wiegte, da erschien, indem die Zauberin sich ein wenig entfernt hatte, Friedrich in Kunzens Gestalt und winkt' ihm, durch den Wald zu entfliehen. Der Trug gelang. Anastase konnt' ihn leicht entdecken, wenn sie ihn vermuthet hätte. Aber sie ahndete ihn nicht. Friedrich trat nun völlig in Kunzens Rolle, um ihm Zeit zur Flucht zu verschaffen. Als sie sich nach einer Weile wieder entfernte, verschwand er, und sie fand sich bey ihrer Rückkunft betrogen. Unbeschreiblich war ihre Wuth. Sie glich einer höllischen Furie. Drako erschien auf ihr Wüthen, aber er lachte sie aus, denn er war längst eifersüchtig — Befremdet's euch, daß Teufel eifersüchtig sind? Das dünkt mir natürlich; denn wer könnte zweifeln, daß diese schreckliche Leidenschaft aus der Hölle herstamme?

Als sie lange getobt hatte, fiel's ihr erst ein, den wahren Kunz zu verfolgen. Noch konnt' er nicht weit seyn. Ja, wenn Friedrich nicht gethan hätte! Aber der hatt' es. Schon wandelte Kunz die Oybiner Felsen hinan. Er stürzte der schönen, schuldlosen Adelaide zu Füßen; sie weinte große Thränen an seinem Busen. Rührend war das Fest ihrer Versöhnung. Die Mutter umschlang sie mit tausend Segnungen. Geist Michelsberg schwebte jetzt

in ihrer Mitte. Er verwies Adelaiden ihre Leichtgläubigkeit. „Hätteſt du," ſprach er, „feſtes Vertrauen zu deinem Ahnherrn, du „würdeſt dich nicht in die Arme einer Hexe ge„worfen haben. Du haſt dir und deinem Ge„liebten dadurch große Leiden bereitet. Doch, „ſie ſind überſtanden. Anaſtaſe muß geſtraft „werden. Zum Glück iſt dieſer Ausbund von „Bosheit ſterblich. Und hier auf Oybin kann „ſie mit ihrer Zauberkraft dir nicht ſchaden, „kann höchſtens durch ſeinen Trug auf dich „wirken. Setz' ihr alſo einmal Trug entge„gen. Laß ſie zu dir laden, als wäre dein „Zutrauen zu ihr noch ſtark. Sie wird ſich „geſchmeichelt fühlen und kommen. Frage ſie „dies und das. Ich werde bey der Hand ſeyn „zu rechter Zeit." Er ſprach's und verſchwand.

Nun erſt erzählt' Adelaide dem Wartenberger, wie Anaſtaſe ſie betrogen hatte, und Kunz machte ſie, jedoch nicht ohne die nöthige Vorſicht, mit ſeiner Verführungsgeſchichte bekannt. Nicht ohne ſeltne Gefühle von Widerwillen hörte ſie die Dirne. Aber kaum wußte ſie, daß dies Eiferſucht war. Die Nacht kam herbey, und alles begab ſich zur Ruhe. Doch die Liebenden ſchloſſen kein Auge. — Dietrich von Michelsberg war auf Raub ausgezogen.

Mit rachgierigem Herzen kehrt' Anaſtaſe in ihre Wohnung zurück. Sie entwarf Pläne, ihres ſchwarzen Herzens würdig, und verwarf ſie wieder. Dies thut immer verſchmähte Liebe. Sie will ſich an dem fruchtlos geliebten Gegenſtande rächen, und nimmt doch Anſtand es zu thun, weil ſie immer noch liebt, immer noch hofft. Während dieſen Spielen ihrer wüthenden Fantaſie erſchien ein Bote von Adelaiden bey ihr, der ſie einlud, heimlich auf Oybin zu erſcheinen, weil das Fräulein in einer wichtigen Angelegenheit ihres weiſen Rathes bedürfe. Anfangs war die Hexe abgeneigt, zu kommen. Sie ahndete Betrug. Doch, bey genauerer Erwägung ſchloß ſie, daß, wenn man auch die Abſicht habe, ſie zu hintergehen, ſie doch ihrer Seits daſſelbe thun könne und thun wolle. Die Gelegenheit ſchien ihr nun ſogar erwünſcht. Sage deinem Fräulein, ſprach ſie, daß ich komme, aber mit dem ganzen Machtgefolge meiner Erdgeiſter, und wehe dem, der durch Trug mich anzutaſten wagt! Bebend ging der Bote von dannen, und brachte die Antwort zurück, daß Anaſtaſe am dritten Abend ſich einſtellen, und nicht anders als um Mitternacht das Fräulein ſprechen wolle.

Adelaiden befiel eine unbeſchreibliche Furcht. Kunz ſprach ihr Muth ein. Er verließ ſie den ganzen Tag nicht. Arm in Arm wandelten ſie

auf den geebneten Fußsteigen des rauhen Felsen umher. Der Geist hatte den Ort bezeichnet, wo sie Anastasen empfangen sollten. Es war ein breiter, flacher Sandstein auf der äußersten Anhöhe des Felsen, von welchem herab man das nördliche, unter seinem Fuße romantisch sich hin windende, Thal überschauen konnte. Auch hatt' er sie gelehrt, was sie sprechen und thun sollte.

Mitternacht war vorüber. Ein Blitz aus dem heitersten, wolkenlosen Himmel kündigte das Erscheinen der Zauberin an. In einem leichten weißen Gewande, Grazie und Anstand im Blicke, erschien sie da, wo die Liebenden standen. Vollmond blickte freundlich herab, und erleuchtete den öden Schauplatz. Beben überfiel das Fräulein. Kunz schien ebenfalls erschrocken, und wollte sich entfernen. „O bleib," sprach freundlich heucheind die Zauberin, „und „entferne dich nicht von dem Mädchen deines „Herzens, damit ihr kein Leid widerfahre." Kunz verneigte sich, und blieb in einiger Entfernung stehen. Dann wandte sich Anastase, die nichts geringers im Sinn hatte, als Adelaiden von der Höhe hinab zu stürzen, zum zagenden Fräulein, und fragte sie freundlich, was ihr Begehr sey? Gefaßt erwiederte jetzt Adelaide: „Du weißt, große Zauberin, daß ein mächtiger Geist uns bisher beschützte. Aber

wir haben auf einmal seine Gunst verloren: Er erscheint mir nimmer, ob ich ihn schon mit den dringendsten Bitten herbey rufe. Darum hab' ich mein Vertrauen auf dich geworfen, und hoffe, du werdest durch deine Zaubermacht herausbringen, wo er weilt, und was ihn uns beyzustehen aufhält? Ist er vielleicht zu seiner Bestimmung eingegangen, und darf ich hienieden nicht mehr auf seinen Beystand hoffen, so werf' ich mich in deine Arme und flehe um deinen Schutz. So du mir Wahrheit sagst, und mich treulich belehrst, so soll groß dein Lohn seyn. Sieh, ich weiß, daß du meinen Kunz liebest. Auch ich kann ihn nicht lassen. Aber wir wollen dann seine Liebe theilen, wollen in gemeinschaftlicher Eintracht sein Herz besitzen, und keine thörichte Eifersucht soll uns entzweyen."

Anastase horchte hoch auf. War dies Trug oder Wahrheit? Entfernt von ihrem geheimen Apparat konnte sie das hier nicht untersuchen. Sey's, wie es sey, dachte sie bey sich selbst; Trug gegen Trug. Das Mägdlein muß aber sterben; ich will den schönen Jüngling allein besitzen. „Dir soll bald Antwort werden, Fräulein, sprach sie hastig, und dein Zutrauen will ich belohnen." Sofort setzte sie sich in ihre Zauberlage. Ihre Augen verdrehten sich, und schienen Blitze zu seyn. Ihre Gesichtszüge wurden gräßlich, sie heulte, zitterte, fiel bald

auf die Knie, bald aufs Antlitz, murmelte undeutliche Worte, und zog mit ihrem Stabe dreymal einen Kreis um sich her, dessen Züge wie Phosphorus leuchteten. „Tochter Dietrichs von Michelsberg, tritt in den Kreis!“ rief sie mit fürchterlicher Stimme.

Jetzt war der große Augenblick gekommen. Ein Leben galt's. Anastase meinte des Fräuleins, aber es galt ihr eignes. Ihr Zauberring, den sie stets trug, und womit sie all' ihre bösen Künste vollbrachte, fiel auf einmal vom Finger. Eine unbekannte Kraft stieß ihn herab. Sie schrie gräßlich, und bückte sich, ihn zu haschen. Aber ehe sie ihn fand, stieß plötzlich eine furchtbare Gewalt, die in einem tobenden Orkan daher schwebte, die Unholdin vom Felsen hinab. Sie stürzte von Kluft zu Kluft. Ein Erdbeben begleitete den Fall. Die Gnomen erschienen nicht, ihr beyzustehen, denn sie konnte sie nicht mehr herbey rufen. — Kunz und Adelaide sanken ohnmächtig hin. Als sie die Augen aufschlugen, stand der Geist zwischen ihnen. Hörbar betete er: „Ich danke dir, ewige Gottheit, daß du mir vergönnet hast, ein Ungeheuer von der Erde zu vertilgen, das die geheimen Kräfte der Natur zum Verderben von Tausenden anwandte!“ Da fielen die Liebenden neben ihm nieder, und lobten mit ihm den Unerforschlichen.

Steinbrecher fanden am folgenden Morgen den zerschmetterten Leichnam. Ihr Gesicht war noch kenntlich, und sie bemerkten sogleich, daß es die weise Frau war Sie konnten sich das Räthsel nicht lösen, daß eine Zauberin einen so schrecklichen Tod nicht habe verhüten können. Mitleidig scharrten sie den zertrümmerten Körper in ein Loch, und bedeckten ihn mit Steinen und Erde.

Indes hatte Drako, der Fürst der Hölle, in den Eingeweiden der Erde den Fall seiner Geliebten vernommen, und eilte herbey. Ihr abgeschiedner Geist schmiegte sich an ihn. Er wollte sie mit sich zur Hölle hinab nehmen. Aber sie bat ihn, ihr noch so lange einen Aufenthalt auf Erden zu vergönnen, bis sie sich an Kunz und Adelaiden gerochen haben würde. „Diese Bitte ist deiner würdig, sprach Drako. Sie sey dir gewährt. Auch will ich dich mit Kraft unterstützen, ob ich schon die des Sichtbarmachens dir nicht gewähren kann. Aber deine Grenzlinie sey zwischen Qual und Tod. Taste ihr Leben nicht an, denn es ist in der Hand des Ewigen. Wisse, daß auch Satan mit allen seinen Fürsten die Allmacht fürchtet. Drum hüte dich auch vor Friedrichs Geiste. Die Kräfte des Himmels sind mit ihm. Bald wird er des Anschauens der Gottheit gewürdigt werden.“

Und so waren denn die Leiden des liebenden Paares noch nicht geendet. Anastasens Geist tummelte sich weidlich im Oybiner Thale. Er neckte die Vorüberreisenden, hetzte das Wild unbarmherzig durch die Wälder, schwang sich hinauf aufs Bergschloß, übte da tausend Bosheiten aus, warf in Adelaidens Kammer alles umher, weckte sie mit Sturmgerassel am Fenster, saußte Bertha'n um die Ohren, und trieb sein Wesen so arg, daß endlich Friedrichs Geist aufmerksam wurde, und den verworfnen Geist bedrohete. Als nach einigen Tagen Ritter Kunz von Adelaiden sich beurlaubte, und gen Wartenberg ritt, die Geschäfte auf seinen Mayereyen zu besorgen, da beunruhigte ihn Anastase auf manche Weise, hielt das Pferd an, warf ihn mit Steinen, heulte fürchterlich im Walde, ja sie trieb ihn sogar durch allerhand Vorspiegelungen auf Irrwege. Friedrich eilte nun, dem Unwesen mit Ernst zu steuren. Und weil im Reiche der Schatten die Geister der bessern Menschen die der verworfnen an Macht übertreffen, so bannte er den unruhigen Geist der Zauberin in eine Höhle, die sich auf dem Töpfergebirge befand und von Wölfen bewohnt wurde. Hier hielt sie Friedrich durch einen Todesengel bis zum Tage ihrer Höllenfahrt gefangen. Als Kunz zurück kam, ritt er ungehindert seinen Weg bis zur Burgschenke.

Mit offnen Armen empfing ihn Adelaide. Die Neckereyen des verworfnen Geistes hatten ihr Todesangst verursacht. Sie schmiegte sich in Kunzens Arm, und suchte hier Sicherheit. Aber ach! er durfte doch nicht die Nacht bey ihr seyn, konnte nicht auf dem düstern einsamen Lager sie schützen. Daß Friedrich die Störerin ihrer Ruhe weggebannt hatte, war ihnen unbekannt. Adelaidens Angst vermehrte sich, als Kunz die ihm zugestoßenen Verfolgungen auf seinem Wege nach Wartenberg erzählte, und es beruhigte sie nicht ganz, daß ihm auf der Herreise nichts wiederfahren sey. Doch, die Liebe machte endlich beyden die Furcht vergessen. Diese sanfte Gebieterin unsrer Gefühle ist die freundlichste Leiterin durchs Leben, die sicherste Trösterin in Gefahren und Leiden.

Einst gingen sie, im Gespräche tief verwikkelt, auf die äußerste Höh. des Oybins, die sie wegen der Erinnerung an die hier vorgefallne schreckliche Scene bisher immer vermieden hatten. Adelaiden ward's schaurig. Sie wollte von dannen. Da glänzte zwischen den hohen Farrenkräutern etwas vor ihren Füßen. Kunz bückte sich, und hob einen goldnen Ring auf, in welchen wunderliche Charaktere geätzt waren. „Anastasens Zauberring!" rief Adelaide erfreut.

Kunz. Wohl wird er's seyn. Laß uns ihn wegwerfen. Mir schauert's davor.

Adel. Warum fürchtest du dich? Vielleicht ward uns dies Geschenk von meinem Ahnherrn, unsre Verbindung zu beschleunigen.'

Kunz. Tugend soll uns verbinden, nicht das Werkzeug einer der Hölle geweihten Zauberin.

Adel. Aber ich wünschte doch den Gebrauch desselben zu kennen.

Kunz. Weibliche Neugier! Sieh Acht, daß sie dich nicht reue.

'Adel. Was können wir dabey wagen? Mir dünkt, der Gebrauch der Kraft dieses Ringes stehe nur bey uns, und wir können sie ja nur zum Guten anwenden. Gieb mir den Ring, mein Lieber!

Kunz. Siehst du hier den kleinen Haken? Ich glaube, diesen muß man drehen, um die Wirksamkeit des Ringes zu erfahren. Hier hast du ihn, neugieriges Mädchen.

Nicht ohne Besorgniß drückt' er den Ring in ihre Hand, und schloß sie zugleich fest in seine Arme, als wollt' er dadurch jeder Gefahr vorbeugen. Adelaide drückte, voll Angst und banger Erwartung, auf den elastischen Haken, und sogleich stand ein aus blauem Dunst gewebtes Wesen vor ihr, das Befehle zu erwarten schien. Nur sie sah es, Wartenberg sah nichts. Unwillig schüttelte sich jetzt die Gnomengestalt, und murmelte düster: „Was willst du von mir,

Erdenkind?" Adelaide antwortete muthig; „Führe sogleich meinen Vater herbey." Der Gnome verschwand, und in einigen Minuten bracht' er den Ritter, der fluchend sich sträubte. Er setzt' ihn sanft hin und verschwand. „Jetzt fasse Muth," rief Adelaide Kunzen zu, und stürzte zu den Füßen ihres Vaters. Kunz kniete neben sie. Dietrich, von seinem Schrecken noch nicht erholt, wandt' ihnen den Rücken zu.

Adel. Nicht also, mein Vater! Ihr seht, daß höhere Mächte uns schützen. Lasset mich Kunzens von Wartenberg Weib seyn. Ohne Tugend und Vatersegen soll uns kein Eheband umschlingen.

Dietr. Ertrotzen willst Du meine Einwilligung, durch ein Bündniß mit der Hölle mich zwingen? Verworfnes Kind!

Kunz. Vater, hasset nicht ewig den Jüngling, der euch beleidigte. Nennet mich Sohn, und ich will euch kindlich verehren. Gnügt euch mein Stamm nicht? Zählt er nicht seine Ahnen bis auf die Zeiten Karls des Großen hinaus?

Adel. Und ist Ritter Kunz nicht liebenswürdig, nicht reich, nicht gut und bieder?

Dietr. Endlich hätt' ich nachgegeben. Aber nun ihr mit dem Teufel im Bündniß seyd, ist alles verloren. Dein Blut, Wartenberg, versöhne die Verblendung meiner Tochter!

Er zog das Schwerdt. In der unbeschreiblichsten Angst drückte Adelaide auf den Ring. Der Gnome erschien, sah die Gefahr, nahm den Alten beym Schopf, und führt' ihn durch die Lüfte schnell wieder auf den Platz, wo er ihn zuvor weggenommen hatte. Ungerufen schwebt' er zu den Liebenden zurück. „Schuldloses Geschöpf, sprach er, du weißt diesen Ring nicht zu benutzen. Wirf ihn weg. Er wird dich unglücklich machen. Zwar, mir steht es nicht frey, dir ihn zu rauben. Ich bin auf immer zu seinem Dienst verbunden. Aber bitten darf ich dich, ihn tief in die Erde zu vergraben, damit kein Sterblicher mehr ihn finde. Dadurch wirst du dir am besten rathen, und zugleich mir eine Ruhe geben, die selten einem Gnomen zu Theil wird. In süßer Unabhängigkeit werd' ich dann in meiner Höhle wohnen, nicht mehr zu Frevelthaten meine Kraft anwenden dürfen, und mich auf den großen Gerichtstag aller Geister vorbereiten, der auch mein Schicksal entscheidet."

Gerührt nahm Adelaide das Schwerdt ihres Ritters, stach damit ein Loch in die Erde, stieß einen langen, dürren Stab in dasselbe, daß es noch tiefer ward, warf den Ring hinein und bedeckt' es mit Erde. Der Gnome verschwand, und zu Adelaidens Füßen lag ein Brillantring von unschätzbarem Werthe. Sie verstand den

Dank des Erdgeistes und steckte den Ring an Wartenbergs Finger. Ueber ihnen ließ sich Friedrichs Stimme also hören: „Tochter, du hast löblich gehandelt. Jener Ring hätte dich den Weg zur Hölle geführt. Wohl dir, daß du ihn wegwarfst!“

Dietrich war zorniger als je auf seine Tochter, und schwur fürchterlich, daß Kunz nie sein Eydam werden solle. Die rasche Luftreise hatte den Alten aus aller Fassung gebracht. Auch lauerte er eben auf eine fette Beute, als der Gnome ihn beym Schopf nahm. Adelaide hoffte ihn zu überraschen, und so das Jawort ihm abzulocken. Aber anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Michelsberg der Räuber sollte keinen so edeln, so tugendhaften Ritter, als Wartenberg war, Eidam nennen.

Auf dem Wege von Zittau nach Gahbel lag ein Schloß, Karlsfriede genannt, ein Schrecken der Reisenden, eine Räuberhöhle, wo eine Menge ritterliches Gesindel seinen Versammlungsort hatte. Noch jetzt sieht man davon Ruinen auf der erwähnten Landstraße. Ritter Dietrich hatte dort manche Nacht schon geherbergt. Auch heute wollt' er dahin. Aber die entronnene Beute sowohl als die fatale Luft-

reise hatten ihn so sehr verstimmt, daß er sich von seinen Knappen trennte, verirrte und Karlsfriede nicht finden konnte. Die Nacht nahte heran. Sturm und Regen beschleunigte die Finsterniß. Da er nun eben eine bequeme Höhle fand, deren Eingang mit dichtem Gesträuch verwachsen war, so band er sein Pferd an einen Baum, nahm Moos und Aeste, und bereitete sich ein Lager in der Höhle. Kaum hatt' er sich hingestreckt, als bey aller Stille um ihn her ein schneidender Wind unter seine Nase blies. Auch kneipt' und zwickt' es ihn an allen Theilen seines Leibes, denn er hatte den Harnisch abgeschnallt. Er fuhr auf, fluchte, und als er nichts wahrnahm, wards ihm schauerlich. Er sprang aus der Höhle. Eine bleiche Lichtgestalt schritt hinter ihm drein. Er wollte die Flucht nehmen. Aber eine dumpfe Stimme mahnt' ihn zu bleiben, und nichts zu fürchten.

Dietr. Von wannen bist du, Geist?

Geist. Eine abgeschiedne Seele, die ein unglückliches Verhängniß hierher bannte.

Dietr. So vergieb, daß ich deine Ruhe störte. Verirrung im Walde trieb mich in diese Höhle.

Geist. Du bist Dietrich von Michelsberg, der auf Oybin hauset.

Dietr. So kanntest du mich, als du noch auf Erden wandeltest?

Geist. Wohl kannt' ich dich, und auch dein zartes Töchterlein, die den schnöden Kunz von Wartenberg liebet.

Dietr. Schweig von diesem, du reitzest meinen Zorn.

Geist. So billigest du diese Liebe nicht? Schön ist Kunz, und reitzend dein Mägdlein. Gieb sie ihm.

Dietr. Geist, hebe dich weg!

Geist. Mein ist diese Höhle! Fürchte meinen Zorn!

Dietr. So sprich nicht mehr von jenem Bündniß. Adelaide ist in den Klauen des Teufels. Noch heute ließ sie mich durch einen Lehnsmann der Hölle durch die Lüfte vor sich führen, und wollte mich zur Einwilligung zwingen.

Geist. Du irrest, Alter. Einer deiner Ahnherrn, Friedrich von Michelsberg, schützt sie. Seine herumirrende Seele wird nicht eher genesen, als bis ein Wartenberg eine von Michelsberg ehelicht. Auch mich hat er hieher gebannt durch seine Macht, weil ich ein solches Bündniß zu verhindern suchte. Darum hasse ich ihn, und sein Geschlecht; auch dich, Alter! Bey der Macht Satans und allen Fürsten der Hölle schwör' ich dir: du kommst nicht von dannen, bis du mir bey Leben und Seligkeit gelobst, nimmer Adelaidens Hand in Wartenbergs Hand

zu legen. Nicht die Erlösung der Seele deines Ahnherrn, nicht die Thränen der Dirne, nicht dein Vaterherz müsse dich bewegen.

Dietr. Leicht kann ich das, denn es ist mein eigner fester Wille. Aber wem soll ich schwören?

Geist. Mir, dem Geiste Anästasens der Zauberin.

Er schwur. — Jetzt erschien Drako: Eine lange Drachengestalt mit Feueraugen! Feuer schoß aus seinem Rachen. Seine Stimme war das Zischen einer Schlange. Die Glut, die von ihm ausgieng, steckte den Wald in Brand. Mit gräßlichem Geprassel gingen uralte Bäume im Feuer auf. Durch Monate währte dieser schwer zu dämpfende Brand. Drako's Zischen verwandelte sich schnell in Löwengebrüll, mit dem er der zagenden Seele zurief: „Gerochen hast du dich an Kunz und Adelaide, fürchterlich gerochen. Wandre nun mit mir hinab zur Hölle!" Dietrichs Haare sträubten sich unterm Helm. Mit einem Knall verschwanden die Geister, und der gegen Adelaiden so dankbare Gnome entriß ihren Vater der Flamme, und führt' ihn unversehrt auf Karlsfried.

Mehr als ein Monat war verflossen, seit dem der ehrwürdige Herr Nikolaus Gottschalk den Oybin nicht besucht hatte. Wie ein tröstender Engel erschien er an einem Nachmittage, als eben Kunz von Wartenberg Adelaiden verlassen hatte, theils um sein Hauswesen zu besorgen, theils um nicht zugegen zu seyn, wenn der alte Herr von Michelsberg heimkehrte. Im ersten Anfalle ihm aufzustoßen, war gefährlich. Allein war nun das furchtsame Fräulein, die nur stark an seiner Seite, ohn' ihm muthlos und voll banger Ahndungen war. Eine gefährliche Krankheit hatte Herrn Nikoln abgehalten. Mit verjüngten Kräften kam er jetzt. Adelaide warf sich weinend in seine Arme, und erzählt' ihm all das Ungemach, was ihr zeither aufgestoßen war. Er im Gegentheil versicherte ihr, daß er nur durch Friedrichs Vorsorge hergestellt worden sey. Unwissende Aerzte hatten ihn mit starken Essenzen, mit Perlmutter, Edelsteinen und Mumie an den Rand des Grabes gebracht, und dann einstimmig das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Da erschien, als der fromme Priester allein, von aller Welt verlassen, der Stunde seiner Auflösung mit stiller Ergebung entgegen harrte, der Geist des Ritters. Er sprach kein Wort, warf alle dastehende Arzneygläser um, legte ein weißes Pulver auf den Tisch und verschwand. Nikol, bereits mit der Ewig-

keit vertraut, hatte wenig Lust, sich dieser Arzney zu bedienen, und durch die Hülfe eines Geistes zu genesen. Doch da er schon durch Friedrichs Gegenwart sich gestärkter befand, so schien es ihm Pflicht, das Mittel des neuen Arztes zu versuchen. Er nahm das Pulver — und neues Leben kam in seine Adern und Nerven. — Solche Arzneyen wünscht freylich jedermann zu haben, und es giebt noch heut zu Tage Leute, die im Ernst vom Arzte verlangen, er solle sie, wo nicht durch eine einzige Arzney, doch allemal schnell und untrüglich heilen. — Schon am folgenden Tage konnte der Pfarrherr aufstehen, und in 8 Tagen hatt' er alle seine Kräfte wieder. Er machte sich nun auf den Weg nach Orbin, um der Enkelin Michelsbergs den Dank zu bringen, den er ihrem Aeltervater nicht geben konnte.

Als er nur erst kurze Zeit hier war, erschien auch der Burgherr, nicht wie sonst mit jauchzender Freude und Hörnergetön, sondern bleich, still, mit einer Miene voll Zorn und Unwillen. Er sprach mit niemand, stieß sogar Bertha'n von sich, und legte sich, als es dämmerte, zu Bette. Mit ihm waren einige Knappen von Karlsfriede gekommen, die niemand kannte. Sie wurden über den Zweck ihres Hierseyns ausgeforscht, aber man konnte nichts von ihnen heraus bringen. Sie bestanden darauf, im

Stalle

Stalle zu bleiben, und wollten kein andres Nachtquartier annehmen.

Als der Haushahn die erste Nachtwache verkündete, sprang Ritter Diedrich von seinem Lager auf. Seine Hausfrau erschrak. Sie meinte, es sey ihrem Herrn nicht wohl. Aber er hieß sie ruhig bleiben, und ging aus dem Zimmer, gleich als trieb' ihn ein geheimes Bedürfniß. Er ging indes hinab in den Stall zu den fremden Knappen. „Jetzt kommt mit mir, ihr Knaben," sprach er leise, und sie gingen zu Adelaidens Kammer, die sich auf einem entfernten Theil der Burg befand.

Umgaukelt von Hoffnungsschwangern Träumen lag das rothwangige Mädchen sorglos auf seinem Lager. Da klopft' es leise an ihre Thür, und als sie nicht hörte, klopft' es stärker und noch stärker. Sie erwachte. Auf ihre Frage, wer da sey? antwortete Dietrich mit verstellter Sprache: „Kunz, dein Kunz! Mach auf."

Adel. Du schon wieder hier, Kunz? O sage mir, was treibt dich so schnell zurück.

Dietr. Oefne doch, meine Gute! Wichtige Dinge hab' ich dir zu entdecken.

Adel. Vergieb dem schüchternen Mädchen! Ich kann, ich darf dir nicht öfnen. Wenn es jemand erführe — o! du kennst den Zorn meines Vaters.

Dietr. Zaudre nicht, Fräulein! Durch die Thür kann ich dir kein Geheimniß eröfnen.

Adel. So laß meine Mutter rufen. Ohn' ihr Beyseyn darf der Jüngling, den ich liebe, Nachts meine Kammer nicht betreten.

So viel Tugend und Standhaftigkeit hatte Michelsberg seiner Tochter nicht zugetrauet. Er sah, daß er von dieser Seite nichts ausrichten würde. Lerm wollt' er nicht machen. Es blieb ihm folglich nichts übrig, als die Verstellung fahren zu lassen, und mit gebietendem Tone zu rufen: Ich bins, dein Vater!

Sogleich warf das verschämte, bebende, Jammer ahndende Mägdlein ein Gewand über sich, öfnete die Thür, und stürzte mit Thränen zu den Füßen ihres Vaters. „Greifet sie," sprach dieser, von ihren Bitten unerweicht, zu den Knappen, „bindet ihr Mund und Hände!" Adelaide umschlang schluchzend die Knie ihres Vaters. Der Straßenräuber stieß sie von sich. Abgehärtet durch Raub und Mord, verschloß er sein Ohr und sein Herz der flehenden Flötenstimme. Die Knappen, erweicht zwar durch die Klagtöne eines reitzenden Weibes, aber gewöhnt an Grausamkeiten und ihrer Bestimmung treu, vollbrachten seine Befehle. Ohne großes Geräusch brachten sie die halb ohnmächtige Dirne den Berg hinab, warfen sie in einen verschloßnen Wagen, sich auf ihre Rosse, und fuhren

schnell mit ihr von dannen. Dietrich ging zurück in seine Kammer, und schlief nun ruhiger, als zuvor.

Am folgenden Morgen, als die Mutter über das lange Ausbleiben der Tochter sich wunderte, und sie zu wecken ging, da fand sie die Kammer offen, das Bett leer. Mit pochendem Herzen errieth sie den Räuber. Die Entfernung ihres Gemahls aus der Kammer, und die Ursachen derselben waren nun klar. Sie kannte den wüthenden Charakter ihres Mannes. Schweigen und Leiden war hier das klügste. Dietrich schwieg auch. Aber er konnte den Gram der Mutter und ihre Vorwürfe aus ihren rothgeweinten Augen, aus ihrem schmollenden Stillschweigen lesen. Nikol hatte hier übernachtet. Er hatte, da er in des vorigen Burgpfaffen Gemach schlief, Geräusch neben sich gehört, des Vaters Stimme und sein Toben erkannt, aber sich nicht getraut Lerm zu machen. Welcher friedliche Priester fürchtet denn nicht Schwerdt, Waffen und väterliche Gewalt? Er beklagte Adelaidens Schicksal; er hatte geglaubt, der Vater lasse sie ins Burgverließ werfen. Als er vernahm, daß sie weggebracht worden sey — denn der alte Burgvoigt hatte durch die Fremden im Beyseyn des Herrn einen Menschen den Berg hinab tragen gesehn — da war er ruhiger und hoffte auf den Beystand des Geistes. Diese

Hoffnung war auch der Quell des Troſtes für die beſtürzte Mutter und für Adelaiden. Sie wußten nicht, daß auch er zuweilen auf ſich warten ließ, um die Standhaftigkeit ſeiner Freunde zu prüfen und zu ſtärken. Auch ihren theilnehmenden Freund, den Pater Gottſchalk, verlor Bertha. Seine Pflicht rief ihn nach Zittau zurück. Und Ritter Michelsberg, bey dem er ſich beurlauben wollte, ließ ihn nicht vor ſich, wohl aber durch ſeinen Leibknecht ihm kund thun, er möge ihn fortan mit ſeinen Beſuchen verſchonen.

In den mahleriſch ſchönen Gebirgen Böheims, nicht weit von Melnick, wo die Mulde in die Elbe fällt, lag ein Nonnenkloſter, dem Andenken und der Regel des heiligen Bernardus geweiht. Ein Fräulein von Michelsberg, mit dem Burgherrn Oybins verwandt, war im Kreiſe der Gottgeheiligten Jungfrauen Aebtiſſin des Stifts, eine von den gutmüthigen Seelen, die alle Menſchen lieben, und von jedermann lieber gut als ſchlecht denken. Sie hatte in ihrer Jugend geliebt, war zum Schleyer gezwungen worden, und hatte nun, durch Liebe gebildet, ihr ſanfteres Herz in die heilige Einöde mit ſich genommen. Dorthin ſchickte Dietrich ſeine Tochter. Er ließ der Aebtiſſin mel-

den, daß Adelaide ein ungehorsames, störrisches und gottloses Kind sey, welches wohl nicht anders, als durch strenge Klosterdisciplin zu bessern seyn dürfte. Er bäte daher seine in Gott andächtige und geliebte Baase, daß sie sich dieses verirrten Schaafes annehmen, ihr Seelenheil besorgen, das Probejahr hindurch sie leiten, und nach dessen Verlauf sie, ohne sich die etwanigen Einwendungen seines Weibes, noch sonst etwas irre machen zu lassen, durch die wirkliche Einkleidung zu einer Braut Christi heiligen möchte.

Zwey Nächte und zwey Tage dauerte die langweilige Reise durch unaufhörliche Waldwege. Adelaide weinte ihre schönen Aeuglein roth, ihren Kopf düster. Daß man sie in ein Kloster sperren würde, konnte sie ohne Kopfbrechen vermuthen. Aber wie ihrem Ritter davon Nachricht geben, wie ihre Rettung möglich machen? Friedrichs Geist hatte zu der Entführung geschwiegen. War er beleidigt? Oder war es auch sein Wille, sie dem Dienste der Kirche zu weihen? Zweifel und Hoffnung, Ruh' und Jammer erweiterten und verengten abwechselnd ihr kleines Herz.

Es war ein heitrer Sommermorgen, als der Wagen am Thor eines prächtigen Klosters hielt. Die Sonne warf ihre ersten Strahlen über himmelhohe Gebirge hin. Fruchtbare Fel-

der umgaben das Kloſter. Die Mulde ſchlängelte ſich durch üppige, grasreiche Thäler. Geſunde Lindenalleen führten zum Thor des Gebäudes, und in ihren Schatten waren Heilige und Chriſtusbilder ehrfurchteinflößend aufgepflanzt. Adelaide, die faſt von der ganzen Welt abgeſondert, ſtets auf einem düſtern Felſen wohnte, wenig wegkam, und jetzt im verſchloſſenen Wagen eine ſo lange Reiſe gemacht hatte, war von den Naturreitzen dieſes Ortes bezaubert. Ihre Bruſt athmete freyer. Große Laſten ſchienen ſich von ihrem Buſen zu wälzen. Sie vergaß einen Augenblick ihr herbes Leid, und blickte mit erhabnen Gefühlen von Andacht in die weite ſchöne Schöpfung Gottes hin. Angeweht von lieblichen Gedüften der Fluren, bewillkommt vom Geſange luſtiger Vögelchöre, deren nie einer auf Oybin hauſete, hüpfte ſie durch das endlich geöffnete Thor in den Kloſterhof. Hier fand ſie Leben und ländliche Thätigkeit. Feiſte Kühe ſchritten aus den Ställen mit plumpen Geſchäfter zur Tränke. Die ſtarken Roſſe wieherten an ihren Krippen, Schaaren von Gänſen, Enten und Hünern jagten ſich im Hofe umher. Der Gärtner beſchnitt im anſtoßenden Garten grüne Buchenwände, und gukte auf ſeiner hohen Leiter über die Mauer herüber neugierig den ſchönen Fremdling an, indes ein wohlbeleibter Beichtvater, mit dem Brevier in

der Hand, über den Hof wackelte, und die so früh ankommende seltne Erscheinung anstaunte. Er forschte dann nach Namen und Begehr der Kommenden. Adelaide verbeugte sich tief und erröthend. Ihre Begleiter sprachen seitwärts und leise mit dem ehrwürdigen Herrn, der noch immer verwundrungsvoll sein Käppchen in der Hand hielt, nicht achtend, daß leichtfertige Fliegen, die in Schaaren aus den Ställen heraus tobten, seine ehrwürdige Glatze beschmitzten.

Endlich schlich gähnend die geschäftige Pförtnerin herbey. Mit ihr sprach der geistliche Herr ebenfalls leise. Sie verstand alles schnell, nahm das Mädchen bey der Hand, und ging mit ihr durch endlose Gänge und Säle, bis zur Aebtissin; indes der Beichtvater ihre Begleiter zum Hausmeister führte, und daselbst befahl, sie mit einem guten Imbiß zu bewirthen.

Die Aebtissin empfing das zagende Fräulein mit Wohlwollen. Kaum hatte sie auf die durch die Knappen mitgegebne mündliche Empfehlung oder vielmehr Verläumdung gehört. Adelaidens Antlitz und ganzes Wesen strafte auf den ersten Blick jenes Geschwätz Lügen. Sie umarmte in ihr eine nahe Verwandte, die vielleicht gefehlt hatte, höchstens unglücklich, gewiß nicht lasterhaft war. Bald gesellten sich zu ihnen andre Nonnen, theils ältere theils jüngere. Sie suchten des Mädchens Herz zu gewinnen,

forschten nach ihren Schicksalen, tröſteten ſie, und hüpften ſo theilnehmend um ſie her, daß Adelaide, die fromme, ſchwärmeriſche, verfolgte Adelaide unter ein Chor von weiblichen Engeln gekommen zu ſeyn wähnte. Man führte ſie in den Garten, bewirthete ſie mit Milch und Kuchen, erzählte ihr die Legenden des Kloſters und allerley andre Dinge. Adelaide empfand Troſt und Hoffnung in ihrem Herzen. Süßer war allerdings dieſer Umgang, als der mit Geiſtern, Hexen und tückiſchen Burgpfaffen. Hätt' ihr Kunz in dieſe Kreiſe ſich miſchen können, nimmer hätte ſie gewünſcht, dieſen Ort zu verlaſſen. Ach ſie wußte nicht, daß in den meiſten Klöſtern die Außenſeite reitzend, das Innere niederſchlagend und traurig iſt.

Einige Wochen war Adelaide in den Mauern dieſer heiligen Stätte. Allmählig fing nun die Sehnſucht nach Kunz an in ihrem Herzen die Oberhand zu gewinnen. Die Gegenſtände im Kloſter waren ihr nicht mehr neu. Ins Freye durfte ſie nicht. Die Aebtiſſin that zwar was ſie nur konnte, ſie über ihr Schickſal zu beruhigen. Sie ſchlug ſie nicht mit Strafpredigten nieder, ward vielmehr ihre Tröſterin in Hinſicht ihrer Liebe, redete ſie ihr blos mit Vernunftgründen aus, weil es Pflicht eines Mädchens ſey, dem Willen der Eltern nie entgegen zu handeln, und ſucht' ihr die Vorzüge einer

Braut Christi von einer süßen Seite vorzumahlen, damit nicht dereinst die Einkleidung sie zu sehr niederschlagen möchte. Aber das Mädchen hatte bereits einen Blick in die Geheimnisse der Ordensschwestern gethan. Sie sah, wie Neid, Verleumdung, innrer Harm über verlorne Freyheit, körperliche Kränklichkeit die Nonnen bald mehr bald minder quälte. Da sie überhaupt von festem Charakter und bestimmtem Entschluß war, so faßte sie bald den Vorsatz, nimmer den Schleyer zu nehmen, sondern bey erster schicklicher Gelegenheit ihre Freyheit wieder zu suchen.

Ritter Kunz vernahm auf Wartenberg die traurige Botschaft von Adelaidens Entfernung. Der alte treue Burgvoigt ließ sie ihm zukommen. Schrecken und Wuth ergriffen ihn. Sein Arm schwoll und bewegte sich nach dem Schwerdt. Aber ohnmächtig war sein Zorn. Muthig hätt' er sich aufgemacht, sein Fräulein zu erlösen, wofern er den Ort ihres Aufenthalts, nur ihre Bestimmung gewußt oder irgend errathen hätte. Er faßte zuerst den raschen Entschluß, auf Oybin zu reuten, und dem Vater die Tochter abzufordern, oder dafern er ihn, wie zu erwarten stand, beleidigte, mit ihm einen

entscheidenden Zweykampf zu kämpfen. Aber sein Herz verwarf bald wieder diesen unnatürlichen Entschluß. Er wußte, daß der Geist Friedrichs Zutrauen verlange. Drum bekämpfte er seinen Unwillen, und harrte bis zum folgenden Morgen, ob ihn nicht der Geist aus seiner Ungewißheit reißen werde. Ihm dünkt' es gewiß, daß er ihm Nachts erscheinen, oder durch ein Traumgesicht seine Handlungsweise bestimmen würde. Aber der Geist ließ sich weder sehen noch hören. Er schien seine Klienten ganz vergessen oder verlassen zu haben.

Längeres Harren war für Kunzens Herz unmöglich. Mit dem frühsten Morgen ließ er zwey tüchtige Rosse satteln, nahm einen treuen Knappen mit und trabte davon. Wohin? dies war ihm einerley. Er durchreiste eine Menge böhmischer Städte, Flecken und Dörfer. Da es ihm wahrscheinlich war, daß Adelaide in einem Kloster hause, so waren alle Nonnenklöster der Gegenstand seiner Untersuchung. Mit größter Vorsicht sucht' er immer zu erforschen, ob eine Novize zum Probejahr eingekommen sey. Oft war dies der Fall, welches ihn dann täuschte und aufhielt, denn immer war es nicht Adelaide. Man ward endlich in manchen Gegenden aufmerksam auf den irrenden Ritter. Er mußte seine Untersuchungen behutsamer an-

ſtellen, und zuweilen ſogar ſeinen Anzug und ſeine Rüſtung verändern.

Einſt ritt er, des fruchtloſen Suchens faſt müde, durch eine dunkle, endloſe Waldung. Unbemerkt von ihm ſtieg hinter dem Gebirg, das den Wald deckte, ein ſtarkes Donnerwetter herauf. Er hört' endlich das Rollen, das immer näher kam. Einer der furchtbarſten Schläge fiel jetzt in ſeiner Nähe herab. Sein Pferd ward ſcheu, und ſetzte ſeitwärts in den Wald. Schwer ließ es ſich beruhigen, und er war bey dieſer Gelegenheit vom Wege abgekommen. Als er wieder ſattelfeſt war, beſchäftigte ein in geringer Entfernung liegender, weißer Streifen, den der Sturm ſtets herauf und herab wogte, ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſtieg ab, und gab ſein Roß dem Knappen, der indes herbey gekommen war. Indem er ſich näherte, ſah er zwiſchen den Stämmen einiger jungen Bäume einen weiblichen Körper liegen, mit deſſen feinem weißen Kleide der Zugwind ſpielte. Hoch klopfte ſein Herz vom Gefühl unbekannter Ahndungen. Rüſtig drang er durchs Geſträuch hinan. Da lag vor ſeinen Füßen, wie's ihm ſchien vom Blitze getroffen, eine liebliche Dirne. Ihr Antlitz war mit einem Tuche verhüllt. Er zog dies ein wenig weg, und o welche Entdeckung! Adelaide war es, die längſt geſuchte. Sollt' er weinen oder ſich freuen? war ſie getödtet oder nur be-

täubt? Er fühlte noch das Schlagen des Herzens, doch matt und zögernd, gleich als wär es die letzte Anstrengung eines sterbenden Herzens. Er stürzte sich neben ihr hin, schüttelte sie, rieb ihre Schläfe mit Wein, den der Knappe bey sich hatte, und als alles nicht helfen wollte, umarmt' und küßte er sie und rief in halber Verzweiflung: Adelaide! Dies wirkte. Die Schöne schlug die Augen auf, ihre Wangen färbten sich, aber ach! — es war nicht Adelaide. Tägliche, stündliche Erwartung, das Mädchen seines Herzens zu finden, Aehnlichkeit dieses Mädchens mit ihr an Wuchs und Kleidung, Rettungsbegierde, und endlich der Zufall hatten ihn getäuscht. So macht oft ein Feuereifer uns blind und doppeltsehend; wir glauben zu finden, was wir suchen. Die Dirne, unserm Ritter so fremd, als er ihr, ward röther und röther für Schaam. Sie glaubte, der Fremde habe absichtlich ihre Ohnmacht benutzt, sie zu küssen. Man weiß, wie nachtheilig in jenen Zeiten einem Mädchen der Kuß eines fremden Mannes war. Indes war doch auch nur der Wald und der Knappe Zeuge dieser Küsse gewesen. Schön war der Ritter. Er war ihr Retter, ein so reitzender Deus ex machina, daß man ihn wohl ohne Bedenken für ein Geschenk von der heiligen Jungfrau halten konnte. Kunz seiner Seits, so bestürzt er über seine fehlgeschlagne

Hoffnung war, konnte doch seinen Unwillen diese Schuldlose nicht empfinden lassen. Auch war sie schön, demüthig, schüchtern, dankbar, seine Lippe hatt' auf der ihrigen geglüht, sein Herz an ihrem geschlagen. Wie konnt' er mit diesem schuldlosen Geschöpf zürnen? Er half ihr auf. Sie konnte nicht gehen. Er führte sie. Die Bitte, die das rosige Mägdlein scheu aus ihren Lippen hervorlispelte, daß er mit ihr zu ihren nahwohnenden Eltern gehn, und hier verweilen möchte, bis der Himmel wieder heiter sey, war also überflüssig, denn wie konnt' er sie allein forthinken sehn und sie ihrem Schicksal überlassen? Er führte, er trug sie halb mit seinem starken Arm, und hinterdrein schritt gemach, die Zügel der Rosse in der Hand, sein rüstiger Knappe.

Während einer halben Stunde, in der die Gesellschaft langsam vorwärts kam, wurde, nach den nöthigsten Erklärungen von beyden Seiten, wenig gesprochen, aber um so mehr gedacht und empfunden. Adelhaid — wirklich hieß das Mädchen so — fühlte sich gewaltig hingezogen zu dem stattlichen Ritter. So, grade so hatte sie sich den Jüngling immer idealisirt, der sie einst zum Traualtar führen sollte. Und nun war er da. Er übertraf noch ihr Ideal. Er hatte sich so um ihr Leben geängstigt, hatte sie fest umschlungen, mit Küssen aus dem Reiche

der Todten zurück gerufen. — Kunz war nicht minder von mancherley sonderbaren Empfindungen durchglüht. Jene Adelaide war für ihn fast so gut als verloren. Diese war reitzend, sanft, zur Liebe geschaffen wie jene; sie glich ihr sogar in einigen Gesichtszügen, an Wuchs, an Stimme, an Bescheidenheit. Wir wollen es gar nicht leugnen, daß dies Mädchen, vermittelst der ungewöhnlichen Art der Bekanntschaft mit ihr, in seiner Brust ein seit langer Zeit nicht empfundenes Gefühl aufweckte. Kaum wußt' ers zwar selbst noch. Er dachte oft und stark an die Entrissene; aber die Gefundene stand stets an ihrer Seite, und er empfand nichts Widriges dabey, wenn er sie beyde auf einmal, freylich nur in der Fantasie, zärtlich umfaßte.

Der Weg war vollendet, und sie standen an einem für die damaligen Zeiten ziemlich artigen Forsthause. Geweihe zierten den Eingang. Hunde lagen überall herum. Die Wände des Zimmers waren mit Gewehren tapezirt. Also ein Jäger war Adelhaids Vater. Auch war er zugegen. Treuherzig bot er dem Ritter die Hand. Gerührt schüttelt' er sie ihm noch einmal, als er von seiner Tochter den Hergang der Sache erfuhr. Auch die Mutter empfing den Ritter mit wortreicher Dankbarkeit. Kleinere Geschwister drängten sich neugierig um den

Ritter, beſahn seine Rüſtung, und der kleinſte dreyjährige Knabe Ernſt umſchlang ohne Scheu seine beblechten Beinkleider. Der Empfang bey dieſer patriarchaliſchen Familiengruppe wirkte mächtig auf Wartenbergs Herz. Er fühlte ſich glücklich. Adelhaid verließ das Zimmer. Geſchäftig eilte ſie herbeyzubringen, was Küch' und Keller vermochte. Kunz fühlte, wie gern alle ihn ſahn und bewirtheten. Auch der Knappe ward nicht vergeſſen. Unter erklärenden Geſprächen von beyden Seiten nahte der Abend heran.

So aufrichtig auch Kunz zeither allen guten treuherzigen Menſchen die Urſache ſeiner Wanderungen eröffnet hatte, ſo ſchwieg er doch hier davon. Warum? — O welch ein Schalk iſt das menſchliche Herz! Ein geheimes Gefühl, daß Bekenntniſſe der Art dem Jägermädchen unmöglich willkommen ſeyn konnten, verleiteten den Ritter diesmal zur Verſchwiegenheit, die er auch ſeinem Knappen befahl. Seine Unterhaltung beſtand dieſen ganzen Abend — denn daß er hier übernachtete, verſteht ſich von ſelbſt — vorzüglich darin, daß er Vergleichungen zwiſchen jener und dieſer Adelhaid anſtellte. Schön und jung war jene, dieſe auch; unſchuldig jene, auch dieſe; jene gefiel durch mehr Geiſtesbildung, dieſe riß durch den reinſten Anſtand kunſtloſer Natur hin; jene ſang, ſpielte, war fröh-

lich zu seiner Zeit, das alles auch diese. Im Wuchs, einzelnen Gesichtszügen, ja bis auf den Namen waren sie sich gleich. Wer darf es dem Ritter verargen, wenn sein Herz nicht ohne Kampf blieb? Hierzu kam noch, daß das Jägermädchen das Uebergewicht der Gegenwart vor sich hatte, indes das Fräulein abwesend, vielleicht auf immer für ihn verloren war. Daß Adelaide eine vollbürtige Ritterstöchter, Adelhaid nur ein armes ahnenloses Jägermädchen war — ein Gedanke, der bey vielen ein entscheidendes Uebergewicht gehabt haben würde — davon schwieg Kunzens Herz ganz. Bey diesem Sturme von sich kreutzenden Gefühlen blickt' er stets nur verstohlen diese fremde Rose an, und nie ohne den Gedanken an die, die er so lange schon an seinem Busen gepflegt, aber nun verloren hatte; indes Adelhaid ihrer Seits ebenfalls nur schüchtern, aber offenbar mit wachsender Zärtlichkeit, dem schönen Ritter ins Auge sah.

Die Nacht nahte heran. Der alte Jäger — Pelz war sein Nahme — nahm die Lampe, und geleitete den Fremden in seine Schlafkammer. Adelhaid neigte sich verschämt, und blieb zurück. Die Einsamkeit, in der sich nun Kunz befand, bracht' alle Stürme seines Herzens wieder zur Ruh, alles Wanken und Schwanken des lecken Schiffleins wieder ins Gleichgewicht.

wicht. Alle Vergleichungen schwanden, und räumten dem Gefühl für Pflicht und Treue ihren gebührenden Platz ein. „Du hast ihr „Treue geschworen, der edeln Michelsberg, du „darfst nicht wanken. Auch ist diese Treue dir „süß. Und sie verdient sie ganz. Sie erweckte den ersten Strahl der Liebe in deinem „Busen, sie empfing von deinen Lippen den „ersten glühenden Kuß, den ersten für sie und „dich. Freundschaft, nur diese allein darfst du „dem holden Jägermädchen weihen. Die Aehnlichkeit ihrer Person mit Adelalden darf nur „dazu dienen, dich um so lebhafter an sie zu „erinnern.“ So dachte Kunz mit wahrer Aufrichtigkeit. Mit diesen Empfindungen wiegt' ihn die Nacht in erquickenden Schlummer.

Doch der Schalksknecht Amor ließ sich so leicht nicht abweisen. Er blieb in der Nähe des Jägerhauses, und patrouillirte unabläßig mit gespanntem Bogen um dasselbe her. Als am folgenden Morgen der Ritter in seinem Fenster lag, und nachsinnend in die Nacht des nahen Waldes hinein starrte, da ging seine Thür auf. Adelhaid erschien. Ihr Lächeln glich der kaum verschwundnen Morgenröthe. Ihr Anzug war rein und niedlich, hochroth Lippe und Wange, ein bläulicher Halbzirkel, der Schlaflosigkeit in der vergangnen Nacht verrieth, unten am Auge. Sie brachte dem Ritter

Waschwasser. Die Geschäftigkeit, mit der sie ihn bediente, die Verlegenheit, mit der sie sich gleichwohl dabey benahm, das Zittern ihrer Hand, das Wogen und Beben ihres Busenschleyers — das alles, und noch mehr als dies war Kunzen gefährlich. So viel hatten seine gestern Abend gefaßten Vorsätze gewirkt, daß er das fühlte. Ja, er empfand, daß nur in der Flucht Heil für ihn sey, und beschloß, heute gewiß abzureisen. Aber er schwieg, er sprach freundlich mit dem Mädchen, bediente sich des Wassers, und ging dann an Adelhaids Arm ins Wohnzimmer hinab.

Nach den redlichsten Morgengrüßen von allen Seiten — denn auch schon die Kleinen waren auf, und Ernst hutschte mit vielem Geräusch bereits auf einem Bänkchen herum — sprach Kunz von der Nothwendigkeit, nun bald abreisen zu müssen. Da erschrak Adelhaid, und es fielen zwey helle Thränen, in denen sich das Morgenroth spiegelte, aus ihren schönen Augen. Kunzens Muth entfloh. Die Mutter merkte, was in zwey Herzen vorging. Sie liebte ihr Töchterlein. Drum ergriff sie den Faden, und bat den Ritter treuherzig, sichs einige Tage bey ihnen gefallen zu lassen. So wenig war Adelhaid Herr über sich, daß sie, hierüber entzückt, die Hand der Mutter ergriff, als wollte sie ihr dafür danken. Jetzt stimmte auch Vater Pelz

mit ein. „Wir haben," sprach er; „hier eine solche hohe Jagd, deren es im Böheimerlande wenige giebt. Enthaltet euch einige Tage hier, Herr Ritter. Ihr sollet sehen, was Sauen und Hirsche wir einbringen wollen. Gönnet mir immer die Freude, einen Theil meiner Schuld an euch dadurch abzutragen, daß ich euch etliche Zeit bey mir bewirthen und vergnügen kann." Adelhaid hätte den Alten umhalsen mögen. Aengstlich harrend auf Wartenbergs Antwort schlich sie ans Fenster, und verbarg so ihr hochrothes Antlitz. Sie selbst hatte kein Wort für die Bitte, die doch dringender als die der Eltern in ihren Herzen geschrieben stand. — Kunz liebte die Jagd. Was sollt' er thun? Er sann ein wenig nach — und blieb. Die Rosse wurden wieder abgesattelt und warens auch zufrieden. Der Knappe hatte auch nichts dagegen. — Freunde, sagt mir doch, blieb Kunz blos der Jagd wegen? Der Wartenbergische Familienkodex meint das.

Tage verflossen, und als deren 7 vollendet waren, da war eine Woche. Noch andre 7 verflossen, und der Gast war und blieb auch noch da. Aber dies alles in Zucht und Ehren. Man glaube nicht, daß in damaligen Zeiten weibliche Tugend so leicht wankte und fiel, Liebe so leicht in Wollust und Sinnlichkeit überging. Stets waren auch Kunz und Adelhaid nicht bey-

ſammen. Die Männer lagen oft ganze Tage auf der Jagd, und Kunz erlegte ſo manchen Hirſch und Eber. Das Wild war hier häufig. Unſer Ritter bekam wahre Leidenſchaft für dies jenem Zeitalter ſo angemeſſene Vergnügen. So gereichte ihm denn ſein hieſiger Aufenthalt zur Geſundheit des Leibes und der Seele, und flößte ihm Muth zu fernerer Hoffnung ein. Auch ward er mit der Herrſchaft des Jägers, und durch dieſe wieder mit vieler andern Ritterſchaft der umliegenden Gegend bekannt. Ueberall buhlte man um die Freundſchaft dieſes mannhaften Ritters. Hundert Mädchenaugen flogen ihm ſehnſuchtsvoll entgegen, hundert Mädchenherzen duldeten um ihn im Stillen. Dies war jedoch ſeinem Herzen nicht gefährlich. Nur Adelhaids Geiſtes- und Körperähnlichkeit mit Adelaiden, nur die überraſchende, ſonderbare Art ſeines Bekanntwerdens mit ihr, brachte oft augenblicklichen Wankelmuth in ihm hervor, der aber bald wieder verſchwand, und durch Zerſtreuungen ſtets unterdrückt wurde.

Immer war indes Adelhaids Unterhaltung ihm die vorzüglichſte: ſie füllte alle ſeine leeren Augenblicke aus; beyde näherten ſich immer mehr einander. Adelhaid, die ſein Bündniß nicht kannte, nahm ſeine wachſende Freundſchaft für wachſende Liebe. Sie hatte nichts gegen den langſamen Gang derſelben. Edle Mädchen

mit einem zarten Herzen fühlen sich in diesem langsamen Vorrücken der Zärtlichkeit unaussprechlich glücklich.

Nicht selten war jedoch auch bey unserm Pärchen Gefahr vorhanden. Die Dirne ritt oft mit auf die Jagd. Sie führte den Ritter auf einsame Spaziergänge im Walde, ging vor Sonnenaufgang mit ihm auf den Vogelheerd, saß Abends im Mondschein einsam mit ihm vor der Hausthür, oder im Garten. Bey solchen Gelegenheiten wurde denn freylich Herz und Geist beyder gegenseitig immer lebhafter angezogen. Längere Dauer wär nicht zu wünschen. Auch unterbrach sie ein glücklicher oder unglücklicher Zufall.

Einst hatte Vater Pelz eine große Jagd veranstaltet. Verschiedne Ritter aus der Gegend und eine Menge Jäger waren dabey. Man brach früh auf, speißte Mittags im Walde, und wollte erst mit Sonnenuntergang rückkehren. Adelhaid war nicht dabey. Man jagte nur den Vormittag, und brachte den Nachmittag auf einem entfernten Forsthause größtentheils mit Zechen und Spielen zu. Das war Kunzens Sache nicht. Er ging mit einigen Purschen noch einmal in den dickſten Wald. Ein rüstiger Eber stieß ihnen auf. Kunzens Pfeil traf ihn, aber nicht tödtlich. Die Purschen retirirten. Kunz

spottete ihrer, und erwartete den Eber mit seinem Schwerdt. — Nach einigen Stunden kamen die Jägerpurschen ohne Kunz zurück. Alle erschraken. Man suchte ihn lange, aber vergebens. Die Nacht nahte heran. Die Jagdgesellschaft brach auf. Man sah sich genöthigt, den Ritter seinem Schicksal zu überlassen. Als Pelz mit seinen Leuten ohne den Gast zurück kam, erstaunten Mutter und Tochter. Letztere brach in laute Thränen aus, da sie die Ursach erfuhr, und überhäufte den Vater mit Vorwürfen. Dieser war hitzig wie alle Jäger. Er fuhr das Mägdlein hart an. Zum erstenmal ließ er jetzt einige Worte fallen, daß er ihre Liebe zu dem Ritter merke, und keinen Gefallen daran habe. Die Mutter machte, wie das oft der Fall ist, durch ihr Dreinmischen die Sache schlimmer. Pelz erklärte nun grade heraus: ein reicher Baron von Wartenberg werde nimmer eine Jägerstochter ehelichen, sie könne also entweder unglücklich werden, oder wenigstens durch den Umgang mit ihm ins Gerede kommen. Die Mutter schmollte. Adelhaid weinte, und ging auf ihre Kammer, ihrem gepreßten Herzen durch tausend Thränen Luft zu machen. Daß Kunz vom Eber zerrissen worden sey, war möglich, wahrscheinlich sogar; mindestens hatt' er sich verirrt, und mußte die Nacht im Walde bleiben, wo er den größten Gefahren ausgesetzt war. Welche

schreckliche Vorstellungen für ein liebendes Mädchen! Ach, und der sie trösten sollte, weil er sonst immer ihr theilnehmender Freund gewesen war, ihr Vater, hatte, so schien's ihr, selbst an dem Unglücke wenigstens durch Nachlässigkeit Theil, gab ihr statt Trost und Mitleid Vorwürfe, schalt ihre reine Liebe Thorheit.

Vor diesmal hast du genug geweint, Adelhaid! Aber bald werden deine Thränen aufs neue fließen! — Die Hunde fingen hier und da zu bellen an. Sie hörte ihren Namen rufen. Noch brannte ihr Lämpchen. Hoffnung, Freude, Ahndung durchbebte sie. Sie lief ans Fenster. Da vernahm sie noch einmal deutlich Kunzens Stimme, der nach ihr rief, weil er nur bey ihr noch Licht sah, und weil er die Hunde durch sein Annähern nicht zu sehr reitzen wollte. Adelhaid sprang hinab, die Thüre zu öffnen. Freude, den Verlornen wieder zu haben, machte sie unbesonnen. Sie sank an Wartenbergs Brust, und erdrückte ihn fast in ihrer Umarmung. Ihr Entzücken theilte sich ihm mit. Auch er umschloß sie mit Allgewalt. Stumm und feyerlich war diese Scene. Lange standen sie so. Alles war still. Auch die Hunde schwiegen, denn sie kannten bereits des Ritters Spur. Mitternacht war vorüber. Alle Hausgenossen lagen in tiefem Schlafe. Adelhaid schloß end-

lich die Thüre wieder. Sie gingen hinauf. Kunz mußte, um in seine Kammer zu kommen, bey der ihrigen vorüber. Es war natürlich, daß sie ihm ihr Lämpchen bot, daß er mit in ihr Kämmerlein schlüpfte, daß er — immer gehen wollte und nimmer ging. Theilnehmend fragte Adelhaid nach seinem Abentheuer. Er erzählte: Bloße Verirrung hatt' ihn zurück gehalten. Die Gesellschaft im Forsthause war berauscht gewesen. Die beyden Purschen, die ihn leicht hätten finden können, hatten vermuthlich mit Vorsatz ihn nicht gesucht, weil sie über seine Spöttereyen empfindlich waren. Den Eber hatt' er erlegt, mit sich geschleppt, dadurch sich ermüdet, und ihn, als es ganz finster wurde, endlich liegen lassen. Die Gegend, wo Adelhaid wohnte, sey ihm tief eingeprägt gewesen, und so hab' er sie endlich doch gefunden. Neues Entzücken für das Mädchen! Sie saßen beyde unvermerkt auf Adelhaids Lager. Sie rückte dichter an ihn, er dichter an sie. Die Leidenschaft erwachte, sie, die immer die Liebe begleitet, aber nicht immer von der Liebe begleitet wird. Hätte die Dirne ihm den Unwillen ihres Vaters geklagt, es hätt' ihn geheilt. Aber sie hütete sich, das zu thun. Sie wollte nur froh seyn in dieser glücklichen Stunde, ihren Liebling nicht traurig machen und kränken. Küsse strömten das elektrische Feuer, das jedem

Körper eigen ist, in einander über. Die Leidenschaft ward stürmisch. Die Unschuld wandte ihr Antlitz. —

Da erschien Friedrich. Der längst ersehnte Beystand, der so lange unthätig ausgeblieben war, kam nun gerade zur Unzeit. Auf einmal stand er da, ohne eine Thüre zu öffnen, in seiner ehrwürdigen altritterlichen Gestalt. Adelhaids Schrecken wag' ich nicht zu schildern. Sie drängte sich dichter an Kunzens Schulter. Sie nahm den Fremden zwar für ein Gespenst, aber sie wußte den Zusammenhang nicht, kannte nicht die Verbindung ihres Ritters mit dem Geiste. Sie wollt' entspringen, aber sie mußte dicht am Geiste vorbey, um zur Thüre zu kommen; sie wollte schreyen, aber die Furcht verschloß ihr den Mund. Ruhig unterbrach jetzt Friedrich die angstvolle Stille:

Erröthe nicht, Wartenberg! Ich will dein Schutzgeist seyn, sprach ich einst, und ich halte nun Wort. Hier bin ich zu rechter Zeit. Deine Tugend und Treue zu schützen ist mir Pflicht. Jetzt bist du gehe'lt.

Kunz. knieend. Sprich, Vater, wo ist Adelaide?

Friedr. Sohn, das sollst du hören, wenn du ihrer würdiger bist. Euch beyde zu prüfen, schwieg ich so lange. Dennoch wachte unsichtbar meine Hand über euch. Auch ich wars,

der dir vor einer Stunde den Weg aus dem Walde finden half. Nicht gut hast du die Probe bestanden, besser Adelaide.

Adelhaid verstand kein Wort. Sie sollte die Prüfung besser bestanden haben, und ihr Herz sagt' ihr doch, wie nah sie dem Falle gewesen war. Allmählich verschwand ihre Furcht. Friedrich hatte nichts Abschreckendes. Weibliche Neugier fing an die Oberhand zu behalten. Wo will das alles hinaus? dachte sie; aber sie schwieg. Doch jetzt wendete sich der Geist an sie. Ihre Neugier wurde mehr, als ihr lieb war, befriedigt. Was Kunz so gern verschwiegen gelassen hätte, verrieth der Geist ohne Schonung. Also sprach er:

„Adelhaid, du liebst diesen Ritter, und das ist kein Schelmstreich. Wer könnt' ihn hassen? Aber einmal muß doch die Binde von deinen Augen fallen. Ritter Kunz kann nicht dein werden. Er ist verlobt. Sein harret in den düstern Mauern eines Klosters ein treues Mädchen, die deinen Namen führt. Kunz liebt nur sie in dir. Aber daß er dein Herz nicht schonte, das war tadelhaft. Bittre Reue wird ihn strafen, und die Ahndung nicht ausbleiben. Sey standhaft, Mädchen, und groß. Laß den Jüngling ohne Thränen von dir. Andre Liebe wird dich beglücken. Du verdienst es. Oder so du dies nicht kannst, so nimm den Schleyer."

Adelhaid ward bleich, und sank nach und nach in völliges Unbewußtseyn. Kunzens Herz war zerrissen. Sollt' er ihr beystehen oder nicht? Der Geist konnte sie leicht zu sich bringen. Aber er wollt' es nicht. Lerm war heilsam. Gewalt, Unwille, Verfolgung mußte die Liebenden trennen, Beleidigung den Ritter entfernen. Dies war unvermeidlich, wenn er sie ihrem Schicksal überließ. Er verschwand.

Kunz sah seine Freundin todtenbleich da liegen. Grausam wärs gewesen, sie verschmachten zu lassen. Er machte Lerm. Der wachsame Vater stürzte herbey. „Adelhaid ohnmächtig in des Fremden Armen, ohnmächtig auf ihrem Lager? Wie kam der Ritter herein? — Seine Verirrung, sein Rückbleiben war gemischte Karte." — So dachte der Alte thöricht genug, denn die jungen Leute hätten ja schon mehrere Nächte ganz unbemerkt und ohne solchen Schwank zusammen schleichen können. Er überhäufte sofort den Ritter mit Vorwürfen, rief seine Frau und entfernte sich wüthend. Auch die Mutter schmälte, doch sanfter. Sie eilte, kräftige Geister zu holen, und als diese nicht halfen, übergoß sie sie mit kaltem Wasser. Sie kam zu sich, aber sie sprach irre. Der Ritter entfernte sich.

Am Morgen ließ er seine Rosse satteln. Als er noch überlegte, ob er von den Eltern,

von Adelhaid Abschied nehmen wolle, oder nicht; als er bedachte, daß er dem Mädchen sowohl als seiner eignen Ehre Rechtfertigung schuldig sey, da kam Vater Pelz, dessen Zorn sich bereits in schonenden Unwillen aufgelößt hatte, selbst auf seine Kammer.

Pelz. Herr, ihr wollt fort, und ihr thut wohl daran. Aber sagt, womit hatt' ichs verdient, daß ihr mein Kind verführtet?

Kunz. Vater, ihr irrt. Ich verführte sie nicht. Vernehmt das Geheimniß. Ich liebe ein Fräulein, deren Vater mich haßt. Er hat sie vor mir verborgen. Ich suche sie schon seit Monathen. Da fand ich euer Kind im Walde. Sie glich meiner Adelaide an Leib' und Geist. Dies zog mich fest an sie. Unvorsichtig wars freylich von mir, denn sie nahm meine Anhänglichkeit für Liebe.

Pelz. Wenn ihr wahr sprächt! Ritter, ich lieb' euch, halt' euch für einen Edelmann. Aber die verdächtige Zusammenkunft in des Mädchens Kammer — vergebt einem redlichen Vater, wenn ihn diese mißtrauisch macht.

Kunz. Der Schein ist gegen uns. Aber so war es: Ich hatte mich verirrt, kam spät zurück; Adelhaid hatte noch Licht. Ich rief sie, euch nicht zu stören. Sie öfnete mir die

Thür. Ich begleitete sie auf ihre Kammer. Arm in Arm, das leugne ich nicht, saßen wir da, als plötzlich — —

Pelz. Was stockt ihr, Ritter? Muß ich dennoch fürchten? Seyd aufrichtig. Ich bin auf alles gefaßt.

Kunz. Auch auf Geistererscheinungen? — Wißt dann, daß ein Geist, ein guter Geist, der Urältervater meiner Adelaide, der schon mehrmals mein Schutzgeist ward, uns erschien, und — jede Gefahr für unsre Unschuld abwandte.

Pelz. Gestrenger Ritter — meine Furcht, mein Mißtrauen wächst. Ihr seyd mit Geistern im Bunde? er sieht sich furchtsam nach allen Seiten um.

Kunz. Ihr durchschaut den Zusammenhang nicht. Jetzt laßt mich meine Straße ziehen.

Pelz. So schwöret mir, daß ich mein Kind rein und schuldlos aus eurer Hand erhalte.

Kunz schwur den feyerlichsten Eyd. Ruhiger ward nun der Alte. Er führt' ihn selbst zu seiner Tochter. Noch immer sprach sie irre. Abschied wäre für sie gefährlich gewesen. Kunz dankte den Eltern für ihre viele Güte, und nahm ihre volle Verzeihung mit sich. Er schwang sich aufs Roß, und trabte mit bluten-

dem Herzen, bey sich selbst mit dem Geiste zürnend, unmuthig von dannen.

Adelhaids Krankheit wuchs mit jedem Tage. Kunz und der Geist, und ihre Schwester Adelhaid, wie sie Kunzens Geliebte nännte, füllten ihre ganze Fantasie aus. Einmal entsprang sie ihren Wächtern. Sie war so schnellfüßig, daß die ihr Nacheilenden sie bald aus dem Gesicht verloren. Sie kam an einen Strom, der ein Arm von der Mulde war. Oft hatte sie in den Tagen der fröhlichen Jugend am Ufer desselben gebadet. Darum hatte sie leicht den Weg gefunden. Rasch sprang sie hinein. Die Kühle des Wassers, verbunden mit dem gewaltsamen Falle, setzt' auf einmal ihrem Wahnsinne Grenzen. Der Strom war nicht tief; sie strebte selbst ans Ufer. Indes kamen auch ihre Wächter heran, und halfen ihr heraus. Schaam und Mattigkeit bemächtigten sich nun ihrer. Man brachte sie wieder zu Bette. Hier schlief sie viele Stunden nach einander. Dies war der Anfang zur Genesung. Sie wünschte nur einmal noch den Ritter zu sehn, und als man ihr dies ausredete, ließ sie sich vom Vater die Versicherung geben, daß er Kunzen nicht beleidigt, oder wohl gar fortgejagt habe. Ihr Schmerz verwandelte sich nach und nach in stille Traurigkeit. Sie suchte oft die Plätze auf, wo sie mit Kunz gewesen war. Ihr fröhlicher Sinn war dahin.

Nach einem halben Jahre weihte sie sich der Kirche, folgte dem Rathe des Geistes, und nahm den Schleyer.

Ritter Kunz war in tiefen Gedanken einige Meilen fortgeritten, als sein Pferd stutzte und sich bäumte. Er fuhr auf, da sah er den ätherischen Ritter neben sich her gehen. Hastig rief er: „Grausamer Geist, willst du noch immer zürnen, und Adelaidens Aufenthalt mir verschweigen?" Da erwiederte lächelnd Friedrich: „So es dir frommte, Jüngling, ihn zu wissen, würd' ich dir ihn nennen. Aber hoffe du und harre, und geh auf Wartenberg. Bey dem Herumschweifen setzest du dein Herz großen Gefahren aus. Dein und Adelaidens Schicksal schwebt noch im Dunkeln. Ist es eigner Wille der Dirne, eine Braut Christi zu werden, so kann Friedrich von Michelsberg nicht widerstreben, und muß noch lange, Jahrhunderte vielleicht, zwischen Erd' und Sonne verlassen herum irren."

Viel wollte Kunz noch fragen. Aber der leichtfüßige Geist war schon wieder über alle Berge. Ich bin des Handels müde, dacht' er bey sich selbst. Nimmt Adelaide den Schleyer, so weih' auch ich mich der Kirche. Er dachte sich dies lebhaft, und dadurch entstand der Gedanke bey ihm, einstweilen ein Einsiedler zu werden, und auf Werke der Entsagung sich vor-

zubereiten. In der dichten Waldung um Oybin, — denn diese Gegend zog ihn doch vor allen andern an sich — hofft' er schon ein schickliches Plätzchen für eine Einsiedlerhütte zu finden. Damals war ohnehin das Eremitenleben Mode. Man fand solche Menschenfeinde häufig. Eremiten und Pilger sowohl als Pilgerinnen waren allerwegen. — Nach vollbrachter Rückreise machte Kunz auf Wartenberg die nöthigen Einrichtungen, denn noch war er nicht so sehr für die heilige Kasteyung eingenommen, daß er seine Güter hätte verschenken, und bey lebendigem Leibe sich beerben lassen sollen. Dann ging er, von einem treuen Diener begleitet, in einem härnen Eremitenkleide in das dem Oybin westwärts gelegene Thal, wo ein klares Wässerchen über Kiesel vom Berge herab rann, und die Aeste weit ausgebreiteter Bäume vertrauliche Lauben wölbten. Hier half ihm sein Diener aus Steinen und Lehm eine Hütte bauen, was sie beydes hier fanden. Eine aus Stroh geflochtne Thüre deckte den Eingang. Stroh und eine Haardecke machten sein Lager aus. Ein Kruzifix, einige Bücher, weniges Hausgeräth, waren hier seine Schätze. Er kaufte sich seine geringe Kost selbst auf einem der nächsten Dörfer. Der Diener verließ ihn mit Thränen, und dacht' in seinem Herzen: du handelst thöricht.

Bald

Bald kam die Nachricht auf die Burg: Wartenberg wohne als Eremit unten im Thale. Das mag der Narr immerhin thun, dachte Michelsberg, und nahm weiter keine Kunde davon. Die Mutter ſchlich oft, wenn ihr Herr abweſend war, zu ihm hinab, und weinte mit ihm. Von ihr erfuhr er den Nahmen des Kloſters, wo das Fräulein war, aber auch zugleich die Nachricht, daß ſie ſelbſt geneigt ſey, Nonne zu werden. Sein Gram ward nun hoffnungslos. Die Mutter, die ihren Gemahl ſtets vergebens gebeten hatte, daß er Adelaiden zurückkommen laſſen, oder ihr erlauben möchte, ſie zu beſuchen, ſtarb endlich aus Gram, und nun war dem Armen alle Gelegenheit, etwas von ſeiner Geliebten zu erfahren, völlig abgeſchnitten.

Wer unglücklich liebt, dem wird es nicht ſchwer, Einſiedler zu ſeyn. Es iſt ſogar Troſt und Erquickung für ihn. Troſtlosliebende entbehren gern; freywillige Entſagungen ſchmeicheln ihrem Herzen, das einzig und allein darin ſeinen Werth findet, alle andre Erdengüter außer dem Beſitz des geliebten Gegenſtandes zu verachten. Wartenberg hatt' in der Welt noch wenig Thaten gethan. Er war ein Jüngling von 21 Jahren, ſein Vater todt, er im frühen Beſitz großer Güter. Die Ritterfehden reitzten ihn ſo wenig, als das prachtvollſte Turnier, ſeit dem er Adelaiden liebte; denn nirgends als auf

Oybin war dieſe zu finden. Sie lebte das einfachſte, ſchuldloſeſte Leben in ländlicher Abgeſchiedenheit von der großen Welt. Jetzt war ſie in einem Kloſter. Kunz wollte, durfte ſie nicht weiter ſuchen. Darum ekelte ihm vor der Welt, in der von dem Mädchen ſeines Herzens nur noch der Name zu finden war. Denn ein Kloſter iſt ſo gut als ein Grab. Seine Eremitenträumerey war alſo mehr Wohlthat für ihn, als Aufopferung. Nur im Verluſt ſchöner Gemächer und üppiger Speiſen beſtand ſeine Entſagung, die aber doch auch beyderſeits in jenen Zeiten lange nicht ſo ausgeſucht waren, als in den unſrigen. — Kunz verrichtete täglich dreymal ſein Gebet, ſpeißte mäßig, aber nicht armſelig, trank auch zuweilen ſein Gläschen Wein, las Bücher, ſeufzte, fantaſirte in den Scenen der Vergangenheit umher, und verbrachte die Nacht in ruhigem Schlafe, weil ſein Schmerz durch Gewohnheit und Dauer abgeſtumpft war. Oft nahm er Unglückliche auf, die ſich verirrt hatten, geleitete ſie und beſchenkte ſie reichlich. Er beſuchte Zittau, Wartenberg, Gahbel im Eremitenkleide. Man kannt' ihn nicht. So floſſen 3 bis 4 Wochen ſchnell vorüber.

Der Herbſt nahte heran. In dem Kloſter, wo Adelaide ſich aufhielt, ſorgte man bereits für den bevorſtehenden Winter. Dies erſchütterte das Fräulein. Sie ſprach bey ſich ſelbſt: ſoll ich den ganzen Winter hindurch in dieſen Mauern ſchmachten, ſehn, wie ſich Haſſende einander Liebe heucheln, wie man eine brave Mutter betrügt, ausſchweift unterm Deckmantel des Geheimniſſes und Heiligkeit lügt in der Kirche? Soll ich nimmer erfahren, wo Kunz weilt, ob er mich noch liebt, ob er Deutſchland durchirrt, mich aufzuſuchen? O das thut er gewiß! „Wahre Liebe iſt ewig; ſelbſt Gefahr und Tod darf ſie nicht verdrängen," rief er mir einſt zurück, als er mich untreu wähnte. Ach, und wenn er nun überſtanden wäre, der lange, ſchreckliche Winter, und der Frühling eilte, Felder und Bäume zu bekleiden, da würd' ein unbarmherziger Kalenderheiliger ihn endlich herbey führen, den düſtern Tag, wo ich das Gelübde ewiger Keuſchheit ablegen müßte! Braut Chriſti? Ein glänzender Name! Aber ich bin nicht geſchaffen dazu. Mein Herz würde meinen Schleyer Lügen ſtrafen. Es würde nicht aufhören für einen weltlichen Jüngling zu ſchlägen, würde ſeine geiſtlichen Pflichten mit Gram und Widerwillen verrichten! — Nicht einmal nur, oft dachte ſie ſo. Ihr Abſcheu vor dem Kloſterleben nahm zu. Sie erfuhr

den Tod ihrer Mutter. Er erschütterte sie. Der Gram, seufzte sie, warf sie ins Grab; so wird er auch meinen Kunz verzehren. Länger, ihr Heiligen, kann ich euch nicht in dem großen gemauerten Grabe anbeten, kann's feuriger in Gottes freyer Natur. Eine andre Bestimmung füllet mein Herz. Kunz, ich werde dich aufsuchen, werde dich finden, da du mich nicht finden konntest.

Würklich war jetzt Adelaide zur Flucht entschlossen. Aber wie sie ausführen, ohne Geld, ohne Vertrauten? Der Geist hatte sie längst verlassen. Sie glaubte, er sey beleidigt, oder sey zur ewigen Ruh eingegangen. Doch, dies machte sie nicht muthlos. Viel traute sie ihrer eignen Kraft zu. Jetzt stieg doch ein geheimer Wunsch in ihr auf, daß sie Anastasens Ring noch besitzen möchte. Sie ging noch immer in ihrer adlichen Kleidung, da sie noch nicht Profeß gethan hatte; ein glücklicher Umstand für ihre Flucht. Aber wie den Geldmangel heben? Die Aebtissin bestehlen, und es ihr einst, wenn sie Wartenbergen gefunden haben würde, wieder zu erstatten? Tugend und Ehrgefühl sträubten sich gegen diesen Plan. Etwas mußte sie wagen, Vertraulichkeit ihren Plan befördern.

Einer der Beamten hatt' einen Sohn, der zu Prag in die Schule ging. Er war oft daheim bey den Seinigen. Er sah Adelaiden,

die von der Aebtissin zuweilen Erlaubniß bekam, die Klosterofficianten zu besuchen, mehr als einmal. Die Sitten der großen Stadt hatten den Knaben freymüthig gemacht. Er buhlt' um Adelaiden, nicht mit Worten, doch um so lebhafter mit Blicken. Die Dirne hatt' ihn verstanden, aber nie begünstigt. Doch gründete sie auf seine Liebe die Ausführung ihrer Flucht. Er war noch hier vom Michaelisfest. Sie schlich sich einst im Klostergarten mit ihm auf die Seite, vertraute ihm ihr Geheimniß, bat um seinen Beystand. Er war überrascht. Einen Schelmstreich auszuführen, lag nicht außer seinem Charakter. Auch dämmert' ihm dadurch eine Hoffnung entgegen, die er auf ewig unterdrücken mußte, wenn die Dirne eingekleidet wurde. Er war der Liebling und einzige Sohn seiner Aeltern, immer wohl mit Gelde versehen. Dies bot er willig zur Unterstützung der Dirne dar. Er bracht' ihr noch an demselben Tage einige Goldstücken. Das war in jenen Zeiten genug zur Flucht für ein unbesonnenes Mädchen. Sie dankt' ihrem Retter innig, und vielleicht gab sie ihm auch wohl einen Kuß zum Lohne. Der junge Mensch wollte sie mit sich nach Prag nehmen, und die Flucht ward demnach zur Nacht vor dem Tage bestimmt, an welchem er mit Sonnenaufgang von seinen Aeltern abreiste. Adelaide sollt' aus

ihrem Fenster, das im Erdgeschoß war, und in den Garten ging, herabsteigen; er selbst wollte dafür sorgen, daß sie die äußere Gartenthür offen fände, und dann im nahen am Wege liegenden Walde Morgens von ihm aufgenommen würde.

Das war alles schön, doch sehr eilig verabredet. Aber zum Unglück hatte der Pater Beichtvater, der bey Adelaidens Ankunft sich betend im Hofe vorfand, hinter einer Hecke die ganze Verhandlung mit angehört. Er ging am Abend vor der Flucht zur Aebtissin und verrieth alles. Mit ihm wurden nun Maasregeln genommen, sie zu vereiteln, aber dieselben sehr geheim gehalten. Als Adelaide glücklich aus dem Fenster herab kam, und nun weiter eilen wollte, fingen sie vier starke Arme, die des Gärtners und seines Purschen, schnell auf, und brachten sie vor den Richterstuhl der Aebtissin. — Zwey treue Stallknechte lauerten im Walde auf den Entführer, und brachten ihn wohlbehalten zur Mama zurück.

Wie es diesen ergangen, weiß man nicht. Vermuthlich ist er, in Betracht seiner Jugend, mit einer ledernen Disciplin davon gekommen. Adelaiden ließ die Aebtissin hart an. Sie konnt' ihr Vergehn nicht läugnen, was sie freylich wohl gethan haben würde, hätte man das Vorhaben nicht wirklich zur Ausführung kom-

men lassen. „Du mußt nun," sprach die Tante, „in das unterirdische Gefängniß wandern, und bey Wasser und Brodt da so lange harren, bis ich dich erlösen kann. Man würde mich der Partheylichkeit beschuldigen, wenn ich dein Vergehen ungeahndet ließe." Adelaide, trostlos über ihren vereitelten Plan, sprach kein Wort. Man hielt ihre Bestürzung für Trotz. Bitten hätten ihr gewiß den Kerker erspart, weil sie noch Novize war. Aber da sie anhaltend schwieg, so wanderten ein Paar alte Nonnen unter unbarmherzigem Keifen mit ihr eine dunkle Treppe hinab, schoben sie in ein kleines Gewölbe, und schlossen und riegelten die eiserne Thüre zu. Die Dirne sank weinend auf das daliegende Stroh, fand Brodt und Wasser, wovon sie nur des letztern sich bediente, und die Nacht floß größtentheils schlaflos vorüber. Der Kerker war grausend. Sie entschloß sich, am folgenden Tage zu bitten.

Hier hätte nun Geist Michelsberg sein Stückchen machen können. Aber er blieb aus.

Der Morgen dämmerte durch ein rundes, mäßig hohes, mit Eisenstäben versehenes Fenster, das in den Garten ging, in das Gefängniß. Adelaide fühlte sich durch diesen Umstand sehr erleichtert. Aber noch mehr durch einen andern. Der Gärtnerpursche, der sie hatte auffangen helfen, hatte das schöne, vor Angst

und Unruhe glühende, Mädchen in seinen Armen gehalten, hatt' ihr Herz an dem seinigen schlagen gefühlt. Er war ein junger schöner Kerl, wie die meisten Gärtnerpurschen. Schwere Arbeit macht sie gesund und stark, frühes Aufstehn thätig und rüstig, der Umgang mit der schönen Natur gefühlvoll und angenehm. Dieser Mensch — derselbe, der bey Adelaidens Ankunft im Kloster über die Gartenmauer gukte, und das Fräulein tief ins Auge faßte — erfuhr sogleich, daß Adelaide hinter den Stäben des Kerkergitters hause. Er machte sich am frühen Morgen ein Geschäft in der Nähe desselben, und bot dem Fräulein einen guten Morgen. Sie schmollte. Das that ihm weh. Er ging näher, und sagte leise: was er gestern Abend gethan, sey Zwangspflicht gewesen. Jetzt wolle er das wieder gut machen, und die ehrwürdige Jungfrau mit Früchten, Blumen, Wein und was sie sonst noch begehre, versorgen.

Adel. Ach, könntest du mir Freyheit verschaffen!

Gärtn. Vielleicht! Kommt Zeit, kommt Rath.

Adel. Was du thust, das thue bald! — entschlossen. Höre Pursche! Die Stäbe sind nicht stark. Vitriolöl macht sie mürbe. Mein Gold hat man mir gelassen, weil der Pfaff davon nichts gewußt hat. Hast du Muth? Der

Himmel würde dir lohnen, denn man thut mir Gewalt.

Gärtn. Edles Fräulein, für euch wag' ich mein Leben! Aber übereilt mich nicht.

Adel. Wohl mußt du eilen. Wer weiß denn, ob ich lange in diesem Kerker bleibe? Dann könntest du nichts mehr für mich thun. Mein Ritter wird dirs vergelten. Du sollst Herrentage auf seiner Burg haben.

Ritter? murmelte er ein wenig kälter. Es mocht' ihm nicht ganz gefallen, daß die Dirne schon versagt war. Indes, der junge Kerl hatte nichts zu verlieren, keine Eltern mehr, war überall daheim. Er ließ sich bereden, ging in die nahliegende Stadt, kaufte Vitriolöl, und die Operationen gingen vor sich.

Adelaide ihrer Seits glaubte an der Mutter Gottes und der Kirche keinen Raub zu begehen, da man sie ja doch nur zum Gelübde zwingen wollte. Sie beschloß, auf Wartenberg zu flüchten, und sich dort dem Ritter, fände sie ihn, in die Arme zu werfen. Dieser Schritt stritt jetzt, so dachte sie in der Natureinfalt ihres Herzens, nicht mehr gegen die kindliche Pflicht, da der Vater sie selbst von sich gestoßen hatte. Es versteht sich, daß sie nun nicht bat, sondern am andern Morgen der Wasser und Brodt bringenden Pförtnerin den Rücken kehrte, und auf ihre Anmahnungen, bey der Domina

zu Kreuze zu kriechen,' nicht ein Wort erwiederte. Man hoffte sie durch Kasteyung zu zähmen, und das war der Gefangenen eben recht. Sie würde erschrocken seyn, hätte man sie jetzt zu Gnaden aufgenommen. Eine andre Zelle und strengere Aufsicht würd' ihr von nun an die Flucht unmöglich gemacht haben.

Indes wurden die Stäbe mürbe. Schon nach einigen Tagen sprang der eine von selbst. Adelaide hatte Mühe, es vor ihrer Wächterin zu verbergen. Mit den andern hielt es schwerer. Doch die Gefangne hatte keine Rast und nach fünf Tagen war das ganze Gitter in einen zerstörungsfähigen Zustand versetzt. Adelaide war froh. Sie achtete der treflichen Früchte nicht, die der Gärtner täglich lieferte, und aß sie blos darum, sie den Augen ihrer einfachen Küchenmeisterin zu entziehen. Man bestimmte nun eine Nacht zur Flucht. Diesmal ging es glücklicher. Die Stäbe wurden ohne Mühe zerwürgt. Die Flüchtenden waren schon einige Meilen vom Kloster entfernt, als die Pförtnerin das Frühstück brachte, das Nest leer fand, und auf dem gewölbten Kreuzgange einen so fürchterlichen Lerm bließ, daß er in alle Zellen ertönte.

Adelaide wandelte mit ihrem Gärtnerpurschen, freylich nicht Arm in Arm, immer rasch vorwärts. Sie vermieden den graden Weg

nach der östlichen Grenze Böhmens, weil es wahrscheinlich war, daß man ihnen dorthin nachsetzen und vermuthen würde, sie wären gen Wartenberg gezogen. Der Pursche hatte wirklich den stolzen Gedanken, er sey dem Fräulein nicht gleichgültig, weil sie sich so mit Vertrauen in seine Arme warf. Er bedachte nicht, daß es aus Noth geschah, und daß sie ihm zugleich einen andern Lohn versprochen hatte, der jeden Gedanken an Liebe von selbst verdrängen konnte. In süße Träume darüber versunken verfehlt' er den Weg, den er zu nehmen sich vorgesetzt hatte. Unser Fräulein mußte sich, der hiesigen Wege unkundig, ihm völlig überlassen. Wer sich in Böhmens unermeßlichen Wäldern einmal verirrt, der ist ein Kind des Glücks, wenn er sich wieder heraus findet. Auch gelang es unsern Reisenden nicht. Sie verfolgten immer die rechter Hand gehenden Fußsteige, vermieden jede Straße aus Furcht, und kamen so nie aus dem Walde heraus. Sie marschirten den ganzen Tag. Adelaidens zartes Fußwerk fing an steif zu werden. Sie mußte sich oft setzen. Zum Glück hatte der Gärtner eine Melone und eine Flasche Wein mitgenommen. Ohne diese Erquickung wäre das Mädchen viel eher kraftlos hingesunken. Aber auch sie half endlich nicht mehr. Schon nahte sich die herbstliche Sonne dem Untergange, als die Wandernden noch im

mer nicht wußten, wo sie waren, auch nicht ein einziges Dörfchen getroffen hatten. Adelaide warf sich erschöpft an einen Baum hin. Der Gärtner setzte sich neben sie; man sprach, man klagte und überlegte. Die Dirne überwand Müdigkeit. Sie entschlief.

Gelegenheit macht Diebe. Der Gärtner, ein wilder Junge von 17 bis 18 Jahren, kannte bereits die Zauber weiblicher Reitze. Adelaide war durch die Anstrengung zum Entzücken schön. Lieblicher noch macht' ihr Antlitz der leise Schlummer, und die hochathmende Brust wogte zaubrisch unter seinen Augen. Enthaltsamkeit war nicht sein Fall; langes Erwägen eben so wenig. Er umschlang den schlafenden schuldlosen Engel, überschwemmte sie mit seinen Küssen, und drückte sie so fest an seine Brust, daß sie nicht schreyen konnte. Was würd' ihr auch ihr Schreyen hier im dicksten Walde geholfen haben? Ihr Staunen erreicht keine Beschreibung. Einige Augenblicke gab sie der Nothwendigkeit nach. Die Ueberraschung zögerte ihren Entschluß. Aber jetzt gab Unwille und getäuschtes Vertrauen ihr Löwenkräfte. Sie rang sich los aus seinen Armen. Der Gärtner ließ sich nicht abhalten. Ihre Ehre war in Gefahr, nicht ihre Tugend! Sie blickte mit göttlichem Vertrauen zum Himmel auf, und nicht vergebens.

Ein Jagdhund sprengte den nächsten Fußsteig her. Er wagte sich in den Streit, und bellte, daß es im Walde wiedertönte. Kein Hund duldet einen Zweykampf. Adelaide fühlte sich schon durch die Gegenwart dieses Thieres erleichtert. Wo im Walde ein Hund ist, da ist gewöhnlich auch ein Jäger nicht weit, dachte sie, und hätte nicht geirrt. Schon hörte man in der Ferne das Wiehern eines Rosses. Der Gärtner erschrak, und sprang auf die Seite. Jetzt trabte, durch des Mädchens Geschrey aufmerksam gemacht, ein ältlicher Mann in einem Jagdrock heran. Die Ursache des Schreyens lag am Tage. Der Jäger sprengte den Gärtner an, und als dieser Reißaus nehmen wollte, bedurft' es nur eines Hussa! und der Hund hielt den Rockschoß des Flüchtlings in seiner Schnautze. Jetzt ward Ruhe. Adelaide erzählte unwillig die Behandlung des Gärtners. Sie versprach dem Retter getreue Auskunft über die Ursache ihres Hierseyns, und bat ihn nur inständig, sie vor Nacht in ein Dorf zu bringen. Der Alte ließ sie aufs Pferd sitzen, und ging neben ihr her. Der Hund zerrte den Gärtner nach, der es an Schimpfen, Schreyen und Schmählen nicht mangeln ließ. Man achtete nicht darauf. Aber der Pursche benutzte diesen Mangel an Aufmerksamkeit zu seinem Vortheil. Er zog ein scharfes Gartenmesser hervor, schwang sich

mit Behendigkeit auf den Hund, wie auf ein Roß; und als dieser den Rockschoß fahren ließ und um sich beißen wollte, da stieß er ihn in demselben Augenblicke das Messer tief in den Nacken. Das verwundete Thier stürzte sogleich hin, und der Gärtner floh eilig von dannen. Auf das Winseln des Hundes kam der Jäger, dem es mehr um diesen treuen Jagdfreund, als um den Kerl zu thun war, zurück. Er fand das treue Thier in seinem Blute, das beym Anblick seines Herrn noch mit dem Schwanze wedelte, aber in wenig Minuten starb. Der Jäger war äußerst bestürzt. Dieser Verlust war ihm beträchtlich. Er dachte nicht mehr an den Kerl, und kam völlig verstimmt zum Fräulein zurück. Er vergaß die Untersuchung ihres Abentheuers. Fast sprach er kein Wort mehr. Adelaide konnt' ihn nicht trösten. Sie fühlte, daß sie die Ursach seines Verlusts war.

Unterdessen kamen sie zur Wohnung des Jägers, die mitten im Walde lag. Ein Mädchen stand an der Thür mit verweinten Augen. Trübsinn war der Ausdruck ihres Gesichts. Es war die Tochter des Jägers. Sie starrte die Kommende an, aber sie bezeigte keine Neugier, sich mit ihr einzulassen. Nicht also Adelaide. Sie wagte sich an die Tiefsinnige, und bat sie mit so sanfter Demuth, mit so rührenden Tö-

nen, ihr in ihrer Wohnung eine Zuflucht zu gönnen, daß sich Herz und Seele des Jägermädchens aufschloß. Wer von meinen Lesern wird es nicht schon errathen haben, daß des Fräuleins Retter der ehrliche Pelz, das Mägdlein Adelhaid war? Man führte die Verirrte herein. Die Mutter saß am Spinnrade. Sie stand auf, und bewillkommte mit vielen Worten Adelaiden. Beyde suchten sie zu beruhigen, da sie Bestürzung in ihren Mienen lasen, und brachten ihr Erquickungen. Nun kam auch der Vater herein. Eh er noch die Fremde um ihr Abentheuer fragte, bracht' er finster einen Gruß von der Aebtissin des Klosters N . . . „Sie erwartet dich," sagt' er zu seiner Tochter, „mit Vergnügen, und wird dir dein Probejahr so angenehm und leicht als möglich machen. Man war," fügt' er nach einer Pause hinzu, „eben sehr bestürzt im Kloster über eine Layenschwester von vornehmen Stande, die vergangne Nacht entlaufen war." Das sagt' er ohne Beziehung, denn er dachte kein Arges. Aber Adelaide nahm es für Anspielung. Seine Worte schreckten sie fast zu Boden. Wären die Ohnmachten damals schon so häufig wie jetzt Mode gewesen, sie wäre gewiß in Ohnmacht gesunken. Aber es blieb bey einer starren Kälte, die ihr Gesicht und ihre Glieder überlief. Da sie sich für schon halb verrathen

hielt, so fand sie es am klügsten, gerade heraus zu sagen: „Ich bin die Entsprungne.“

Alle drey sprangen jetzt auf und erstaunten. Adelaide warf sich in der Tochter Arme, und flehte um Mitleid. Ihre Thränen flossen so heiß und zahlreich, daß man es ohne Rührung nicht mit ansehn konnte. Den alten Jäger rührten welche Scenen nicht so sehr. Der verlorne Hund steckt' ihm noch im Kopfe. Er ward sehr Ernst, und erklärte ohne Zurückhaltung, daß er es für Pflicht halte, den Flüchtling auszuliefern. Das Fräulein stürzte zu seinen Füßen. Seine Tochter, die ein unwiderstehlicher Zug an die Fremde drängte, schlang sich um seinen Hals. Beyde Mädchen weinten, und die Mutter sagte gerührt: Alter, du wirst doch nicht? Lange blieb er unentschlossen. Auch meint' er, da seine Tochter in demselben Kloster Profeß thun wolle, so würde sie an der Fremden eine treue Freundin haben. Dies erhielt sogar im Auge der Mutter und Tochter Gewicht. Selbst Adelaide stutzte; schon öffnete sich ihr Herz mit Wohlwollen für die kleine Schwärmerin. Doch, der Kerker, die Klosterdisciplin — sie schauderte, sie wiederholte ihre Bitte, sie drang sogar in die Tochter, ihren Entschluß fahren zu lassen, weil das Klosterleben nicht so schön sey, als man insgemein glaube. Adelhaid seufzte tief. Vom Alten war weiter vor

der

der Hand nichts zu erlangen, als die Zusage, daß er sichs überlegen wolle, indem die Sache sehr kützlich sey. „Mein schöner, mein armer Hund!" sagt' er, und ging zu Bette.

Nun war ein weibliches Kleeblatt allein beysammen, und die Zungen wurden gelößt. Es kam bald zu gegenseitigen Erklärungen, die indes, wie man leicht denken kann, eben nicht geeignet waren, die Mädchen auf eine ruhige Nacht vorzubereiten.

Mutt. So erzählt uns doch, meine Liebe, etwas von eurem Abentheuer. Warum verließt ihr das Kloster? Ist die gnädige Domina etwa zu strenge?

Adel. O nein! Sie ist sehr gut und brav. Aber —

Adelh. Aber ihr liebtet? Nicht wahr?

Adel. erröthend. Du räthst richtig, mein Kind! Man wollte mich zum Klosterleben zwingen.

Adelh. So bin ich eben im entgegenstehenden Falle, denn ich will um unglücklicher Liebe wille den Schleyer nehmen.

Adel. Wehe dem Jünglinge, der deine Liebe unglücklich werden ließ!

Adelh. Sprich das Wehe nicht aus, schöne Namensschwester! Der Jüngling war edel und schuldlos.

Adel. sich um ihren Nacken schlingend. So erzähle mir die Geschichte deiner hoffnungslosen Liebe.

Adelh. Dir gebührt das Vorrecht, Fräulein! Sehr edel und gut muß der Jüngling seyn, dem zu Liebe du diese Flucht wagtest.

Adelaide erzählte jetzt, ohn' einen Namen zu nennen, in gedrängter Kürze die Geschichte ihrer Liebe. Sie sprach vom Oybin. Adelhaid stutzte. Auch von Kunz hatte sie einigemal dies Wort gehört.

Adelh. mit bebender Stimme. Darf man den Namen deines Ritters nicht wissen?

Adel. Dir, Traute, wag' ich ihn zu nennen. Kunz von Wartenberg.

Adelh. Heilige Mutter Gottes! Kunz von Wartenberg · dein Bräutigam, liebliches Mädchen? So verzeih ichs ihm, doppelt, daß er mich verließ.

Adel. aufspringend. Dich verließ? Sprich, Unglückliche! Du kennst ihn? Er buhlte mit dir?

Mutt. Mäßigt euch, Fräulein! Mein Kind ist keine Buhlerin. Sie lief ihren Eltern auch noch nie davon.

Adelh. Nicht so bitter, liebe Mutter! Vergebt den Aufwallungen treuer Liebe.

Sie hatte Mühe, die Mutter zu besänftigen, und es war ein Glück, daß der Alte zu Bette

war. Auch Adelaidens Blut kochte. Gegenseitige Erklärungen besänftigten nach und nach die Partheyen, und verminderten den Sturm in des Fräuleins Busen. Doch folgte für sie wenigstens auf jeden Fall so viel daraus, daß das Herz ihres Kunz bey dem Jäger Pelz eben nicht zum Besten war aufgehoben gewesen. Zwar freute sie seine schnelle Entfernung, aber — wer hieß ihn so lange hier bleiben, da die gefundne Adelhaid nicht die rechte war? Und hatte nicht am Ende blos der Geist seine Tugend und Treue gerettet? Der Dämon Eifersucht schlich sich in ihre Brust ein. Fast zersprang das kleine Herz, das von so mannichfachen Gefühlen voll war.

Unter tausend bittersüßen Erinnerungen von beyden Seiten war die Stunde der Mitternacht herbey gekommen. Die beyden Dirnen schliefen in einer Kammer. Die ganze Nacht ward im Gespräch hingebracht. Adelhaid, die Kunzen mit reiner Zärtlichkeit liebte, und die, da sie ihn nicht besitzen konnte, ihn doch so glücklich als möglich zu wissen wünschte, wendete alles an, Adelaiden zu beruhigen. Sie verschwieg ihr alle Scenen, die sie unruhig machen konnten, verweilte nur bey denen, die des Ritters Treue bestätigten. So gelang es ihr endlich, Zutraun und Freundschaft des Fräuleins ganz zu gewinnen, das sich dankbar an ihr Herz schmieg-

te, und bey sich selbst dachte: „Welch ein Glück, daß Kunz in so gute Hände fiel!“ Wie so manches andre Mädchen an Adelhaids Stelle würde diese Gelegenheit benutzt haben, die glücklichere Nebenbuhlerin durch zweydeutige Erzählungen zu kränken, und aus Neid den Stachel der Eifersucht in ihre leidende Brust zu senken. Als es unruhig im Hause ward, gingen die Nachtschwärmerinnen hinab, Adelhaid nicht ohne angenehme Empfindung, daß ihre Nebenbuhlerin ihrer so würdig war, Adelaide noch immer nicht ohne Eifersucht. Denn, dachte sie, wer weiß, wo er jetzt mich aufzusuchen wieder herum schwärmt, und in welche verführerische Hände er fällt, die seinen leicht fangenden Zunder mißbrauchen.

Vater Pelz war schon auf dem Platze. Ihm hatte seine Hausfrau in der ehelichen Kammer bereits eröffnet, daß die Fremde eben das Mädchen sey, um derentwillen Kunz von Wartenberg ihre Tochter nicht habe ehelichen können. Er dachte von dem Augenblick an nicht weiter ans Ausliefern der Entflohenen. Vielmehr kneipte er sie liebreich in die seidne Wange, als sie ihm demüthig den Morgengruß brachte, und versprach ihr allen Beystand zu ihrer fernern Flucht. „Aber,“ fuhr er fort, „sogern ich euch länger hier behielte, Fräulein, so seht ihr doch selbst ein, daß ihr hier nicht sicher seyd. Ihr

müßt euch heute noch auf den Weg machen. Ich bin in ganz Böhmerland bekannt, und werde euch schon die Orte nennen, durch die ihr reisen müßt, um auf Umwegen gen Wartenberg zu kommen. Auch müßt ihr euch verkleiden. Pilgerkleidung wär am sichersten. Da liegt noch ein solcher Anzug von meiner gottseligen Mutter hier oben auf dem Speicher. Ich denke, er soll euch passen. Hol ihn herab, Mutter! Und wie stehts um eure Kasse, Fräulein? Die Pilgerinnen müssen auch einen kleinen Nothpfennig bey sich haben, besonders solche, wie ihr."

Adelaide, gerührt von des Jägers Güte, konnte nur weinen. Sie gestand, daß der Gärtner ihr weniges Gold bey sich gehabt, es folglich mitgenommen habe. Dennoch wollte sie nichts annehmen, sondern durch die Unterstützung guter Menschen sich fortbringen, wie das auch einer Pilgerin zieme. Daraus ward aber nichts. Obschon Vater Pelz eben nicht reich war, so hielt er doch auf einen Sparpfennig, den er in einem eingemauerten Kästchen verwahrte. Daraus holt' er 6 schöne Dukaten, und drang sie der Pilgerin auf, die sich indes angekleidet hatte. Der Habit stand ihr ungemein gut. Das Wohlwollen und die Freundschaft, welche alle diese guten Menschen ihr bewiesen, verminderte sehr ihre heimliche Eifer-

sucht. Besonders zog das leidende Madonnengesicht Adelhaids ihr ganzes Herz an sich. Mein Kunz hat, sprach sie zu sich selbst, diese Adelhaid unumgänglich lieben müssen.

Nicht ohne Bangigkeit und Thränen trat die reitzende Pilgerin ihre Wanderung nun an. Pelz und seine Tochter begleiteten sie bis durch den Wald. Die rührendste Abschiedsscene trennte zwey weibliche Geschöpfe von einander, die sich so ähnlich waren, ganz für einander geschaffen zu seyn schienen, ja vielleicht sich, hätt' es seyn können, in die Liebe eines Mannes getheilt hätten.

Adelaide fand bald, daß sie auch im Pilgerkleide nicht sicher genug reiste. Es erhöhte ihre Schönheit so auffallend, daß jedermann, der sie sah, entzückt stehen blieb. In den Städten überhäufte man sie mit Wohlthaten. Wo sie einkehrte, prieß man sich glücklich. Ueberall hat man um ihren Segen. Viele junge Männer wagten Versuche auf ihre Unschuld, wurden aber schnöde abgewiesen. Niemand begriff, wie ein so schönes, wohlerzognes Mägdlein, die für Liebe und Lebensfreuden geschaffen zu seyn schien, den Pilgerstab hatt' ergreifen, und sich so großen Gefahren für ihre Reitze aussetzen können. Unglückliche Liebe ist die Ursache, sagten Liebende; Gottseligkeit ists, sagten die Mütter; Thorheit ists, die Väter. Adelaide

fühlte sich wohl ein wenig geschmeichelt durch das allgemeine Andrängen der Menschen an sie. Dennoch beschloß sie, dem Dinge ein Ende zu machen. Sie mahlte ihre Augenbraunen röthlich, weißgelb ihre Wangen. Aber konnte sie das schmachtende Feuer ihrer Augen auslöschen, oder ihre gefällige, hinreißende Miene ablegen? Sie blieb noch immer reitzend, obschon minder als zuvor.

Ohne Anstoß gelangte sie nach einigen Tagen in die Gegend von Wartenberg. Unentschlossen, ob sie sofort auf die Burg gehn, und sich ihrem Geliebten selbst in die Arme werfen, oder ihm zuvor Kunde von ihrem Hierseyn geben solle, trieb sie sich den ganzen Tag im Flecken herum, heilte Kranke und zog die Aufmerksamkeit des Volks auf sich. Zitternd fragte sie, wer hier die Herrschaft sey? und erfuhr bald, daß Kunz von Wartenberg, Herr dieser Güter, sich abwesend befinde. Anfangs sey er noch immer ab und zu gegangen. Aber seit verschiednen Wochen wisse man gar nichts mehr von ihm, als daß er in einer nahen Gegend als Einsiedler lebe.

Adelaiden klopfte nun das Herz für Freuden. „Kunz ein Einsiedler, ich ein Pilgermädchen, welche süße Vereinigung wird das werden! O ich will ihn aufsuchen, bis ich ihn finde! Niemand soll mir seinen Aufenthalt sagen. Die

Liebe wird mich den Weg führen, den ich wandeln muß, und — Friedrich. O sage mir, theurer Ahnherr, warum hast du deine Enkelin so ganz verlassen?"

Friedr. der auf einmal vor ihr steht. Und warum hast du mich nie verlangt? O ich weiß es, daß du meinen Worten nicht immer trautest! Dennoch war ich oft dein Beschützer, half deine zweyte Flucht vollenden, da die erste, die nicht gelang, dich unglücklich gemacht hätte, und rettete dich aus den Händen des Gärtners, der dich ganz [illegible] entführte.

Adel. Ich [illegible]e dir, Vater! Aber wo weilt Kunz? Führe mich zu ihm.

Friedr. Und du fragest nicht nach deinem Vater? Weinst nicht um deine verlorne Mutter?

Adel. Hasset mich nicht mein Vater? verstieß er mich nicht? Und meine Mutter — ach ich habe sie mit unzähligen Thränen beweint! Nun sind sie versiegt, nun soll mir Kunzens Liebe Vater und Mutter ersetzen.

Friedr. Auch ein zu strenger Vater bleibt immer Vater. Seine Rechte hören nur mit seinem Tode auf. Doch, auch dafür werd' ich sorgen. Jetzt will ich dir deinen Kunz nicht länger vorenthalten. Im Thale bey Oybin be-

wohnt er eine Einsiedlerhütte. Dort überrasche ihn unverhofft. Dein Pilgerkleid wird dir unentdeckt ins Thal helfen.

Unser liebliches Pilgermädchen trat sofort ihre abermalige Wanderschaft an. Die Liebe gab ihren Füßen Flügel. Nicht ohne Herzklopfen erblickte sie, als sie am Fuße des Hochwalds einen einsamen Pfad herkam, den stillen, ehrwürdigen Oybin, der einst ihr Wohnort, der Zeuge ihrer Liebe, und ihrer Thränen war. Die Sonne strahlte schon in immer weitern Kreisen, und nahte sich dem Horizont, um hinter die Berge zu sinken, als sie dem Thale näher kam. Da es westwärts dem Felsen lag, dort, wo der Ameisenberg an einen andern Bergrücken sich anschließt, sie aber auf der Ostseite herab kam, so mußte sie um den ganzen Felsen herum gehn. Der Wächter auf der Warte gewahrte sie wohl. Allein er meinte, die Pilgerin gehe nach Zittau, so hatt' er nicht weiter Acht auf sie. und sie schlich unbemerkt, aber schüchtern, hinauf in das Thal. — Hinauf in das Thal? Allerdings; denn dies Thal ist eigentlich eine Berglehne. Allein diese wird zum romantischen Thale durch die zu beyden Seiten emporsteigenden steilen Berge. Nicht lange

durfte sie suchen, um die Hütte des Einsiedlers zu finden. Er hatt' eben ein kleines Feuer ohnfern der Hütte gemacht, und kochte sein Abendmahl, eine Suppe aus schwarzem Brodt. Er wandte sich auf das Geräusch der Kommenden, und sah sie stumm und stier an, als sie sich näherte. Kaum konnte Adelaide die zur Umfassung schon ausgestreckten Arme zurück halten. Die Dämmerung half sie verbergen. Sie bot mit schwankender Stimme dem Einsiedler einen guten Abend.

Kunz. Von wannen kommt ihr so spät, fromme Pilgerin?

Adel. Von Eycha, frommer Bruder. Ich wollte gen Zittau, und habe mich im Walde verirrt. Ich komme aus fernen Landen. Da oben steht eine Veste; aber ich weiß nicht, ob ein Ritter oder ein Räuber drin hauset. Der Tag hat sich geneigt, drum wollt' ich hier im Gebüsch übernachten.

Kunz. Wo ihr euch ohne meine Hütte sehr übel befinden würdet. Der Sturm braußt hier fürchterlich durch die Schlucht, Eulen und Stößer lärmen überall um die Felsen her.

Adel. So meint ihr, daß ich bey euch übernachten solle, guter Eremit? Ich ehre euren guten Willen, aber hier mag ich nicht rasten.

Kunz. Was wolltet ihr sonst, schöne Pilgerin?

Adel. Ich sah viele Einsiedler, aber noch nie einen so jungen. Drum vergebt, wenn ich —

Kunz. Ich versteh euch, und ehre eure Schaamhaftigkeit. Die Hütte sey diese Nacht euer allein. Ich werd' euch bewachen.

Adel. So trau' ich eurem Wort. Gebt mir die Hand darauf.

Kunz. Hier ist sie. Jetzt seyd ruhig, und genießet meiner kärglichen Speise, dann ruht aus von eurer Wanderschaft.

Der leise Druck ihrer kleinen Hand glich auf ein Haar dem, der von Adelaiden ihn oft entzückte. Allein da er sie im Kloster und tief in die geistliche Brautschaft vergraben glaubte, so merkte er sein nahes Glück nicht. Er besorgte Tisch und Schlafstätte, und verließ dann die Pilgerin, um sich ohnfern der Hütte ein Lager von Moos zu bereiten. Adelaide entschlummerte bald und sanft, nachdem sie vorher ihr Angesicht von den fremden Farben gereinigt hatte, um ihren Liebling am Morgen angenehm zu überraschen. Nicht also Kunz. Ihn floh der Schlaf und seiner Seele bemächtigte sich eine Fantasie, die er noch nie erfahren hatte. Entwohnt alles weiblichen Umgangs war es ihm jetzt neu und überraschend, ein schönes, schuld-

loſes Geſchöpf ſo nah zu haben, das mit der unbefangenſten Aufrichtigkeit ihm ſein Vertrauen ſchenkte. Ach ſie war ihm ſo nah, ſie hatte ſo ähnliche Züge mit Adelaiden, grade ſo ſanft und ſonoriſch klang ihre Stimme. Möcht' er ſich doch am Anblick der Schlafenden weiden! Dies wäre ja noch kein Verbrechen. Nach langen Kämpfen ſprang er auf von ſeinem froſtigen Lager, und ſchlich zur Hütte. Sie war unverriegelt. Da lag beym Schimmer der ſchwachen Lampe die ſchön geformte Pilgerin auf der härnen Matte, und ſchlief den ſorgloſeſten Schlummer. Kunz kniete an ihr Lager. Er ſah — und ſah noch einmal. Adelaide! rief er im höchſten Entzücken. Sie erwachte.

Adel. Hältſt du ſo dein Handgelöbniß, Kunz?

Kunz. So kennſt du mich, liebes, ſchalkhaftes Mädchen.

Adel. Wie ſollt' ich nicht? Dich zu überraſchen warf ich mich in dies Pilgergewand. Aber du haſt die Süßigkeit des Wiederſehens getrübt. Die Reitze einer fremden Dirne hoffteſt du zu belauſchen.

Kunz. O Adelaide! gieb mir nicht den erſten Kuß zürnend.

Adel. Gar keinen, Ritter! —

Kunz. Sey minder ſtreng, edles Mädchen. Neugier, geheime Ahndung, Aehnlich-

keit der Gesichtszüge, des Wuchses, der Stimme vermochten mich zur Belauschung. Leise Hoffnung, dich zu finden, durchbebte mein Herz, oder ich wollte wenigstens Adelaidens so ähnliches Konterfey in der Fremden, von ihr unbemerkt, mit süßer Erinnerung betrachten.

Adel. ihm die Hand reichend. So sey es dir verziehn! Wie darf ich auch zürnen, Kunz, da ich dich nun wieder habe?

Sie umarmten sich nun mit hoher Zärtlichkeit. Freudenthränen flossen die Wangen herab. Die Stille der Mitternacht feyerte die bräutlichen Küsse. Trunken davon riß Adelaide sich zuerst los. Sie fühlte die Gefahr ihrer Situation. Sie bat Kunzen sich zu entfernen. Er zauderte. Sie schob ihn sanft und mit einem innigen Kusse durch die Strohthüre, und verriegelte sie hinter ihm, seiner girrenden Klagtöne zärtlich spottend. Ach es ward ihr selbst so schwer, den Langentbehrten, den Wiedergefundnen so hart behandeln zu müssen!

Wir wissen bereits, daß Adelaide Anlage zur Eifersucht hatte. Die Auftritte mit Anastasen und Adelhaid waren eben nicht geschickt gewesen, diese Leidenschaft bey ihr zu vermindern. Drum ließ auch Kunzens nächtliche Beschleichung in der Hütte einen kleinen Stachel in ihrer Brust zurück. Sie entwarf keine Pläne, ihren Ritter noch ferner zu prüfen, und verwarf sie

ſchnell wieder, aus Furcht, den untreu zu finden, den ſie ſo grenzenlos liebte. Unter mancherley ſich kreuzenden Gefühlen, ſo nah ihrem Geliebten, aber auch dem zürnenden Vater und dem Grabe der vollendeten Mutter, entſchlummerte ſie endlich noch einmal, und als der Morgen röthend herauf ſtieg, weckte ſie der Ruf des ſchmachtenden Einſiedlers.

Froſt und Nachtwache trieben den Armen herein, um ſich am glühenden Buſen ſeines Mädchens zu wärmen. Das durfte ſie ihm nicht verſagen. Auch war ſie jetzt minder beſorgt. Die Unſchuld fürchtet immer weniger beym Tageslicht, ſelbſt für ihr eignes Herz. Genug Zeitvertreib hatten nun die Liebenden in den gegenſeitigen Erzählungen ihrer Abentheuer. Adelaide war doch ſo ſchalkhaft, ihrem Ritter nichts von ihrem Aufenthalt bey der Jägerfamilie zu ſagen. Kunz erzählte zwar ſeinen dortigen Aufenthalt, aber nicht ganz ſo, wie Adelaide die Begebenheiten davon ſchon wußte. Er that dies nur, ihr zur Eiferſucht geneigtes Herz zu ſchonen. Aber Adelaide ſog Gift aus dieſer Vorſicht. Sie ſchwieg, und das war ſchlimm. Ein neuer Stachel blieb in ihrer Bruſt zurück. — Stilles Anſichhalten, Verſchweigen und Verzeihn ſoll heroiſche Tugend ſeyn? Ich glaube das nicht. Da iſt keine Vertheidigung, keine Entwicklung möglich. Das heimlich ſchlei-

chende Mißtrauen kann nicht zerstreut werden, welches doch für die Ruhe beyder Theile so heilsam wäre.

Nach einigen Stunden kam der Knecht, der wöchentlich einmal dem Ritter von seinen Gütern Kunde brachte. Er erstaunte, ein junges Pilgermädchen hier zu finden. Kunz, der von nun an einen Vertrauten brauchte, und die Treue des Purschen kannte, raunt' ihm ins Ohr: „Es ist Adelaide. Aber schweig, eile sogleich zurück gen Wartenberg und mach alles zu unserm Empfange bereit. Am Abend werden wir eintreffen." Der Knecht eilte hinweg, und der Eremit verbarg seine liebliche Pilgerin bis nach der Mahlzeit in seiner frommen Hütte.

Um die Nachmittagszeit führte der Ritter sein Liebchen durch den dichten verbergenden Wald, wo ihm alle Schliche bekannt waren, gen Wartenberg. Aber daran thaten sie nicht wohl. Denn dem alten Michelsberg war bereits aus dem Kloster Nachricht geworden, daß sein Töchterlein mit einem Gärtnerpurschen aus der heiligen Haft entwichen sey. Sofort ließ er seine Reisigen aufsitzen, und nicht nur die Gegend umher auskundschaften, sondern auch ohnweit Wartenberg sie auflauren. Nur wenige Stunden nach dem Ritter kamen sie hin. Auf der Burg war man froh, den Herrn wiederzusehn. Aber einige seiner Leute hatten die Michelsber-

ger entdeckt, und brachten ihm Kunde davon. Nun achtetete er zwar das Gesindel nicht hoch, und hätte sie durch ein Aufgeboth an seine nächsten Unterthanen leicht zerstreuen können. Allein er sah voraus, daß die Verfolgungen kein Ende nehmen würden. Auch wollt' er ungern mit seinem Schwiegervater in blutige Fehde gerathen. Derowegen ließ er unverzüglich einige Rosse satteln, und anstatt auf seiner Burg am Busen seines Liebchens den Abend und einen Theil der Nacht traulich wegzukosen, schwang er sich mit ihr, nach Ablegung der geistlichen Kleider, auf die raschen Gäule, und trabte gen Eycha, wo er sich die Nacht enthielt, und am frühen Morgen die Reise nach Prag fortsetzte.

Am Abend des folgenden Tages kam der Zug wohlgemuth und glücklich in Prag an. Sie bezogen eine stattliche Herberge. Da sie zwey verschiedne Gemächer hatten, so blieb alles fein in Zucht und Ehren. Das Fräulein wollte vor der Trauung nicht zu viel erlauben. Auch nagte der Dämon Eifersucht noch immer an ihrer Leber. Sie brütete über Anschlägen zu heilsamen Prüfungen, und konnt' es endlich nicht über sich gewinnen, ein ungemein schönes Bürgermädchen, das sie in der Herberge oft aus-

und

und eingehen sah, zu einer solchen Prüfung anzuwenden. Sie ließ sie auf ihr Gemach kommen, kirrte sie durch kleine Geschenke, und sagt' endlich zu ihr:

„Mägdlein, der Ritter da neben mir ist mein Bruder, Er liebt schöne Dirnen, und ist selbst gar anmuthig. Ich mag ihm gern etwas Hübsches gönnen. Sey ihm hold. Er wird dich gern sehn, und du wirst mir's danken." Das ließ sich die Dirne, von Natur freymüthig, und jungen Rittern nicht abhold, gar wohl gefallen. Da sie eine Verwandte der Wirthin, und täglich im Hause war, so machte sie sich auf Kunzens Zimmer oft was zu schaffen. Sie kosete freundlich und unbefangen mit ihm, und legt' es ihm ziemlich nah; Adelaide hütete sich auch wohl, sie zu stören. Aber Ritter Kunz bestand mit Ehren die Probe. Auch war dies nicht anders zu erwarten. Sein Herz öfnete sich leicht gefühlvoller Unschuld, aber die Künste der Buhlerin machten sein Herz kalt. Ein zuvorkommendes Mädchen macht selten ihr Glück. Die Dirne wurde von dem Fräulein des folgenden Tages wieder vorgenommen. Mit geheimer Freude hörte sie den Ritter spröd und gleichgültig gegen Weiberreitze schelten. Immer noch traute sie jedoch nicht recht, und feuerte sie zu neuen Versuchen an. Allein sie liefen so frucht-

los ab, als die ersten. Adelaide schämte sich nun ihrer Leidenschaft. Auch that sie gewiß nicht wohl an solchen Versuchen. Unbedeutende Liebkosungen von Seiten des Ritters würden noch lange keine Untreue bewiesen haben, und doch hätten sie ihr Herz beunruhigt. Im Gegentheil war auch Kunzens Standhaftigkeit gegen diese Buhlerin noch kein unumstößlicher Beweiß für seine Treue. Sie hatte größere; aber die gnügten ihr nicht. Auch der Geist konnte dergleichen Prüfungen nicht gut heißen. Er suchte das Mädchen heim, als sie eines Abends allein war, und sie sah sich genöthigt, folgenden Verweiß aus dem ätherischen Munde ihres Urältervaters anzuhören:

Tochter, warum willst du dein Herz mit solchen Versuchungen quälen? Sie können dir leicht Mißtrauen einflößen, und doch nicht deines Ritters Untreue beweisen. Auch ich habe in der Welt gelebt, und kenne das menschliche Herz nach allen seinen Falten. Man muß die Gefahr nicht selbst aufsuchen, noch sie über die Seinigen verhängen. Mancher bisher Tugendhafte fällt durch Gelegenheit. Freylich war die Tugend eines solchen nicht vollkommen. Aber sie wurde es vielleicht noch. Nun durch gegebne Gelegenheit zum Vergehen wurde sie vielleicht

auf immer zertrümmert. Am meiſten ſind die in Gefahr, die aus Frömmigkeit tugendhaft ſind. Ihre Grundſätze ſind nicht ſo feſt, ſind nur auf Belohnung und Strafe gegründet, alſo eigennützig. Feſter ſteht die ſelbſtſtändige Tugend, die auf Pflichtgefühl gegründet iſt, und um keinen Preiß, durch keine Furcht aus ihrem Wege geleitet. Auch iſt ein Fehltritt der Art von Seiten des Mannes, der zwar ſein Weib dennoch zärtlich lieben kann, eben ſo wenig zu entſchuldigen, als von Seiten des Weibes. Allein ſobald das Weib aus ihrem Gleiſe weicht, ſo geht mit der Treue auch die Liebe verloren. Sein ganzer Charakter wird ſchlechter. Ein Weib liebt nie zwey Männer auf einmal; ſie liebt immer nur den, deſſen ſie am wenigſten gewohnt iſt. Auch hört ſie ſicher auf, den einen zu lieben, wenn ſie mit dem andern buhlet. Dies Urtheil iſt auf Kenntniß des männlichen und weiblichen Charakters ſowohl als auf tägliche Erfahrung gegründet. Darum kränke du deinen künftigen Ehegemahl nie mit Hüten und Wachen, das ihn nicht ſchützt, und dir ſelbſt wenig frommet. Weiche aber du nie aus deinem Gleiſe. Biſt du einmal heraus, ſo kommſt du nie wieder hinein. Feſte und innige zärtliche Liebe iſt das einzige, was einen braven Mann ſicher feſſelt. Ja ſelbſt der Wankelmüthige kann

nur dadurch gerührt, und von Ausschweifungen zurück gehalten werden.

Adelaide gelobte dem geistigen Ritter kindliche Folgeleistung, ob sie schon von seinen Meinungen nicht ganz überzeugt war.

Kunz war Willens, sich hier in Prag mit dem Fräulein trauen zu lassen. Dagegen sträubte sich Adelaide. Ohne die Einwilligung des Vaters dünkte dem frommen Mädchen dieser Schritt unrecht. Aber sie gab endlich nach. Schon hatte Kunz einen Hofkaplan auf seine Seite bekommen, der ihn zu trauen versprach; schon wurden dazu die nöthigen Anstalten gemacht. Jetzt aber ließ sich unerwartet Geist Friedrich gewahren. Kunz war ordentlich froh, den alten Herrn einmal zu sehen. Aber als die Absicht seines Erscheinens kund wurde, und er die jungen Leute warnte, daß sie nicht ohne Versöhnung mit dem Vater an den Traualtar gehn sollten, da begann Kunz des Ahnherrn Besuch minder rührend zu finden. Doch wagt' ers nicht, sich zu widersetzen. Adelaide war erschüttert, und der Hofkaplan um seine reiche Spende betrogen. Der Geist bestand darauf, daß die Liebenden zurück auf Oybin gehen, und getrost dem Vater unter die Augen treten sollten. Er hoffte seinen harten Sinn endlich zu

beugen. Diese Hoffnung gründete er auf folgenden Umstand. Tags vorher hatte der alte Michelsberg einen offnen Brief von Kayser Karl dem Vierten bekommen, worin ihm dieser von seinem Räuberleben abmahnte, und bedrohete, seine Burg zu zerstören. Anfangs war der Alte darüber entrüstet. Aber als er in seinem Gemach allein war, sah der Geist Thränen aus seinen Augen fließen, und vernahm Seufzer von ihm, die eine Reue seines bisherigen Wandels anzudeuten schienen. Friedrich glaubte daher, jetzt sey der rechte Zeitpunkt, die weichere Stimmung des Vaters zur Versöhnung zu benutzen. Er trieb Kunzen zur Abreise an, und versprach, die Verlobten auf Oybin vor allen Gefahren zu schützen.

Kunz machte nun wirklich Anstalt zur Abreise. Nach Verlauf einer Woche kam er mit einem stattlichen Zuge vor der Burg Oybin an. Der Freyherr von Wartenberg ward sogleich eingelassen. Die Knappen und Knechte wunderten sich nicht wenig, daß der längstgesuchte Vogel zusamt dem Fräulein freywillig in den Bauer ging. Oben auf der Burg erstaunte man noch mehr. Zornig wie ein angeschoßner Eber kam Ritter Dietrich aus seinem Gemach. Er schmähte gewaltig, tobte wie ein Sturm, wollte den Ritter sammt seiner Tochter hinab in die

Steinklüfte werfen laſſen. Aber eine unſichtbare Gewalt hielt ihn zurück. Er war ohne Schwert. Kunz ſah dies, und warf ſich zu ſeinen Füßen. Er tobte fort. Jetzt umfaßt' auch die Tochter ſeine Knie. Da rief er zornig: „Hebe dich weg, Sünderin! Du haſt dem Himmel eine Braut geſtohlen, und ihm den Buhlen vorgezogen. Fort, fort, zurück ins Kloſter, daß du deine Sünden abbüßeſt, und die heilige Jungfrau verſöhneſt! — Was denkſt du denn, verlaufnes Kind? Erſt bedienſt du dich der Gaukeleyen der Geiſter, und dann entläufſt du aus der heiligen Stätte, und ich ſoll verzeihen, ſoll deine ſündliche Liebe ſegnen?"

Kunzens Geduld ermüdete. „Sündlich? rief er. Möchteſt du, Alter, einſt vor Gottes Gericht ſo rein erfunden werden, als dieſer Engel!" Da donnerte Dietrich: „Greift beyde! Hinab mit ihnen in den Thurm. Doch, trennt ſie. Keines von beyden ſoll je wieder mein Antlitz, noch das Tageslicht ſehen, kehrt Adelaide nicht ſogleich ins Kloſter zurück."

Die Knechte griffen zu — da erſchien der Geiſt.

Friedr. Du haderſt mit deinen Kindern, Michelsberg, und Gott hat ſie in Schutz ge-

nommen. Was vermagst du gegen diesen? Drum ergieb dich, und leg ihre Hände in einander.

Dietr. O ich kenne diese Gaukelspiele! Wärst du in deinem Grabe geblieben, Alter! Meine Tochter wird dich nicht erlösen.

Friedr. Doch wird sies. Poche nicht so sehr, Enkel! Es ist noch einer über dir. Und was hast du gegen diesen Wartenberg? Ist er nicht ein vollbürtiger Ritter, dessen Ahnen bis auf die Zeiten Karls des Großen zurück laufen? Kannst du ihm nie verzeihen, daß er dich in offner Fehde überwand, als du auf unrechten Wegen wandeltest? — Wisse, daß dein Ziel nicht weit ist. Bald werden kayserliche Kriegsvölker sich rüsten, deine Burg zu zerstören Sie werden dich für deine Härte strafen, und deine Reue wird zu spät kommen.

Dietr. Was mir nur lächerlich ist. Laß sie kommen. Hier oben trotz' ich der ganzen Macht des Kayfers!

Er blieb unerbittlich — und Nemesis schwang das Richtschwerdt.

Friedrich entfernte sich drohend. Wartenberg ward in den Thurm geworfen; Adelaide auf ein einsames, verschloßnes Zimmer gebracht.

Ist das deine Rettung, mächtiger Geist? sagte Kunz für sich, als er den Kerker betrat. Er würde sein Schwerdt gezogen, und es derb unter dem Knaben haben fressen lassen, hätt' er nicht dadurch seiner Geliebten größeres Leiden zuzuziehen gefürchtet. Adelaide konnte nur weinen. Sie tröstete der Geist und sprach ihr Muth ein. „Harre nur noch eine kleine Reihe Tage, geliebte Tochter! Kunz wird im Kerker von so mancher Schlacke gereinigt, und auch du wirst durch dies kurze Leiden auf größere Freuden vorbereitet. Nimmer würde dein Vater in Güte seinen Willen zu deiner Verbindung geben. Aber eine höhere Hand wird seinen Stolz demüthigen, und euren Bund beschleunigen. Kunz zürnet mit mir. Aber er wird mich einst rechtfertigen, wenn ich bereits unterm frohen Gewimmel der Seligen bin, und an die mütterliche Erde kaum noch zurück denke." Weinend antwortete Adelaide: „Er ist mein Vater. Vergieb ihm!"

Fast einen Monath währte die Gefangenschaft der Liebenden, während denen Dietrich nach wie vor auf Raub auszog, und die kayserliche Warnung verachtete. Kunzens Unwille brach oft in Wuth aus. Aber was half's ihm? Er mußte dennoch die eiserne Nothwendigkeit mit Geduld besiegen. Die Mauern des Thurms

verließes, die ein halbes Jahrtausend dem Zahne der Zeit getrotzt haben, und heutiges Tages noch stehen, engten seinen ohnmächtigen Zorn in ein kleines dunkles Plätzchen.

Dietrich sann hin und her, was er mit den jungen Leuten anfangen solle. Zuweilen regte sich in ihm ein Fünkchen Vatergefühl. Aber zu groß war sein Haß gegen Wartenberg. Dennoch faßt' er nicht weiter den Entschluß, sein Kind ins Kloster zurück zu senden. Sein Zorn kühlte sich täglich mehr ab. Verabredete Streifzüge mit den Karlsfriedern riefen ihn indes in eine ferne Gegend, wo er über täglichen Plackereyen die Gefangnen vergaß. Sie wurden während dieser Zeit vom alten ehrlichen Burgvoigte aufs Beste verpflegt, ja der gute Mann verschafte Adelaiden einmal Gelegenheit, ihren Geliebten im Thurme zu besuchen.

Dietrich kehrte zurück, mit Beute beladen. Der Burgvoigt meinte, jetzt sey es Zeit, für die Gefangnen ein Wort zu reden. Er erzählte von ihrem stillen Leiden, von ihrem Schmachten nach Freyheit. Der Alte hört' ihn an, und das war schon viel. Er fragt' ihn sogar um manches, und der ehrliche Reisige glaubte schon gewonnen Spiel zu haben. Als sie noch redeten, erschien Pater Nikol. Er hatt' in Zittau

von Kunzens und Adelaidens Gefangenschaft vieles gehört, das theils wahr, theils ungegründet war. Aus reger Dankbarkeit gegen Friedrich, hielt ers für Pflicht, zu ihrer Befreyung sein möglichstes beyzutragen. Er machte sich sofort auf, und erschien hier eben zu rechter Zeit. Dietrich war zwar den Pfaffen nicht hold, hatt' auch diesem einst im Zorn die Thüre gewiesen. Aber Pater Gottschalk ließ sich das nicht abschrecken. Er war ein bescheidner, kluger Mann, der die Herzen der Menschen zu lenken wußte. Nach einem ziemlich langen Wortwechsel gelang es ihm, Dietrichs Herz umzustimmen, indem er ihn vorzüglich auf sein herannahendes Alter, und auf Wartenbergs reiche Herrschaft aufmerksam machte. Nikol bemerkte bald seine mildern Gesinnungen. Er ließ nicht los, und erlangte endlich von ihm die Zusage, daß er nächstens in die Verbindung seiner Tochter mit Wartenberg willigen wolle. Nikol entband ihn zu diesem Endzweck sogleich auch von dem Eide, den er dem Geiste der Zauberin geleistet hatte. Noch an diesem Tage ward Kunz in einen leichtern Gewahrsam gebracht, und Adelaide bekam ihre völlige Freyheit.

Aber Nemesis hatte das Rachschwerdt geschwungen, und Dietrich von Michelsberg sollte

nicht des Glücks gewürdigt werden, seine Tochter vermählt zu sehen.

An einem schönen Wintermorgen erschienen kayserliche Kriegsvölker im Oybiner Thale. Sie umringten zuvörderst den Berg. Dann forderte ein Trompeter den Ritter von Michelsberg im Namen Kayser Karls IV. unter den schrecklichsten Beschuldigungen auf, die Vestung und sich selbst auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Michelsberg erschrack. Eine ihm sonst nie eigne Muthlosigkeit bemeisterte sich seiner. Er lief aus eignem Antriebe in Wartenbergs Gemach, gab ihm die Freyheit und heischte seinen Rath. Kunz war gerührt. Er betrachtete den Ritter als seinen Vater. Rachsucht und Zorn war aus seiner Seele verschwunden. Er rief alle Wehrhafte zusammen, bewaffnete sie, stellte Posten aus, ordnete alles an, theilte den vorräthigen Proviant zu, und machte die thätigsten Anstalten zur Vertheidigung. Diese Vestung war in jenen Zeiten, wo man noch kein Pulver kannte, leicht zu vertheidigen. Die Natur hätte den Berg selbst zu einer Veste gemacht. Sturm war fast unmöglich. Das Wasser konnte nicht abgeschnitten werden, denn ein tiefer, wasserreicher Brunn lief im Mittelpunkte des Berges

hinab. Hunger konnte die Bewohner zwingen, aber kaum erſt nach Jahr und Tag, denn ſie waren immer mit reichem Proviant verſehen. Bis über Weihnachten hinaus währte die Belagerung, und die kayſerlichen Völker, die viel durch die ſchneidende Gebirgskälte und den tiefen Schnee litten, gewannen ſie nicht. Sie hatten mehrmals zu ſtürmen verſucht, waren aber immer mit Pfeilen und Steinhagel zurück getrieben worden, und verloren viel Volk. Selbſt der Kayſer, der den Ort noch nicht kannte, und ſeine Leute des Mangels an Klugheit und Muth beſchuldigte, kam vor Oybin mit Heeresmacht. Er erſtaunte über die natürliche Veſtigkeit des Platzes, der ihm unüberwindlich dünkte. Er ließ daher den Ritter noch einmal unter billigen Bedingungen zur Uebergabe mahnen. Auch Kunz rieth dazu. Aber Michelsberg blieb hartnäckig auf ſeiner Weigerung und gab dem Kayſer eine ſtolze Antwort. Da ergrimmte Karl, und ſetzte einen Preiß auf ſeinen Kopf.

Die Belagerung dauerte nun anhaltend fort. Kunz und Adelaide ſahen ſich jetzt ungehindert, und der Vater verſprach ihnen, ihre Verbindung zu vollziehen, wenn die Belagerung vorüber ſeyn würde. Sie küßten gerührt dem Vater die Hände. Aber dieſer hätte kein Ge-

fühl für ihre Zärtlichkeit. Er dachte nur an die Erhaltung seiner Burg, und an seine lieben Karlsfrieder, welche des Kayſers väterliche Sorgfalt für seine Länder zerſtreut und vertrieben hatte.

Einſt ging Dietrich auf ein vorſpringendes Felsſtück ohne Harniſch rekognosciren. Das bemerkten einige vom kayſerlichen Fußvolk. Einer davon, der sein Ziel nie verfehlte, ſtellte ſich hinter einen Strauch und ſpannte seinen Bogen. Sauſend fuhr der Pfeil durch die Lüfte; er traf den Ritter in die linke Seite, und durchbohrte sein Herz. Das Blut quoll hervor. Dietrich von Michelsberg sank, und ſtürzte hinab von Felsen zu Felsen bis in das Thal. Jauchzend ſtrömte die Beſatzung herbey. Selbſt Karl näherte ſich. Ergrimmt, und, wie mich dünkt, nicht sehr edel, befahl er, ihm das Haupt abzuſchlagen, und es auf eine Lanze zu ſtecken. Lauter Jubel im Lager verkündete eine frohe Begebenheit. Die Belagerten wußten nicht, welche. Niemand hatte den Ritter fallen sehn. Jetzt kam Kunz auf die Stelle, wo er gefallen war, und ſah Blut am Felsen. Er legte ſich auf den Bauch und gukte hinab. Da ſah er das Haupt seines Schwiegervaters auf der Lanze ſtecken, und den Leichnam daneben liegen. Der Anblick empört' ihn. Er dacht' an

Adelaiden, wollte sie vorbereiten, und verhüten, daß man ihr den Vorfall nicht ausführlich hinterbrächte. Der Geist war ihm zuvor gekommen. Als Wartenberg sich wandte, kam ihn dieser mit Adelaiden entgegen. „Kommt, rief er, und laßt uns den Berg verlassen! Bald werden die Kayserlichen siegen.“ Mit möglichster Fassung erwiederte Wartenberg: „Wie können wir das, da alle Zugänge besetzt sind?“ Friedrich lächelte, und führte die Verlobten einen sehr steilen Felspfad hinab, den sie nie noch gekannt hatten. Auch im Thal hielt sie niemand an, und in kurzem befanden sie sich auf Wartenbergs Burgwarte.

Die Belagerten waren nun ohne Führer und muthlos. Der Burgvoigt wankte mit seinem grauen Haupte hinab, öffnete die Thore, begehrte zum Kayser und warf sich ihm zu Füßen. Karl begnadigte ihn und die ganze Besatzung. Er kommandirte dann einen Theil seines Volks hinauf, und erstieg selbst den Berg. Staunen und Ehrfurcht ergriff sein Herz auf diesem majestätischen Platze. Er ließ sich überall herum führen, und wagte sich an die gefährlichsten Oerter. Auf einer der höchsten Anhöhen gegen Norden hin setzt' er sich auf ein breites Felsenstück, das man in der Folge aushieb, und bis auf den heutigen Tag Kayserssthl nennt; so

wie eine Felskuppe, wo sich der Monarch am Rande des Abgrunds ausgestreckt hinlegte, den Namen Kayserbette erhielt. Karl zog am folgenden Tage gen Prag. Späterhin wurde das Raubschloß in eine königliche Landesveste umgeschaffen.

Auf Wartenberg betrauerte man mit kindlichen Thränen Dietrichs Tod. Adelaidens gutes Herz, die ihren Vater auch in seiner Härte immer geliebt hatte, war geraume Zeit trostlos über das schreckliche Ende, das er genommen hatte. Sie bat den Ritter, ihr den jungfräulichen Trauerschleyer noch einige Monate zu lassen; denn sie wollte nicht mit Thränen ins Brautbett steigen, nicht die Freude des Geliebten durch ihren Gram trüben. Als endlich die alles heilende Zeit auch ihre Wunde geschlossen hatte, reichte sie dem Ritter ihre treue Hand. Geist Friedrich sah in ihren Mienen das Glück der Lieb' und reinen Wonne, das Kunzen von Wartenberg blühte. Er rief jetzt den Pater Gottschalk herbey. Dieser kam, einige Tage hier zu verweilen. Die Hochzeitanstalten wurden gemacht, und an einem der freundlichsten Frühlingstage, als junge Gräser sich überall hervordrängten, die Bäume sich belaubten, und junge Vögelchöre aus den wärmern Gegenden in diese Wälder zurückkehrten, legte Pater Gott-

schalk die Hände der so lange verfolgten Liebenden in einander, und segnete sie mit den Verheißungen des Himmels. Friedrich wohnte knieend und mit inniger Andacht der Feyerlichkeit bey. Als die Trauung vollendet war, zerfloß seine irdische Hülle wie ein Gewand aus Aether gewebt. Man sah ihn nimmer auf Erden, und sein Geist schwang sich hinauf in die ewigen Wohnungen der Gerechten.

Lange grünte Wartenbergs Stamm, und in spätern Jahrhunderten erzählten Enkel an Kunzens und Adelaidens Gräbern sich die Sage von ihrer Liebe.

Der
Geist des Dybins.

Scene aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Traurig hatten die Cöleſtinermönche, denen Kayſer Karl IV. bald nach der Einnahme des Raubſchloſſes hier ein Kloſter erbauen ließ, den Oybin verlaſſen, nachdem veränderter Glaube ihre Altäre entweiht, Habſucht ihre heiligen Gefäße geraubt hatte, und die Zahl ihrer Ordensbrüder, deren viele Luthers Lehre annahmen, auf wenige zuſammengeſchmolzen war. Ihr letzter Prior, Balthaſar Gottſchalk, ſtarb im J. 1568. auf dem Väterhofe in Zittau. Nachdem die letztern wenigen Ordensbrüder ihr Kloſter verlaſſen, und ſich nach Zittau begeben hatten, beſetzte der Kayſer den Berg mit einem Burgvoigt, der Anfangs nicht nur die Aufſicht über die Gebäude hatte, ſondern auch die Oekonomie der zum Stift gehörenden Güter verwaltete. Als nun in der Folge der Rath zu Zittau dieſe Güter in Pacht übernahm, blieb dennoch ein kayſerlicher Burgvoigt oben auf dem Berge; und obſchon endlich die Güter von der Stadt würklich gekauft wurden, ſo ließ man doch dem

Ritter auf Lebenslang die Freyheit, den Berg zu bewohnen.

Dieser Burgvoigt war ein vollbürtiger Ritter, über dessen Namen die Geschichte schwankend ist. Vielleicht war es Benno von Salza, der wenigstens um diese Zeit die Stelle eines Burgvoigts hier bekleidet hat. Er war ein stolzer rauher Mann, der gern zechte und befehdete, war Wittwer, und hatte eine einzige himmlisch schöne Tochter. Schlank war ihr Bau, voll und rund ihre ganze Gestalt, Unschuld und Fröhlichkeit zeichnete ihr Gesicht, und aus ihrem Auge strahlte ein siebenfaches Feuer. Sie war wirthlich, keusch und züchtig, sorgte mit Kindestreue für die Bedürfnisse des Vaters, und weinte oft am Grabe ihrer Mutter, die hier oben auf einem kleinen Gottesacker ruhte. Daß dies Fräulein mit dem zarten Bau, und eben so zartem Herzen, Agnes genannt, der Liebe huldigte, bedarf kaum einer Erwähnung, wenigstens für die nicht, welche wissen, daß die schönsten Mädchen insgemein die feurigsten und zärtlichsten sind. Im schönsten Frühling ihres Lebens buldete um sie ein junger Ritter aus der Gegend von Gahbel in Böhmen; Karl von Hochstein war sein Name. Er buhlte um ihre Hand und um ihr Herz, aber seine ausdauernden Bemühungen erwarben ihm nur ihr Herz,

nicht ihre Hand, weil er es nicht wagte, den harten Vater darum zu bitten. Er kannte dessen Ahnenstolz, und ach! Hochsteins Ahnen waren durch eine bürgerliche Grosmutter bemakelt. Aber Kraft und Fülle der Jugend webte seine Muskeln und Nerven, und der edelste Wuchs mit dem anmuthigsten, feurigsten Antlitz verkündigte die Würde seines Geistes. Schön war er, wie der Gott der Hirten, schlank wie die Birke im Walde, flüchtig und muthig wie der Hirsch in Böhmens unermeßlichen Wäldern. Wie kann ein Mädchen mit fühlendem Herzen der Liebe eines solchen Jünglings widerstehen?

Da, wo zwischen steilen Klüften ein Bächlein ins einsame Thal hinab rieselte, hatten die Liebenden ein Plätzchen der Liebe, und der zarte Fuß des muntern Fräuleins scheute weder Disteln noch Nesseln, noch die Gefahr des Hinabgleitens, ihrem Ritter unter das trauliche Obdach zu folgen, das ein herüberhängender Sandstein, freundlich sorgsam dem Sammelplatze der Liebe, zur Laube wölbte. Hier hatte Agnesens kleine Hand einen Sopha aus Rosen bereitet, auf dem sie zärtlich sorglos im Arme des schönen Jünglings ruhte. Niemand erspähte diese abgelegne trauliche Felskluft. Oft belauschte sie der silberne Mond, durch die schwärzlichen Aeste der Tannen gukend, an dieser ge-

heimen Stätte, wenn ihre Arme sich kosend umschlangen, und ihre zärtlichsten Worte zu Küssen wurden. Aber der Genius der Unschuld schwebte mit seinem Fittig über den Liebenden.

Einst, als Hochstein dem Zuge des Kayſers gen Prag gefolgt, und einige Wochen entfernt war, saß Agnes, die oft des Tages ihr Lieblingsplätzchen besuchte, weinend an demselben, und die Schmerzen der Trennung glühten auf der sammtnen Wange. Siehe, da stand, nach einem kleinen kaum merkbaren Gesäusel, ein Jüngling vor ihr von sanfter liebreitzender Gestalt, aber bleich von Antlitz, und leicht wie der Stengel der duftenden Lilie, den der Wind hin und her beweget. Gedüfte von Veilchen und Mayblümchen umschwebten ihn. Er stand und betrachtete einen Augenblick mit theilnehmender Miene das bebende Mägdlein. Dann sprach er, und der sanfte Ton seiner Stimme war das Steigen und Sinken eines üppigen Westhauchs. Also sprach er:

Schuldlose Agnes, zage nicht! Ich bin der Schutzgeist des Oybins und seiner Bewohner. Mir sind die Geheimnisse höherer Sphären vertraut, mir ist das Vermögen gegeben, mich in menschliche Gestalten zu hüllen. Jahrhunderte war ich der Hüter der frommen Cölestiner, die hier hauseten. Ich geleitete sie in ihren Väterhof nach

Zittau, und brachte sie nach ihrer Vollendung alle vor den Thron des Ewigen. Ich schütze die Guten, und messe die Tugenden der Menschen nicht nach ihrem Glaubensbekenntniß. Darum traue mir, Agnes, und vernimm den Rath eines Geistes, der dich von deiner Wiege an sorgsam beschützte. Du liebst den von Hochstein, und deine Liebe ist edel und schuldlos. Damit sie es bleibe, damit die Unschuld euch nicht verlasse, und von der Macht der Sinnlichkeit verdrängt werde, bevor es dazu Zeit ist, so müsse ein Priester nun bald euch einsegnen, und das Band der Ehe um euch schlingen.

Das zitternde Fräulein wagt' es jetzt erst aufzublicken, da der Geist vom Bande der Ehe sprach. Hoffnung und Sehnsucht erhob ihr schönes Auge, goß Muth in ihr Herz. „Wer bist du, Fremdling, sprach sie, und woher kennst du die Geheimnisse meines Herzens? Hat vielleicht mein Vater dich gesendet, mich auszuforschen?" — „Du irrst, erwiederte der Geist. Ich bin dein Freund, der Vollender deiner Wünsche. Ich verlasse dich nicht, und kehre zurück, wenn es Zeit seyn wird. Aber damit du nicht zweifelst, daß ich kein Sterblicher bin, so reiche mir deine Hand."

Agnes griff hastig und bebend nach der Hand des Fremdlings, aber sie griff Dunst. Nur

ein leises, elastisches Hüpfen berührte die Pulse ihrer Hand, und im Augenblicke verschwand die Truggestalt vor ihren Augen. — Die Empfindungen des Fräuleins würde keine Schilderung erreichen. Ein Gemisch von Furcht und Hoffnung, von Entsetzen und Freude wogte und hob abwechselnd ihren schönen zärtlichen Busen. Sie besorgte zerstreut das Nachtmahl ihres Vaters, und schlüpfte, als er mit einem hier übernachtenden Franciskaner zechte, in ihre einsame Kammer. Schlaflos wand sich die Nacht vor ihren Augen hin, und ein tröstendes Lämpchen minderte die Furcht ihres weiblichen Herzens.

Nach einigen Tagen kam Karl von Prag zurück. Nur eine Nacht schlief er auf der väterlichen Burg. Dann trieb ihn die Liebe auf den stillen Oybin. Frostig wie immer empfing ihn der Vater, zärtlich wie immer, die Tochter; aber ihm dünkte bleicher Agnesens Wange, und ein Geheimniß schien um ihre freye Stirne zu schweben. Als in traulicher Einsamkeit ihre verborgne Laube die Liebenden aufnahm, entlockte Karl Agnesen dies Geheimniß und den Grund ihrer Zerstreuung. Der Ritter kannte die Welt. Ihm dünkte der Geist ein Betrüger, der durch das Ungewöhnliche einer seltsamen Erscheinung das schwärmerische Mädchen bethört

hatte. Es war klar, daß Agnes ihm hold war, denn sie sprach von seiner himmlischen Gestalt, von seinem feinen, ehrerbietigen Betragen mit wahrer Begeisterung. Eifersucht schlich sich in Karls Herz. Er verließ Agnesen bald, kam düster in seine Heimath, und machte hier allerhand Pläne, der Betrügerey auf die Spur zu kommen; indes sein armes Mädchen mit wundem Herzen seiner Rückkunft entgegen harrte.

Jetzt schmiegte sie ihren Lilienarm um seinen braunen Nacken, jetzt schlug ihr Busen hochbebend an seiner nur halb zufriednen Brust, und die geheime Grotte tönte wieder von den Seufzern reiner Liebe. Karl, der an ihrer Brust durch die Reitze der einsamen Natur traulicher gemacht wurde, konnt' es nun nicht länger übers Herz bringen, Agnesen seinen Argwohn zu gestehen. Sie staunte. Ihr war dies unerwartet. Ihre Thränen strömten unaufhaltsam hervor. Sie hatte gefühlt, daß der Fremdling nicht Fleisch und Bein besaß. Doch gab sie dem Verdacht auf eine mögliche Täuschung mit weiblicher Sanftheit nach. Sie hoffte, der Geist würde rückkehren, und dadurch den Argwohn des Ritters auf einmal zerstören. Aber vergebens. Dreymal waren die Liebenden einsam auf ihrer Rasenbank, und jedesmal hoffte Agnes, die Truggestalt zu erblicken, starrte sie

ängstlich nach der Stelle hin, wo sie sie zum erstenmal sah, fuhr sie bey jedem Blättergeräusch unwillkührlich zusammen. Aber die Erscheinung blieb aus. Auch Karl hoffte mit Sehnsucht darauf. Sein Mißtrauen wuchs. Er entfernte sich frostig. Er blieb daheim, und ließ sich wochenlang nicht mehr auf Oybin blicken. Welche quaalvolle, einer Ewigkeit an Länge gleichende Wochen für die liebende Dirne, die ihre schönen Aeuglein roth weinte!

An einem Abend, als Hochstein trübsinnig in seiner Kammer lag, und zwischen Entschluß und Abneigung wankte, sein Liebchen wiederzusehn, stand auf einmal der Geist in der von Agnesen ihm beschriebnen Gestalt vor ihm. Kein Burgwart hatte gerufen, keine Thüre geknarrt. Karls Argwohn schwand plötzlich. Also der Geist:

Thor! was kränkst du ein Mädchen, die dich so innig und treu liebt, mit deiner Eifersucht? Wär ich auch ein Buhle, der Fleisch und Bein hat, was könnte die Dirne dafür?

Karl. Versucht werden und fallen ist so ziemlich eins beym Weibergeschlecht. Darum erwägt' ich, ob es nicht der Klugheit gemäß sey, mich in Zeiten zu entfernen.

Geist. Ihr scharfsinnigen Weisen, wie ihr doch alles so gewiß wißt! Es gäb also gar keine

weibliche Tugend, meinst du? Du irrst. Tausend weibliche Herzen sind tugendhaft aus innerm Gefühl, nicht, wie so viel Männer, aus Stolz und Eigennutz. Und Agnes — o sie ist ein Weib ohne gleichen. Ihrer Treue kannst du gewiß seyn, und, damit du deinen thörigen Argwohn fahren lässest, so rühre mich an.

Karl. zu des Fremdlings Füßen stürzend, und sie umschlingend. Beym Himmel, ein Geist! Ich fühle weder Fleisch noch Bein. Vergieb, ehrwürdiges Wesen, vergieb meiner Schwachheit!

Geist. Auch zürnte ich dir nicht. Verstand und Liebe waren der Stoff zu deinem Argwohn. Wohl wahr ists, daß weibliche Treue täglich seltner wird, wahr, daß das schwache Herz des Weibes den männlichen Versuchungen öfter unterliegt, als widersteht. Doch nun bist du geheilt. Und damit du meine Sorgfalt für dich und Agnesen, so wie meine Macht erkennst, so wisse, daß das Mägdlein morgen dein Weib seyn, und in deinen ehelichen Armen ruhen wird, ehe die Mitternacht herabsinkt. Rüste dich, morgen nach dem Mittagsmahl auf Oybin zu reuten. Mir überlaß die Sorge für alles.

Er schied mit Myrthengeduft. Nur eine Sekunde bedurft es für ihn, auch in Agnesens Kammer zu erscheinen, und ihr die Brautnacht anzukündigen. Sie weigerte sich. Jungfräuli-

che Bescheidenheit legt' ihr allerhand Einwendungen in den Mund. Sie müßte ja erst mit Karln über sein Ausbleiben zürnen, sich mit ihm zuvor versöhnen, des Vaters Einwilligung haben, ihre weiblichen Angelegenheiten in Ordnung bringen, und was dergleichen mehr war. Sie rechnete auf eine Entführung, die der Geist unterstützen wolle, und ihr gutes, kindliches Herz empörte sich gegen diesen Kindesraub. Aber der Geist drohte mit seinem Unwillen — und Agnes gelobte Gehorsam.

Schon ging am folgenden Tage die Sonne zur Rüste, als Karl am äußersten Burgthor erschien. Benno von Salza war nicht daheim, und hatte, weil er dem Hochsteiner nie ganz traute, strengen Befehl gegeben, niemand einzulassen. Der Burgwart rief dies dem Ritter zu. Aber der Ritter stieg vom Roß, und von den sieben Thoren, die sich am Burgpfade hinauf befanden, öffnete sich eins nach dem andern. Er kam ungehindert und unbemerkt bis in Agnesens Kammer. Da saß das liebliche Mägdlein im weißen Gewand, eine Myrthenkrone im Haar, schöner als je, voll süßer Hoffnungsschwangrer Erwartung, keusch und sittsam ihre Gebärden, hochroth ihre vor Schaam und Liebe glühenden Wangen. Karl sank, ohne ein Wort zu sprechen, vor dem irdischen Engel auf

ein Knie hin. Er dachte an sein Mißtraun, und an die Thränen, die er der Holden dadurch verursacht hatte. Sie trug dem Bittenden volle Vergebung entgegen, und mit heißer Zärtlichkeit schlug ihr Herz an seiner brennenden Wange.

Jetzt erschien auch der Geist. Seine Worte drangen wie Harfengelispel in die Ohren der Glücklichen, die nicht wußten, wie ihnen geschah. „Noch wenige Stunden, und ihr seyd „vermählt. Benutzet sie zu frommen Gefühlen „und Entschlüssen. Würde sich in diesen heili„gen Stunden, die dem Himmel gehören, die „Sinnlichkeit eurer bemeistern, so wär alles „und auf immer verlohren. Darum wachet „und entweihet eure noch unentweihte Unschuld „nicht. Um alles andre seyd unbesorgt. Ich „gehe, den Priester zu holen." Er sprachs, und ließ die Verlobten in der einsamen Kammer.

Glühend waren die Gefühle des Ritters im einsamen Gemach. Ein böser Genius, vielleicht der Widersacher jenes guten, bließ seine Leidenschaft zur Flamme auf, und flüsterte kosend ihm zu: Genieße, der Geist täuscht dich! Zwar hatte diesen Eindruck auf seine Seele die Warnung des schwindenden Genius gemacht. Aber ach! — das Mädchen war so schön, so voll unaussprechlichen Liebreitzes, so üppig schwel-

lend ihr Muskelbau, so einladend ihr Blick! Karl ward zudringlich. Seine Umarmungen waren stürmisch, waren jene glühenden des Gatten, die das Weib mit Entzücken hinnimmt, und vor denen das Mädchen zittert. Lange währte die Stunde der Prüfung. Agnes, gewohnt, die männliche ungestüme Kühnheit mit jungfräulichem Ernst im Zaume zu halten, siegte lang' über den Sturm der Leidenschaften. Doch, der anhaltende Kampf war ihr zu schwer. Liebevoll und eben daher schwach war ihr Herz; reitzend und fast unwiderstehlich der Jüngling. Schon wich der Schutzgeist der Unschuld traurend aus dem Gemach, die Wankenden zu retten. Plötzlich ließ sich in der Nähe ein dumpfes Geheul hören. Ein Sturmwind zerschmetterte die offnen Fenster, und drey schwarze Fledermäuse flatterten mit ihrem schnarrenden Fluge um die Köpfe der Verlobten. So verdrängte der Sturm der Natur den Sturm der Leidenschaft. Karl und Agnes waren geheilt, erinnerten sich an die Warnung des Geistes, blickten sich beschämt an, und standen erwartungsvoll, stumm, erröthend, Händefaltend, als der Geist mit einem vor Erstaunen bleichen Priester herein trat.

Damals lief noch, so lehret die Sage, ein unterirdischer Gang vom Oybin bis gen Zittau.

Sein bedienten sich die frommen Cölestinermönche, deren Heiligkeit zu belohnen ein Wunder diesen Gang ohne Werkzeug und Menschenhand hervor brachte, um unbemerkt und vom Weltgetümmel abgesondert in die Stadt zu wandeln, wo sie ein Haus, der Väterhof genannt, besaßen, oder, mit einer kleinen Laterne auf der Brust, das Brevier in der Hand, ihre Zahl von Muttergottesgrüßen hier in tiefer Einsamkeit abzubeten. Eine unsichtbare Gewalt faßte jenen Priester, als er eben von einer Amtsverrichtung nach Hause ging, und trieb ihn durch den unterirdischen Gang fort, wobey große Wachslichter vor ihm her wandelten, und eine feyerliche Musik von fern sich hören ließ. Der fromme Mann hatte sich noch kaum von seinem Staunen erholt, so war er auch schon am Ende seiner düstern Wallfahrt. Der Geist, in seiner einnehmenden Jünglingsgestalt, begrüßt' ihn ehrerbietig, und bat ihn, die beyden Verlobten, zu denen er ihn so eben ins Zimmer führte, ohne Weitläuftigkeit zu trauen. Der ehrwürdige Herr hatte schon im unterirdischen Gange gemerkt, daß ers mit Geistern zu thun habe. Aber so fest er auch entschlossen war, sich in diese Unholdsgeschichte nicht zu mischen, und lieber sein Leben Preiß zu geben, als heuchelnden Geistern vielleicht zum Spott zu dienen, so ver-

mochten doch endlich die Bitten der Verlobten, die so unschuldsvoll und ehrerbietig vor ihm hin knieten, und an denen er beym geforderten Handschlag deutlich Fleisch und Bein fühlte, ihn zum Entschluß, sie zur Ehe einzusegnen. Ob einige Furcht vor Gefahr an diesem Entschluß Antheil hatte, und der Vorsatz, sein Leben lieber Preiß zu geben, nur ein frommer Selbstbetrug gewesen war, davon schweigen die Urkunden.

Nach vollbrachter Trauung waren freylich keine Hochzeitanstalten vorhanden. Keine Reihe von einladenden Schüsseln kützelte den Gaumen lachender Gäste, kein buntes Gewühl schwebte um die Liebenden, keine Geigen und Flöten riefen zum bräutlichen Tanze. Hehre Stille war um das in Staunen und Nachdenken gehüllte Brautpaar. Karl beschenkte den Priester reichlich. Er nahm das Gold, jedoch nur unter der Versicherung, daß er es an sieche Personen in der Stadt austheilen wolle. Karl und Agnes, und selbst der Geist, der bey der Trauungsceremonie die größte Andacht bewiesen hatte, priesen die Uneigennützigkeit des Pfarrherrns mit Vergnügen. Alle bezeigten sich so gut, so fromm und religiös, daß die größte Verlegenheit ihn ergriff, ob er mit Menschen oder mit Geistern zu thun habe? da letztere nach seinen Begriffen allemal bösen Gelichters

seyn

seyn mußten. Er nahm jetzt seinen Hut, und der Geist erspart' ihm einen kritischen Abschied, indem er ihn urplötzlich wieder in den unterirdischen Gang versetzte, durch den er wohlbehalten gen Zittau und in seine Wohnung zurück kam.

Das junge Paar überließ sich nun dem ungemessensten Entzücken. Kein Sturm brauste mehr am Fenster, und keine Fledermäuse flatterten um die aufgelößten Locken. Selbst der Geist des Oybins besaß so viel Lebensart, sich zu entfernen. So wollen auch wir es allein lassen, und seine selige Brautnacht in stiller Ehrfurcht gegen die heiligen Geheimnisse der Ehe, nicht belauschen.

Trunken war spät am Abend der alte Herr nach Hause gekommen. Er tobte gewaltig, daß Agnes ihm nicht entgegen kam. Aber ein reisiger Knecht, oder vielmehr der Geist in dessen Gestalt, bracht' ihn im Stillen zu Bette. Er verschlief unter fröhlichen Träumen von Weinfässern und Zechgelagen die Nacht, in welcher Lieb' und Wollust seine Agnes am Arme des Heißgeliebten in kurzen Schlummer wiegte. Aber als die Sonne die nachbarlichen Gebirge mit röthlichem Schimmer erleuchtete, stand er auf, und rief die Tochter herbey. Sie kam nicht. Er erinnerte sich dunkel, daß sie auch

gestern nicht da gewesen war, und entbrannte von Zorn. Er rief sie noch einmal mit grimmigen Drohungen; es fuhr ein Blitz von Verdacht durch seine Seele. Der gewaltige Ton seiner Löwenstimme verhallte fruchtlos in den Gemächern und Sälen. Agnes bebte mit klopfendem Herzen an Hochsteins Busen. So zittert die Taube in ihrer hölzernen Burg vor dem Flügelschlage des blutgierigen Stößers. Sollte sie gehen oder bleiben? Sollte Hochstein sie halten oder lassen? Wer mocht' es entscheiden? Beyde seufzten nach dem Beystande des Geistes — und er erschien.

„Gehe du getrost, Hochstein, — so sprach er — am Arm deines Weibes hervor aus der Kammer unter das Antlitz eures Vaters." — „Er wird mich durchbohren," erwiederte Karl. — „Fürchte das nicht," lispelte tröstend der Geist, „die Allmacht wird seinen Arm lähmen." Muthig durch den, der bis jetzt ihre Liebe geschützt, und sie so glücklich gemacht hatte, wagten sie's, aus ihrem Winkel hervor zu treten. Sie folgten dem wüthenden Fußtritt des zürnenden Vaters, ereilten ihn, und umfaßten demüthig seine Knie.

Wer, donnerte der Alte, wer gab dir Erlaubniß, das Mägdlein zu verführen, im einsamen Winkel mit ihr zu buhlen, und wohl gar

in der vergangnen Nacht sie zu entehren? Tod und Verderben dir, wenn du das thatest!

Karl. Vater, sie ist mein Weib. Vergieb —

Benno. Elender! Dein Weib? Und ich soll vergeben? Ungültig ist eine Ehe, der die Einwilligung des Vaters mangelt. Welcher Pfaff wagte dies Freveistück?

Karl. Ungültig? Wag' es keiner, mir mein Weib zu rauben!

Benno. So will ich dich ihr rauben. Empfange deinen Lohn.

Er hob das Schwerdt, ihm das Haupt zu zerschmettern. Aber indes Agnes mit Angstgeschrey umsank, und Karl, bey Seite springend, die Hand nach seinem Schwerdt bewegte, lähmte der Geist augenblicklich den Arm des Alten, daß er das Mordgewehr nicht mehr halten konnte. Es sank ihm aus der kraftlosen Hand. Auch die Natur empörte sich gegen einen Zweykampf zwischen Vater und Sohn. Furchtbar rollte der Donner eines nahen Gewitters mit siebenfachem Echo durch die zackigen Felsgebirge. Ein zweyter Blitz folgte schnell dem ersten, fuhr allgewaltig hernieder, zerschmetterte die Kloster- und Wohngebäude, und zündete sie an. Hoch

loderte die Flamme empor. Sie ergriff die nahstehenden Bäume. Das Feuer ward allgemein. Alles, was hölzern war, ward ein Opfer desselben. Die Kuppel des Kirchthurms stürzte herunter, und mit ihnen die Glocken, die mit fürchterlichem Getöse in die steinerne Kirche hinabrollten. Des Wassers war zu wenig vorhanden, der Brunnen nicht ergiebig genug, die Cisternen vertrocknet. Alles lief gegen einander. Jeder dachte nur an Rettung seiner einzelnen Habseligkeiten. So ward das Feuer bald allgemein, und an Rettung der Gebäude war nach einigen fruchtlosen Versuchen nicht mehr zu denken, um so weniger, da ein von Norden hereinblasender Sturm die Flamme wüthend machte. Hochstein sorgte nur für das Leben seines Weibes. Die Gefahr war groß, da ein einziger schlangenförmiger Weg zwischen den brennenden und zum Theil einstürzenden Gebäuden den Berg hinab führten. Er nahm sie auf seine Schultern, und sprang in raschen Sätzen mit ihr von dannen. Ihm folgte mit möglichster Anstrengung der erschrockne, niedergebeugte Vater. Der Geist beschützte sie vor den einstürzenden Giebeln, und vor den unablässig sich herumjagenden Feuerbränden. Sie kamen glücklich hinab, und lagerten sich auf die Saatfelder gegen den Hochwald hin. Gefahr und Schrecken

vereinigte die Zürnenden, und verdrängte das Andenken an Zwiſt und Kampf aus ihren Herzen, die nur von Seufzern über dieſen traurigen Vorfall gehoben wurden. Wehmüthig ſahen ſie die an Alter und vormaliger Beſtimmung ehrwürdigen Gebäude nach und nach bis auf die Grundmauern einſtürzen. Eine ſchauervolle Stille herrſchte nun durch einige Minuten zwiſchen unſerm Kleeblatt. Jetzt ſprach Benno, große Thränen in den grauen Wimpern:

So bin ich nun ein Bettler, habe Wohnung, Haabe und Tochter in einem Augenblicke verloren.

Agnes. Ach, eben euer Schickſal, Vater, ängſtigt mein Herz. Viel habt ihr verloren, aber eure Tochter noch nicht.

Karl. Auch nicht Wohnung und Haabe. So es euch gefällt, Vater, ſo ziehet mit mir gen Hochſtein. Wir werden kindlich für all eure Bedürfniſſe ſorgen, und euer graues Haupt ruhe ſorglos in den Burghallen meiner Väter.

Benno. Du biſt gerechter, denn ich!

Er ſank tief gerührt in die Arme ſeines edeln Eydams. Beyder Herzen ſchlugen ſich verſöhnt entgegen. Himmliſch-lohnend für dieſen rachloſen Edelmuth umſtrahlte ihn der dankende Blick

seines Weibes, deren Herz gleich stark an Gatten und Vater hing. Auch der Geist erschien jetzt sichtbar, und sprach mit ätherischem Lächeln:

So hab' ich in dir mich nicht geirrt, Hochstein! Du bist heftig und brausend, aber bieder. — Seyd gesegnet, meine Lieben! Mein Schutzamt für den Oybin ist vollendet. Es wird hier nimmer jemand hausen. Ich schwinde mich in die Gefilde des Morgensterns, um dort andre Befehle des Ewigen zu vollbringen.

Die stille Todtenfeyer.

Eine Geisterscene.

Der Abendwind säuselte schaurig durch Oybins gezackte Felsengruppen, rauschte hehr in den Aesten der hohen Kirchhofslinden, sein Odem wehte sanfter durch die Blümchen auf den Gräbern und erfüllte mit Wohlgerüchen die graubemoosten Steinklüfte, und sein Gesäusel bracht' im erquickenden Abendthau süße Kühlung über Gebirge, Wälder und Fluren. Da bestieg ein Jüngling mit schwärmerischen Gefühlen den öden Oybin, um bey der Stille der Nacht auf seinen einsamen Schlangengängen zu lustwandeln. Ihm wölbte Unschuld die freundliche Stirn. Schön lockte sich braunes Haar um seinen Nacken. Schlank war sein Wuchs gleich dem Stamme der jugendlichen Birke. Sein Busen hob sich von frommen Empfindungen, und von allgewaltiger Liebe zu den Reitzen der Natur. Ihn entzückte die schauerlich schöne Gestalt des Oybins und seine abgesonderte Lage zwischen den ihn umringenden stolzen Bergriesen. Im diamantnen Zauberglanze der Gestirne, belauscht vom nahen Monde hier eine

Nacht zu verleben, war längst die Sehnsucht seines Herzens. Aber ohne Gefährten war er, damit seine Brust ungestört empfände die hehren Schauer der Mitternacht an dieser heiligen Stätte. Keine Furcht vor Geistern oder nächtlichen Unholden engte sein Herz. Nicht die Nähe der Gräber, nicht die Leichengruft der vormals hier hausenden Mönche, noch der düstre Anblick der grauen Klosterruinen konnte seinen Muth erschüttern. Hier, wo einst der Sterblichen viele geblutet hatten, aber wo auch tausend andachtsvolle Gebete aus frommen Lippen zum Himmel aufstiegen, hier in der Nähe der Asche verwesender Ritter, Mönche und Dorfbewohner, hofft' er ein weites Feld für seine schwärmende Einbildungskraft, Nahrung für sein Andachtsgefühl, und Stoff zur Ueberwindung des angeerbten Schauers vor außerirdischen Erscheinungen oder Gestalten zu finden.

Zwar ward ihm der Sieg nicht ganz leicht. Ein wenig klopfte sein Herz, als er den Berg so einsam hinanstieg, als die Hütten, von menschlichen Wesen bewohnt, nach und nach unter seinen Füßen verschwanden, und die Ruinen des Raubschlosses und Klosters ihm näher kamen, wo die düsterste Einsamkeit ihn aufnehmen sollte. Kleine Fieberschauer durchbebten seine Muskeln, als das tröstende Sterngewölbe seinen Blicken entschwand, und er durch den

langen düstern Kreuzgang schritt, der seine einsamen Fußtritte schauerlich wiedertönte. Aber als er aus demselben heraus trat, nun auf dem Gottesacker der Oybiner Thalbewohner stand, und der Himmel voll Sterne, die milchfarbne Straße voll Glanz wieder in sein Auge strahlte, da verschwanden alle seine kleinen Schauer, da hob sein Geist sich hinauf zum Vater der Wesen und ward erfüllt mit heiligen Gefühlen der Andacht.

Lange stand er stumm und in sich selbst versunken. Kein Ausruf, keine Thräne, kein lautes Gebet! Er sah Leichen um sich her, sah die Kraft der Verwesung in tausend Bildern; Greise, auf deren Antlitz noch Freude über Vollendung lächelte; Kinder mit der Miene der Unschuld; Mütter, mit dem sorgenvollen, bittern Lächeln! Bräute mit dem wehmüthigen Zuge unerfüllter Hoffnungen; Sklaven der Bosheit mit der Verzweiflung auf Stirn und Wange; Zöglinge der Tugend und Unschuld mit dem ätherischen Antlitz himmlischer Belohnung. Das alles sah der liebe Schwärmer, als sähe ers wirklich. Er theilte mit jedem dieser Vollendeten sein Gefühl, weihte Mitleid dem Strafbaren, Segen dem Gerechten. Dann ergoß sich sein Gefühl in Gebet, und in frohe Ausrufungen, die sein Herz erleichterten. „Wie sie so sanft ruhn, sprach er entzückt, wie sie so sanft ruhn, die Vollendeten,

hier auf diesem Berge der Gottheit näher, hier zwischen den bemoosten Ruinen, von stolzen Menschenhänden gemacht, und den majestätischen Felsegebirgen, die die Hand der schaffenden Allmacht aufthürmte. Wie sie so sanft ruhn, von der Tyranney der Leidenschaften befreyt, nicht mehr fähig zu sündigen, aber ach! auch nicht mehr fähig, schuldlose Freuden zu fühlen, und von den Zauberreitzen der hehren Natur entzückt zu werden. O Ewigkeit, wie tröstend ist der Gedanke an dich für den Hoffenden! O Vernichtung, Vernichtung des Geistes, wie tief, wie unheilbar verwundest du des Zweifelnden irrendes Herz!"

So sprach er, und wandelte mit in einander geschlungnen Armen zwischen den Gräbern einher. Manche Truggestalt hätte den Furchtsamen erschreckt. Ein geharnischter Ritter lag auf einem Stein; flimmernde Kreutze drehten sich im schwachen Mondschimmer; weiße Leichensteine standen drohend, oder lehnten sich, gleich fremden Geistergestalten, in die Wölbungen der überhängenden Felsen. Aber der muthige Jüngling besah sie in der Nähe, und fand todte Werkgestalten, von Menschenhänden geschaffen. Eins nur zog seine Aufmerksamkeit an sich, ein offnes Grab. Doch, es war nicht leer. Ein Sarg stand darin. War er heut

erſt eingeſenkt, und hatte der Todtengräber, dieſer letzte Vernichter irdiſcher Schönheit und Herrlichkeit, das Grab nur noch nicht mit der mütterlichen Erde gefüllt? Lag vielleicht eine junge Gattin hier eingeſenkt, um die der Zurückgelaſſene jetzt in der Stunde der Mitternacht troſtloſe, ächzende Thränen weinte; oder ein Gatte, ein Vater von blühenden Kindern, deſſen jüngeres Weib, ſeiner Zärtlichkeiten überdrüſſig, ihm mit Untreue ſeine Liebe vergalt, in Andrer Armen buhlte, durch Kälte ihn quälte und endlich ins Grab ſtürzte, und die nun der entledigten Laſt ſich freut, und nach dem zweyten Bunde lechzet? — Aber der Sarg iſt alt. Der Zahn der Zeit hat die Farbe abgenagt, roſtig ſind die Schlöſſer, ſeine Geſtalt aus fernen Jahrhunderten entlehnt. Was iſt das für ein Sarg? Des Jünglings Herz ſchlug ein wenig ſtärker. Schauer ergriff ihn. Er entfernte ſich, ſchlich gegen den nördlichen Abhang des Berges hin, da, wo ein hölzernes Haus für fröhliche Mahlzeiten und zum Schutz vor dem drückenden Sonnenſtrahl oder dem durchnäſſenden Regen erbaut iſt. Hier ſetzt' er ſich auf den duftenden Raſen, lehnte ſich an einen Fels, und dachte, in Schwärmereyen vertieft, der ſchauerlichen Erſcheinung nach.

Mitternacht war indes auf unſern Horizont geſunken, und die Sonne brannte auf den Schei-

teln der Gegenfüßler. Da vernahm das Ohr des Jünglings eine ferne, kaum hörbare Muſik. Ihre Töne waren ſanft und traurig, ein Gemiſch von Flöten, Harfen und Zithern, von gedämpften Männerſtimmen begleitet. Sie kam näher und näher. Geräuſch von Kommenden ſchien ſie zu begleiten, aber ein ſo leiſes Geräuſch, als wär es nur verſtärktes Geſäuſel des Nachtwindes. Jetzt erfüllten die Töne den Kreuzgang, der ſie ſonoriſch zurück gab. Jetzt hielt ſie ein. Aber das Ohr des Lauſchers wechſelte ſein Erſtaunen nur mit ſeinem Auge. Fackeln ſchwebten aus dem Kreuzgange hervor, getragen von Menſchen-ähnlichen Weſen, die in klöſterlichem Habit gingen. Des Jünglings Geſicht, durch Ausſchweifungen nicht geſchwächt, noch durch die Anſtrengung geſchliffner Gläſer verderbt, konnte deutlich ihre Kleidung, ihre Geſtalt, ja beym hellen Fackelſchein ihre falben, Leichen-ähnlichen Geſichter erkennen. Der Zug ging bis zum offnen Grabe. Der alternde Sarg erhob ſich, und ſtand nun neben der Vertiefung. Um ihn ſchloß das Chor der ätheriſchen Ordensbrüder einen weiten Kreis. Ein leiſer, himmliſcher Geſang hob nun an, deſſen Töne, das leiſeſte Harfengelispel, die ſanfteſten Flötentöne weit übertreffend, heilige Andacht verkündigten. Da ergriff Ehrfurcht und frommer Schauer den Jüngling, ſein Beben

war vorüber, seine Furcht wandelte sich in nie empfundene Wehmuth. Unwillkührlich sank er auf seine Kniee, mit den frommen Geistern zu beten.

Auch dieser rührende Gesang schwieg endlich, und eine heilige, schauerliche Stille schwebte einige Minuten lang durch die öden Felsen, während denen die Leichenbegleiter voll Andacht auf ihren Knieen lagen. Hierauf nahte sich der Prior dem Sarg und öffnete ihn. Einer seiner Brüder reicht' ihm einen Kranz von frischen Myrthen. Kaum berührt' er das Haupt der Leiche mit diesem Kranze, als sie sich aufrichtete, und mit Lächeln das Chor der Ordensbrüder begrüßte. Ach, es war ein jugendliches Mägdlein mit den Zügen der vollkommensten Schönheit! Freundlichkeit und Gram rangen in ihren Mienen. In der Gegend des Herzens war eine Oeffnung, gleich einer großen Wunde. Ihre bleiche Wange färbte sich in wenig Augenblicken mit der Rosenfarbe des Morgenroths. Leben kehrt' in ihre Muskeln und Adergewebe. Aber auch Blut quoll aus der Wunde ihrer Brust hervor. Sie sprach mit einem himmlischen Lächeln, aber so leise, daß der Jüngling ihre Worte nicht vernehmen konnte. Dann faltete sie die Hände, und der Kreis der Mönche sank abermals auf seine Kniee, mit ihr zu beten. Nach der Vollendung dieses Gebets,

das auch nicht das leiseste Geräusch unterbrach, und bey dem selbst das Säuseln der lebenden Natur ehrfurchtsvoll schwieg, sank das Mägdelein wieder rückwärts, ihr Gesicht überzog Todtenblässe, die Wunde blutete nicht mehr. Einige Mönche schlossen den Sarg und senkten ihn in das Grab hinab. Gemach und in trauriger Ordnung zog sich die Versammlung zurück. Ihre Fackeln schwebten gegen den Kreuzgang hin, und als sie diesen betraten, hob abermals die sanfteste Trauermusik an. Ihre Töne wanden sich sonorisch durch die natürlichen Felsengewölber, und verhallten endlich in den düstern Ruinen der verfallnen Kloster-Kirche.

Als die Mönche ihren Rückzug angetreten hatten, und dem Kreuzgange sich näherten, wagt' es der Jüngling, durch die Heiligkeit der Scene muthig gemacht, ihnen von fern zu folgen. Allein er hatte nicht bemerkt, daß eines dieser ätherischen in irdische Gestalten gehüllten Wesen zurück geblieben war und sich ihm näherte. Indem er sich nun um eine Felsenecke herum wandte, so stand der Geist auf einmal vor ihm. Er sank rückwärts. Da fühlt' er sich von zwey starken Armen aufgehoben, die ihn aber kaum zu berühren schienen, so leicht und flüchtig waren sie bey aller ihrer Kraft. Der Jüngling schlug die Augen auf, und erkannte sogleich den Prior. Er faßte Muth. Freundlich

lich redete der fromme Geist ihn an, und scheuchte von ihm alle noch übrige Furcht durch seine Traulichkeit hinweg. Dann aber, als er sein Zutraun gewonnen hatte, verwieß er ihm seine Verwegenheit und seine Neugier mit väterlicher Warnung. Also sprach er:

Jüngling, dein Herz mag sonder Zweifel gut seyn, denn dein Anblick verkündet Unschuld und Tugend. Aber warum wagst du dich in den Schauerstunden der Mitternacht an einsame Stätten, an die Plätze, wo Gute und Böse dem letzten Gericht der Erde entgegen schlummern? Meinst du, das Daseyn höherer Geister sey Wahn, Tand ihre Einwirkung auf lebende Wesen? O ihr irdischen Weisen, die ihr mit euern Maulwurfsaugen den Himmel zu durchschauen hofft! Könnt ihr wohl durchdringen den Schleier, den der Ewige über tausend Geheimnisse in der Natur des Weltalls gezogen hat, erleuchten die Nacht, die zwischen eurem Blick und den Millionen Werken des Schöpfers hänget? Kennt ihr doch euer kleinstes Gewürm, eure Vögel, eure Pflanzen nicht alle, werdet sie nie alle kennen, ja selbst das Triebwerk und der Bau eueres hinfälligen Körpers ist euch zum Theil noch ein Geheimniß. Und ihr erkühnet euch, zu zweifeln an dem Daseyn der Geister, an ihrer Fähigkeit auf uns zu wirken, an der großen bis zur Gottheit fortlaufenden Kette der

Wesen von dem einfachsten bis zum vollkommensten? Einst wird es licht werden vor euren Augen. — Jüngling, sey nicht furchtsam. Die Tugend ist das nie. Aber sey auch kein Wagehals. Nicht immer dürftest du in so fromme, gute Geistergesellschaft gerathen, wie heute. Ich und meine Brüder empfanden sogleich dein Daseyn. Aber wir verziehn dir, wir wollten dich nicht schrecken. Unsre Feyerlichkeit war heilig, warum sollten wir dich davon entfernen? Doch versprich mir, hoffnungsvoller Sohn, daß du künftig vorsichtiger seyn, und muthvoll nur auf deinen Pfaden wandeln willst.

Da sank der Jüngling beschämt auf sein Antlitz, und er vermochte nichts, als ein bebendes Ja zu sprechen. Ihn beruhigte der ehrwürdige Geist. Fasse dich, sprach er: ich hoffe, du wirst weise handeln. Doch damit du die Feierlichkeiten seliger auf wenige Stunden verkörperter Geister, die du mit ansahst — ein Glück, das so wenigen hienieden wird — nicht für Gaukelspiel oder Betrug hältst, so will ich noch bis zum Anbruch der Morgenröthe, die mich an den Ort meiner Bestimmung zurückruft, bey dir verweilen, und dir die Veranlassung dazu erzählen. Vielleicht wird diese Geschichte auch für dein Herz, für dein künftiges Leben heilsam seyn, und vor Verirrungen deines Herzens dich schützen.

Dies war der leise Wunsch des Jünglings, den er aber vorzutragen kaum gewagt hatte. Des Priors Traulichkeit löste jetzt seine Zunge. „Seliger Geist," sprach er demüthig, „beglücke mich, ehe du dein Versprechen erfüllst, zuvor mit einigen Erzählungen von dem hiesigen Aufenthalt, von den Begebenheiten deines Klosters, und von der Entstehung deines Ordens." Der Prior, der die Vorliebe für seinen Stand und für seinen Aufenthalt auf Oybin mit sich in die andere Welt hinüber genommen hatte, war über diese Bitte nicht unwillig, sondern sogleich bereit, sie zu erfüllen, und erzählte folgendes:

Was auch die Eitelkeit der Menschen und ihr Hang zur Sinnlichkeit immer erdenken mag, die Klöster zu tadeln, und ihre Heiligkeit herabzuwürdigen, so bleibt es doch entschieden, daß von ihnen Kunst und Wissenschaft ausgiengen, daß sie Beyspiele der Tugend, Grundlagen der Frömmigkeit, der Uebung in guten Werken und Selbstverleugnung waren. Ihre Stifter waren wirklich fromm. Ein heiliger Eifer beseelte sie. Laß diesen auch oft zu weit getrieben, laß ihn zur Schwärmerey ausgeartet, oder mit unreinen Absichten vermischt gewesen seyn, so beweißt dies doch nichts gegen die Güte der Sache, die an sich tadellos bleibt. Unter den vielen frommen Männern, die durch Stiftung oder Anordnung

von Klöſtern ihrem andachtsvollem Herzen eine Genüge zu leiſten ſuchten, war beſonders der Stifter des Ordens merkwürdig, von dem ich, als ich noch auf Erden wandelte, ein Mitglied war, und in welchem ich unverdient bis zur Würde eines Priors ſtieg.

Peter von Pelianis, einer kleinen Stadt ohnweit Sulmona in Neapel, ward im Jahr 1215 von armen Eltern gebohren. Man erzog ihn fromm und einfältig, nach der Sitte des Zeitalters. Umgang mit einigen Mönchen brachte ihm Vergnügen an der Einſamkeit bei, und ſtellte ihm Selbſtentſagungen als die größte Tugend dar, deren der Menſch fähig iſt. Sein Hang zur Frömmigkeit ging bald in Schwärmerey über. Schon in ſeinem 16ten Jahre begab er ſich in eine Einöde, und hielt ſich daſelbſt 3 Jahre lang in einer engen Höhle auf, worin er weder aufrecht ſtehen, noch ſich ausſtrecken konnte, führte auch überhaupt ein ſehr ſtrenges Leben. Auf den Rath ſeiner Freunde zog er ſodann nach Rom, und ward hier anfangs ein Weltprieſter, bald aber in einem Kloſter St. Benedikti ein Mönch, von da verfügte er ſich in eine Grotte oder Höhle des Berges Moron um das Jahr 1239, wovon er den Beynahmen Petrus von Moron bekam. Weil aber die Gegend, in der die Grotte lag, von

Menſchen nach und nach angebaut wurde, ſo verließ er ſie nach einem Aufenthalt von 5 Jahren, ſuchte eine tiefere Einſamkeit auf, und begab ſich im Jahr 1244 auf den großen und hohen Berg Majella in Abruzzo gelegen, deſſen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt, und deſſen mittler Theil von ſteilen Felſen und großen Wäldern umgeben iſt. Er fand auf demſelben eine Höhle, in der er ſein einſames Leben fortzuſetzen beſchloß. Es kamen aber ſehr viele, die die Welt verließen, zu ihm, die er denn aus heiligem Eifer alle in ſeine Geſellſchaft aufnahm, bis derſelben ſo viel wurden, daß er ſich genöthigt ſah, auf eine geraumere Wohnung zu denken. Er fand auch Mittel und Wege, durch die Unterſtützung frommer und reicher Perſonen, zu Majellis ein Kloſter zu bauen, deſſen Regeln er nach denen des heiligen Benedikt entwarf. Als aber nach einiger Zeit auf der Kirchenverſammlung zu Lyon, im Jahr 1273, der Beſchluß abgefaßt wurde, daß alle Orden ſollten abgeſchafft werden, die nicht einen beſondern Schutzbrief vom päbſtlichen Stuhl aufzuweiſen hätten, ſo begab er ſich, weil er zuvor davon einen Wink erhalten hatte, in eigner Perſon, nur von zwey Brüdern begleitet, zu Fuße nach Lyon, und erhielt daſelbſt vom Pabſt Gregor dem Zehenten die Beſtätigung ſeines neuerrichteten Ordens, der damals von den

Bergen hieß. Sobald er dies Geschäft vollendet hatte, kehrte er in seine Gebirgswüste zurück, berief seine Ordensbrüder zusammen, und setzte ihre Observanzen auf einen festern Fuß. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser unser guter Vater und Stifter die trefflichsten Absichten hatte, und nicht nur solche Anordnungen traf, die seine Ordensgeistlichen zu Mustern der Frömmigkeit bilden sollten, sondern auch überhaupt die Mönchszucht zu verbessern suchte. Er fand Zutrauen, und es wandten sich mehrere ganze Klöster der Benediktiner an ihn, die seinem Orden einverleibt zu werden begehrten. Er nahm sie auch an, weihete in kurzer Zeit 36 Klöster ein, und sein Orden zählte bald über 600 Brüder. Es konnte nicht fehlen, daß sein Ruhm mit jedem Tage stieg, und sich in allen Ländern ausbreitete. Ja, als im Jahr 1294 der päbstliche Stuhl ledig wurde, so wählten die Kardinäle den abwesenden demüthigen Mönch, ganz gegen seine leiseste Erwartung, im 79sten Jahre seines Alters zum römischen Pabste. Auf vieles Zureden nahm er die Würde, und bey seiner Krönung den Nahmen Cölestin der Fünfte an. Da er nun als höchstes geistliches Oberhaupt seinen neuerrichteten Orden ganz besonders in Schutz nahm, und ihm große Freiheiten ertheilte, so nannte man die Bekenner und Mitglieder desselben nach seinem Nah-

men Cölestiner. Er bekleidete jedoch die päbstliche Würde nicht lange. Die Hoheit derselben war seiner Demuth zuwider, ihr Glanz blendete sein bescheidnes Auge, er konnte sich in die Kabalen und Ränke des Hofes nicht schicken, und da überdies die Kardinäle mit einigen von ihm angefangenen Kirchen- und Kleriseyverbesserungen nicht zufrieden waren, so legte er noch im Jahre seiner Erwählung die dreyfache Krone wieder ab, und kehrte in seine stille Klause zurück. Sein Nachfolger, Bonifaz der Achte, dem er doch den Weg zum Glanze des höchsten Oberhaupts der Kirche gebahnt hatte, handelte an ihm sehr undankbar und grausam. Denn er warf ihn, auf Veranlassung einer höchst ungegründeten Beschuldigung, bald nach Niederlegung seines Pontifikats, in ein hartes Gefängniß, worin er im Jahr 1295, als er bereits 80 Jahr alt war, auf eine höchst mitleidswürdige Weise umkam.

Hier unterbrachen heiße Thränen des Jünglings die Erzählung des Priors. Sey ruhig, sprach dieser zu ihm, sey ruhig, mein Sohn, denn Cölestin erndtete den köstlichsten Lohn in den Gefilden einer bessern Welt, als er vollendet hatte. Seine Leiden wurden ihm dort reichlich vergolten, auch ward er geraume Zeit hernach von der Kirche unter die Zahl der Hei-

ligen aufgenommen. Uebrigens war es gut für ihn, daß der Ewige ihn nicht mit einem außerordentlichen Lebensalter beschenkte. Denn tief würd' es ihm gebeugt, ja es würde seine Leiden im Gefängniß, die seinen Tod beschleunigten, noch übertroffen haben, wenn er noch eine Reihe Jahre gelebt, und gesehen hätte, wie wenig nach seinem Tode seine Anordnungen befolgt wurden, und wie bald auch unser Orden wieder zu den gewöhnlichen Mißbräuchen herabsank. Denn viel sah ich während meines vierzigjährigen Aufenthalts in unserm Orden, das mich kränkte, und mit Frömmigkeit und klösterlicher Eingezogenheit sich nicht vertrug. *) Ungern stieg ich zur Würde eines Priors: und ob ich schon alles anwendete, die Absichten unsers verklärten Stifters möglichst zu erfüllen, so gelang es mir doch nicht im ganzen Umfange. Verlange daher nicht, Sterblicher, daß ich dich

*) In dem päbstlichen und klösterlichen Ordensbuche, das 1560 zu Wittenberg herauskam, befindet sich folgende, den Cölestinerorden betreffende Reimerey:

Cölestinus ein Pabst war,
Erst ein Mönch aus der Prediger Schaar,
Das Pabstthum er wieder ließ fahn,
Diesen Orden davor fing an,
Welcher noch vorhanden sind,
Das Volk zu betrügen sinds behend,
Schwarz von Farb ist gemacht ihr Kleid,
Vor ihre Frömmigkeit schwör' ich kein Eyd.

mit der ganzen Geſchichte meines Aufenthalts auf Oybin bekannt mache. Die Erinnerung davon iſt mir nicht angenehm, und trübt das Licht meiner Verklärung.

Doch dies muß ich dir noch ſagen, wie der in Italien entſtandene Cöleſtinerorden auf Oybin verpflanzt wurde. Kayſer Karl IV., das Schrecken ſeiner Zeit, aber vielleicht minder groß im Auge des Allwiſſenden, als in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen, that im Jahr 1368 einen Heereszug nach Italien, um dem Pabſte gegen die Grafen von Mayland und andre Feinde beyzuſtehn. Er beſuchte nach glücklicher Beendigung dieſer Fehden ſelbſt den Pabſt zu Avignon. Der Gottesdienſt der dortigen Brüder vom Orden St. Peters des Bekenners, oder Cöleſtiner, gefiel ihm ganz beſonders, und er wohnte demſelben mehr als einmal bey. Als er wegreiſte, nahm er einige Brüder aus dieſem Kloſter mit ſich nach Prag, durch ſie den Cöleſtinerorden in ſeine böhmiſchen Erbſtaaten zu verpflanzen. Sie konnten jedoch, ohngeachtet ſie ganz Böheim durchzogen, keinen Ort finden, der ihnen anſtändig geweſen wäre, ein Kloſter zu bauen. Sie beſchloſſen daher, wieder zurück zu reiſen, vermuthlich beſonders deswegen, weil die rauhe Himmelsgegend ihnen nicht anſtand. Kayſer Karl war darüber ſehr unzu-

frieden, und entließ sie ungern. Die Nacht vor ihrer Abreise sann er schlaflos der Sache noch genauer nach, und erinnerte sich jetzt erst des Oybins, den er vor einigen Jahren mit Heeresmacht einzunehmen gezwungen gewesen, und dessen einsame, ganz für ein Gott geweihtes Kloster geschaffene Lage er damals kennen gelernt hatte. Als der Tag anbrach, ließ er die schon reisefertigen Mönche noch einmal vor sich kommen, und gebot ihnen, nicht eher zurück zu reisen, als bis sie vorher den Oybin in Augenschein genommen hätten. Sie gehorchten, und fanden diesen Berg so sehr dem Zweck ihres Ordens gemäß, daß sie über seiner Anmuth die Rauhigkeit der deutschen Himmelsgegend vergaßen, freudig zum Kayser zurückreisten, und ihn selbst um die Erbauung eines Cölestinerklosters auf Oybin baten. Er war darüber sehr froh, und gab sogleich hierzu die nöthigen Befehle, worauf sofort der Bau angefangen, fleißig fortgesetzt, und nach einigen Jahren zu Stande gebracht wurde. Die Stiftung ward nun auf 12 Brüder festgesetzt, deren Zahl sich jedoch in der Folge vermehrte, und der Kayser beschenkte das Kloster mit so reichen Einkünften, daß wir nicht nur ein sehr frohes Leben führen, sondern auch das Armuth reichlich begaben und erquicken konnten.

Vernimm nun, Jüngling, noch die Begebenheit, die jene stille Todtenfeyer veranlaßte, welcher beyzuwohnen du das Glück gehabt hast. Ohnweit des Hochwalds wohnte ein junger Ritter, schön von Gestalt, aber von schlechter Denkungsart, und einem unordentlichen Lebenswandel. Jagd war seine Lieblingsbeschäftigung. Er lebte oft ganze Tage im Walde, dann nahm, wenn die Sonne hinter die Berge sank, die kleine friedliche Hütte eines Försters ihn auf. Bey diesem biedern Manne genoß er Speise und Ruhe, und befand sich wohl im Arm der Freundschaft. Arm war der Waldbewohner, aber er hatt' ein edles Herz, und sein Geist erhob sich weit über seinen Stand. Auch enthielt sein Haus einen Reichthum von seltner Art, eine Perle, die schon damals nicht gemein war, und jetzt fast gar nicht mehr zu haben ist. Dies war ein tugendhaftes Mägdlein, sein einziges Kind, die Unschuld und Tugend höher, als Reichthum und Wollustgenuß, ja selbst als das Leben schätzte. Drum war sie auch der Stolz des biedern Försters, die Freude seines Alters, der Trost in seiner Einsamkeit. Doch sie war auch schön, rosig ihre Wangen, frey und edel ihre Stirn, ihr Auge feurig und zärtlich. Der Ritter, — man nannt' ihn Walther von Kommotau, — gewann sie lieb. Das war natürlich. Aber unnatürlich und boshaft wars, daß

er sie zu verführen, ihre Unschuld zu zertrümmern, ihrem Vater diesen einzigen Reichthum zu stehlen suchte. Er ließ keine von jenen schmeichlerischen Künsten unversucht, die so leicht Mädchenherzen zu Boden fällen. Er pries ihren Wuchs, ihre Gestalt, ihr Auge, ja sogar ihre Tugend, die er doch in seinem Herzen haßte. Sie hörte das gern, denn sie war ein Frauenzimmer, denen man zu meiner Zeit schon immer nachsagte, daß sie, Weiber so wenig als Dirnen ausgenommen, leicht in das Netz der Schmeicheley fielen. Auch Anna fiel in sein Netz. Die Unbefangne sah das feine Gewebe nicht. Sie hoffte einst an des Ritters Seite die Tage einer glücklichen Gattin zu verleben. Sie entfloh der Einsamkeit mit ihm nicht, ließ gern ihre Hand in der Seinigen, gern brannt' Annens Rosenmund auf Walthers männlichen Lippen. Mehr hätte sie nicht geduldet, aber mehr wagte Walther auch nicht. Er kannte seinen Gegenstand, wußte, daß ein einziger Schritt aus dem Gleise der Ehrbarkeit sie mißtrauisch machen, und von ihm entfernen würde. Aber es war im mindesten nicht sein Ziel, das Rosenband der Ehe um ihre Hüften zu schlingen. Stehlen wollt' er sie und ihre Unschuld, und dann das verirrte Schaaf dem weinenden Vater entehrt zurücksenden. Stufenweise und fast unmerklich sollte die Arme von

ihrem ebenen Tugendpfade auf den schlüpfrigen Irrweg geleitet werden, und endlich rettungslos fallen. Daß er ihr Herz zu gewinnen suchte, entging dem erfahrnen Alten nicht. Er warnte sein Kind, und war ruhig, denn er baute auf die Tugend seiner Tochter, und konnt' es mit Recht. Aennchen dankte der Warnung, aber sie dünkt' ihr überflüssig, denn sie hielt des Ritters Absichten für rein, ihn selbst für edel, und auch sie baut' auf ihre Tugend.

Walthern dauerte der gerade Weg endlich zu lang. Es dünkt' ihm gefährlich, einzulenken; bey dem leisesten Seitenschritt fürchtete er der Dirne Gunst zu verlieren, die des Vaters Warnung wenigstens wachsamer gemacht hatte. Ein gewagtes Unternehmen könnt' ihn, glaubt' er, auf einmal seinem Ziele näher bringen. Es kam darauf an, sie von ihrem Vater zu entfernen, sie ganz in seine Gewalt zu bekommen. Das war leicht. Oft lustwandelte sie an Walthers Arme im Walde, oder sie begleitete ihn auf die Jagd, denn scharf war ihr Auge, und von Kindheit an lernte sie mit den tödtlichen Gewehren umgehn. Der Plan, sie zu entführen, durfte also mit keinen Schwierigkeiten kämpfen. Er war bald entworfen, und ausgeführt.

Einſt ſtand der Jagdhund vor einem Haaſen. Anna lehnte die Flinte an, Walther entfernte ſich nach einer andern Seite. Kaum hatte ſie losgeſchoſſen, und eilte nun, ihre gefällne Beute in die Jagdtaſche zu bringen, als drey vermummte Kerls ſie umringten. Sie ſelbſt hatte das Signal zum Angriffe gegeben. Man bemächtigte ſich ihrer. Sie rief ihren Ritter mit lauter Kehle, ſie weinte, ſie tobte, aber alles umſonſt. Man warf ſie auf ein leichtfüßiges Roß, und jagte mit ihr davon. Es ging über Stock und Stein. Annens laute Klage verſchlang ein ſechszehnfüßiger Hufſchlag. Man näherte ſich nach vier Stunden einer Burg. Einer ihrer Räuber ſtieg vom Roß, und verband ihr die Augen. Bald darauf nahm man ſie herunter, und trug ſie, weil ſie zu gehn ſich weigerte, durch Höfe und Gänge in ein abgelegnes, aber auch geſchmücktes, Zimmer. Die Binde ward weggenommen. Aber man ſchloß die Thüre hinter ihr. Die Fenſter des Gemachs gingen über eine grauenvolle Tiefe hinaus. Hier ſaß nun Anna, verlaſſen und troſtlos. Schon nahte die Nacht heran, und der Mond warf, mit ihr trauernd, ſeinen bleichen Silberſchimmer auf ſie hernieder; Gebet, und Weinen und Händeringen waren das einzige Geſchäft der Unglücklichen.

Da öffnete ſich die Thür, und herein trat ein Pfaff in ehrwürdiger Geſtalt. Schon fing ſein Bart und Haupthaar an zu grauen, und frommer Ernſt faltete ſeine Stirn. Ihn ſendete der Beſitzer der Burg, Walther von Kommotau, Annens Räuber, um ſie zu gewinnen, und den Schritt zur Entführung zu entſchuldigen. Der fromme Mann entledigte ſich ſeines Auftrags, denn er kannte Walthers harten Sinn, wußte, daß es ihm ſein Leben koſten konnte, wenn er ſich des Auftrags weigerte. Auch ſchien's ihm ein Ernſt mit ſeiner Bewerbung, denn er ſetzte der Dirne ſcharf zu, daß ſie ſich dem Ritter ergeben, und der Gewalt weichen ſolle. Doch Anna fand ſeine Reden mit ſeinen Mienen im Widerſpruch. Sie bat ihn flehentlich, von ſeinem Begehr abzuſtehn, und zeigte die unverkennbarſte Entſchloſſenheit, ihre Tugend zu behaupten. Der Pfaff entfernte ſich endlich mit Drohungen, und verſicherte, daß der Burgherr ihm folgen, und ſein angefangenes Werk gewiß mit größerer Zudringlichkeit fortſetzen werde. Aber er gab ihr zugleich ſo bedeutende Winke mit den Augen, ſah ſo mitleidsvoll auf ſie hin, daß Anna nun wohl merkte, er verrichte ſeinen Auftrag nur gezwungen, und wiſſe, daß man ihn behorche. So wars auch. Walther verlor kein Wort von dieſer Unterredung, und weh dem Pfaffen, hätt'

er seine Befehle überschritten. Er ging. Anna kämpfte die ganze Nacht zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Kein Schlaf deckte ihr thränenvolles Auge.

Als die kommende Sonne die Spitzen der Berge vergoldete, öffnete sich abermals die Thür ihres Kerkers. Bebend sah Anna ihren Räuber eintreten. Er stürzte demüthig und mit geheuchelter Reue zu ihren Füßen. Keine Schmeicheley, keine Entschuldigung, daß Unermeßlichkeit seiner Liebe ihn zu diesem kühnen Schritt bewogen habe, blieb unversucht. Anna überhäufte ihn mit Vorwürfen. Er nahm sie alle mit Demuth hin. Sie bat und weinte, er bat wieder, sie drohte, sich zwischen die Felsen hinab zu stürzen, und er bat so dringend, so innig ihres Lebens zu schonen, daß sie — sich nicht hinabstürzte. Dennoch war es ihr unmöglich, seiner Liebe Gehör zu geben. Sie dacht' an ihre verletzte Ehre, an das graue, gewiß nun tief gebeugte Haupt ihres Vaters, und der Abscheu vor Walthern, den seine Schmeicheleyen ein wenig zu mindern angefangen hatten, brach mit Allgewalt wieder hervor. Was sollte sie thun? List ist den Weibern eigen. Sie ergriff die Larve, fing an die Nachgebende zu spielen, ließ entfernte Hoffnung blicken, bat nur um Geduld, um Aufschub, und, als Walther

ther entzückt von diesem kleinen Hoffnungsschimmer, sie verließ, bat sie ihn, den Burgpfaffen herauf zu senden, daß er mit ihr bete. Walther hatte daraus nichts Arges. Er ließ den Alten sofort herbey rufen, und schickt' ihn zu Annen. Diesmal ward er nicht beborcht. Ein trauliches Gespräch erhob sich nun zwischen ihm und Annen, dessen Inhalt folgender war:

Er finde des Ritters Unternehmen sehr strafbar, und werde es nie billigen, auch dann nicht, wenn Anna selbst nachgiebiger würde. Er sey ihr Freund, und wolle ihr Retter werden. Sie solle nur noch einige Tage ausharren, und den Ritter hinhalten.

Anna verschlang jedes seiner Worte. Sie küßte gerührt seine Hand. Dann betete er mit ihr, um keinen Argwohn zu erregen, im Fall Walther, ihn zu belauschen, kommen sollte. Auch geschah dies. Als er sie verließ, trat der Ritter ein. Anna betrug sich jetzt noch nachgiebiger. Doch wußte sie des Ritters Zudringlichkeit noch immer abzulehnen. Er besuchte sie oft des Tages, aber seine Sinnlichkeit gewann dabey wenig. Indeß wär es doch wohl gut, wie die Dirne in der Folge selbst gestanden hat, daß die Prüfung nicht Mondenlang dauerte, denn der Ritter war liebenswürdig, und Anna war ihm nicht abhold.

Am dritten Abend besuchte Annen der ehrwürdige Vertraute. Diese Nacht, sprach er zu ihr, schlägt das Stündlein deiner Erlösung. Fasse Muth. Um Mitternacht, wenn alles im Schlafe liegt, wird die Thüre deines Gemachs sich öffnen. Gehe getrost heraus, und wo du nur auf eine Thür stößest, die du offen findest, durch diese gehe geraden Weges, und du wirst dich bald unter Gottes freyem Himmel befinden. Er verließ sie hierauf mit seinem Segen. Anna bebte. Die Mitternacht kam. Leise ward ihre Thüre geöffnet. Sie säumte nicht, leisen Trittes heraus zu schleichen. Sie fand eine Thüre nach der andern offen, denn der Pfaff hatte den Burgvoigt auf seine Seite gebracht. Alles ging nach Wunsche. Anna stieg mit immer leichter werdenden Herzen dem Windelsteig hinab, den sie ehegestern herauf gestiegen war. Der Pförtner stand schon bereit, das Burgthor zu öffnen. Ein Schrittchen, und Anna stand frey unterm Schutze des majestätischen Sterngewölbes. — O wie viele Dirnen, ja wie viele Weiblein sogar, wären vielleicht gern bei dem schönen Ritter geblieben, hätten ihm gern ihre Unschuld geopfert, hätten die Rettung des braven Burgpfaffen verschmäht! Aber Anna hatte Gefühl für Tugend und Unschuld. Dies allein schützt vor dem Verbrechen. Kein andrer Schutz ist so sicher, als dieser.

Aber was sollte das Mägdlein nun beginnen? Unbekannt war ihr Gegend und Weg. Dennoch mußte sie schnell von dannen, mußte beym Anbruch des Tages schon weit von der Burg entfernt seyn. Ihre Bekanntschaft mit den Waldungen kam ihr hier zu statten. Sie fand bald einen Pfad, der auf ein Dorf führte, erreicht' es, und kam auf eine Straße. Auf dieser eilte sie fort, unbesorgt, wo sie hinführe, denn jeder Weg war ihr gleich. Zurück zu ihrem Vater wollte sie nicht. Sie fürchtete Spott und Hohngelächter ihrer Gespielinnen und Nachbarn, denn lange schon war sie mit dem Junker im Gerede, und wie leicht hätte man ihre Erzählungen von ausgestandner Gefahr fabelhaft finden, wie leicht an ihrer geretteten Unschuld zweifeln können? Sobald sie bey anbrechendem Tage einem Menschen begegnete, fragte sie, wo die Straße hinführe, und erfuhr, daß man auf derselben nach Prag gelangen könne. Dies war ihr recht Sie hatte dort Verwandte, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen wollte.

Aber als die arme Dirne den langen Weg mühsam vollendet, und ihre Freunde aufgefunden hatte, mußte sie die Kränkung erfahren, daß man ihren Worten keinen Glauben beymaß, sondern sie für eine verlaufne Weibs-

person erklärte, und mit einem Zehrpfennige abwieß. Sie war troſtlos. Prag war ihr nun verhaßt. Sie verließ es, und nahm ihren Weg gegen das Gebürge. Ein heiliger Entſchluß, ihr Leben der Einſamkeit zu weihen, durchdrang ihr Herz. Sie drang in den dickſten Wald, und welch Erſtaunen! — ſie fand eine leere Einſiedlerhütte, in derſelben einige Geräthſchaften, und ein härnes Eremitenkleid; dabey lag eine Handſchrift, auf welcher ſtand: „Wandrer, nimm alles, was du hier findeſt, „und wirf dafür Erde auf meinen Leichnam, „der hinter dieſer Hütte ruht.“ Anna eilte an den angegebnen Ort. Da fand ſie in einer reitzenden Laube ein Mumienartig zuſammengedorrtes Kadaver in einem offnen Sarge liegen, und daneben ein offnes Grab. Schauer und Entſetzen ergriff ſie. Doch bald wich beydes ſanftern Empfindungen, und dem Pflichtgefühl, dieſen vollendeten Bruder der Erde zu geben. Sie fand in der Hütte ein Grabſcheit und Stricke. Nun deckte ſie den Deckel auf den einfachen Sarg, band ihn mit Stricken, und ſchob ihn gemach in das Grab, das ſie nun mit Erde ausfüllte, und mit einem Hügel verſah. Leichter ward's ihr jetzt ums Herz. Sie faßte den Vorſatz, hier zu bleiben, ſchlief die Nacht ruhig in dieſer Eremitenhütte, legt' am Morgen das Eremitenkleid an, nahm

Flasche und Schnappsack, und ging damit, indem sie bald einen Fußpfad fand, nach dem nächsten Dorfe, Allmosen zu sammeln. Dort war man erstaunt über den jungen Einsiedler, und gab ihm reichlich. Anna kehrte mit Mundbedürfnissen reichlich versehn in ihre Hütte zurück..

Fromm und tugendhaft war Anna von Kindheit an. Ihre jetzige Lage nährte mit Allkraft die heilige Schwärmerey in ihrem Busen, die schon von jeher darin einheimisch war. Sie faßte den, für eine junge schöne Dirne fast unglaublichen Entschluß, sich der Einsamkeit zu weihen, und als Eremit ihre Tage zu verleben. Bald, dachte sie bey sich selbst, wird ohnehin wohl der Tod mit sanftem Fittig mich von dannen tragen, und mir das Glück gewähren, frühzeitig eine bessere Welt zu genießen. Auch ward ihr Entschluß That, und die ewige Gottheit schien selbst ihn zu begünstigen. Die Frömmigkeit des Einsiedlers ward mit Wunderkraft belohnt. Er heilte Kranke, brachte verirrte Sünder auf die Bahn der Tugend zurück, rettete Arme vom Hungertode, und brachte die Gerechtsame gedrückter leidender Unschuld an den Tag. Weit und breit sprach man von der Wunderthätigkeit des jungen Eremiten. Aus allen Gegenden strömte Alt und Jung herbey, seinen Segen zu empfangen, oder seinen Bey-

ſtand zu ſuchen. Mit einer beyſpielloſen Uneigennützigkeit that er alles unentgeltlich, und nahm nichts von ſeinen Geretteten, als einige Mundbedürfniſſe, oder Sträußer und Kränze von friſchen Blumen, womit ſtets alle Wände ſeiner kleinen Hütte reichlich behangen waren. So lebt' er faſt zwey Jahre, unentdeckt und zufrieden im Dunkel des Waldes.

Einſt, als Anna hinter ihrer Hütte in der dichten Laube, wo ſie die Ueberreſte ihres Vorgängers gefunden hatte, auf ihren Knieen lag und betete, da ward es auf einmal hell um ſie her. Der Strahlenglanz eines höhern Lichts, das ſterbliche Augen nicht faſſen können, verbreitete ſich um ſie her, und drängte ihren emporſtrebenden Blick zur Erde herab. Dann ſäuſelte es lieblich im Walde, und ein ätheriſches Flüſtern drang in ihr horchendes Ohr. Es war, als bewegt' ein leiſer Abendwind die Blätter ihrer Laube. Dem Geflüſter folgte eine melodiſche Stimme, die Annen bey ihrem Nahmen rief. Sie blickte empor. Aber der glänzende Schimmer des heiligen Lichts zwang ſie, das Auge wieder zu ſchließen. Doch hatte ſie mit einem Blick alles geſehen, was ſie ſehn ſollte, die Dunſtgeſtalt eines menſchenähnlichen Weſens, das dicht vor ihr ſtand. Ein langer ehrwürdiger Bart floß dem Manne von den

Wangen herab. Sein Gewand war violett, Silberstoff die Bekleidung seiner Schultern; an seinen Hüften hiengen zwey goldne Schlüssel, und auf seinem Haupte stand das Trugbild einer dreyfachen Krone. „Fürchte dich nicht," sprach mit tiefem Flötenton der himmlisch-lächelnde Greis, „ich bin Cölestin, einst der erste unter den Fürsten der Kirche, aber auch der treue Nachfolger des göttlichen Gesandten, den du anbetest, und seiner geringsten Diener einer. Ich starb in Jammer und Elend, um einst süßern Lohn zu erndten in den freundlichen Gefilden des Himmels. Mir hat der Hochgelobte das Vermögen gegeben, was so Wenigen zu Theil wird, oft in täuschender Menschengestalt auf Erden zu wandeln, um Tugend zu belohnen, und Laster zu strafen. Siehe, deine Stund' ist gekommen, deiner Vollendung dich näher zu bringen. Der Ewige hat dein Flehen erhört, und bald wirst du aus dieser frommen Hütte versetzt werden in die unvergänglichen Hütten des Friedens, wo nur selige, vollendete Geister wohnen. Forsche nicht, wie das zugehn soll. Gürte deine Lenden, nimm deinen Stab, und walle zurück auf Ovbin. Suche Schutz bey dem Ersten meiner daselbst hausenden Söhne, die, getreu meinen Vorschriften, dort ein heiliges Leben führen. Dort wird dir geschehn, wie du gebeten hast. Eine hohe Be-

stimmung harret dein. Rüste dich mit Muth und Standhaftigkeit, die blutige Krone zu erringen.

Er schwieg, und berührte die Bebende mit seinen Schlüsseln. Dann verschwand er, und mit ihm das blendende Licht, das ihn umfloß, mit ihm das sanfte Geisterspiel im Walde, und die Wohlgerüche, welche die ganze Laube erfüllten. Begeistert war Anna. Muth und Entschlossenheit kam in ihr Herz. So schwer es ihr ward, ihre geliebte Hütte zu verlassen, so gehorchte sie doch dem Befehle des Heiligen. Auch grübelte sie nicht nach über den Sinn seiner seltsamen Worte. Freudige Hoffnung bannte alle furchtsame Ahndungen aus ihrer Seele. Nur noch eine Nacht ruhte sie in ihrer bemoosten Hütte. Und als der kommende Tag die Stämme der sie umgebenden alten Buchen und Tannen sichtbar machte, verließ sie mit freudigem Muthe, den Wanderstab in der Hand, ihren friedlichen Aufenthalt. Wo sie auch hinkam, beugte man sich mit Ehrfurcht vor ihr. Ein heiliges Licht schien aus ihren Augen zu strahlen. Man schätzte sich glücklich, wenn sie ein Allmosen annahm; aber sie nahm jedes nur, um es sofort wieder an Dürftige auszutheilen. Klein waren die Bedürfnisse ihres Mundes, denn stets war sie gewohnt, mäßig und einfach zu leben.

Nach drey Tagen kam sie in Oybins romantische Thäler. Sie stieg den Berg hinan. Man öffnete ihr alle Pforten. Oben begehrte sie mich allein zu sprechen. Als Pilger fand sie leicht Eingang in meine Zelle. Hier entdeckte sie mir ihr ganzes Geheimniß, ihre Verkleidung, ihre Flucht aus diesen Gegenden, ihr Einsiedlerleben und die Erscheinung Cölestins. Leicht fand ihr redliches, von himmlischem Glanze gleichsam umstrahltes, Angesicht bey mir Glauben. Ich war innig gerührt, und versprach ihr Schutz. Mir dünkt' es Pflicht, sie ihrem Vater zurück zu geben. Aber sie fand dies gefahrvoll. Ich übergab sie daher der Gattin eines Klosterbeamten, einer tugendhaften Frau, wodurch sie unterm nahen Schutze des Klosters blieb, und fähiger war, in stiller Abgeschiedenheit ihr frommes Leben fortzuführen. Sie nahm wieder weibliche Kleidung. Ihr alter noch lebender Vater besuchte sie oft, und war entzückt über ihre Frömmigkeit. Oft zwar beunruhigten ihn die Worte des ihr erschienenen Heiligen von Erringung der blutigen Krone. Aber die Zeit verdrängte nach und nach seine Furcht. In der ganzen Gegend ward Annens Rückkehr bekannt. Jedermann wünschte die Auserwählte zu sehn, aber nur wenige sahn sie. Nur selten ging sie mit ihrer gutmüthigen Hausgenossin auf eins der nahen

Gebirge, um da, dem Himmel näher, mit heißerer Inbrunst zu beten, oder die Pracht der Natur in einer weiten Aussicht zu genießen. So verflossen ganze Monate in stiller Ruhe.

Auch Walther von Kommotau hatte Annens Rückkehr erfahren. Noch war er unbeweibt, Noch lebte die geliebte Dirne in seinem Busen. Ihm dünkt' es jetzt unmöglicher, als je, ohne sie zu leben, da er sie wieder in seiner Nähe wußte. Der Ruf ihrer Frömmigkeit ließ ihm weniger, als je, zu hoffen übrig. Zwar war es jetzt sein wankender Entschluß, ihr seine Hand zu geben, im Fall sie anders nicht zu gewinnen wäre. Aber da er voraus sah, daß sie auch selbst diese auf dem geraden Wege ausschlagen würde, so entwarf er noch einmal schwarze Pläne zu ihrer Entführung. Daß sie zuweilen mit ihrer Wirthin, besonders in den Stunden des frühen Morgens, lustwandelte, war ihm nicht unbekannt, und darauf gründete er seinen Plan.

Sieben Morgen hatte Walther vergebens auf die süße Beute gelauert, und mit gesattelten Rossen in der Gegend des Gebirges sich verborgen, wo Anna am öftersten hin zu kommen pflegte. Am achten erschien sie ohne Begleitung, allein. Wie froh klopfte das Herz des Räubers! Aber er wußte nicht, daß

sie einige Tage vorher mit ihrem Vater Abrede genommen hatte, sich hier zu treffen. Walther zauderte nicht lange. Er brach aus seinem Hinterhalt hervor, stürzte auf Annen zu, umschlang sie, und wollte sie von dannen tragen. Sie schrie, daß es in den Felsen schauerlich wiedertönte. In dem Augenblick kam der Alte an. Er überschaute plötzlich das ganze Bosheitsgewebe. Jugendfeuer kam in seine Adern. Er entriß dem jungen Mann die Beute, und kämpfte mit ihm. Anna stand wie versteinert, obschon der Vater ihr immer zurief, sich durch die Flucht zu retten. Fast erlag Walther. Aber auf seinen Ruf eilten zwey seiner Knechte herbey, die sich im Walde verborgen hatten. Der Jäger sah nun nichts als Fesseln für sich und seine Tochter, nichts als ihre zertrümmerte Unschuld voraus. Er ließ Walthern, riß ein blankes Waidmesser aus der Scheide, und stach es seiner Tochter ins Herz. Mit einem dankenden, lächelnden Blick stürzte sie zu des Vaters Füßen, und starb. Cöleſtins Weissagung war erfüllt. Sie hatte die Märtyrerkrone errungen.

Zagen ergriff die Räuber. Sie flohen. Aber der Alte ging entschlossen von dem Leichnam seiner Tochter hinweg, und kam zu mir, seinen begangnen Mord selbst anzuzeigen. Noch seh' ich ihn in seiner Seelengröße vor mir

ſtehen, ſtolz auf ſeine That, und bittend um die Gerechtigkeit der Geſetze, die ſeinen Geiſt auf ewig wieder mit ſeinem Kinde vereinigen ſollte. Ich ſah allerdings ſein Verbrechen nicht als ſolches an, hielt es vielmehr für eine unerforſchliche Schickung des Himmels, und hätte gern ſein Leben gerettet. Aber wie war das in jenen Zeiten möglich? Auch wollt' er es ſelbſt nicht. Und ſo blieb mir nichts übrig, als ihn verhaften zu laſſen, und dem weltlichen Gericht auszuliefern.

Auch that dies, was es thun mußte. Es macht' ihm förmlich den Prozeß. Die Kriminalrichter nahmen auf die Beweggründe ſeiner Handlung keine Rückſicht, welches freylich nur die Gottheit, ohne Gefahr vor Irrthum, thun kann, und ihr Urtheil erkannte ihm das Schwerdt zu. Mit wahrer Geiſtesheiterkeit hört' er es im Kerker an. Mit Ruhe und Freude bereitete er ſich zu ſeinem Tode. Der Gang zum Blutgerüſt dünkt' ihm ein Geſchäftsgang in ſeinen Wald, und der graue Waidmann empfing den tödtlichen Streich ohne Zucken. Er ward nach vollbrachtem Blutgerichte, bey dem Millionen Thränen floſſen, in einen Sarg gelegt, und an eine Kirchhofsmauer begraben.

Walther von Kommotau beſaß Weltklugheit genug, ſich keiner Unterſuchung Preiß zu geben.

Er war mit seinen besten Schätzen entwichen, und man hörte nimmer etwas von ihm hienieden. Seine Güter wurden von der Krone Böhmen eingezogen. Ihn selbst hat die Vorsehung als einen reuigen Sünder begnadigt, und sein Geist lebt in den Gefilden der bessern Seelen, lauter und rein von irdischen Flecken, selbst von Annen geliebt, doch noch nicht ihres Umgangs gewürdigt.

Sobald ich den Vorgang im Walde erfuhr, und des alten Jägers Verhaftung angeordnet hatte, begab ich mich in Begleitung meines ganzen Konvents und des Gerichtsverwalters unsers Stifts hinaus auf den Platz, wo das Opfer gefallen war. Noch lag der bleiche Leichnam, auch in dieser Verfassung voll Würde und Liebreitz, himmlisch, lächelnd in seinem Blute. Verzeihung und selige Hoffnung sprach aus ihren Gesichtszügen. Sie ward auf einen Wagen gelegt, und herein gebracht. Nach einigen Tagen ließ ich sie mit frommen Feierlichkeiten auf Oybin zur Erde bestatten. Es wurden von jetzt an viel Seelenämter für sie gehalten. Jeder prieß sich glücklich, der ihren Sarg berühren, oder, nach ihrer Einsenkung an ihrem Grabe knien konnte. Man trug sich mit vielen Sagen von der Wunderkraft ihres Leichnams, an Kranken bewiesen, welches aber

ungegründet war. Doch, dies einzige Wunder, daß ſie alljährig, die Nacht nach ihrem Sterbetage, einige Minuten auflebt, und daß ſie, ſo wenig als ihre Bekleidung und ihr Sarg, nimmer verweſt, iſt wirklich gegründet. Was du ſelbſt ſahſt, Jüngling, iſt Wahrheit, und kein Blendwerk. Denn als das erſte Jahr ſeit ihrem Tode vollendet war, da regte ſichs in ihrem Grabe. Ich ließ es öffnen, die Todte richtete ſich auf, zeigte auf ihre Wunde, die noch blutete, ſah erſt traurig, dann freudig gen Himmel, und ſank dann wieder zurück. Dies geſchah auch im folgenden Jahre. Ich hielt es nun für Pflicht, ihr Todtenfeſt zu feyern, und durch Vorbitten ihrem Geiſte früher die höchſte Vollkommenheit zu verſchaffen. Sie ſprach zuweilen einige Worte, und beſonders verkündete ſie es uns, wenn dem Kloſter ein Unglück bevorſtand. Ihre Todtenfeyer ward auch nach meinem Tode fortgeſetzt. Ja, als unſer hieſiges Stift zertrennt wurde, und aus einander ging, ſo blieb dennoch Annens Todtenfeyer ein angelegentliches Geſchäft für die abgeſchiednen Ordensbrüder. Denn ſie hatt' uns alle durch ihr Beyſpiel von Schwachheiten zurückgehalten, und unſre Geiſter bey der Vollendung in die Wohnungen der Seligen geleitet. Dankbar ehren wir noch jetzt ihr Andenken, und ſuchen ihr alljähriges Aufleben — noch

das einzige Hinderniß ihrer vollkommnen Seligkeit — durch Gebet und Opfer abzuwenden. Bald wird sie nun gereinigt seyn von den so fest anhängenden Schlacken der Erde, ihr Geist die höchsten Freuden des Himmels genießen, und ihr Leichnam ruhig bis zum Tage der großen Erndte in ihrem Grabe schlummern.

Kaum hatte der Prior geendet, als ein leises Morgenlüftchen wehte, das ihn von dannen rief. Er verschwand. Schaurig war's dem Jünglinge. Noch in der Morgendämmerung trabt' er den Berg hinab. Ihn freut' es, wieder die Hütten der Thalbewohner zu sehn, denn wer lebt denn nicht lieber unter Menschen, als unter Geistern? Tief blieb in seiner Seele der schaurige Vorgang. Sein Gesicht war bleich, alle seine Muskeln bebten. Er fand unten im Thale schon einige fleißige Arbeiter, die ihn anstarrten, ruhte in einer der ländlichen Hütten, und kehrte am folgenden Tage, in tausend ernste Betrachtungen gehüllt, nach seiner Heimath zurück.